BIBLIOTHECA CASIMIRIANA

4346
XVI, 3.

J. M: Stock. fec. Nor.

Allgemeine
Geſchichte
derer
bekannten Staaten
von ihrem
Urſprunge an bis auf die neuern
Zeiten
aus ſichern Schriften verfaßt.
Erſter Theil,
welcher
den Anfang der Geſchichte von England
enthält.

Mit Königl. Pohln. und Churfürſtl. Sächſ. allergn. Privilegio.

Heilbronn,
bey Franz Joſeph Eckebrecht.
1760.

Cs A 3756

Bibliotheca
Casimiriana

Vorbericht.

Man hat bereits im Junius des vorigen Jahres eine Nachricht bekannt gemacht, darinne die Abſicht und Einrichtung des Werkes, davon hier der erſte Theil ans Licht tritt, umſtändlich angezeiget worden. Da aber dergleichen Bogen nicht ſo vielen Leſern zu Geſichte kommen, als wir wünſchen; ſo wollen wir das Vornehmſte daraus wiederholen, und von einigen Umſtänden Rechenſchaft geben, welche diejenigen billig von uns fordern können, die unſer Vorhaben durch ihre geneigte Vorauszahlung zu befördern geſucht haben.

Die **Geſchichtwiſſenſchaft** oder **Hiſtorie** anzupreiſen, und die Menſchen zur Befliſ-

ſenheit in dieſer Erkenntniß aufzumuntern, iſt wohl niemals weniger nöthig geweſen, als in unſern Tagen. So deutlich man ſchon in den älteſten Zeiten die Nutzbarkeit und Unentbehrlichkeit der Geſchichtkunde eingeſehen, ſo vollkommen iſt man noch itzo überzeugt, daß die Erkenntniß der Geſchichte einen unläugbaren Nutzen über alle menſchliche Stände ausbreite. Und wird es allemal zweifelhaft bleiben, ob die Erlernung der Weltgeſchichte mehr durch die daher entſtehende Vortheile, oder durch das ſüße Vergnügen, das mit dieſen Bemühungen ſelbſt verbunden iſt, belohnt werde. Der ungemeine und anhaltende Eifer, mit dem man in dem verfloſſenen, und noch mehr in dem gegenwärtigen Jahrhunderte an der Aufklärung der Geſchichte aller Zeiten und beträchtlicher Völker gearbeitet hat, iſt ein großer Beweis, daß man den großen Nutzen, den eine gründliche Kenntniß der Geſchichte verſchaffet, immer lebhafter erkenne.

Allein, ſo anmuthig und fruchtbar auch das Feld der Hiſtorie ſeyn mag: ſo ungeheuer groß und

und faſt unüberſehlich iſt deſſelben Umfang. Wir haben freylich allgemeine oder ſogenannte Univerſalhiſtorien. Aber wo iſt eines unter dieſen Büchern, welches auch nur der bekannteſten Völker Geſchichte berührte? Oder wie viele ſind unter den Menſchen, deren unerſättliche Wißbegierde durch dergleichen kurze Begriffe der Geſchichte befriediget werden könnte? Wie mager müſſen nicht ſolche allgemeine Geſchichterzählungen ſeyn? Aber ſie ſollen es auch ſeyn, wenn es nur darum zu thun iſt, daß man den Leſern die erſten Züge, oder einen Grundriß von der Geſchichte überhaupt vorlege. Dieſe Compendia alſo, wenn ſie ſonſt die erforderlichen Eigenſchaften haben, bleiben allemal alles Lobes werth. Weil aber, wie gedacht, die allerwenigſten (von Gelehrten iſt ohnehin gar die Frage nicht,) ſich an einer ſo kurzen und oft unterbrochenen Erzählung der Weltbegebenheiten ſättigen können; auch aus vielerley andern Urſachen eine ſorgfältige, gründliche, umſtändliche und zuſammenhangende Erzählung der Geſchichte dieſes und jenes Volks

 nöthig

nöthig ſchiene: ſo haben ſowohl in den älteſten als neueſten Zeiten viele würdige Männer die merkwürdigen Begebenheiten einzelner Völker mit großer Sorgfalt aufgeſucht, und von denſelben eine weitläuftige und ununterbrochene, bisweilen praktiſche Beſchreibung geliefert. Und aus dieſer Bemühung ſind jene große Werke erwachſen, in denen die Hiſtorie einzelner Reiche von ihrem Urſprunge an umſtändlich und an einander hangend vorgetragen wird.

Dieſe großen Geſchichtbücher nun werden ihren Werth (ich ſetze ihre innerliche Güte voraus,) zu allen Zeiten behalten, und das rühmliche Angedenken ihrer Verfaſſer verewigen. Allein, wer hat wohl ſo viel Muße, oder ſo viel Geduld, daß er dergleichen meiſtens ungeheure Bücher nur zum Theil durchleſen könnte? Oder, wie viele finden ihrem Beruf und Lebensart gemäß, ſich in ſo weitläuftigen Erzählungen zu zerſtreuen? Wie viel für die meiſten Leſer entbehrliches oder auch wirklich überflüßiges iſt nicht hin und wieder in dieſen

Schrif-

Schriften anzutreffen? Und was ſoll man erſt von dem koſtbaren Aufwande ſagen, den die Anſchaffung ſo anſehnlicher Werke erfordert? Wie viele ſind wohl unter den Gelehrten oder andern Liebhabern der Geſchichtkunde, deren Vermögensumſtände verſtatteten, eine Summe von vierhundert Gulden und mehr, bloß zur Erkaufung beſonderer hiſtoriſcher Werke zu verwenden?

Und gleichwohl giebt es bekanntlich, auch außer denen, die man Gelehrte nennet, eine große Anzahl Menſchen, die in der Erzählung der denkwürdigen Weltbegebenheiten ein ſonderbares Vergnügen finden; die aber nicht bloß mit einer ſehr abgekürzten, unvollſtändigen und magern Beſchreibung der Geſchichte zufrieden ſind, ſondern hievon etwas umſtändlicheres und vollkommneres zu leſen wünſchen, dabey aber doch auch zur Anſchaffung und Durchleſung der hiſtoriſchen Hauptbücher weder Geld noch Zeit haben. Dieſen Leuten nun ſowohl, als denen Gelehrten, iſt durch die bekannten und üblichen hiſtoriſchen Bücher

wenig zu ihrer Abſicht gedient worden: und man wird geſtehen müſſen, daß es uns an einem hiſtoriſchen Werke, welches zwiſchen der Weitläuftigkeit der großen Hauptbücher und der unangenehmen Kürze der gewöhnlichen Compendien das Mittel glücklich behalten hätte, noch itzo fehle. Hübners Hiſtorie ſcheinet zwar in dieſer Abſicht geſchrieben zu ſeyn. Es iſt bekannt genug, wie viele Leſer dieſes Buch gefunden habe. Man muß auch geſtehen, daß dieſe Arbeit allerdings ihr Lob verdiene. Allein, wer weis nicht auch im Gegentheile, wie manches von Kennern dergleichen Arbeiten an dieſem Buche mit Recht getadelt worden ſey? Die Einrichtung, durch Frage und Antwort die Geſchichterzählungen jemanden ins Gedächtniß zu bringen, (dergleichen man in Hübners Hiſtorie findet,) hat ihren unläugbaren Nutzen bey einem mündlichen Vortrage, oder vielmehr bey der Wiederholung einer ſchon geleſenen Hiſtorie. Hingegen iſt ſie, wie man mit Grunde urtheilet, unnütze, ja unbequem, für diejenigen, welche, nachdem ſie

von den Weltbegebenheiten ſchon eine allgemeine Kenntniß gefaßt haben, die Geſchichte der bekannteſten Staaten auch ins beſondere durch eine etwas ausführliche, aber dabey richtige und zuſammenhangende Erzählung ſich bekannt machen wollen. Dieſen Leuten iſt eine durch Fragen unterbrochene Geſchichtbeſchreibung unangenehm, ja, wenn die Fragen, wie es oft geſchiehet, ungeſchickt eingerichtet ſind, wohl gar ekelhaft. Ferner iſt es wohl keinem vernünftigen Liebhaber der Geſchichtkunde gleichgültig, aus welchen Quellen die Erzählungen, die er lieſet, geſchöpft ſeyn. Vielmehr verlanget jeder verſichert zu ſeyn, daß die vorgetragenen Begebenheiten ihre Gewißheit und Zuverläßigkeit haben, und alſo aus untrüglichen Urkunden unverfälſcht hergenommen ſeyn. Zu dieſem Ende begehret er die Aufſtellung oder Anführung der Zeugen, auf deren Ausſage die Erzählung ſich gründet. Auch dieſes nöthige Stück eines Geſchichtbuchs vermiſſet man im Hübner. Denn weil er die Bücher, aus denen er ſeine Erzählungen

genommen hat, nicht nennet, ſo iſt der Leſer immer in der Beſorgniß, es möchte die Erzählung nicht ungezweifelt ſeyn, weil man nicht weis, wie glaubwürdig der Zeuge iſt, auf deſſen Treue etwas erzählt wird.

Wir haben alſo, wie oben geſagt worden, noch zur Zeit kein Geſchichtbuch, welches 1) in Anſehung ſeines Umfangs weit genug wäre, d. i. die Geſchichte keines derer Völker unberührt ließe, an deren Erkenntniß uns etwas gelegen ſeyn kann; 2) weder allzukurz noch zu weitläufig wäre, ſondern die Begebenheiten ſo erzählte, daß nicht nur das Weſentliche jedweder Geſchichte vorgetragen, ſondern auch die beſondern Umſtände derſelben mit berührt würden, die zum vollſtändigern Begriffe einer geſchehenen Sache unentbehrlich ſcheinen; welches Mittel zu treffen, gewiß ein reifes Urtheil und Ueberlegung erfordert; 3) die Geſchichte jedes Volks in einer ungetrennten Verbindung oder fortgehenden Zuſammenhang beſchriebe; 4) die Schriften und Urkunden anzeigte, aus denen die Geſchicht-

ſchichterzählung genommen iſt, und alſo die Zuverläßigkeit und Glaubwürdigkeit der Nachrichten gewähre; 5) in dieſem allen ſich einer anſtändigen Schreibart und eines ſolchen Vortrags bediente, der den Leſer weder durch ſeine Kürze, Undeutlichkeit, Schwulſt und Verwirrung beſchweren, noch auch durch ſeine Trockenheit und Niedrigkeit demſelben die Durchleſung unangenehm machen kann.

Wir machen hiermit den Anfang, denen Liebhabern der Geſchichte ein ſolches hiſtoriſches Werk in die Hände zu liefern. Kennern von dergleichen Arbeiten kommt es zu, ein Urtheil zu fällen, ob wir in dieſem erſten Theile die Geſetze beobachtet, die wir uns vorgeſchrieben haben. Wenigſtens ſind wir bemüht geweſen, dieſelbe nicht aus dem Geſichte zu verlieren, und eine gute Aufnahme deſſelben wird uns zu einer neuen Ermunterung dienen, ihnen auch in der Fortſetzung mit aller Befliſſenheit zu folgen.

Man hat zwar geglaubt, den erſten Theil ſchon an der letzten Neujahrsmeſſe liefern zu

kön-

können. Allein die unruhigen Zeiten, in denen wir leben, werden uns bey billigen Leſern zur Entſchuldigung dienen, daß wir unſer Verſprechen nicht erfüllet haben. Die gedruckte Nachricht wurde hie und da aufgehalten, und die Antworten blieben von vielen Orten her länger aus, als man vermuthet. Dies gab denn der Sache einen kurzen Aufſchub, den man uns aber leichter verzeihen wird, als daß wir die verſprochene Bogenzahl nicht vollgemacht haben. Und dennoch ſchmeicheln wir uns, deswegen noch mehr eine gütige Nachſicht zu verdienen, wenn wir die Urſache des kleinen Abgangs mit wenigen berühren. Dieſes Buch wird in Sachſen gedruckt; und ein Theil von denen geſchriebenen Bogen hatte das unglückliche Schickſal, verlohren zu gehen, da gegen das Ende des Februars die Poſt zwiſchen Halle in Schwaben und Wailsheim beraubet worden. Dieſes ſetzte den Verfaſſer in die unangenehme Nothwendigkeit, diejenige Zeit den verlohrnen Stücken zu widmen, welche er auf das Ende des erſten Theils zu verwenden gedachte.

dachte. Dem Verleger war aber daran gelegen, ſein Verſprechen nicht bis auf die Michaelismeſſe ausgeſetzt ſeyn zu laſſen, weil ihn eine ſo lange Verzögerung leichte in einen übeln Verdacht hätte ziehen können. Der Zufall, vor den niemand ſtehen kann, iſt alſo die Urſache, daß an denen drey Alphabeten, aus welchen der erſte Theil beſtehen ſollte, einige Bogen fehlen. Der nächſte Theil wird diejenigen, welche voraus bezahlet haben, ſchadlos halten.

Uebrigens dienet denen Liebhabern der Geſchichte zur Nachricht, daß ſie noch in allen Buchhandlungen Deutſchlands mit 18 Gr. oder 1 fl. 8 Kr. auf die folgenden Theile, ſich die Vortheile derer verſchaffen können, welche durch ihren Vorſchuß ein ſo gemeinnützige Werk befördern helfen. Außerdem kann der Theil nicht anders, als um 1 Rthlr. 4 Gr. oder 1 fl. 45 Kr. erlaſſen werden. Weil aber manche die Geſchichte eines Staats vor dem andern zu beſitzen wünſchen; ſo ſtellet man es einem jeden frey, in die Vorauszahlung einzutre-

ten,

ten, und wieder aufzuhören, wenn es ihm gefällig iſt. Wir empfehlen unſere Leſer dem Schutze des Allmächtigen, deſſen Hand ſich bey der Regierung der Welt, und bey denen allgemeinen und beſondern Begebenheiten und Veränderungen der Reiche und Staaten ſo offenbar zeiget, und verſprechen uns, daß, wenn ſie dieſen erſten Theil nicht ohne Vergnügen und Nutzen gebrauchet, ſie uns auch bey der Fortſetzung dieſes Werks ihren Beyfall nicht verſagen werden.

Heilbronn am Neckar,
im April 1760.

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Man irret wohl nicht, wenn man ſaget, daß Großbritannien die größte, ſchönſte und anſehnlichſte Inſel in Europa ſey. Die Mäßigung der Luft, die Menge der Einwohner, und der Ueberfluß an allen Dingen, die zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens gehören, geben dieſem Lande einen Vorzug vor vielen andern. Und das wenige, ſo demſelben abgehet, wird durch die Handlung leichtlich erſetzt.

Da das Großbritanniſche Reich in den neuern Zeiten zu einer ſolchen Macht gelangt iſt, daß man daſſelbe für einen Entſcheider des Schickſals von Europa anſehen kann; ſo ſind ohne Zweifel viele begierig zu erfahren, durch welche Mittel dieſes Reich die Größe und Stärke erreicht hat, die daſſelbe allen Welttheilen ſo anſehnlich und theils furchtbar machen.

Unter dem Namen Großbritannien begreifet man bekanntlich England und Schottland mit-

einander. Man fänget aber in der Geſchichtbeſchreibung Großbritanniens mit Recht von England, als dem anſehnlichſten Theil, an; worauf die Schottländiſche Geſchichterzählung folgen wird: wiewohl die Hiſtorie beyder Reiche durch einige Zeiten ſo genau untereinander verknüpft iſt, daß keine von beyden geſchrieben werden kann, ohne die andre zugleich öfters mit zu berühren.

Es wird aber nicht undienlich ſeyn, ehe die Geſchichten von England beſchrieben werden, vorher einige Nachricht von der ganzen Inſel, von dem Urſprung ihrer Einwohner, ihren Sitten, Gebräuchen, Regierungsart und Religion zu geben.

Julius Cäſar machte die Inſel Albion oder Britannien den Römern zuerſt bekannt. Er beſtimmte auch ſo gar die Größe dieſes Landes ziemlich genau. Nach einer richtigern Ausmäſſung aber mag der Umfang der ganzen Inſel wohl 150 deutſche Meilen betragen.

Der Urſprung des Namens Albion iſt ſo ungewiß, daß es beſſer iſt, davon gar nichts anzuführen, als dem Leſer mit ungegründeten Muthmaßungen beſchwerlich zu fallen.

Nicht viel anders iſt es mit dem Namen Britannien beſchaffen. Unter viererley Meynungen von dem Urſprunge dieſes Namens, verdienen nur zwo genennt zu werden. Die eine davon, welche auch von den meiſten gebilliget wird, leitet dieſe Benennung von dem Worte Brith her, welches in der brittiſchen Sprache das bekannte

kannte Kraut Waid bedeutet; mit welchem die alten Britten ihren Leib blau zu färben pflegten. Die andre Muthmaßung iſt des gelehrten Bochart, welcher meynet, die Phönicier hätten in der Inſel Albion Zinn gekauft, und ſie deswegen Baratanact, d. i. das Land des Zinns, genennt; und aus dieſem Baratanact ſey von den Römern das Wort Britannia gemacht worden. Jedoch man überläſſet billig jedem Leſer die Freyheit, ob er eine von dieſen Muthmaßungen als gegründet annehmen, oder lieber nebſt uns glauben wolle, daß man von dem Urſprunge der Namen mancher Länder auch deswegen nichts zuverläßiges angeben könne, weil oft ein unbeträchtlicher und nur wenigen bekannter Umſtand oder Zufall veranlaſſet hat, daß man einem Lande dieſen oder jenen Namen beylegte.

Von dem Urſprunge der Einwohner der Inſel Albion läſſet ſich ebenfalls nichts gewiſſes ſagen. Was Gottfried von Monmouth, ein Mönch des zwölften Jahrhunderts, in ſeiner Engliſchen Hiſtorie von dieſer Sache meldet, iſt freylich ganz ungegründet. Weil aber doch ſeine Erzählung faſt von allen brittiſchen Geſchichtſchreibern berührt wird; ſo ſoll ſie auch hier kürzlich angeführet werden. Sie iſt dieſes Innhalts: Brutus, ein Sohn des Sylvius, und Enkel des Aeneas, erſchoß ſeinen Vetter, da er ein Wild erlegen wollte. Weil er nach dieſem Zufall nicht länger in Italien bleiben wollte, ſo gieng er in Griechenland; von dannen er mit

einem Haufen Trojaner, die nach der Zerſtö⸗ rung Troja ſich daſelbſt geſammlet hatten, zu Schiffe gieng; und nach langem Herumirren in dem mittelländiſchen Meer endlich auf Geheiß eines Orakels in der Inſel Albion landete. Daſelbſt wohnten zu ſelbiger Zeit Rieſen von dem Geſchlechte des Cham, deren König Gog Magog war. Brutus rottete mit ſeinem we⸗ nigen Volke dieſe Rieſen aus, und behauptete die⸗ ſes Land, welches er, vermuthlich nach ſeinem Namen, Britannien nennte. Vor ſeinem To⸗ de theilte er die ganze Inſel Albion unter ſeine drey Söhne: Locrin oder Lögrin bekam faſt alles, was itzt England heißet; und welches man von ihm Lögrien nannte: Das Land Wallis erhielt Camber; und von ihm bekam es den Namen Cambrien: Albanact, dem drit⸗ ten Sohn, wurde das heutige Schottland an⸗ gewieſen; der ihm den Namen Albanien gab.

So wenig Glauben dieſe Erzählung verdie⸗ net; ſo wenig ſind doch wir und andre im Stan⸗ de etwas gewiſſers anzugeben. Doch mag viel⸗ leicht das, was wir itzt ſagen wollen, für ziem⸗ lich wahrſcheinlich gehalten werden.

Großbritannien iſt, wie man durchgän⸗ gig dafür hält, von den Celten oder Galliern, Abkömmlingen des Gomer, eines Sohns des Japhet, bevölkert worden. Dieſes wird wahr⸗ ſcheinlich, theils durch den Namen Cumri, den die Einwohner des Landes Wallis ſich noch in ihrer Sprache beylegen; theils, weil man mit

Grunde

Grunde vermuthet, es werden die Gallier, wie in mehrere Länder Europens, alſo auch in Großbritannien, Pflanzvölker geſchickt haben; theils, weil man unter den Galliern und Britten, in Anſehung der Religion, eine große Uebereinſtimmung wahrnimmt.

Von den Sitten, Gebräuchen, Religion und Regierungsart der alten Britten iſt uns aus dem Cäſar und andern an jedem Ort anzuzeigenden Schriftſtellern folgendes bekannt.

Die Britten waren groß und wohl gebildet, und hatten rothe Haare. Sie waren ſo dauerhaft, daß ihrer viele, wie Plutarch meldet, 120 Jahr erlebten; welches hohe Alter vermuthlich auch von ihrer Mäßigkeit hergekommen iſt. Kleider trugen ſie nicht: nur die Einwohner der mittägigen Küſte bedeckten ſich mit Häuten. In ihre Haut ſchnitten ſie Figuren von Blumen, Bäumen und Thieren, in welche ſie den Saft des obgedachten Krautes Waid fließen ließen, und ihnen dadurch eine blaue Farbe gaben. Ihre Wohnung hatten ſie in Hütten, die ſie mit Häuten, Aeſten oder Raſen bedeckten: und ihre Nahrung war Milch und Wildpret. Zahmes Geflügel, als Gänſe und Hüner, zu eſſen war ihnen verbothen (*). Der Fiſche enthielten ſie ſich ebenfalls. Ihre Städte, oder vielmehr Dörfer, waren ein unordentlicher Haufen von einander abgeſonderter Hütten, die ſie gemeiniglich in einem ausgehauenen Gehölze aufrichteten.

(*) *Caeſ.* B. G. 5. B.

In Anſehung der Seelenkräfte kann man von den Britten, nach dem Zeugniß des Tacitus, ſagen, daß ſie einen eben ſo durchdringenden Verſtand, als die benachbarten Gallier gehabt. Und Diodor aus Sicilien ziehet ſie, in Abſicht auf ihre unſchuldige Sitten, den Römern vor. Doch hatten ſie einen Gebrauch eingeführt, der, wenigſtens nach dem Urtheil geſitteter Völker, höchſt verwerflich war, und darinn beſtund, daß etliche Familien ſich zuſammen in eine Wohnung begaben, wo die Weiber unter einander, auch ſelbſt unter den Brüdern, gemein waren. Die Tapferkeit der Britten wird von Cäſar (*) gelobt. Was er aber von ihrer beſondern Art zu ſtreiten erzählet, das läſſet ſich ſehr ſchwer begreifen.

Die Handlung wurde von den Britten nicht ſonderlich getrieben, obgleich die Lage des Landes dazu ſehr bequem war. Außer dem Handel alſo, den ſie etwan an den galliſchen Küſten gehabt, war ihr ſtärkſtes Gewerbe mit den Phöniciern, welche, nachdem ihnen dieſe Inſel bekannt worden, jährlich viel Zinn daher holten, und wieder anderweit verhandelten.

Von der Religion der Britten iſt uns nicht viel bekannt worden. So viel aber weis man, daß ſie faſt eben die Gottheiten gehabt, als die Gallier. Beyde Völker verehrten den Dis und Samothes. Beſonders aber ehrten die Britten die Andate, die Göttinn des Sieges, der

(*) 4. B.

der ſie auch ihre Kriegsgefangenen opferten. Die Druiden waren bey den Britten ſowohl, als bey den Galliern, diejenigen Perſonen, denen die Beſorgung des Gottesdienſtes aufgetragen war. Dieſe Leute ſtunden unter ihrem Volk in der größten Hochachtung: und es geſchah auch in Staatsangelegenheiten nicht leicht etwas, ohne ihre Einwilligung. Unter dem Vorwande der Religion miſchten ſie ſich nicht nur in Regierungsgeſchäffte, ſondern auch in die Angelegenheiten der Privatperſonen. Das Haupt der Druiden war eine ſo angeſehene Perſon, daß man ſich mit dem größten Eifer um dieſe Stelle bewarb, ſo, daß es bey der Wahl nicht ſelten zu den Waffen kam. Uebrigens ſoll der Name Druiden vom celtiſchen Wort Deru herſtammen, welches eine Eiche bedeutet; welchen Baum nebſt ſeiner Frucht man bey den Britten für etwas heiliges und für ein großes Geſchenk der Götter anſah. Die Barden waren bey den Britten und Galliern Prieſter von geringerer Achtung, die gewiſſe Geſänge zum Lob ihrer Helden verfertigten, und ſolche auch abſangen oder ein Saitenſpiel dazu ſchlugen (*). Noch eine andre Art Prieſter bey beyden Völkern waren die Eubager, die ſich nach des Marcellins Bericht, auf die Weltweisheit und Erforſchung der Natur gelegt haben.

Um aber von der Weisheit der Druiden ſich eine Vorſtellung machen zu können ſo wol-

 len

(*) *Caeſ.* B. G. 4. B.

len wir einige von ihren Lehrſätzen hieher ſetzen, wie ſie Gollut in ſeinen Nachrichten von der Franche-Comte geſammlet hat.

Alles was gebohren wird, hat ſeinen Urſprung vom Himmel.

Man muß große Sorgfalt für die Erziehung der Kinder tragen.

Die Seelen ſind unſterblich, und gehen nach dem Tode der Leiber, die ſie beſeelt haben, immer in andre.

Die Welt wird durch Feuer oder Waſſer untergehen.

Es giebt eine andre Welt: und Freunde, die ſich das Leben nehmen, um ihre Freunde dahin zu begleiten, werden daſelbſt mit ihnen leben.

Alle Hausväter ſind Könige in ihren Häuſern, und haben Gewalt über das Leben und Tod ihrer Weiber, Kinder und Knechte.

So wie die Gallier und Britten, in Anſehung des Gottesdienſtes, viel ähnliches hatten: ſo läſſet ſich auch, in Anſehung der Regierungsart, von den Galliern auf die Einrichtung der Britten wahrſcheinlich ſchließen. Die Gallier waren in den älteſten Zeiten in verſchiedene Völker getheilt, deren jedes ſein eignes Haupt hatte. Wenn ein mächtigeres Volk unter ihnen etliche andre überwältigt hatte, ſo wurde einer als das allgemeine Haupt über ſie erwählt, deſſen Gewalt in der Aufrechthaltung der Geſetze und der

oberſten

oberſten Befehlshabung im Kriege beſtund, welche ihm aber nur auf einige Zeit gelaſſen wurde. Eine faſt gleiche Einrichtung der Regierungsform ſcheinet bey den Britten geweſen zu ſeyn. Denn man findet (*), daß das Land, zwiſchen dem Fluß Thyne und dem Meer, welches la Manche genennt wird, in 17 Völker getheilt geweſen, deren jedes ein Haupt, unter dem Namen eines Königs, gehabt: und daß z. E. zur Zeit des Cäſar der Caßibelan, ein König der Trinobanten, und zur Zeit des Kaiſers Claudius, Caractacus, ein König der Siluren, das oberſte Comando im Krieg unter den Britten geführt habe.

Doch ehe wir in der Erzählung von den Britten fortfahren, wollen wir auch etwas weniges von den Schotten und Picten ſagen, die den mitternächtigen Theil von Großbritannien bewohnten.

Was alſo die Schotten betrifft, ſo iſt die Erzählung von deren Urſprung eben ſo fabelhaft, als die von den Britten, deren wir oben gedacht haben. Es ſoll nämlich der Stifter der Schotten, Gathelus, ein Sohn des atheniſchen Königs Cecrops geweſen ſeyn, welcher durch die Verfolgungen ſeiner Feinde genöthiget worden, ſein Vaterland zu verlaſſen; da er dann mit etlichen ſeiner Freunde auch in Aegypten gekommmen, wo er in dem Kriege, den Pharao mit den Aethiopiern führte, unter dem Moſes diente.

(*) *Mela* 3. B.

diente. Nachdem Moſes Aegypten verlaſſen, bekam Gathelus, wegen ſeiner bekannten Tapferkeit, die Oberbefehlshabung über die Armee des Pharao und deſſelben Tochter Scota zur Gemahlinn. Nach einigen Jahren zog Gathelus mit einer ſtarken Anzahl Griechen und Aegyptern aus Aegypten weg, weil dieſem Lande durch etliche Orakel der bevorſtehende Untergang war verkündigt worden. Nachdem er nun in den Gegenden Portugals und des mitternächtlichen Spaniens ſich eine zeitlang aufgehalten hatte, ſo landete er endlich an der Inſel, die er Hibernien nannte, oder in dem itzigen Irrland. Die Einwohner dieſes Landes vereinigten ſich mit des Gathelus Leuten, und nennten ſich, der Scota zu Ehren, Scots.

Mehr Wahrſcheinlichkeit hat nachfolgende Erzählung von der Schotten Urſprung. Die Schotten, ſo aus dem europäiſchen Scythien gekommen waren, beſaßen die Inſel Iren oder Irenland, Irrland, ſchon lange Zeit, als einige Spanier dahin kamen, um daſelbſt zu wohnen. Dieſen, weil ſie wohl aufgenommen worden, folgten bald mehrere nach, die ſich dann mit den Einwohnern zu einem Volk vermiſchten, das den Namen der Scots oder Schotten führte. Als aber dieſem Volk das Land zu enge wurde, begaben ſich einige davon auf die Inſeln Ebudes oder Hebrides, die Irrland gegen Mitternacht liegen (*). Nach einiger Zeit wollten die Picten daſelbſt

(*) *Beda* hiſt. eccl. l. 1.

daſelbſt landen, ein deutſches Volk aus den Gegenden Mecklenburg und Pommern, welchem ſein Vaterland ebenfalls zu klein zu werden anfieng. Die Scoten hintertrieben dieſe Niederlaſſung der Picten durch die Vorſtellung von der Unfruchtbarkeit dieſer Inſeln, die einem neuen Volke nicht Unterhalt genug würden ſchaffen können. Sie nennten ihnen aber die Inſel Albion, auf welcher wenige Leute wohnten, und wo ſie leicht würden unterkommen können. Die Picten folgten dieſem Rath, und ließen ſich ungehindert auf Albion nieder. Die Schotten kamen hernach von ihren unfruchtbaren Inſeln eben dahin. Die Picten nahmen ſich Weiber von den Schotten, und beyde Völker verbanden ſich aufs genaueſte mit einander, ſo, daß ſie nun die alten Einwohner von Albion nöthigen konnten, ſich weiter gegen Mittag zurück zu ziehen, und ihnen den mitternächtlichen Theil zu überlaſſen. Nachmals trennten ſich beyde Völker wieder, und die Schotten nahmen den weſtlichen Theil, gegen Irrland zu, die Picten aber den oſtlichen Theil ein. Jedes von beyden Völkern hatte von da an ſeine eigne Geſetze und Regierung: und man fieng an, die Schotten in der Inſel Albion von denen in Irrland und den benachbarten Inſeln zu unterſcheiden, ſo, daß jene die Albiner, dieſe die Irener oder Irrländer genennet wurden. So unterſchied man auch Groß- und Klein-Schottland, und verſtund unter dem erſtern Irrland, und unter dem andern das Land, ſo die Schotten in der Inſel Albion beſaßen.

Weiter

Weiter hin zerfielen die Picten und Schotten völlig miteinander. Die alten Einwohner der Inſel Albion, die wir nun Britten nennen wollen, glaubten bey dieſer Uneinigkeit ihren Vortheil zu finden, und unterhielten alſo nicht nur dieſelbe, ſondern bothen auch den Picten ihren Beyſtand an, um die Schotten aus Albion zu vertreiben; und hofften vermuthlich, mit der Zeit auch die Picten auszujagen. Bey dieſen Umſtänden ſuchten die Schotten in Albion Beyſtand von den irrländiſchen Schotten; deren König Ferchard ihnen auch ſeinen Sohn Fergus zu Hülfe ſchickte. Dieſer Prinz beredete die Schotten, daß ſie, ſtatt der vielen Häupter, die ſie unter ſich geſetzt hatten, einem einigen die höchſte Gewalt auftragen ſollten. Hiezu wurde er gewählt: und war alſo Fergus der erſte König in dem eigentlichen Schottland. Denn Irrland oder Groß-Schottland hatte ſchon etliche Jahrhunderte vorher ſeine Könige gehabt. (*)

Nachdem nun alſo Fergus die königliche Gewalt erhalten hatte, (welches, nach einiger Vorgeben, im Jahr der Welt 3627 geſchehen ſeyn ſoll) ſo verſuchte er anfänglich die Güte, und bemühte ſich, durch gegründete Vorſtellungen die Picten von der Ergreifung der Waffen abzubringen. Dieſe wurden auch von der Wahrheit dieſer Gründe ſo vollkommen überzeugt, daß ſie ſich gar mit den Schotten wider die Britten, als gemeinſchaftliche, obgleich heimliche, Feinde, verei-

(*) *Buchananus.*

vereinigten; da denn die Britten in einem Treffen das Feld und ihren König Coilus verlohren. Nach welcher Niederlage ſie um Friede bathen. Fergus aber kam hernach auf einer Reiſe nach Irrland durch Schiffbruch ums Leben, an dem Orte, wo man nach der Zeit die Stadt Carrick Fergus erbaute. Von dieſem Fergus an, bis zu dem König Ederus, der bey der Ankunft des Cäſar in Schottland regierte, ſoll nichts merkwürdiges in dieſem Lande vorgegangen ſeyn.

Dieſes nun iſt die Erzählung der ſchottiſchen Geſchichtſchreiber von dem Urſprung und den erſten Schickſalen ihres Volks. Allein die engländiſchen Schriftſteller widerſprechen dieſem Vorgeben ſchlechterdings, und behaupten, daß die Schotten erſt im Anfange des ſechſten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt in Großbritannien gekommen ſeyn. Dieſer Streit, der an ſich ſehr unerheblich ſcheinen konnte, wurde durch einen Umſtand ziemlich beträchtlich. Die Presbyterianer nämlich machten den biſchöflichen unter andern auch dieſen Einwurf, daß die Kirche in Schottland nur durch Prieſter, Culdeer genannt, regiert worden ſey, ehe es Biſchöfe im Lande gegeben habe; woraus ſie folgerten, daß das Biſchofthum keine göttliche Einſetzung ſeyn könne. Dahingegen die biſchöflichen Engländer dieſes alles aus dem Grunde läugneten, weil die Schotten ſelbſt erſt im Jahr 503 nach Chriſti Geburt ſich daſelbſt niedergelaſſen. Wir wollen von dem, was beyde Theile zu Beſtätigung ihrer

Meynung

Meynung vorzubringen pflegen, etwas weniges anführen.

Die Schotten ſagen: Wenn ein Volk etwas, das ſeine Geſchichte betrifft, vorgäbe, ſo müſſe man ihm ſo lange darinn Glauben zuſtellen, als man keine hinlängliche Beweiſe des Gegentheils aufbringen könne. Die Engländer berufen ſich hiebey darauf, daß man vor dem ſechſten Jahrhundert keinen Schriftſteller finde, der von den Schotten, als Einwohnern Großbritanniens, Meldung thäte: vielmehr würde der Schotten nirgend gedacht, auch alsdenn, wenn die Völker, die den mitternächtlichen Theil dieſer Inſel inne gehabt, genennt würden. Hierauf aber antworten die Schotten weiter: Weil die Völker dieſer Gegenden erſt unter dem Kaiſer Severus von den Römern bezwungen worden ſeyn, ſo dürfe man ſich nicht wundern, wenn ſie dieſelben nicht recht gekannt und alſo auch nichts von ihnen gemeldet haben: die Deucaledonier, Meater, deren Tacitus als mitternächtlicher Einwohner Großbritanniens gedenket, könnten ja gar wohl Picten oder Schotten geweſen ſeyn; wie die Icener, Trinobanten und Siluren unſtreitig Britten ſind, ob ſie gleich beſondre Namen haben. Uebrigens ſind die Schriftſteller des ſchottiſchen Theils, Hector Boethius, Buchanan und Makenzie; auf der engländiſchen Seite aber, Uſſerius, Cloyd und Stillingfleet.

Was den Urſprung der Picten betrifft, ſo meynen die engländiſchen Schriftſteller, es wären

dieſelben

dieſelben nichts anders als Britten geweſen, welche, aus Furcht vor den Römern, ſich in die mitternächtigen Gegenden der Inſel zurück gezogen hätten: und hätten die Römer dieſe Leute deswegen Pictos genennt, weil ſie noch immer fortgefahren hätten, ihren Leib mit Waid zu bemalen; daher man ſie durch dieſen Namen von denen übrigen Britten, die den Römern ſchon unterworfen waren, unterſchieden habe. Allein die ſchottländiſchen Schriftſteller fragen hiebey: Warum denn die Römer, von denen die 17 brittiſchen Völker nur nach und nach bezwungen worden, den Namen der Picten eben nur denen gegeben haben ſollen, die jenſeit der Thyne waren, um ſie von denen zu unterſcheiden, die ſie ſchon unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten. Ferner ſagen ſie: wenn dieſe Leute, die Picten, nur flüchtige Britten geweſen wären, ſo könne man nicht beweiſen, wie dieſe Leute ein eignes Volk, von ganz andern Sitten und Gebräuchen, als die Schotten und Britten gehabt, hätten ausmachen können; wie man doch von den Picten gewiß weis: vielmehr ſey es wahrſcheinlich, daß die flüchtigen Britten ſich unter die Picten begeben, und mit ihnen einen Staatskörper ausgemacht haben.

Jedoch, wir übergehen die andern Gründe der ſtreitenden Theile. Wir wenden uns vielmehr zu den Britten inſonderheit, und erzählen, wie ſie von den Römern unter ihre Herrſchaft gebracht worden.

Hiſtorie von England.

Erſtes Buch.

Von dem, was ſich in Großbritannien, ſeit dem Einfall der Römer bis auf die Ankunft der Sachſen, zugetragen hat.

An die Eroberung Großbritanniens machten ſich die Römer erſt, nachdem ſie ſchon Meiſter von den edlern Gegenden der damals bekannten Welttheile worden waren. Die Entlegenheit dieſer Inſel, die gar wenige Kenntniß ihrer Beſchaffenheit, und die Kriege mit den Galliern, waren die Urſachen des ſpätern Angriffs. Cäſar war der erſte, der den Vorſatz faßte, auf dieſer Inſel eine Landung zu wagen: und lieget uns wenig daran, ob ihn Ehr- oder Geldgeiz dazu vermocht haben (a). Der nichtige Vorwand, deſſen ſich Cäſar beym Angriffe dieſes Landes, wie die Römer bey dem Anfall auf andre Reiche, bediente, war dieſer, daß die Britten den Feinden des römiſchen Reichs Hülfe geleiſtet hätten. Die Unternehmung auf Britannien aber beſchreibet Cäſar ſelbſt folgendermaßen (b):

Ehe

(a) *Sueton.* in Caeſ. 47. (b) B. G. 4. B.

Ehe Cäſar die Landung unternahm, erforderte es die Klugheit, von der Beſchaffenheit des Landes, inſonderheit von den Seehäfen und den Orten, wo man etwan möchte am ſicherſten landen können, Nachricht einzuholen. Er erkundigte ſich dieſerwegen bey den dorthin handelnden Kaufleuten; welche ihm aber weder von der Größe der Inſel, noch von der Beſchaffenheit der Seehäfen, nöthigen Bericht geben konnten. Damit er nun aber doch von der Lage der Inſel einige Kundſchaft einziehen möchte, ſo ſchickte er den **Voluſenus** zu Schiffe ab, um die Küſte des Landes zu erforſchen, ohne jedoch ſich in einige Unternehmung einzulaſſen.

Als die Britten von Cäſars Vorhaben benachrichtigt wurden, ſchickten ſie Geſandten an ihn, die um Friede bitten, und ihm Geißeln anbieten ſollten. Cäſar nahm dieſe Geſandten freundlich auf, ſchickte aber den Comius mit ihnen zurück, der die Britten zu einem Bündniß mit den Römern einladen, zugleich aber verkündigen ſollte, Cäſar wollte ſelbſt in Britannien kommen. Dieſes ſtund ihnen nicht an, und ſie behielten den Comius gefangen.

Nachdem indeſſen **Voluſenus** von ſeiner Fahrt an den mittägigen Küſten Britanniens wieder zurück gekommen war, und dem Cäſar Bericht abgeſtattet hatte, ſo ließ der römiſche Feldherr zwo Legionen einſchiffen, den Befehl hinterlaſſend, daß die Reuterey ihm bald möglichſt nachfolgen ſollte. Allein er fand bey der Annäherung ſeiner Flotte das brittiſche Ufer, wo er zu landen

ſich vorgenommen hatte, ſtark mit Soldaten beſetzt. Deswegen mußte er gegen eine andere Gegend ſchiffen, um allda ausſteigen zu können. Aber auch dahin wandten ſich die Britten, um ihm das Ausſteigen mit Gewalt zu wehren. Die römiſchen Soldaten waren hiebey übel dran. Denn weil ihre Fahrzeuge nicht nahe genug ans Ufer gebracht werden konnten, ſo ſahen ſie ſich genöthigt, mit ihrer ſchweren Rüſtung ins Meer zu ſpringen, und zu gleicher Zeit mit dem unruhigen Waſſer und dem Feinde zu ſtreiten. Nach einem langen Widerſtande gelung es endlich den Römern, ans Land zu kommen, und die Feinde zurück zu treiben; die man aber, aus Mangel der Reuterey, nicht verfolgen konnte. Indeſſen wurden doch die Britten durch die von den Römern bey dieſer Gelegenheit bezeigte Tapferkeit in Furcht geſetzt, und bewogen, um Friede zu bitten. Cäſar willigte in ihr Begehren, und verlangte Geißeln; die ihm auch ſogleich geliefert, außer dieſen aber auch einige vornehme Britten mit geſandt wurden, die das Beſte ihres Volks beym Cäſar beſorgen ſollten.

Unterdeſſen betraf die Römer ein ſehr verdrüßlicher Zufall. Die römiſche Reuterey, die in Britannien überfahren ſollte, wurde auf dem Meer von einem heftigen Sturm überfallen, und genöthigt, wieder in den galliſchen Häfen einzulaufen: Eben dieſer Sturm richtete auch die meiſten von den römiſchen Schiffen, die an dem brittiſchen Ufer ſtunden, zu Grunde. Dieſer Zufall machte die Römer um ſo beſtürzter, weil ſie

ſich nicht mit einem Vorrath von Lebensmitteln verſehen hatten, bey der Unbrauchbarkeit ihrer Schiffe aber den Mangel durch keine Zufuhr erſetzen konnten.

Dieſe Noth und Beſtürzung der Römer merkten die Britten, die um den Cäſar waren, gar bald: ſie gaben davon ihren Landsleuten Nachricht, und ſtellten ihnen zugleich vor, wie günſtig dieſe Gelegenheit ſey, ſich die Römer vom Halſe zu ſchaffen. Die Britten beſchloſſen alſo, den Römern die Lebensmittel abzuſchneiden. Cäſar aber merkte die Abſicht der Feinde. Nachdem er alſo die zur Ausbeſſerung der Schiffe nöthige Dinge aus Gallien herbey führen laſſen, ſo mußten ſeine Soldaten aus allen Kräften an der Wiederherſtellung der Schiffe arbeiten; welche auch in kurzem zu Stande kam.

Um dieſe Zeit fiel ein Hauſe Britten die eine römiſche Legion, die auf Lebensmittel ausgegangen war, unverſehens an, fügte derſelben einigen Schaden zu; und Cäſar hatte kaum noch Gelegenheit, ſein Volk wieder in Sicherheit zu bringen. Dieſer ziemlich glückliche Ausgang machte die Britten aufgeblaſen, und ſo kühn, daß ſie es wagten, das römiſche Lager ſelbſt anzugreifen. Allein die Unternehmung fiel unglücklich für die Britten aus, und ſie wurden zurück geſchlagen. Dieſer widrige Zufall benahm ihnen den Muth dergeſtalt, daß ſie abermals um Frieden baten; den ihnen auch Cäſar bewilligte, und Geiſeln verlangte, die man ihm in Gallien nach-

ſenden ſollte. Er reiſete auch dahin ab, nachdem er bey ſeinen zurückgebliebenen Völkern die nöthigen Verhaltungsbefehle hinterlaſſen hatte. Nachdem er ſich darauf einen Theil des Winters in Italien aufgehalten hatte, und in Gallien die Zurüſtungen zu einer neuen Ueberfahrt vollendet waren: ſo ſchiffte er in dem Hafen Iccius (welches Calais oder Boulogne ſeyn mag) fünf Legionen und zwey tauſend Pferde ein, und landete damit ohne Widerſtand in Britannien. Er griff hierauf die Britten verſchiedene male an, und trieb ſie immer weiter ins Land hinein. Weil er aber unter dieſen Verrichtungen benachrichtigt wurde, daß ſeine Schiffe abermal durch einen ſchrecklichen Sturm ſehr übel zugerichtet worden wären, ſo fand er nöthig, ſich gegen das Ufer zurück zu ziehen; da er dann an Ausbeſſerung der Schiffe eifrig arbeiten, und die Schiffe hernach mit unſäglicher Mühe bis an das Lager ziehen ließ. Dabey befahl er dem Labienus in Gallien, daß er mehrere Schiffe bauen laſſen, und ihm je eher je lieber zuſchicken ſolle.

Nachdem nun Cäſar alles zu ſeinem Feldzuge beyſammen hatte, ſo gieng er wieder auf die Britten los. Dieſe hatten die oberſte Gewalt im Kriege dem Caßibelanus oder Caßivellaunus aufgetragen, der ein König der Trinobanten, jenſeit der Temſe, war. Unter deſſen Anführung fielen die Britten einmal die römiſche Reuterey an, wurden aber zurück getrieben. Etliche Tage hernach aber griffen ſie die Römer, die zur Bedeckung des Lagers gelaſſen worden, an,

und

und fochten glücklich. Cäſar ſchickte den Seinigen etliche Cohorten zu Hülfe. Allein dieſe wurden durch die ungewöhnliche Art zu fechten der Britten ſo irre gemacht, daß ſie die Flucht ergriffen. Aus der zweydeutigen Erzählung, die Cäſar von dieſer Schlacht machet, merkt man ziemlich deutlich, daß die Römer damals wirklich überwunden worden wären. Hingegen als den folgenden Tag die Britten abermal einen Anfall auf die Römer thaten, ſo wurden jene geſchlagen.

Hernach rückte Cäſar mit ſeinem Heer bis an die Temſe, um den Caßibelanus in ſeinen eigenen Ländern heimzuſuchen. Es ſuchten zwar die Britten ihm den Uebergang dieſes Fluſſes ſchwer oder unmöglich zu machen: allein nach einigem Widerſtande der Feinde ſetzten die Römer doch glücklich über, und die Britten wichen zurück. Caßibelanus begnügte ſich, in verſchiedenen kleinen Haufen die Römer unaufhörlich zu beunruhigen, und ihnen die Zufuhre der Lebensmittel ſchwer zu machen.

Die Trinobanten aber, da ſie den Cäſar ihrem Lande immer näher kommen ſahen, hielten um Frieden an, baten auch zugleich, daß Cäſar ihren König Mandrubatius, der, aus Furcht vor dem Caßibelanus, der auch deſſelben Vater ermordet hatte, in Gallien geflohen war, in Schutz nehmen möchte. Cäſar verſprach, dieſen König aus Gallien zurück zu ſchicken; die Trinobanten aber mußten ihm zuſagen, Lebensmittel und Geiſeln zu liefern. Beydes geſchah.

Dem Vorgange dieſes Volks folgten auch andere, und unterwarfen ſich dem Cäſar. Nun konnte alſo Cäſar auf den Hauptort des Caßibelanus losgehen. Dieſe ſo genannte Stadt war nichts anders, als ein Gehölz und verſchanzter Moraſt. Dieſen veſten Platz ließ Cäſar beſtürmen, und bemächtigte ſich endlich deſſelben. Die Britten aber flohen durch einen Ausgang, den ſie für ſich offen gelaſſen hatten. Die Beute, welche die Römer hier machten, war eine große Anzahl Vieh. Indeſſen, da Cäſar immer weiter ins Land hinein gieng, wollten die Cantier, die an der mittägigen Küſte Britanniens wohnten, die zu Beſchützung der Schiffe zurück gelaſſene Römer durch einen Ueberfall bezwingen. Allein ſie wurden von den Römern mit Verluſt abgetrieben.

Nach ſo vielen unglücklichen Unternehmungen der Britten ſah ſich endlich auch Caßibelanus genöthigt, bey dem Cäſar Friede zu ſuchen. Dieſer wurde auch leicht erlangt, weil Cäſar wieder in Gallien wolite. Es wurden alſo Friedensbedingungen vorgeſchlagen, daß die Britten jährlich eine gewiſſe Steuer an die Römer bezahlen; Caßibelanus inſonderheit eine Anzahl Geiſeln liefern und verſprechen ſollte, den Mandrubatius nicht weiter zu beunruhigen. Nachdem dieſes alles beyderſeits bewilliget und beobachtet worden, ſo fuhr Cäſar mit ſeinem ganzen Heere wieder in Gallien hinüber.

So lautet die Erzählung, die uns Cäſar von ſeinem Feldzuge in Britannien hinterlaſſen hat, welcher unter dieſen Umſtänden freylich ſehr vortheilhaft und rühmlich für den Cäſar ausgegangen iſt. Mit zwo Legionen ein wegen ſeiner Tapferkeit und beſondern Art zu ſtreiten furchtbares Volk, in ſeinem eignen Lande, hinter Flüſſen und Verſchanzungen angreifen, und allemal überwinden, dieſes iſt gewiß etwas wunderwürdiges. Allein, bey einer genauern Aufmerkſamkeit und ſorgfältigern Prüfung der Erzählung von dieſem Feldzuge, entdeckt ſich eines und das andere, welches ein Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der von dieſem Kriege gegebenen Nachricht erwecken muß. Cäſar bekriegte die Britten, in der Abſicht, ſie der römiſchen Bothmäſſigkeit unterwürfig zu machen. Er iſt in ſeinen Unternehmungen wider dieſes Volk ganz glücklich. Er nöthiget den Caßibelanus, ſeine Völker abzudanken. Die Britten werden durch die wiederholten Siege des Cäſars bewogen, um Friede zu bitten. Und was iſt denn endlich die Frucht aller dieſer glücklichen Verrichtungen? dieſes: daß Cäſar dem Caßibelanus eine geringe Steuer aufleget, den Mandrubatius wieder einſetzet, und übrigens die Inſel, auf der er ſo glücklich gefochten hatte, verläſſet, ohne einen Ort zu beveſtigen, oder Völker zur Behauptung der gemachten Eroberungen zu hinterlaſſen. Hält man nun mit dieſen Umſtänden noch folgendes zuſammen, daß nämlich Lucan ausdrücklich ſchreibet, die Römer hätten den Brit-

ten weichen müſſen; daß Dio Caßius meldet, das römiſche Fußvolk ſey von den Britten geſchlagen, dieſe aber hinwiederum von der römiſchen Reuterey über den Haufen geworfen worden; daß Horaz (c) und Tibull (d) deutlich zu verſtehen geben, man habe zu ihrer Zeit die Britten nicht für überwunden angeſehen; und daß endlich Tacitus ſaget, Cäſar habe Britannien den Römern mehr gezeigt, als ihnen den Beſitz dieſes Landes verſichert (e): ſo läſſet ſich aus dieſem allen leicht der Schluß machen, daß in der Erzählung Cäſars wenigſtens nicht alles mit gehöriger Aufrichtigkeit beſchrieben worden ſey.

Nach dem Tode des Cäſars hatten die Römer an ganz andre Dinge, als an Britannien, zu denken. Daher unterließen auch die Britten etliche Jahre hindurch, ihre Steuer an die Römer abzutragen. Auguſtus war zwar etliche mal entſchloſſen, in Britannien über zu ſetzen, und die Einwohner wieder zum Gehorſam zu bringen. Allein, bald hinderten ihn anderwärtige Kriege: bald ließen die Britten freywillig ihre Unterwerfung durch Geſandte an den Auguſtus erklären, und benahmen ihm alſo einen gerechten Vorwand, ſie zu bekriegen. Weil ſie aber ihr gethanes Verſprechen nicht erfüllten, ſo würde Auguſtus ſie dennoch heimgeſucht haben, wenn nicht ihr König Tenuantius, der von des Kaiſers Vorhaben Nachricht bekommen, dieſen durch reiche Geſchenke befriedigt hätte.

Der

(c) Epod. 7, 7. (d) 4, 1, 149. (e) in Agr. 13.

Der Kaiſer Tiberius hielt Britannien keiner ſonderlichen Aufmerkſamkeit würdig, und war zufrieden, daß ihm die Britten, zum Zeichen ihrer Hochachtung, die Soldaten des Germanicus, die an der Küſte dieſer Inſel Schiffbruch gelitten hatten, zurück ſchickten.

Caligula (f) ließ ſich von dem Adminius, der bey ſeinem Vater Cunobelinus oder Cinobellinus in Ungnade gefallen und nach Rom geflohen war, bereden, es ſey gar leicht, Britannien zu erobern. Auf das Wort dieſes Britten gieng er mit einem Heer an die Küſten des belgiſchen Galliens. Als er aber erfuhr, daß die Britten an ihren Küſten gewaffnet verſammlet wären, um ihm das Anländen zu verwehren, ließ er die ganze Unternehmung auf dieſe Inſel fahren. Doch damit die Armee nicht ganz vergeblich möchte verſammlet worden ſeyn, ſo mußten die Soldaten, nachdem das ſonſt gewöhnliche Zeichen zum Angriff gegeben worden, am Ufer Muſcheln in ihre Helme ſammlen. Ueber den Fleiß, den die Soldaten bey dieſer Arbeit erwieſen hatten, bezeigte ſich Caligula ſo vergnügt, daß er ſie reichlich belohnte; berichtete auch nach Rom den rühmlichen Ausgang dieſes Feldzuges, und verlangte deswegen die Ehre eines Triumphs.

Die Britten hatten alſo, ſeit dem Einfall des Cäſars, ihre Freyheit ziemlich behauptet. Unter der Regierung des Claudius hingegen gieng ſie verlohren. Die Gelegenheit darzu war

(f) *Sueton.* in Cal. 43-47. *Dio Caſſ.* 59. B.

dieſe (g): Unter der Regierung der beyden Söhne des Cunobelinus oder Cinobelinus, Gogodumnus und Caractacus, hatte ein Britte, Namens Bericus, einen Aufſtand wider ſie anfangen wollen, und da dieſes nicht glückte, ſich nach Rom geflüchtet. Daſelbſt ſtellte er dem Claudius die Eroberung Britanniens, als eine leichte Unternehmung, vor. Der Kaiſer hoffte durch dieſen Feldzug Ehre zu erwerben, und beſchloß alſo, ſelbigen zu unternehmen. Eine Urſache zum Kriege ließ ſich auch bald finden. Denn er begegnete den brittiſchen Geſandten, die den Bericus ausgeliefert haben wollten, ſehr unfreundlich: und gleich darauf ließ er von den Britten die rückſtändigen Steuern fordern. Dieſe aber waren durch die trotzige Art, mit der man ihnen und ihren Abgeordneten begegnet war, ſchon aufgebracht, und weigerten ſich alſo nicht nur, ihre Schuld an das römiſche Reich zu zahlen, ſondern ſie verbothen auch ihren Unterthanen allen Handel mit den Römern. Nachdem Claudius auf dieſe Weiſe einen Vorwand zum Kriege wider die Britten bekommen hatte, ſo wurde auch derſelbe unverzüglich beſchloſſen. Plautius erhielt Befehl, den Feldzug einſtweilen zu eröffnen: und der Kaiſer verſprach, im Fall der Noth nach zu kommen. Allein als Plautius ſeine Armee einſchiffen wollte, ſo weigerten ſich die Soldaten, in dieſes unbekannte Land über zu fahren. Claudius, der von dieſem Aufſtande benachrichtigt

(g) *Dio Caſſ.* 60. B.

tigt worden, ließ durch ſeinen Freygelaſſenen, Narciſſus, einen Verſuch thun, das Heer wieder zum Gehorſam zu bringen. Allein dieſe Bemühung war fruchtlos. Auf einmal aber beſannen ſich die römiſchen Soldaten anders, und und ließen ſich willig in Britannien überführen. Die Britten, denen der Ungehorſam der römiſchen Armee nicht unbekannt war, hatten eine Landung von den Römern nicht ſo bald vermuthet, alſo auch auf die Bewahrung ihrer Küſten damals nicht gedacht: folglich war es dem römiſchen Feldherrn leicht, ans Land zu ſteigen. Die Britten fanden nicht rathſam, ſich mit den Römern in ein Treffen einzulaſſen. Vielmehr zogen ſie ſich hinter ihre Moräſte oder auf die Gebürge, und hofften, es würde nach Verlauf des Sommers, Plautius, wie Cäſar in Gallien die Winterquartiere ſuchen. Ob nun gleich dieſer Anſchlag der Britten dem römiſchen General ſehr beſchwerlich war: ſo fand er doch bald Gelegenheit, erſtlich den Togodumnus, und hernach den Caractacus, jeden beſonders, anzugreifen, und ſie zu ſchlagen. Die übrigen Britten ſtunden hinter einem Fluß in ziemlicher Sorgloſigkeit, weil ſie nicht vermutheten, daß die Römer ohne Brücke würden über denſelben kommen können. Allein einige Deutſche, die gewohnt waren, auch durch ſchnelle Flüſſe zu ſchwimmen, und die ſich damals unter der Armee des Plautius befanden, waren über den Fluß gekommen; wodurch ſie, ob ihrer gleich wenige waren, die Britten in ſolchen Schrecken

ſetzten, daß ſie von dieſem vortheihaften Orte ſich weiter zurück zogen. Darauf ließ Plautius einen großen Theil ſeiner Armee über den Fluß ſetzen, von welchen Soldaten, unter der Anführung des Veſpaſianus und Sabinus, die Britten geſchlagen wurden. Dem ungeachtet wagten dieſe folgenden Tages einen Angriff auf einen Theil des römiſchen Heeres, der unter Sidius Geta ſtund, und brachten nicht nur die Römer anfänglich in Unordnung, ſondern es wäre beynahe Geta ſelbſt verlohren gegangen. Doch Geta kam wieder zu ſeinen Soldaten, und führte ſie ſo muthig wider die Feinde an, daß dieſe fliehen mußten. Für welche tapfre That dem Geta vom römiſchen Rath eine Ovatio zuerkannt wurde. Hierauf wurden die Britten immer mehr in die Enge getrieben, und man hielt ſich ihrer Bezwingung faſt verſichert. Deswegen glaubte Plautius, es ſey nun eben die rechte Zeit, den Kaiſer ſelbſt in Britannien einzuladen, damit derſelbe die Ehre des Sieges und geendigten Krieges haben möge. Claudius war zu dieſer Reiſe ſchon gefaßt, und gieng alſo ohne Verweilen von Rom ab. Als er in Britannien angelangt war, ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner Armee, und hielt mit den Britten ein Treffen, worinn ſie gänzlich geſchlagen wurden. Darauf unterwarf er ſich noch etliche brittiſche Völker, und wurde wegen dieſes glücklichen Fortgangs der Waffen von der Armee der Unüberwindliche genennt. Claudius begegnete übrigens den überwundenen Britten mit vieler Mäſ-

ſigung, und ließ ſie in dem Beſitz ihrer Güter. Durch welches Bezeigen dieſe Leute ſo gerührt wurden, daß ſie dem Kaiſer Tempel und Altäre weihten, und ihn göttlich verehrten. Plautius wurde hiernächſt zum Statthalter in Britannien beſtellt, und der Kaiſer kam, nach einer ſechs monatlichen Abweſenheit, wieder glücklich zu Rom an, wo ihm der Senat die Ehre eines Triumphs und den Titel Britannicus zuerkannte, und große Feſte, wegen dieſer neuen Eroberung, angeſtellt wurden. Unterdeſſen war Plautius eifrig bemüht, die Eroberungen immer weiter zu treiben. Bey welchem Vornehmen ihm Veſpaſianus nebſt ſeinem Sohn Titus große Dienſte that. Veſpaſianus inſonderheit gewann viele Schlachten wider die Britten, und bezwang zwey der anſehnlichſten Völker des Landes; eroberte auch die Inſel Wight. Dieſe glücklichen Verrichtungen machten dem Plautius, unter deſſen Oberbefehlhabung dieſes alles geſchah, große Ehre. Er wurde endlich nach Rom berufen, und ihm, zur Belohnung ſeines Wohlverhaltens, die Ovatio oder der kleinere Triumph zuerkannt (h); wobey ihm der Kaiſer öffentlich große Ehre bewies.

An des Plautius Stelle wurde Oſtorius Scapula zum Statthalter in Britannien geſetzt (i). So bald er dahin gekommen war, gieng er auf die Britten, die nach dem Abzuge des Plautius die von den Römern eroberte Gegen-

den

(h) *Tac.* Annal. 13, 32.

(i) *Tac.* in Agr. 14. und Annal. 12, 31. bis 40.

den immer beunruhigt hatten, los, ſchlug ſie, und ſetzte ſie außer Stand, ihm ferner beſchwerlich zu fallen; wozu auch die Schlöſſer, die er hie und da bauen ließ, nicht wenig halfen. Camelodunum (d. i. die Stadt Malden in der Grafſchaft Eſſex) wurde zu einer römiſchen Pflanzſtadt, und der Theil von Britannien zwiſchen der Temſe und dem Meer zu einer Provinz, unter dem Namen Britannia prima, gemacht.

Dieſe neue Einrichtung brachte die Icener (die an der Morgenküſte von Britannien, in Norfolk, Suffolk, Cambridge ꝛc. wohnten) in den Harniſch, und es verbanden ſich mit ihnen einige benachbarte Völker wider die Römer. Dieſe verbundene Armee ſchlug ihr Lager an einem vortheilhaften Orte, wo ſie es in Eil beveſtigten. Oſtorius aber, ob er gleich nur die Völker der Bundsgenoſſen damals bey ſich hatte, grief ſie in ihrem Vortheil an, erſtieg, nach harten Widerſtand, ihre Verſchanzung, und nöthigte ſie zum Weichen. Indeſſen, daß Oſtorius das Land der Canger (die an der Abendſeite von Wallis wohnten) verheerte, empörten ſich die Briganter (welche die Provinz York bewohnten). Als ihnen aber der römiſche Feldherr unverzüglich auf den Hals kam, ſtrafte er die Aufrührer, und unterdrückte dadurch dieſen Aufſtand. Aber die Siluren (die Einwohner des mittägigen Theils von Wallis) machten den Römern mehr zu ſchaffen. Dieſe waren eine der mächtigſten und tapferſten Nationen in Britannien

tannien, und hatten bisher auf keine Weiſe gebändiget werden können. Ihr Befehlshaber war Caractacus, den die Britten für ihren größten Feldherrn hielten. Dieſer hatte ſich mit denen ſeiner Befehlhabung untergebenen Völkern in das Land der Ordovicen (die den mitternächtigen Theil von Wallis inne hatten) gezogen, wo er ſich an einem vortheilhaften Orte lagerte. Denn ſeine Armee ſtund auf einem jähen Berg, an deſſen Fuß ein Fluß vorbey lief, und hatte ihr Lager ziemlich beveſtigt. Beyde Theile glaubten, der bevorſtehende Streit werde den Krieg gänzlich entſcheiden, und waren daher entſchloſſen, mit der größten Tapferkeit zu fechten; Caractacus inſonderheit unterließ nicht, ſeine Soldaten durch die nachdrücklichſten Vorſtellungen zu einem muthigen Streit aufzumuntern. Die Römer kamen ohne ſonderliche Mühe über den Fluß: aber ehe ſie an das feindliche Lager kamen, wurde ihrer durch die Pfeile eine große Menge erlegt. Dem ungeachtet brachen ſie in die feindliche Verſchanzung ein: und da ſie anfiengen ihre Schwerdter gegen die Britten zu gebrauchen, ſo mußten dieſe endlich weichen, und den Römern den Sieg überlaſſen. Ueberdieſes geriethen die Gemahlinn, die Töchter und die Brüder des Caractacus den Römern in die Hände. Ja was das wichtigſte war, ſo wurde Caractacus ſelbſt von der Königinn der Briganter, Cartismandua, zu der er geflüchtet war, den Römern ausgeliefert. Von dieſem Fürſten hatte man zu Rom ſelbſt eine große Meynung, und wunderte

ſich,

ſich, daß er den römiſchen Waffen habe ſo lange widerſtehen können. Dahero, als die Nachricht von des Caractacus Gefangennehmung nach Rom kam, befahl der Kaiſer, daß man ihm dieſen Gefangenen zuſchicken ſolle, um den Römern einen ſo furchtbaren Feind in den Ketten zu zeigen. Als Caractacus angekommen war, ließ Claudius, auf einem Thron ſitzend, denſelben nebſt andern brittiſchen Gefangenen und der gemachten Beute vor ihm vorbey gehen. Nachdem aber Caractacus gegen den Kaiſer eine kurze aber nachdrückliche Rede gehalten hatte, (wenn anders ſolche nicht Tacitus erdichtet hat) ſo wurde dieſer bewogen, den Gefangenen das Leben zu ſchenken, und ihn der Ketten zu entledigen. Hierauf berathſchlagte ſich der Senat zu Rom wegen der Ehrenbezeigungen, die man dem Oſtorius wegen ſeiner großen Thaten ſchuldig wäre, und urtheilte, daß er eben ſo große Ehrenzeichen verdiene, als Scipio, oder ein andrer der größten römiſchen Feldherren. Allein dieſe Berathſchlagung war ganz überflüßig. Denn Oſtorius, es ſey, daß ihn ſein bisheriges Glück ſicher und ſchläfrig gemacht, oder, daß die Britten ſich eifriger bemühten, ihren Verluſt wieder gut zu machen. Oſtorius, ſage ich, fieng an, ſeinen erworbenen Ruhm nach und nach zu verlieren. Sie griefen einzelne Haufen römiſcher Soldaten bey verſchiedenen Gelegenheiten an; welches ihnen etliche male wohl gelung. Inſonderheit thaten die Siluren den Römern großen Schaden, weil ſie dadurch ſehr aufgebracht wurden,

daß

daß Claudius ſagte, die Britten würden nicht eher ruhen, bis man ſie, wie die Sicambren, in ein andres Land brächte. Dieſe Siluren nun überfielen einſtmalen zwo Cohorten, die ſich Plünderns halben zu weit ins Land hinein gewagt hatten. Hernach bemühten ſie ſich, die übrigen brittiſchen Völker zum Aufſtande zu bringen; welches deſto eher zu erlangen, ſie ihnen etwas von der gemachten Beute ſchickten. Unterdeſſen ſtarb Oſtorius für Verdruß, daß er den Krieg nicht ſo glücklich endigen konnte, als er denſelben angefangen hatte.

An des Oſtorius Stelle wurde Aulus Didius vom Kaiſer in Britannien geſchickt. Ehe er dahin kam, hatte eine Legion von den Britten ziemlich viel gelitten. Doch war der Verluſt nicht gar groß. Aber es trug ſich bald hernach etwas zu, welches den Römern mehr zu ſchaffen machte. Venutius, ein König der Briganter, der an des Caractacus ſtatt die Oberbefehlhabung unter den Britten führte, hatte ſich, auf Zureden ſeiner Gemahlinn, der oben gedachten Cartismandua, mit den Römern in ein Bündniß eingelaſſen. Als nun eben damals zwiſchen dieſem Fürſten und ſeiner Gemahlinn ſich ein Mißverſtändniß erhub, waren die Römer ſo unvorſichtig, die Partey der Cartismandua wider ihren Gemahl öffentlich zu ergreifen. Hierdurch wurde Venutius ſo erbittert, daß er alles anwendete, die Britten wider die Römer in die Waffen zu bringen. Und darauf wurde auch in der That der Krieg mit neuer Wuth angefan-

gen; bey welchem Didius, der ſchon ſehr alt war, alles auf ſeine Unterfeldherren ankommen ließ.

Dem Didius folgte Veranius unter der Regierung des Kaiſers Nero (k). Von dieſem Statthalter hatte man ſich gute Hoffnung gemacht: allein, er ſtarb noch vor Verlauf eines Jahrs, und hatte den Suetonius Paulinus zum Nachfolger (l). Die Römer erwarteten alles von dieſes Mannes Tapferkeit und Erfahrenheit. Und Suetonius beeiferte ſich ſehr, die von ihm gefaßte gute Meynung zu erhalten und zu vermehren. So bald er alſo in Britannien angelangt war, beſchloß er die Inſel Mona (itzo Angleſey) zu erobern. Als die Römer ans Land ſteigen wollten, fanden ſie die Männer gerüſtet am Ufer ſtehen, unter welchen die Weiber, mit Fackeln in der Hand und zerſtreuten Haaren, nebſt den Prieſtern, die ihre Beſchwörungen machten, zu ſehen waren. Anfänglich ſtutzten die Römer über dieſen Anblick: ſie ermannten ſich aber bald, griefen die Feinde mit dem Degen in der Fauſt an, und bemeiſterten ſich der Inſel. Die heiligen Wälder, in denen die Einwohner ihre Gefangene umbrachten, und aus deren Eingeweiden den Willen der Götter erforſchten, wurden auf Befehl des römiſchen Feldherrn umgehauen.

Allein, eine abermalige Empörung der Britten nöthigte den Suetonius, dieſe Inſel wieder zu verlaſſen. Die Urſache dieſes fürchterlichen Aufſtan-

(k) *Tac.* in Agr. 14. und Annal. 14. 29
(l) In Agr. 14-16. und Annal. 14. 29-39.

Aufſtandes war dieſe. Praſutagus, der König der Icener, hatte ſeine Töchter und den Kaiſer Nero zu Erben ſeines Reichs im Teſtament eingeſetzt, in der Hoffnung, durch dieſes Mittel ſeinem Haus und Lande den kaiſerlichen Schutz zu verſchaffen. Allein nach des Kaiſers Tode bemächtigten ſich die römiſchen Befehlshaber, unter dem Vorwand des kaiſerlichen Antheils, der ganzen Erbſchaft. Die königliche Wittwe Boadicea, eine herzhafte und ſtolze Prinzeßinn, beſchwerte ſich über dieſe Ungerechtigkeit; wurde aber zuerſt verächtlich abgewieſen, hernach aber gar öffentlich mit Ruthen geſtrichen, und ihre Töchter von den Soldaten geſchändet. Dieſes gewaltthätige und abſcheuliche Verfahren feuerte alle Völker Britanniens zur Rache und Empörung an. Die Icener und Trinobanten machten den Anfang zum Aufſtand; und die übrigen Völker folgten ihnen darinnen nach. London allein, wohin die Römer gleich anfangs Pflanzbürger geſezt hatten, blieb der fremden Herrſchaft getreu. Die römiſchen Soldaten hatten, nach dem Geſtändniß ihrer Landsleute, durch allerhand Arten der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit die Britten gleichſam gedrungen, daß ſie ſich der römiſchen Herrſchaft durch Gegengewalt zu entledigen ſuchten. Man verkaufte und raubte die Güter der Einwohner nach Willkühr; und den Klagenden wurde alle gerichtliche Hülfe oder Genugthuung ſchlechterdings verſagt. An die oben gemeldte Verordnung des Claudius dachte niemand mehr. Was Wunder alſo

daß die Erbitterung der Britten und der Abſcheu vor der römiſchen Herrſchaft auf die höchſte Stufe ſtieg? Venutius und inſonderheit die Boadicea bemühten ſich aufs äußerſte, ihre Landsleute in dem wider die Römer gefaßten Haß zu ſtärken, und ſie zu Abwerfung eines ſo unerträglichen Jochs zu ermuntern. Die Entfernung des römiſchen Oberfeldherrn auf der Inſel Mona ſchien eben die bequemſte Gelegenheit darzubieten, die in Britannien befindliche Römer mit weniger Gefahr anzufallen, und ſie mit einander todt zu ſchlagen. Dieſer Anſchlag wurde auch unverweilt vollzogen. Die erbitterten Britten überfielen unverſehens etliche römiſche Pflanzſtädte, die mehr ſchön, als veſt, waren, und machten in denſelben alles ohne Unterſchied nieder. Und darf man ſich nicht wundern, daß von den aufgebrachten Britten in der erſten Wuth die größten Grauſamkeiten begangen worden; mit deren beſondern Erzählung wir uns um ſo weniger aufhalten wollen, weil eine ſolche Beſchreibung keinen Einfluß in die Hauptbegebenheiten hat (m).

Weil ſchon etliche mal der römiſchen Pflanzſtädte in Britannien Erwähnung gethan worden, ſo iſt es angenehm und nützlich, zu bemerken, daß die Römer durch Anlegung der Pflanzſtädte in den eroberten Ländern ſehr klüglich gehandelt haben.

(m) Nur ſoviel melden wir, daß die Anzahl der damals erſchlagenen Römer ſich auf 80000 ſoll belaufen haben.

haben. Denn die Römer, die in ſolche Orte geſchickt wurden, verbanden ſich nach und nach durch Heyrathen mit den Landeseinwohnern, und verſicherten alſo dem römiſchen Reich eine ſolche Eroberung.

Doch wir kommen wieder zu unſrer Erzählung. Die Britten hatten ſich alſo in einer Anzahl von etwan 100000 Mann verſammelt, und waren begierig mit den Römern zu fechten. Suetonius hatte indeſſen die Inſel **Mona** wieder verlaſſen, und befand ſich bey damaligen Umſtänden in nicht geringer Verlegenheit. Die 9te Legion war gleich vorher gänzlich von den Britten geſchlagen worden. Seine ganze Heersmacht belief ſich ungefähr auf 10000 Mann: und er hatte nirgend her ſobald einige Hülfe zu hoffen. Nachdem er mit ſich ſelbſt zu Rathe gegangen war, ob er ſich in die Stadt London werfen und von da aus ſich wehren, oder ob er die Feinde zuerſt angreifen ſolle: zog er endlich den Entſchluß vor, auf die Britten los zu gehen, ob es gleich ſehr verwegen ſchien, mit einer ſo kleinen Anzahl Soldaten wider einen zehnmal ſtärkern Feind fechten wollen. Gleichwohl war dieſe Entſchließung die klügſte und die beſte. Die römiſchen Soldaten, die aus dieſem Anſchlag ihres Feldherrn ſeine Unerſchrockenheit und ein groſſes Zutrauen auf ihre Tapferkeit abnahmen, wurden durch einen ſo herzhaften Entſchluß recht muthig gemacht, und bezeigten eine brennende Begierde, ein Treffen mit dem Feinde zu wagen. Suetonius machte ſich dieſe Bereitwilligkeit ſei-

ner Soldaten klüglich zu Nutze. Er erwählte zum Schlachtfelde einen engen Ort, an dem Eingang einer großen Ebene, wo die Britten stunden. In die Mitte ſeiner Schlachtordnung ſtellte er die Legionen, welche vor ſich die leicht bewaffneten Völker der Bundsgenoſſen, und auf beyden Flügeln die Reuterey hatten. Auf der andern Seite hielten die Britten des Sieges ſich ſo gewiß verſichert, daß ſie ihre Alten, Weiber und Kinder mit ins Feld nahmen, damit ſie Zeugen ihres Sieges ſeyn und an der Beute mit ihnen Theil nehmen möchten. Die Königinn Boadicea ſtellte ihren Soldaten nochmals die unerträglichen Drangſalen vor, ſo die Britten bisher von den Römern hätten erdulden müſſen: zugleich zeigte ſie ihnen, wie viele Urſachen ſie hätten, ſich den Sieg über ihre Feinde zu verſprechen. Bey dem römiſchen Heer unterließ Suetonius ebenfalls nicht, den Muth ſeiner Soldaten durch allerhand Vorſtellungen zu unterhalten; welche auch die Anrede ihres Feldherrn mit einem freudigen Geſchrey aufnahmen, und dadurch ihre Begierde zum fechten aufs neue zu erkennen gaben. Suetonius ließ dahero ſogleich das Zeichen zum Angriff geben. Die römiſchen Soldaten, nachdem ſie ihre Wurfſpieſe abgeſchoſſen und die Pfeilſchüſſe der Britten ſtandhaft ausgehalten hatten, griefen ſofort zum Degen, und drangen mit veſten Schritten und unerſchrocknem Geſicht in ihre Feinde ein. Die Britten, die nicht weniger, als einen ſo herzhaften Angriff vermuthet hatten, geriethen hierüber

in

in Erſtaunen und Unordnung; welche die Römer nicht ſobald wahrnahmen, als ſie mit gedoppeltem Muth in die Feinde eindrangen, und alles entweder niederhieben oder zum fliehen nöthigten. Jedoch die Britten konnten nicht einmal ungehindert fliehen, weil ſie durch den groſſen Zug von Wägen, alten Männern, Weibern und Kindern, ſich ſelbſt den Weg zur Flucht verlegt hatten. Die Römer erfochten alſo einen vollkommenen Sieg: welcher noch größer erſcheinet, wenn es wahr iſt, was Tacitus ſchreibet (n), daß von den Feinden 80000, von den Römern aber nur 400 Mann geblieben wären. Die Königinn Boadicea entflohe, und brachte ſich aus Verdruß und Schaam mit Gift ums Leben. Die übrigen Britten wichen vor den Römern überall zurück: und da eine anſehnliche Hülfe an Kriegesvolk aus Deutſchland zu dem römiſchen Heer ſtieß, ſo würde man damals ganz Britannien haben zum Gehorſam bringen können, wenn nicht eine unter den römiſchen Befehlhabern entſtandene Uneinigkeit dieſes gehindert hätte.

Julius Claſſicianus, ein Procurator (o) des Kaiſers, konnte ſich mit dem Suetonius nicht wohl vertragen. Um dieſen nun auf die Seite zu ſchaffen, ſchrieb er nach Rom, der brittiſche Krieg könne nicht geendigt werden, ſo lange

(n) Annal. 14, 37.

(o) Die Procuratores beſorgten in denen Provinzen, wo Präſides waren, nur des Kaiſers Einkünfte. In kleinern Provinzien aber, wo keine Präſides ſtunden, übten ſie auch eine Jurisdiction.

Suetonius im Lande blieb. In den Berichten an den Kaiſer ſchrieb er alle wohl gelungene Unternehmungen dem Glück, die unglücklichen aber dem Verſehen des Statthalters zu. Dieſe Mißhelligkeit bewog den Kaiſer, ſeinen Freygelaſſenen Polycletus in Britannien zu ſenden, um von dieſen Streithändeln nähere Nachricht einzuziehen. Suetonius empfieng den Freygelaſſenen mit großen Ehrenbezeugungen; welches den Britten ſehr ungereimt und unanſtändig vorkam. Dem Polycletus aber gefielen dieſe Höflichkeiten ſowohl, daß er einen vortheilhaften Bericht von des Suetonius Handel an den Kaiſer abſtattete, und dadurch zuwege brachte, daß demſelben die Statthalterſchaft gelaſſen wurde. Dem allen ungeachtet fuhr Claſſicianus mit ſeinen Klagen ſo lange fort, bis endlich Suetonius abgefordert, und Petronius Turpilianus ihm zum Nachfolger geſchickt wurde. Dieſer aber brachte ſeine Statthalterſchaft, unter dem Schein einer Friedensliebe, in einer faulen Muße zu (p). Ihm folgte in dem Amt Trebellius Maximus, der nichts that, als daß er immerfort mit dem Cälius, dem Befehlhaber der 20ſten Legion, zankte; wodurch es dahin kam, daß ein Theil der Armee ſich weigerte, dem Oberbefehlhaber ferner zu gehorchen, und Trebellius genöthigt wurde, in Deutſchland zu dem Vitellius, der daſelbſt die römiſche Armee commandirte, zu entweichen (q).

Bis

(p) *Tac.* Ann. 14, 39.
(q) Hiſt. 1, 60. und in Agr. 16. hiſt. 2, 65.

Bis auf den Kaiſer Vitellius war kein Statthalter in Britannien. Dieſer aber ſchickte dahin den Vectius Bolanus, um die Oberfeldherrnſtelle bey der Armee zu übernehmen. Allein Vectius war kein ſonderlicher Kriegsmann, ſuchte ſich alſo bey der Armee mehr Liebe, als Anſehen, zu erwerben (r). Zum Nachfolger bekam er den Petilius Cerealis, den Veſpaſianus dahin ſchickte. Dieſer ſchlug etlichemal die Briganten, eines der mächtigſten Völker Britanniens (s). Gleichwie ſein Nachfolger Julius Frontinus die Siluren, ein ſehr ſtreitbares brittiſches Volk bezwang (t).

Dieſen löſete ab Julius Agricola, ebenfalls vom Veſpaſianus geſandt (u). Ehe Agricola ankam, hatten die Ordovicen einen Haufen römiſche Reuterey niedergehauen. Daher wünſchten die Römer gar ſehr, daß bald wieder ein Statthalter ins Land kommen möchte. Da ſie nun hörten, daß Agricola die Oberbefehlhabung übernehmen werde, erweckte dieſes unter ihnen eine große Freude, weil ſie ſich von dieſem berühmten und verdienten Manne viel Gutes verſprachen. Gleich nach ſeiner Ankunft grief er die Ordovicen an, und ſchlug ſie. Nicht lange hernach wagte er eine Unternehmung auf die Inſel Mona. Weil Agricola den Einwohnern ganz unvermuthet über den Hals kam, ſo erſchra-

(r) in Agr. 8. & 16. hiſt. 2, 65.
(s) in Agr. 8. 16. (t) in Agr. 17.
(u) in Agr. 18. ſeqq.

cken ſie über dieſe Landung ſo heftig, daß ſie ſich den Römern ohne Schwerdſtreich ergaben. Indeſſen ſah der kluge Agricola gar wohl ein, daß man durch die Waffen allein ſich des Beſitzes von Britannien nicht verſichern könne; daß man vielmehr ſuchen müſſe, die Gemüther der Einwohner durch Gelindigkeit und Wohlthun zu gewinnen. Er war alſo in dem erſten Winter ſeines dortigen Aufenthalts alles Ernſtes darauf bedacht, die verſchiedenen Mißbräuche, ſo unter den vorigen Statthaltern eingeriſſen waren, abzuſtellen. Dabey machte er ſolche Verordnungen, daß die Gerechtigkeit ohne Anſehn der Perſon gehandhabt, und überhaupt alle Gelegenheit, die Einwohner zu reizen, vermieden werden müßte. Durch ein ſolches Betragen verband Agricola die Herzen der bezwungenen Britten ſich ſo genau, daß er hoffen durfte, es werde auch bey ſeiner Entfernung in einem Feldzuge alles in Ruhe bleiben. Uebrigens wurde dieſer würdige Statthalter, nach dem Abſterben des Veſpaſianus, von deſſen Sohn, dem Kaiſer Titus, in ſeinem Amte beſtätigt. Agricola verbeſſerte noch einen Fehler ſeiner Vorfahren, welcher darinn beſtund, daß ſie ſich nicht in denen zuletzt eroberten Ländern veſtzuſetzen trachteten; daher es dann geſchah, daß ſie meiſtentheils im Winter wieder verlohren, was ſie den Sommer hindurch gewonnen hatten. Dieſem Uebel nun abzuhelfen, ließ er an den vortheilhafteſten Orten Schlöſſer anlegen, die auf eine ſolche Art beveſtiget wurden, daß die Feinde keines

der=

derſelben erobern konnten, und die Römer auf dieſe Weiſe die neueroberten Länder ziemlich ruhig beſitzen konnten. Nächſt dieſem bediente ſich Agricola eines verborgenen Kunſtgriffs, die Britten unvermerkt in der Unterthänigkeit zu erhalten. Er ſuchte nämlich dieſem Volke einen Geſchmack an dem, was bey den Römern ſchön hieß, beyzubringen. Man fieng alſo an, Gebäude nach der römiſchen Bauart aufzuführen: Die Britten gewöhnten ſich die ihnen ſonſt verhaßte lateiniſche Sprache an: ja ſie kleideten ſich nach römiſcher Art; und hielten alſo das für Artigkeit und Wohlſtand, was in der That von ihrer Knechtſchaft zeugte. Nun dachte Agricola auch auf neue Eroberungen. Er kam alſo im dritten Feldzuge bis an den Fluß Tweede; in dem vierten aber bis an die beyden Meerbuſen, die heute unter dem Namen der Meerbuſen von Edimburg und Dunbritton bekannt ſind. Hier, wo gleichſam eine Landenge iſt, zog er eine Linie, die er mit Feldſchanzen beſetzen ließ, um dadurch die römiſchen Provinzen ſicher zu ſtellen. In dem fünften Feldzuge rückte Agricola mit ſeiner Armee über dieſe Landenge hinaus, und bezwang einige Völker, von denen die Römer vorher auch nicht einmal die Namen gehört hatten. Im ſechſten Feldzuge gieng Agricola mit ſeinem Volke über den Fluß Bodotria, und zugleich mußte die römiſche Flotte an den Küſten hinſegeln, um die Seehäfen ſelbiger Gegenden kennen zu lernen. Dieſe römiſche Flotte, die man zum erſtenmale in dieſen Gegenden ſah,

erhielt

erhielt die Einwohner in der Furcht; bey der römiſchen Armee aber erweckte ſie mehr Muth, weil ſie mit dieſer Flotte immer eine Gemeinſchaft unterhalten, und von derſelben im Nothfall unterſtützt werden konnte. Unter dieſen glücklichen Unternehmungen vernahm Agricola, daß die mitternächtigen Völker mit einem fürchterlichen Heer angezogen kamen. Weil die Feinde ſich in drey Haufen getheilt hatten, ſo that der römiſche Oberfeldherr eben dieſes. Allein die neunte Legion, die von dem übrigen Heere am weiteſten vorausgegangen war, wurde auf einmal von den Feinden angegriffen; und es war an dem, daß das römiſche Lager ſelbſt erſtiegen werden ſollte. Agricola, der dieſes erfuhr, ließ, um den nothleidenden Seinigen ſchleunig zu Hülfe zu kommen, die Reuterey voraus, und das Fußvolk nachgehen. Es kam hierauf zu einem ſehr hartnäckigen Treffen: doch mußten die Britten abermal der römiſchen Tapferkeit weichen, und die Moräſte dienten ihnen, ihre Flucht zu decken. Dem ungeachtet ließen die Britten den Muth nicht gänzlich ſinken, ſondern brachten ein neues und noch zahlreicheres Heer wider die Römer zuſammen. Agricola ließ zuvörderſt ſeine Flotte wiederum an der feindlichen Küſte hinfahren, um die dortigen Einwohner beſtändig zu beunruhigen. Hernach zog er mit ſeiner Armee, unter Anführung erfahrner und getreuer Wegweiſer, bis an das Gebirge Grasbaim (Mons Grampius), wo die Feinde, etwan dreyßig tauſend Mann ſtark, in Schlachtordnung ſtunden. Die Feldherren

herren beyder Heere ließen es nicht an eindringlichen Vorſtellungen fehlen, ihre Soldaten zum Streite munter und beherzt zu machen. Die römiſchen Soldaten gaben auch gleich ihre Begierde zum Fechten durch die gewöhnlichen Zeichen zu verſtehen. Daher dann der Anfang zum Streit unverzüglich gemacht wurde. Zuerſt bediente man ſich beyderſeits der Pfeile; und die Britten hüteten ſich, wegen ihrer kleinen Schilde und kurzen Säbel, ſich in das Handgemenge einzulaſſen. Um ſo mehr war Agricola darauf bedacht, ihnen in der Nähe beyzukommen. Er ließ alſo zwo Cohorten mit dem Degen in der Fauſt auf die Feinde anrücken; deren beherzten Anfall die Britten nicht aushalten konnten, und ſich in Unordnung die Berge hinan zogen. Die Römer aber ſetzten mit immer größern Haufen in ſie ein, und warfen alles, was ihnen vorkam, über den Haufen. Nachdem auch gleich darauf die feindliche Reuterey von den Römern in Unordnung gebracht wurde; ſo erfolgte ein vollkommner Sieg. Galgacus, der brittiſche Oberfeldherr, zog den Reſt ſeines Volks zurück, nachdem er in dieſer Schlacht zehntauſend Mann, die Römer aber nur dreyhundert und vierzig eingebüßt hatten. Die Britten flohen ſo geſchwind, daß es den Römern nicht möglich war, ſie einzuholen. Derohalben zog Agricola mit ſeiner Armee ganz langſam zurück, theils um den Feinden dadurch mehr Furcht einzujagen, theils um die römiſche Flotte abzuwarten, die ſich hernach in dem Hafen Trutulum (es ſoll Richbo-

vowh in der Landſchaft Kent ſeyn) vor Anker legte. Doch dieſer ruhmwürdige Mann wurde von dem Kaiſer Domitianus, der ſeinen Ruhm beneidete, abgerufen, und durch Gift umgebracht. Es iſt unläugbar, daß es durch des Agricola Tapferkeit und Klugheit geſchehen, daß man die Inſel Britannien bis an die beyden vorgedachten Meerbuſen zu einer römiſchen Provinz machen konnte.

Ob nun alſo gleich Britannien größtentheils ſeine Freyheit verlohren hatte: ſo gewann es doch auch etwas durch ſeine Unterwürfigkeit. Der lange Umgang mit den Römern fieng an die Britten, ein vorher ſo wildes Volk, wohl geſittet zu machen. Dieſe Leute bekamen nach und nach eine Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften, die ſie vorher faſt gehaßt, wenigſtens nicht in ihrer innern Schönheit gekannt hatten. Bey dieſen Bemühungen, in den Künſten immer weiter zu kommen, waren die bezwungenen Britten faſt gar nicht mehr auf die Wiedererlangung ihrer Freyheit bedacht. Doch gab es unter ihnen eine ziemliche Anzahl, welche ſich lieber, auch mit Verluſt ihrer Güter, unter die Picten und Schotten begeben, als Unterthanen der Römer ſeyn wollten. Dieſe nebſt den mitternächtigen Britten hörten niemals auf, die Römer zu bekriegen, und verabſcheuten ihre übrigen Landsleute, weil ſie die Knechtſchaft ſo geduldig ertrugen. Und in der That mußten dieſe überwundenen Britten unter der römiſchen Herrſchaft ſich viel unangenehmes gefallen laſſen.

Man

Man beſchwerte ſie öfters mit unmäßigen Abgaben. Man gab ihre Ländereyen den alten abgedankten römiſchen Soldaten. Ihre beſte junge Mannſchaft wurde zu dem Kriegsdienſte gebraucht, und in verſchiedene Länder außer ihrem Vaterlande verſchickt. So pflegten es die Römer mit den überwundenen Völkern zu machen, und dadurch ſie außer Stand zu ſetzen, Empörung anzurichten.

Von der Zeit des Domitianus bis auf den Adrianus muß nichts merkwürdiges in Britannien vorgegangen ſeyn; außer einer Unruhe, die unter dem Nerva und Trajanus entſtanden, aber auch bald wieder geſtillt worden war.

Unter dem Adrianus aber thaten die Caledonier (die vermuthlich aus Picten, Scoten und Britten beſtunden) einen Einfall in das römiſche Britannien (x). Als Adrianus hiervon Nachricht bekam, entſchloß er ſich, dahin zu reiſen, und die Unruhen zu ſtillen. Allein die Caledonier erwarteten ſeine Annäherung nicht, ſondern zogen ſich bald in ihr Land zurück; wohin zu folgen Adrianus nicht für rathſam hielt, weil er von einigen alten römiſchen Soldaten vernommen hatte, daß dieſe mitternächtige Länder ſchlecht und voll Berge und Moräſte wären. Um aber doch die römiſchen Provinzen vor den Anfällen dieſer Völker zu bedecken, ſo ließ er von der Mündung der Thyne, bis an die Mündung der Eſca eine Art der Mauer von Erde aufführen, welche von Morgen gegen Abend die Inſel

(x) *Spartian.* in Adr. II. 18.

Inſel unterſchied, und 90 Meilen lang war. Was jenſeit dieſer Mauer lag, wurde den Caledoniern überlaſſen. Nach dieſen Verrichtungen gieng Adrianus nach Rom zurück, wo er mit dem Beynamen Britannicus, und auch eines Wiederherſtellers von Britannien, beehret wurde.

Allein, dieſe adrianiſche Mauer (y) diente nur ſo lange zu Beſchützung dieſes römiſchen Britanniens, als Völker zur Vertheidigung in der Nähe waren. Sobald aber dieſe ſich bisweilen entfernten, ſo kamen die mitternächtigen Völker in ganzen Haufen, und durchſtreiften die römiſche Provinz; ja ſie unterſtunden ſich gar, die Mauer hier und da nieder zu reißen. Dieſem Unheil abzuhelfen, ſchickte der Kaiſer Antoninus Pius den Lollius Urbicus in Britannien. Dieſer brachte nicht nur die widerſpenſtigen Briganten wieder zum Gehorſam, ſondern er ließ noch eine Vormauer auf der Landenge, welche die beyden oben genannte Meerbuſen machten, führen; wodurch die mitternächtigen Völker noch enger eingeſchränkt würden, und die römiſchen Länder ziemlich Ruhe bekamen. Antoninus bekam zu Rom den Beynamen Britannicus, weil dieſe Verrichtungen auf ſeinen Befehl waren unternommen worden.

Antoninus Philoſophus machte den Calphurnius Agricola zum Statthalter in Britannien, welcher die Caledonier im Zaum hielte, und die römiſchen Länder deckte. Um eben dieſe Zeit

(y) *Capitolin.* in Anton. P. 5.

Zeit nahm ein brittiſcher König, Namens Lucius, die chriſtliche Religion an.

Unter dem Kaiſer Commodus entſtunden neue Bewegungen in Britannien (z). Die mitternächtigen Völker hatten abermal zu den Waffen gegriffen, viele römiſche Soldaten erlegt, und die Verwüſtung weit ausgebreitet. Allein, der Statthalter Ulpius Marcellus, den der Kaiſer abgeſandt hatte, ſchlug die Europäer etlichemal, und endigte in kurzer Zeit dieſen gefährlich geſchienenen Krieg. Zugleich bemühte er ſich, die zerfallene Kriegszucht bey den römiſchen Soldaten wieder herzuſtellen, weil er wohl einſah, daß dieſer Verfall eine Haupturſache wäre, warum die Feinde immer ſo kühn wurden. Ulpius war auch in dieſem Unternehmen ganz glücklich. Ungeachtet aller dieſer Verdienſte aber rief der neidiſche Commodus ihn nicht nur von der Statthalterſchaft ab, ſondern trachtete ihm gar nach dem Leben.

Gleich darauf gab es bey der römiſchen Armee ſelbſt einen Aufſtand, weil Perennis, des Kaiſers Liebling, die alten Befehlhaber bey dem Heer abſetzte, und an ihre Stelle lauter Männer ſetzen wollte, die ihm ganz ergeben waren. Die Armee ſchickte 1500 Mann aus ihrem Mittel nach Rom ab, um wider des Perennis Ungerechtigkeit Hülfe zu verlangen. Als ſie nun der Kaiſer fragte, was ſie wollten: antworteten ſie: Sie

(z) *Dio Caſſ. 72. Lamprid.* in Commod. 6.

Sie wollten ihm die Dienſte der Armee wider den Perennis anbieten. Weil dieſer Mann nun dem Kaiſer ſchon vorhin mochte verdächtig geſchienen haben, ſo übergab er ihn der Soldaten Willen, die ihn gleich ermordeten.

Pertinax (a), der hernach auch Kaiſer wurde, kam hiernächſt in die britanniſche Provinz. Da er ebenfalls die ſehr verſchlimmerte Kriegszucht bey den römiſchen Soldaten auf den alten Fuß ſetzen wollte, ſo erregte die 9te Legion einen Aufſtand, in welchem Pertinax beynahe ums Leben gekommen wäre. Er ließ ſich aber dieſes von ſeinem Vornehmen nicht abſchrecken, ſondern ruhte nicht eher, bis er ſeine Abſicht erreicht hatte. Jedoch, weil er ſich durch dieſe Strenge mehr Furcht, als Liebe, bey der Armee erworben hatte, ſo wurde er dieſes unangenehmen Lebens müde, und verlangte ſeine Ablöſung; worinn man ihm auch willfahrte.

Der Kaiſer Pertinax (b) gab die britanniſche Statthalterſchaft dem Clodius Albinus, welcher durch Freygebigkeit ſeine Soldaten ſich ſo ergeben machte, daß ſie ihn, nach Julianus Tode, zum Kaiſer ausriefen; welche Ehre zu eben der Zeit dem Septimius Severus in Pannonien, und dem Peſcennius Niger in Syrien, von ihren Armeen gegeben wurde. Severus, dem ſeine Mitbuhler nicht wenig Sorge machten, hielt damals für das rathſamſte, gegen den Albinus ſich

(a) *Capitol.* in Pert. 3.
(b) *Dio Caſſ.* 74. 75. 76. *Capitol.* in Alb. *Spartian.* in Seu. *Aurel. Vict.* in Seu. *Xiphilin.* in Seu.

ſich anzuſtellen, als wollte er das Reich mit ihm theilen. Da nun Albinus durch dieſes Erbieten aufgezogen wurde, machte ſich Severus unverzüglich über den Peſcennius her, und ſchlug und tödtete ihn. Hierauf ſuchte er den Albinus erſtlich durch hinterliſtige Nachſtellungen aus dem Wege zu ſchaffen. Weil aber dieſes nicht gelingen wollte, erklärte er ihn für einen Reichsfeind, und zog mit einer Armee wider ihn ins Feld. Albinus gieng ihm mit ſeinem Kriegsheer, das er in Gallien hatte überſetzen laſſen, entgegen; verlohr aber die Schlacht und das Leben. Nach dieſem machte Severus aus Britannien zwo Statthalterſchaften; deren die eine die Länder gegen Mittag, die andre aber die gegen Mitternacht begrief. Virius Lupus, der dieſe letztere Statthalterſchaft bekommen hatte, wurde von den Caledoniern ſo beunruhigt, daß er um Geld einen Frieden von ihnen erkaufen mußte. Durch dieſen Frieden, der faſt funfzehen Jahre dauerte, waren die römiſchen Soldaten ſo gar aus der Kriegsübung gekommen, daß die mitternächtigen Völker aufs neue Hoffnung bekamen, den Römern einen wichtigen Streich verſetzen zu können. Und hierzu machten ſie auch gute Anſtalten. Dahero Severus, ob er gleich ſchon 60 Jahr alt und mit der Gicht geplagt war, für nöthig hielt, in Perſon einen Feldzug wider ſie zu unternehmen. Er gieng alſo mit einem großen Heer in Britannien, wohin ihn ſeine beyden Söhne, Caracalla und Geta, begleiteten. Caracalla mußte in den mittägi-

gen Ländern bleiben, ſie indeſſen im Gehorſam zu erhalten. Auf dem Feldzuge nun fand Severus zwar faſt unglaubliche Schwierigkeiten, dieſen unruhigen Völkern recht auf den Leib gehen zu können. Er überſtund ſie aber alle, und hatte das Glück, die Völker zu bändigen, die bisher noch nie völlig waren bezwungen worden. Indeſſen ſah er doch leichtlich ein, daß man dieſe aufrühriſche Nationen nie werde im Gehorſam erhalten können, wenn man nicht beſtändig eine anſehnliche Armee in ſelbigen Gegenden halten wollte. Alſo begnügte er ſich damit, eben daſelbſt eine neue Mauer aufzuführen, wo Adrianus eine gebaut hatte; die aber mit der vorher gemeldten Mauer des Lollius nicht darf verwechſelt werden. Nachdem Severus die Vollendung dieſes Werks dem Caracalla überlaſſen, gieng er nach York. Kaum aber hatte er ſich entfernt, als Caracalla ſeine Soldaten ſo viele Ausſchweifungen begehen ließ, daß die mitternächtigen Völker ſich aufs neue empörten. Severus, der die wahre Urſache dieſes Aufſtandes nicht wußte, ließ die Kühnheit dieſer Völker durch ein großes Blutvergießen rächen. Bald darauf ſtarb er zu York, nachdem er durch ſeinen Feldzug den Namen Britannicus Maximus erworben hatte.

Was übrigens die Caledonier, deren bisher ſo oft Meldung gethan worden, betrifft, ſo iſt die faſt gemeine Meynung, dieſelben wären Picten und Schotten geweſen, unter die ſich viele mittägige Britten gemiſcht hätten. Und was ihren Namen

Namen anbelanget, ſo muthmaßet Camdenus in ſeiner Britannia S. 743. daß ſie denſelben bekommen von dem brittiſchen Wort Kaled, d. i. hart, abgehärtet, weil ſie in einem rauhen und ungeſchlachten Lande gewohnt, und alſo durch Luft, Arbeit und Lebensart vor andern abgehärtet und dauerhaft worden waren.

Von dem Severus bis auf den Diocletianus wird von den Geſchichtſchreibern faſt gar nichts merkwürdiges aus Britannien erzählt. Wir bemerken alſo aus dieſer Zwiſchenzeit nur dieſes, daß Probus den Britten die ihnen wenig nützende Erlaubniß gegeben, Weinſtöcke pflanzen zu dürfen (c): hernach, daß er eine große Anzahl der von ihm überwundenen Vandaler und Burgunder in Britannien überführen laſſen, um daſelbſt ſich wohnhaft nieder zu laſſen (d). Man meynet gemeiniglich, es hätten ſich dieſe Leute in der Gegend Cambridge niedergelaſſen.

Unter der Regierung des Diocletianus (e) wurde Carauſius befehligt, mit einer Flotte die Küſten des belgiſchen Galliens und Britanniens von den Seeräubern zu ſäubern; bey welcher Befehlhabung er Mittel fand, übergroßen Reichthum zu ſammlen. Da er ſich nun ſo mächtig wußte, fieng er an, gegen die kaiſerlichen Befehle nicht viel Achtung mehr zu bezeigen. Dahero als Maximianus, der in dem abendländiſchen römiſchen Reich regierte, dem Carau-

(c) *Vopiſc.* in Probo 18. (d) *Zoſim.* I. 68.
(e) *Aur. Vict.* Eutrop. 9, 17.

ſius nach dem Leben trachtete, fand dieſer rathſam, den kaiſerlichen Titel anzunehmen; welchen er durch ſein Geld leichtlich von der britanniſchen Armee erhielte. Dieſes kühne Unternehmen bewog den Maximianus, mit einer Armee auf den Carauſius los zu gehen. Da er aber denſelben in einem gar guten Vertheidigungsſtande antraf, hielt er nicht für rathſam, etwas zu wagen, ſondern bequemte ſich vielmehr, dieſen Mann zum Reichsgehülfen anzunehmen, und ihm Britannien zu überlaſſen. Gleichwohl trug er nachmals dem Conſtantius Chlorus auf, durch eine anſehnliche Heerskraft den Carauſius zu unterdrücken; welcher jedoch indeſſen von dem Allectus, der ſich als Kaiſer hatte ausrufen laſſen, umgebracht wurde.

Nachdem Diocletianus und Maximianus (f) die Regierung auf einen Tag niedergelegt, und in der Theilung des römiſchen Reichs Galerius die Morgenländer, Conſtantius aber die Abendländer, bekommen hatte: fand Conſtantius für nöthig, in Perſon nach Britannien zu gehen; ſtarb aber daſelbſt zu York, nachdem er vorher ſeinen Prinzen Conſtantinus, zu ſeinem Nachfolger ernennt hatte (g).

Dieſer Conſtantinus ſoll, nach einiger Geſchichtſchreiber Meynung, in Britannien gebohren, und ſeine Mutter Helena, eine Tochter des Carl, Königs von Colcheſter, ſeyn (h). Unter dieſes

(f) *Eutrop.* 10. am Anf. (g) *Suidas.*
(h) *Vſſer.* antiqq. Britan. *Stillingfleet* orig. Britan.

dieſes Kaiſers Regierung ſind zwey Dinge, in Abſicht auf Britannien, merkwürdig (i). Erſtlich wurde, wie im ganzen römiſchen Reich, alſo auch in Britannien, die freye Uebung der chriſtlichen Religion verſtattet. Zweytens gab es, in Anſehung der bürgerlichen Regimentsverfaſſung, eine Veränderung. Denn wie das ganze römiſche Reich in vier große Präfecturen oder Statthalterſchaften abgetheilt wurde, ſo gehörte Britannien mit unter die vierzehen Provinzen der Präfectur von Gallien. Und von dieſer Zeit an wurde Britannien in drey Provinzen getheilt. Die erſte begrief die Länder, ſo von der Temſe mittagwärts lagen; und hieß Britannia prima. Die zweyte faßte in ſich das Land auf der Abendſeite der Saverne bis an das irrländiſche Meer; und wurde Britannia ſecunda genennte. Der dritte enthielt alles, was von der Temſe und Saverne an gegen Morgen und Mitternacht lag; und hatte den Namen Britannia maxima caeſarienſis. In der erſten Provinz war London; in der zweyten Jeca oder Cärleon; und in der dritten York, die Hauptſtadt. In dieſen drey Provinzen waren acht und zwanzig große Städte. Der Vicarius oder Verweſer des Statthalters in Gallien hatte in Britannien vier obrigkeitliche Perſonen unter ſich, von welchen alle bürgerliche und peinliche Händel beſorgt wurden. In Anſehung der Kriegsverfaſſung in Britannien war folgende Einrichtung

(i) *Zoſim.* 2, 33. *Eutrop.* 10. *Sozom.* H. E. 2. *Niceph.* H. E. 7.

tung gemacht worden. Es waren drey Oberbefehlhaber über die Armee beſtellt. Einer hieß Comes Britanniae, und mußte die Ruhe in dem innern Theil derſelben handhaben. Der andre hieß Dux Britanniae, und hatte die mitternächtigen Gegenden vor den Einfällen der Picten und Schotten zu beſchützen. Dem dritten, Comes littoris Saxonici genannt, waren die gegen Morgen und Mittag liegenden Küſten wider die ſächſiſchen Seeräuber zu bedecken anvertraut.

Die Verlegung des kaiſerlichen Sitzes nach Conſtantinopel hatte für die Abendländer des römiſchen Reichs die üble Folge, daß man zum öftern die Soldaten aus dieſen Provinzen in die morgenländiſchen abforderte, und dieſe von Mannſchaft entblößte Länder den Einfällen der mitternächtigen Völker ausſetzte. Da nun auch aus Britannien öfters Kriegsvölker abgerufen wurden, ſo wurde dieſes Land durch die unaufhörlichen Streifereyen der Picten und Schotten ſehr mitgenommen.

Als nach dem Tode des Conſtantinus (k), der Conſtantius die kaiſerliche Würde behauptete, ſandte er den Paulus Catena in Britannien, um daſelbſt die von der Partie des Maxentius an ſich zu locken. Es führte ſich aber dieſer Paulus ſo gewaltthätig auf, daß der damalige britanniſche Statthalter Martinus ihm deswegen ernſtliche Vorſtellungen zu thun genöthiget wurde; auf welche der Paulus ſo heftig antwortete,

(k) *Ammian. Marcell.* 14. und 19.

tete, daß Martinus im Grimm mit dem Degen nach ihm ſtieß, und, da der Stoß mißlung, ſich ſelbſt mit eben dieſem Gewehr tödtete.

Unter des Julianus (l) Regierung unternahmen die Picten und Schotten abermal Streifereyen in das römiſche Britannien. Der Kaiſer wollte den Lupicinus dahin ſenden; woraus aber nichts wurde, weil dieſe Völker vielleicht dem Kaiſer Beſſerung verſprochen hatten. Aber unter dem Kaiſer Valentinianus (m) hatte Britannien durch die vereinigten Einfälle der Picten, Schotten, Attacoten, Franken und Sachſen viel auszuſtehen. Etliche römiſche Feldherren, die dieſe Völker bändigen ſollten, richteten entweder nichts aus, oder waren ſo unglücklich, Schlacht und Leben zu verlieren. Nachdem aber Theodoſius der alte (den man von ſeinem Sohn, dem nachmaligen Kaiſer gleiches Namens, durch dieſen Zuſatz unterſcheidet) in Britannien geſchickt wurde, gieng alles viel beſſer. Dieſer herzhafte und erfahrne Mann grief die Feinde durch verſchiedene Haufen an, jagte ſie aus den römiſchen Provinzen wieder hinaus, und bediente ſich ſeines Siegs mit groſſer Mäßigung. Hiernächſt war er darauf bedacht, der Stadt London ihren verlohrnen Glanz wieder zn geben, und darnach auch andre Städte wieder zu beveſtigen, damit ſie den Feinden deſto leichter möchten Widerſtand thun können. Er gieng mit ſeiner Vorſicht noch wei-

(l) *Ammian. Marc.* 20. (m) Ebenderſ. 28.

ter, und nahm alles Land der Feinde, welches ſie jenſeit der beyden Meerbuſen verlaſſen hatten, ein; ließ auf der Landenge veſte Schlöſſer bauen, und machte aus dieſem neu eroberten Lande eine neue Provinz, die er, dem Kaiſer zu Ehren, Valentia nennte. Nachdem er hierauf in eine jede dieſer Provinzen Statthalter geſetzt hatte, kehrte er nach Rom zurück.

Unter dem Valentinianus dem zweyten und dem Gratianus (n) wurde Maximus in Britannien geſchickt, um die abermals ſich bewegende Picten im Zaume zu halten. Bey ſeiner Ankunft beſchloß er, die Picten und Schotten von einander zu trennen, damit er mit einem jeglichen dieſer Völker insbeſondere leichter fertig werden möchte. Er ſuchte alſo die Picten dadurch auf ſeine Seite zu bringen, daß er ihnen die Länder zu geben verſprach, die man den Schotten abnehmen würde. Die Picten waren ſo unvorſichtig, durch dieſen verheißenen Vortheil ſich zu einem Bündniß mit den Römern wider die Schotten bewegen zu laſſen, von welchem ſie leicht hätten einſehen können, daß es ihnen zuletzt eben ſo gefährlich, als den Schotten, ſeyn würde. Genug, die Picten halfen den Römern aus allen Kräften die Schotten ſo ins Gedränge bringen, daß ſie ſich genöthigt ſahen, ihr Land zu verlaſſen, und in Irrland zu fliehen. Maximus hielt für diesmal ſein Verſprechen, indem er den Picten die den Schotten abgenommene Länder einräum=

(n) *Zoſim.* 4. *Aur. Vict.* ant. hiſt. *Paul. Diac.* I. *Gildas.*

einräumte, dabey aber entſchloſſen war, ſie bald wieder daraus zu vertreiben. Allein, eine unvermuthete Begebenheit nöthigte ihn, ganz andre Anſchläge und Einrichtungen zu machen. Der Kaiſer Gratianus hatte den jüngern Theodoſius (des oben genannten alten Theodoſius, Sohn) zum Reichsgehülfen angenommen. Den Maximus verdroß dieſe Wahl aufs äußerſte, weil er glaubte, durch ſeine Thaten und Erfahrenheit wohl verdient zu haben, daß er einem ſo jungen Mann, als dieſer Theodoſius war, vorgezogen würde. Um ſich nun wegen dieſes vermeynten Schimpfes ſelbſt Genugthuung zu verſchaffen, faßte er den Entſchluß, die kaiſerliche Würde anzunehmen. Er ließ ſich aber von ſeinem Vorhaben nichts merken, und ſuchte vor allen Dingen Britannien in ſolchen Ruheſtand zu ſetzen, daß er es wagen durfte, ſeinen Feinden außerhalb Britannien entgegen zu gehen. Er bemühte ſich alſo, auch der Picten Zuneigung ſich vollkommen zu verſichern. Zwar thaten um dieſe Zeit die vertriebenen Schotten, von den Irrländern unterſtützt, einen Verſuch, ihr voriges Land wieder zu erobern. Allein, Maximus ſchlug ſie etliche mal, und nöthigte ſie, ſich wieder in Irrland zurück zu begeben. Er ſtellte ſich auch an, als wollte er in Irrland ſelbſt überſetzen. Die Irrländer aber, die ſich vor der Römer Ankunft fürchteten, verſprachen, ſich zu unterwerfen; welches auch auf leidliche Bedingniſſe geſchah, weil Maximus gern in dieſen Gegenden alles in Ruhe gehabt hätte. Hierauf

nahm

nahm Maximus alle römiſche Soldaten und einen großen Haufen junger Mannſchaft aus Britannien zu ſich, und gieng in Gallien über, um den Gratianus anzugreifen. Dieſer aber zog ſich vor des Maximus Ankunft zurück, und wurde auf deſſen Anſtiften unterwegs umgebracht; gleichwie eben dieſes bald hernach dem Maximus auf des Theodoſius Befehl geſchah, nachdem er von dieſem war überwunden worden. Wie endlich Theodoſius, nach Beſiegung ſeiner Widerſacher, die kaiſerliche Würde behauptet hatte, ſo hielten ſich auch die Picten, aus Ehrfurcht vor einen ſo tapfern und glücklichen Prinzen, ruhig, ohne die Britten zu beunruhigen.

Zu der Zeit, da Stilico (o) über den jungen abendländiſchen Kaiſer Honorius die Vormundſchaft führte, hatten die Picten ihre gewohnte Streifereyen in die römiſchen Provinzen wieder angefangen. Daher fand Stilico für nöthig, den Victorinus mit einer Legion dahin zu ſenden. Dieſer Mann war ſo unbedachtſam, daß er, nach ſeinem angebohrnen Hochmuth, mit den Picten auf eine herriſche Weiſe umgieng, und ihnen gar verbot, einen König, ſtatt des verſtorbenen, zu erwählen. Hier merkten erſt die Picten ihren Fehler, da ſie ſich von den Römern zu Vertreibung der Schotten hatten brauchen laſſen. Weil ſie alſo glaubten, der Beyſtand der Schotten werde ihnen zu Beſchränkung der römiſchen Macht die beſten Dienſte thun: ſo beſchloſſen ſie, einen

(o) *Paul. Diac.* 4.

einen ſchottiſchen Prinzen, Namens Fergus, durch Abgeſandte erſuchen zu laſſen, daß er mit ſeinen Landsleuten kommen und von dem ihnen entriſſenen Lande wieder Beſitz nehmen möchte. Dieſer ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und kam mit den flüchtigen Schotten, die ihn zu ihrem Könige gemacht hatten, in Britannien an. Es koſtete wenig Mühe, ſich hier wieder veſt zu ſetzen, weil die römiſchen Soldaten von dem Stilico aus dieſem Lande waren abgerufen worden, um anderswo wider die eingefallenen Barbaren gebraucht zu werden. Eben dieſe Umſtände veranlaßten auch den König Fergus II. daß er erſtlich der von Theodoſius dem ältern erbauten Schlöſſer ſich bemächtigte, hernach auch die Mauer des Severus, die von den wenigen Römern nicht konnte beſchützt werden, erſtieg, und große Streifereyen in den römiſchen Landſchaften verübte.

Es hatten ſich unter der römiſchen Herrſchaft in Britannien viele ausländiſche Familien (p) dahin begeben, und nach und nach mit den eingebohrnen Einwohnern des Landes ſo vermiſcht, daß ſie mit ihnen nur ein Volk ausmachten, welches unter den römiſchen Befehlhabern ſtund, und welches wir nun jedesmal die Britten nennen wollen. Dieſe Britten nun wurden von ihren unruhigen Nachbarn unaufhörlich gezwackt. Dahero beſchloſſen ſie, über ſich einen Kaiſer zu ſetzen, der ihr Oberhaupt bey der Verthei-

(p) *Zoſim.* 6. *Beda* eccl. hiſt. 1, 11. *Oroſ.* 7, 40. *Gildas. Niceph.* 7. *Sozom.* 7. *Olympiodorus.*

theidigung gegen die Nachbarn ſeyn ſollte. Ein Befehlhaber Marcus wurde zuerſt dazu erwählt. Einige Zeit darauf fiel dieſe Wahl auf einen gemeinen Soldaten, Namens Conſtantinus. Dieſer Mann, der eben keine niedrige Art zu denken hatte, war ſo glücklich, daß er die mitternächtigen Völker zurück jagte. Durch dieſen glücklichen Fortgang aufgeblaſen, ließ er ſich gar in den Sinn kommen, ſich des römiſchen Kaiſerthums zu bemächtigen. Weil zu eben derſelben Zeit der Kaiſer Honorius von dem gothiſchen König Alarich ziemlich in die Enge getrieben war, ſo hielt Conſtantinus dieſes für die bequemſte Zeit, ſein Vorhaben auszuführen. Zu dieſem Ende raffte er alles, was er an Römern und Inſeleinwohnern zum Kriegsdienſt aufbringen konnte, zuſammen, und ſetzte damit in Gallien über; ließ aber zugleich durch Abgeordnete dem Honorius zu wiſſen thun, daß er von den Britten wäre zum Kaiſer erwählt worden, und entſchuldigte ſich dabey, daß er dieſe Würde ohne deſſen Vorwiſſen angenommen habe. Honorius, der damals ohnehin im Gedränge war, ſah ſich gemüßigt, den Conſtantinus als einen Reichsgehülfen anzunehmen. Dieſer aber, als er in Gallien angekommen war, verordnete ſeinen Sohn Conſtans zum Mitregenten, und zog ſodann gegen die Alpen fort, des Vorhabens, gar in Italien zu gehen, und den Honorius vom Thron zu ſtoßen. Unter dem Heer des Conſtans war einer Namens Gerontius, der durch ſeine Geſchicklichkeit ſeinem Herrn nicht nur Ehr-

furcht

furcht in Gallien, ſondern auch gar den Beſitz von Spanien verſchaffte. Allein Conſtans ſetzte den Gerontius ab, weil er nicht leiden wollte, daß dieſem die Ehre ſo wichtiger Verrichtungen allein zu Theil würde. Gerontius, durch dieſen Undank beleidigt, machte das Heer von dem Conſtans abwendig, ernennte einen Maximus zum Kaiſer, und belagerte den Conſtans in Vienne; welcher zuletzt in einem Ausfall umkam. Dieſer Vorfall beſtürzte den Conſtantinus, welcher, an ſtatt in Italien zu gehen, nach Arles flüchten mußte. Indeſſen hatte Honorius ſich mit den Gothen verglichen, und ſchickte den Conſtantius mit einer Armee in Gallien, die daſelbſt entſtandenen Unruhen zu dämpfen. Bey deſſen Ankunft wurde Gerontius von ſeinen Leuten verlaſſen, ja endlich gar umgebracht. Conſtantinus wurde von dem Conſtantius in Arles belagert, die Stadt erobert, und dieſer eigenmächtige Kaiſer auf Befehl des Honorius enthauptet (q).

Indeſſen, da das römiſche Reich von den Gothen, Sueven, Vandalern und Alanern (r) auf verſchiedenen Seiten angefallen wurde, war das von aller Mannſchaft entblößte Britannien ein Raub der Picten und Schotten. Die Britten ſahen ſich alſo genöthigt, bey dem Honorius um Hülfe anzuhalten. Dieſer aber, der genug mit andern Feinden zu thun hatte, ſah ſich gänzlich

(q) *Paul Diac.* 4.
(r) S. die kurz vorher angeführten Geſchichtſchreiber.

gänzlich außer Stand, den Britten Volkhülfe zu ſenden. Damit er alſo von aller Verbindlichkeit, ihnen beyzuſtehen, ſich aufeinmal losmachen möchte, begab er ſich auf eine feyerliche Weiſe der Oberherrſchaft dieſer Inſel, und ſprach die Britten von dem Gehorſam gegen die Römer völlig frey, welches geſchah im J. C. 410.

Die Britten (s), welche auf dieſe Weiſe von der Römer Hülfe nichts zu erwarten hatten, wurden von ihren gewöhnlichen Feinden aufs äuſſerſte mißhandelt. Endlich erhielten ſie doch von dem römiſchen Oberfeldherrn Aetius eine Legion, durch deren Hülfe ſie die Feinde aus ihren Gränzen zurück trieben. Allein, der Befehlhaber dieſer Legion durfte mit derſelben nicht lange in Britannien bleiben, weil man ihrer anderswo benöthigt war. Er rieth alſo vor ſeiner Abreiſe den Britten, ſie ſollten ſich ſelbſt zum Kriegsdienſt gewöhnen, und die Mauer des Severus ausbeſſern; zu welcher Arbeit die römiſchen Soldaten mit Hand anlegen müſſen. Nach Herſtellung dieſer Mauer zogen die römiſchen Soldaten ab, und kamen hernach nicht wieder in Britannien. Der Abzug der Römer geſchah ums Jahr Chriſti 426 oder 427. Und damit hatte auch die Herrſchaft der Römer in Britannien ein Ende.

Nachdem die Römer fort waren, fiengen die Picten und Schotten ihre gewöhnlichen Streifereyen

(s) *Paul. Diac.* 4 *Stillingfleet* orig. Brit. *Beda* eccl. hiſt. I, 13. 14. *Wilh. Malmesbury.* *Gildas* de excid. Brit.

fereyen wieder an. Die Britten waren ſo gar nicht im Stande, ihnen nachdrücklichen Widerſtand zu thun, daß ſie ſich vielmehr weiter gegen Mittag zurück zogen, und denen Feinden das verlaſſene Land Preis gaben. Dieſer erhaltene Vortheil machte die Picten und Schotten ſo ſtolz, daß ſie ſich vorſetzten, die Britten völlig aus der Inſel zu vertreiben. Allein, Greham, der Vormund des Eugenius II. Prinzen des Königs Fregus, hintertrieb durch ſein Anſehen dieſes Vorhaben, welches ihm, als einem klugen Manne, gefährlich ſchien. Man bot alſo vielmehr den Britten einen Frieden unter leidlichen Bedingungen an, unter welchen auch dieſe war, daß die Mauer des Severus die Gränzſcheidung beyder ſtreitenden Völker ſeyn ſollte. Dieſe Bedingungen wurden von den Britten gar gerne angenommen, und Greham hielt veſt darüber, daß ſeine Leute dieſen Vergleich, ſo lange er das Reich verwaltete, nicht brechen durften. Eugenius II. hingegen, da er die Regierung ſelbſt angetreten hatte, hielt für nützlich, ſich der Hülfloſigkeit der Britten zu ihrem Verderben zu bedienen. Er ließ alſo denſelben durch Abgeordnete anſinnen, daß ſie die den Picten und Schotten unlängſt eingeräumte Länder wieder abtreten ſollten. Die Britten ſtellten, um ſich hierüber zu berathſchlagen, eine allgemeine Verſammlung an. Hier riethen nun einige zum Nachgeben; weil man ſich offenbarlich außer Stand befände, jenen vereinigten und im Kriege geübten Nationen den nöthigen Widerſtand zu thun. Andre hingegen

gaben hitzige Anſchläge, und riethen, den Feinden ihr Begehren ſchlechterdings abzuſchlagen. Dieſe Rathgeber behielten auch die Oberhand, und die Abgeſandten beyder Völker wurden mit einer trotzigen Antwort zurück geſchickt. Daher entſtund dann ein Krieg, welcher ſich durch eine Schlacht, in der die Britten gegen 15000 Mann nebſt dem Siege verlohren, endigte. Dieſe mußten alſo um Frieden bitten, der ihnen aber nicht anders, als unter der Bedingung zugeſtanden wurde, daß ſie alles Land, das von dem Humber an gegen Mitternacht liegt, den Picten und Schotten abtreten ſollten.

Wenn man ſich vielleicht wundert, daß die Britten (t) ihren Feinden faſt allemal unten gelegen wären: ſo darf man nur bedenken, daß die Römer ihnen niemals erlaubt haben, ſich in den Waffen zu üben; daß die britanniſche junge Mannſchaft von den Römern haufenweiſe außer Landes geführt, und durch die beſtändigen Nachwerbungen das Land aller ſtreitbaren Leute beraubt worden.

Um dieſe Zeit (u) ſieht es in der britanniſchen Geſchichte etwas verwirrt aus. So viel weis man, daß in ſelbigen Jahren Britannien von einer erſchrecklichen Hungersnoth gedrückt worden, welcher zu entgehen einige ſich ihren Feinden den Picten und Schotten, in die Hände warfen. Andere aber außer Landes zogen. Ueber alles

(t) *Camden. Nennius.* 23.

(u) *Gildas. Beda* H. E. 1, 15. *Paul. Diac.* hiſt. miſc. 14.

alles dieſes Unglück kamen noch die Einfälle der gewöhnlichen Völker dazu: welche dringende Noth die Britten bewog, an den Aetius einen ſehr beweglichen Brief zu ſchreiben. Aber dieſer antwortete, daß ihm der ſchwere Krieg mit dem Attila durchaus nicht erlaube, ihnen mit Völkern zu Hülfe zu kommen. Die troſtloſen Britten giengen in dieſem betrübten Zuſtande mit einander zu Rathe, und beſchloſſen, einen aus ihrem Mittel zum Oberhaupt zu erwählen, unter welchem die andern Herren des Landes ſtehen ſollten. Allein, es konnte keiner dieſer gewählten Oberherren ſeine Stelle mit Wirkſamkeit behaupten, weil die kleinern Herren ſich allemal Mühe gaben, die Gewalt eines ſolchen Haupts zu ſchwächen. Einer unter ihnen, Namens Virtigirn oder Virtigern, der beſonders mächtig und ehrgeizig war, erhub ſich durch allerhand liſtige Streiche zu der oberſten Gewalt unter ſeinen Landsleuten. Allein er ſah ſich doch außer Stand, ſein Land wider die gewöhnlichen Feinde zu vertheidigen; weil er faſt bey allen ſeinen Landsleuten verhaßt war, und ſich beynahe eben ſo viel vor ſeinen Mitbürgern, als vor den Feinden, fürchten mußte. Er that (x) alſo in einer allgemeinen Verſammlung der Britten den Vorſchlag, man ſollte die Sachſen zu Hülfe rufen, als welche ſtark genug wären, Britannien, welches ohne auswärtigen Beyſtand ſich doch nicht

 erhalten

(x) Dieſes erzählet etwas anders *Galfred. Monum.* 6. B. Kurz faſſet dieſes *Paul. Diac.* de geſt. Rom. 4. B. am Ende, und hiſt. miſc. 14. B.

erhalten könne, wider ſeine mitternächtige Feinde zu ſchützen. Dieſer Vorſchlag fand, weil man damals nichts beſſers auszudenken vermochte, allgemeinen Beyfall. Was die Bedingungen betrifft, unter denen man die Sachſen ins Land nehmen ſollte, ſo wurde man darüber eins, daß man ihnen die Inſel Thanet, welche durch einen kleinen Canal von dem Lande Kent abgeſondert iſt, einräumen, und ihnen einen ordentlichen Sold geben wolle. Durch die Beförderung dieſes Schluſſes glaubte Vortigern zugleich für ſein künftiges Glück geſorgt und die Freundſchaft der Sachſen verdient zu haben, weil er ihnen ſo vortheilhafte Bedingungen habe ausmachen helfen.

Es wird aber nöthig ſeyn, ehe wir in der Erzählung fortfahren, von den Sachſen einige Nachricht zu geben, und ihren Urſprung, Sitten, Religion ꝛc. kürzlich zu beſchreiben; ob es gleich ſehr ſchwer iſt, von dieſem Volk, wegen Mangel ſichrer Nachrichten, etwas zuverläßiges zu ſagen. Das, was wir itzt melden wollen, ſcheinet, unter den mancherleyen Erzählungen, das wahrſcheinlichſte zu ſeyn.

Die Einwohner der cimbriſchen Halbinſel, d. i. Jütlands (y), giengen außer ihren Gränzen mittagwärts, etwan um die Zeit, da die Römer anfiengen, in Deutſchland Eroberungen zu machen. Sie theilten ſich bald in drey Haufen; wovon der erſte ſich, Sueven, der andre, Franken, der dritte, Sachſen, nennte. Die Sueven zogen

(y) *Camden*. Britann. p. 96. ſq.

zogen weiter fort gegen Italien; die Sachſen gegen Abend, nach dem deutſchen Meer zu (z); Die Franken gegen Südweſt, an die Küſten des belgiſchen Galliens. Die Sueven inſonderheit machten ſich in Deutſchland ſehr fürchterlich (a). Die Sachſen aber ließen ſich in den Ländern zwiſchen dem Rhein und der Elbe nieder, und hatten alſo Sachſen, Weſtphalen, und den Theil der Niederlande, ſo mitternachtwärts vom Rhein lieget, eingenommen. Die Völker, deren Länder ſie beſetzt hatten, wurden ebenfalls Sachſen genennt. Dieſe Sachſen hatten ſich, noch vor des Kaiſers Theodoſius Zeiten, durch Seeraubereyen den Römern bekannt gemacht: und da weiter hin das römiſche Reich immer mehr in Verfall gerieth, ſo nahmen ſie das Land an dem deutſchen Meer ein, und breiteten ſich faſt bis an die Inſeln Seeland aus.

Was nun aber inſonderheit den wahren Urſprung der Sachſen betrifft, ſo iſt es ſchlechterdings unmöglich, hiervon etwas richtigers anzugeben; da dieſes Volk den Römern ziemlich ſpät bekannt und alſo auch durch die römiſchen Schriftſteller nichts beſonders von demſelben aufgezeichnet worden iſt. Die andern Schriftſteller, die von den Sachſen gehandelt haben, laſſen ſo viele Ungewisheit und Unwiſſenheit in Anſehung des Urſprungs und der erſten Beſchaffenheit dieſes Volks wahrnehmen, daß man lieber

 von

(z) *Caeſ.* B. G. 4, 3. 7.
(a) *Paul. Diac.* hiſt. miſc. 12. B. *Cluuer.* G. A. 3, 21.

von dieſen Dingen entweder nichts, oder doch nur ſo viel, als man gewiß weis, als leere Muthmaſſungen, ſaget. Was man alſo etwas gewiſſer weis, beſtehet darinn. Die Sachſen wurden aus der cimbriſchen Halbinſel durch die Gothen vertrieben, welche ſie von ihnen Gothland oder Jůtland nennten (b). Die vertriebenen Sachſen wendeten ſich in das itzige Niederſachſen, zwiſchen welchem Land und jener Halbinſel die Angeln wohnten. Dieſe Angeln, welche ſich zu den Sachſen geſchlagen hatten, machte faſt einerley Volk mit ihnen aus, und wurde entweder unter dem allgemeinen Namen der Sachſen mit begriffen, oder Angelſachſen genennt. Mit den Sachſen vereinigten ſich ſogar einige Gothen, um an den Eroberungen mit Theil zu nehmen; und dieſe ſind unter dem Namen der Jůthen, welches eben ſo viel iſt, als, Gothen, bekannt. Dieſe Vereinigung der Sachſen und Angeln muß ſchon geſchehen ſeyn, ehe ſie in Britannien kamen, weil alle ihre dortige Verrichtungen blos unter dem Namen der Sachſen gemeldet werden.

Den Namen Sachſen leiten einige von einem Seitengewehr, das wie ein Såbel gekrůmmt war, und welches dieſe Leute Seax genennt, her. Andre meynen, der Name ſey von den alten Sacis herzuleiten, und hieße ſo viel, als, Sac Sons, d. i. Sőhne der Sacen (c).

Die Sitten dieſer Leute betreffend, ſo waren ſie herzhaft und ſtreitbar, und den Rőmern ſelbſt fůrchter-

(b) *Camden*. p. 99. (c) Ebenderſ. S. 98.

fürchterlich; aber auch, zumal gegen die Kriegsgefangenen, grauſam (d). Daß ſie des Seeweſens wohl kundig geweſen ſeyn, erhellet aus den vielen Seeräubereyen, die ſie trieben.

Ihre Regierungsart war dieſe: Sie waren in zwölf Stämme oder Hauptgeſchlechter getheilt, deren jedes ein Haupt hatte, das bey einer allgemeinen Verſammlung, die aus den Vornehmſten des Volks beſtund, Rechenſchaft gab. Im Krieg erwählten ſie einen Oberbefehlhaber, der faſt unumſchränkte Gewalt hatte; aber ſogleich nach geendigtem Krieg abdanken mußte.

Ihr Gottesdienſt hatte faſt alles mit der Religion der andern mitternächtigen Völker, in und außer Deutſchland, gemein (e). Daher davon ſchicklicher in der deutſchen Geſchichte wird gehandelt werden können. Nur einer einigen Gottheit der Sachſen zu gedenken, ſo verehrten ſie den **Woden**, als einen Gott des Krieges, weil ſie unter deſſen Anführung aus ihrem Lande gezogen und im Kriege glücklich geweſen waren. Zum chriſtlichen Glaubens wurden diejenigen Sachſen, ſo ſich in Britannien niedergelaſſen, im ſechſten und ſiebenden Jahrhundert; die aber, ſo in Deutſchland geblieben waren, erſt im neunten Jahrhundert, gebracht (f).

(d) *Camden.* p. 101. aus *Zoſimo*, *Amm. Marcell.* *Iſidoro* und *Wittichindo*.

(e) *Camden.* p. 103. ſq. (f) Ebenderſ. S. 104. f.

Zuſtand der Brittiſchen Kirche.

Von der Bekehrung Britanniens bis auf die Ankunft der Sachſen.

Die Religionsſachen haben zu allen Zeiten eine ſo genaue Verbindung mit der bürgerlichen Verfaſſung der Staaten gehabt, daß man oft das eine ohne das andre nicht wohl verſtehen kann. Deswegen werden wir auch in der brittiſchen Geſchichte bisweilen etwas von der Beſchaffenheit des Gottesdienſtes mit berühren müſſen.

Vor Chriſti Geburt waren die Britten eben ſo, wie faſt alle Völker des Erdbodens, Götzendiener. Man hat zwar von ihrem Gottesdienſt insbeſondre keine Nachricht. Doch iſt oben gleich anfangs in der Einleitung überhaupt davon etwas gemeldet worden. Um welche Zeit aber eigentlich die Bekehrung der Britten zum chriſtlichen Glauben geſchehen ſey, darüber ſind die Geſchichterzähler nicht einig. Denn einige machen den Apoſtel Petrus ſelbſt, andre den Simon Zelotes, andre, und zwar nicht wenige, den Joſeph von Arimathia, zum erſten chriſtlichen Lehrer in Britannien;

tannien; welche letzte Meynung auf der Erzählung des Wilhelm von Malmesbury beruhet. Es iſt ganz unnöthig, daß wir uns mit Prüfung oder Widerlegung dergleichen Vorgebens aufhalten, deſſen Ungrund ſich beym erſten Anſehen offenbaret. So viel aber mag wohl richtig ſeyn, daß die Britten nicht gar lange nach dem Tode Chriſti bekehret worden. Wenigſtens nennen Theodoritus und Euſebius Britannien mit unter denen Ländern, die von den Apoſteln ſelbſt die Lehre Chriſti empfangen hätten. Und dünket es einigen wahrſcheinlich zu ſeyn, daß von dem Apoſtel Paulus das Evangelium unter den Britten geprediget worden (g). Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo muß die chriſtliche Religion in Britannien ſich entweder wenig ausgebreitet haben, oder durch die Verfolgungen faſt ganz unterdrückt worden ſeyn, wenn der brittiſche König Lucius (h) an den römiſchen Biſchof Eleutherius geſchickt und denſelben erſucht hat, ihm tüchtige Männer zu ſenden, die ihn in der chriſtlichen Religion unterweiſen möchten. Eleutherius ließ die brittiſchen Abgeordneten, Elvan und Medwin, in der chriſtlichen Religion wohl unterrichten, taufte ſie ſodann, weihte ſie zu Biſchöfen der Britten, und ſchickte ſie alſo in ihr Vaterland zurück. Und durch dieſe Lehrer wurde die evan-

 geliſche

(g) *Stillingfleet.* origg. Britt. Venant. Fortun.
(h) *Galfr.* Monum. 4, 19. *Pontic. Virunnus* 4. B. *Beda* H. E. 1, 4.

geliſche Wahrheit in Britannien ausgebreitet. Die große Verfolgung der Chriſten unter dem Diocletianus betraf auch die britanniſche Kirche. Unter den Märtyrern dieſes Landes iſt vornehmlich der heil. Albanus bekannt (i). Unter dem Conſtantius Chlorus hörte die Verfolgung auf: und unter dem Conſtantinus erhielten die Chriſten, wie im ganzen römiſchen Reiche, alſo auch in Britannien, die vollkommene Freyheit des Gottesdienſtes. Daß nachhero die Ketzerey des Arius in Britannien eingeriſſen ſey, behaupten einige: aber Stillingfleet leugnet dieſes. Aber das kann man wohl nicht in Abrede ſeyn, daß die Irrlehre des Pelagius bey den Britten Eingang gefunden habe (k). Ja dieſe Ketzerey nahm bald dergeſtalt überhand, daß die britanniſchen Biſchöfe ſich von den galliſchen Biſchöfen etliche gelehrte Männer ausbathen, durch deren Beyſtand man dieſen Irrthum recht beſtreiten könnte. Die galliſchen Kirchenvorſteher ſchickten derohalben den Germanus, Biſchof von Auxerre, und Lupus von Trier, in Britannien, um die Ketzer in die Enge treiben zu helfen. Es gelung dieſes auch ſo gut, daß manche die Irrlehre verließen. Weil aber, nach dieſer Männer Abreiſe, die Ketzerey wieder das Haupt empor hub, mußte man den Germanus abermal berufen: welcher, wie er die Pelagianer äuſſerſt ver-

(i) *Beda* 1, 6. 7.
(k) *Beda* 1, 10. 17. *Paul. Diac.* de geſt. Rom. 5.

verſtockt fand, für das einige und beſte Mittel zur Ausrottung dieſes Uebels hielte, daß man die Ketzer, nach dem Befehl des Valentinianus III. des Landes verwieſe; welches denn auch geſchah. Nach dieſer Zeit weis man nur ſo viel von der britanniſchen Kirche, daß, wegen der ungemeinen Fruchtbarkeit, die auf die obengedachte Hungersnoth folgte, das Volk ſowohl, als ſeine Kirchenlehrer, ſich den größten Ausſchweifungen und allen Arten der Ueppigkeit ergeben, und dadurch ſich alle die Uebel über den Hals gezogen haben, die in der Folge ſollen erzählet werden.

Das

Das zweyte Buch.

Von der Niederlaſſung der Angelſachſen in Britannien.

Daß die Britten, da ſie Hülfe wider ihre Feinde ſuchten, mit ihrer Wahl auf die Sachſen gefallen, war freylich eine Folge des verzweifelten Zuſtandes, in welchem ſich Britannien damals befand, und wovon am Ende des vorhergehenden Buchs Nachricht gegeben worden. Denn wenn ſie eine freye Wahl gehabt, und aus mehrerley Guten das Beſte hätten ausſuchen können, oder wenn ſie nicht vielmehr von dem Vortigern wären übereilt worden: ſo hätten ſie wohl andre Hülfsvölker geſucht, als die Sachſen (a). Kurz, es wurden Abgeordnete an dieſes Volk geſchickt, welche in einer allgemeinen Verſammlung deſſelben, im Namen der Britten, um Beyſtand wider die nordlichen Feinde anhielten. Die Sachſen verſprachen ihnen, 9000 Mann zu ſenden, die von den Britten einen gewiſſen Sold, und zum Wohnplatz die Inſel Thanet bekommen ſollten. Die Befehlhaber dieſer Hülfsvölker hießen Hengiſt und Horſa, Söhne des Witigiſil. Hengiſt war in dem beſten Alter, von gutem Verſtand, liſtig,

(a) *Wittichind. Nennius. Wilh. Malmesb.* 1. B. *Beda* 1, 15. *Galfr.* Monum. 6, 10. 11.

liſtig, tapfer, und hatte ſich in den römiſchen Kriegsdienſten ſchon eine ziemliche Erfahrung erworben. Ob nun aber gleich die Sachſen anfänglich 9000 Mann verſprochen hatten, ſo fanden ſie doch hernach nicht für rathſam, eine ſolche Anzahl Volk in ein meiſt unbekanntes Land zu ſchicken. Sie ſendeten alſo eine geringere Volkshülfe unter erſtgenannten Heerführern ab, welche dann auch glücklich auf der Inſel Thanet landeten (b). Dieſes ſoll im Jahr Chriſti 449. geſchehen ſeyn. Vortigern empfieng dieſe Fremde auf das leutſeligſte, weil er, wie wir im erſten Buch geſagt haben, durch Hülfe der Sachſen ſein Glück zu erhöhen hoffte. Hierauf wurden die Sachſen von Vortigern wider die Feinde der Britten angeführt. Die Sachſen hielten die Geſchoſſe der Picten und Schotten standhaft aus; giengen aber alsdenn mit dem Degen in der Fauſt auf jene los, und brachten ſie, weil ſie dieſer Art des Streits nicht gewohnt waren, leicht zum weichen. Und ſo ergieng es allemal, ſo oft dieſe Völker mit den Sachſen zu ſchlagen kamen. Dadurch wurden dann die Feinde ſo muthlos gemacht, daß ſie alle neu eroberte Länder den Britten überließen, und ſich in ihre alte Gränzen zurück zogen. Vortigern war über dieſen erſten glücklichen Erfolg ſehr vergnügt. Um nun die Sachſen ſich noch genauer zu verbinden, ſchenkte er ihren beyden Anführern gewiſſe Länder in dem lincolniſchen Gebiete.

Indeſ-

(b) *Eyndius* Chron. Zeland. *Paul. Diac.* de geſt. Rom. 4. am Ende.

Indeſſen war Hengiſt (c) auf ſeinen eignen Vortheil eben ſo wachſam, als Vortigern auf den ſeinigen. Da er bey ſeinem Aufenthalt in Britannien die Schwäche der Einwohner genauer hatte kennen lernen, ſo machte er ſich Hoffnung, er werde vielleicht in dieſem Lande einen beſtändigen Sitz aufſchlagen können. Doch mußte er ſeine Abſicht zu verbergen ſuchen. Er ſuchte alſo derſelben durch entferntere und unmerkliche Mittel näher zu kommen. Zu dieſem Ende gab er dem Vortigern zu verſtehen, daß die Inſel Thanet für die mitternächtigen Unternehmungen den Sachſen gar zu weit entfernt ſey: daß er auch nicht einen einigen haltbaren Ort inne habe, allwo er die gemachte Beute ſicher aufheben könnte. Er bat alſo Vortigern, ihm zu erlauben, daß er an einem Ort der ihm geſchenkten Länder ein Schloß aufführen dürfe. Vortigern, der ſich den ſächſiſchen Heerführer auf alle Weiſe zu verbinden ſuchte, willfahrte dieſem Geſuch; und Hengiſt baute da, wo itzt Caſtor ſtehet, ein veſtes Schloß, ſo er Thancaſtre oder Thoncaſtre nennte. Die Britten aber murrten über dieſes Unternehmen des Hengiſt und die Willfährigkeit des Vortigern: ſie mußten ziemlich deutlich merken, daß unter beyden ein geheimes Verſtändniß obwalte. Als Hengiſt dieſen Unwillen der Britten merke, nahm er Gelegenheit, dem Vortigern zu Gemüthe zu führen, daß er große Urſache habe, vor ſeinen

(c) *Nennius* gall. mon. 3. B. *Langhorn.* Chron. reg. Angl. *Galfred.* 6, 11. *Wilh. Mamelsb.* de reg. 1. B.

ſeinen Landsleuten auf guter Hut zu ſtehen, als welche ihm, allem Anſchein nach, die Krone nehmen würden; und daß es ihm eben ſo nöthig ſey, ſich gegen ſeine Britten, als gegen die Picten und Schotten, zu ſchützen. Er halte ſeines Orts für das beſte Mittel bey dieſer Gefahr, daß man eine noch größere Anzahl Sachſen ins Land kommen laſſe, um ſich ihres Beyſtandes wider die mißvergnügten Britten bedienen zu können. Vortigern hatte kein Bedenken, dieſen Vorſchlag anzunehmen; und erſuchte alſo den Hengiſt, noch mehrere Sachſen überſetzen zu laſſen. Dieſer war ſehr willig, dieſes Anſuchen zu vollziehen; ſchrieb deswegen an ſeinen Vater Witigiſil, ihm mehr Volk zu ſchicken; welches auch ohne Auſchub geſchah. Dieſe zwote Ueberſetzung der Sachſen in Britannien fällt etwan in das Jahr Chriſti 450. Nach dieſer erhaltenen Verſtärkung fiengen Vortigern und Hengiſt an, denen Britten hochmüthig zu begegnen. Ja Vortigern unterſtund ſich ſchon, Ausländer in Britannien aufzunehmen, ohne ſeine Landsleute um ihre Einwilligung zu befragen. Weil nun Vortigern durch eine ſolche Aufführung den Britten mit Recht immer verdächtiger ſchiene, ſo ſah er ſich auch genöthigt, mit Hengiſt noch genauere Verbindungen einzugehen. Und hiezu machte Hengiſt ſelbſt Gelegenheit (d). Er hatte aus dem bisherigen Umgang mit Vortigern abgemerkt, daß derſelbe der Liebe und Luſtbarkeiten ergeben ſey. Er lud ihn alſo einmal auf

(d) *Galfred.* Mon. 6, 12.

auf ſein Schloß, erwies ihm da alle nur erdenkliche Höflichkeit, und hielt ihm zu Ehren ein überaus koſtbares Gaſtmahl. Bey dieſer Mahlzeit mußte die Tochter (e) des Hengiſt, Roene, (oder, nach Galfred, Rowen) zugegen ſeyn, als wollte ſie dem Vortigern aufwarten. Dieſes Frauenzimmer war von einer außerordentlichen Schönheit, und zog die Aufmerkſamkeit und das ganze Herz des Vortigern gar bald an ſich; wußte auch ihre Perſon, nach des Hengiſt Abſicht, ſo wohl zu ſpielen, daß jener aufs heftigſte in ſie verliebt wurde, und nicht eher ruhen konnte, bis er derſelben theilhaftig würde. Weil Vortigern ſchon eine Gemahlin und mit derſelben auch Kinder erzeugt hatte, ſo begehrte er doch die Roene zur Ehe. Der liſtige Hengiſt aber machte allerhand Schwierigkeiten, um des Vortigern Liebe deſto heftiger zu machen. Einem chriſtlichen Prinzen, ſagte er, der noch dazu ſchon vermählt ſey, und ohne ſeines Vaters ja andrer ſächſiſchen Fürſten Vorwiſſen dürfe er die Roene nicht geben. Allein Vortigern ſuchte alle dieſe Hinderniſſe weg zu ſchaffen. Zuvörderſt alſo verſtieß er ſeine Gemahlinn. Hernach verſprach er, der Roene in Anſehung der Religion alle Freyheit zu laſſen. Um aber auch die ſächſiſchen Fürſten zu gewinnen, gab er dem Hengiſt und Horſa die Landſchaft Kent zu einem freyen eignen Fürſtenthum, welches ſie nach Belieben mit Sachſen bevölkern könnten. Nachdem Hengiſt ſo viel erhalten hatte, gab er ſeine Einwilligung in dieſe Heyrath.

Ueber

(e) *Galfred.* nennet ſie eine Tochter des Hengiſt; *Rapin.* aber deſſen Niece.

Ueber dieſen neuen ſehr nachtheiligen Vertrag hatten die Britten große Urſache, ungehalten zu ſeyn. Sie ließen auch ihren Verdruß darüber ganz deutlich merken; worauf aber Hengiſt und Vortigern nicht viel zu achten ſchienen.

Hengiſt fand zu Erreichung ſeiner Abſicht nöthig, das ganze Vertrauen des Vortigern zu gewinnen, oder denſelben vielmehr dahin zu bringen, daß er ſich ihm ganz ergeben und als einen wahren Freund überlaſſen möchte. Daher entdeckte er Vortigern etwas, das ſeiner Sicherheit und Regiment höchſt gefährlich ſchiene. Er ſagte ihm, die Britten unterhielten ein heimliches Verſtändniß mit dem Ambroſius Aurelianus, und ſuchten denſelben auf den britanniſchen Thron zu ſetzen. Dieſer Ambroſius war von römiſcher Herkunft (f), und nach der gemeinen Meynung, ein Sohn des Conſtantinus, von welchem im erſten Buche Meldung geſchehen. Unter der Regierung des Vortigern that ſich eine Partie unter den Britten hervor, welche dem Ambroſius, zum Nachtheil des erſtern, günſtig zu ſeyn ſchien; welches dann Vortigern veranlaßte, dem Ambroſius nach dem Leben zu trachten. Dieſer Gefahr zu entgehen, begab ſich Ambroſius in Armorica zu ſeinem Vetter, dem König Aldroen, um etwan günſtigere Umſtände und Zeiten abzuwarten. Da alſo die Beſorgung einer Gefahr von Seiten des Ambroſius nicht ganz ungegründet

(f) *Paul. Diac.* de geſt. Rom. 6. am Ende.

det war, und Vortigern aus dieſer Eröffnung ein neues Zutrauen zu der vermeynten Aufrichtigkeit des Hengiſt ſchöpfte: ſo bat er dieſen um einen guten Rath. Der ſächſiſche Heerführer gab hierauf zu verſtehen, daß ihm das dienlichſte Mittel wider die böſen Abſichten der Briten zu ſeyn dünkte, noch mehrere Sachſen herüber kommen zu laſſen, um ſich derſelben, im Fall einer Empörung, bedienen zu können. Vortigern, der keinen andern Weg zu ſeiner Rettung vor ſich ſahe, ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen. Hengiſt (g) ließ alſo noch einen anſehnlichen Haufen Sachſen herüber kommen, welche von ſeinem Bruder Octa geführt wurden, und gleich bey ihrer Ankunft die orcadiſchen Inſeln verheerten; hernach an den mitternächtigen Küſten Britanniens ſelbſt landeten; die Picten nöthigten, ſich weiter gegen Norden zurück zu ziehen. Wo ſie ſich aber einmal veſte geſetzt hatten, da konnten ſie nicht mehr vertrieben werden. Dieſe dritte Ankunft der Sachſen geſchah etwan im Jahr Chriſti 452. Und nun ſahe ſich Hengiſt ſtark genug, ſein Vorhaben auszuführen; welches er auch nicht mehr verborgen hielt. Denn er fieng an, ſelbſt dem Vortigern mit weniger Hochachtung zu begegnen, indem er zu wiederholten malen friſche Sachſen nachkommen ließ, unter dem Vorwande, den Verluſt bey ſeinen Völkern zu erſetzen, ohne des Vortigern Genehmhaltung vorher

(g) *Galfr.* Mon. 6, 13. *Beda* 1, 15. *Wilh. Malm.* 1, 2. 3. *Nennius.*

vorher einzuholen. Gegen die Britten aber beſchwerte er ſich, daß man ſeinen Leuten den verſprochenen Sold nicht bezahlt habe, und drohte, ſich allenfalls ſelbſt Genugthuung zu ſchaffen.

Hier giengen nun endlich den Britten (h) die Augen auf, und fiengen an, ſich nach einem Befreyer umzuſehen. Hierzu nun erbot ſich Vortimer, des Vortigern Sohn. Dieſer hatte ſeines Vaters Fehler und böſe Abſichten, nebſt ihren ſchlimmen Folgen, längſt eingeſehen. Wie er alſo den Unwillen der Britten über dieſes Verhalten merkte, ſo ſtellte er den Vornehmſten unter ihnen vor, daß es itzt hohe Zeit wäre, die Macht der Sachſen einzuſchränken, als welche der brittiſchen Freyheit den Untergang drohe. Man müſſe aber auch zugleich ſeinem Vater die bisherige Gewalt nehmen, damit er ſie nicht ferner zum Schaden ſeines Volks anwenden möge. Dieſe Vorſtellungen fanden gleich Beyfall: die Mächtigſten unter den Britten verbanden ſich in geheim mit einander; und auf einmal nöthigten ſie Vortigern, den Vortimer zum Regierungsgehülfen anzunehmen, oder ihm vielmehr ſeine ganze Gewalt abzutreten. Alſo bekam Vortimer die königliche Gewalt; und Vortigern behielt den bloßen Namen. Der neue König hatte nicht nöthig, ſeine Leute zum Krieg aufzumuntern, als den ſie zu ihrer Errettung unvermeidlich fanden. Es rüſteten ſich alſo die Sachſen und Britten zum Streit, und Hengiſt verſtärkte ſich an ſei-

(h) *Galfr.* 6, 13. 14.

nem Theil durch das Bündniß, ſo er mit den Picten wider die Britten gemacht hatte.

Hier fängt ſich der blutige Krieg an (i) zwiſchen zweyen Völkern, deren eines dem andern zu helfen angekommen war. Erſtlich kam es zu einem hartnäckigen Treffen in der Landſchaft Kent, unter der Anführung des Hengiſt und Vortimer. Horſa, der Bruder des Hengiſt, blieb auf dem Platz; und Hengiſt erlegte mit eigner Hand den Catigern, des Vortimer Bruder. Nach Galfreds Erzählung hat Vortimer nicht nur in dieſem Treffen, ſondern auch in dem folgenden, einen vollkommenen Sieg erfochten. Allein, was wenigſtens die erſte Schlacht betrifft, ſo kann wohl dieſelbe nicht ſo entſcheidend unglücklich für die Sachſen geweſen ſeyn, wenn es wahr iſt, was andre Schriftſteller melden, daß Hengiſt nach dieſem Treffen den Namen eines Königs von Kent angenommen habe. Doch, wie dem auch ſey, ſo kam es hernach im Jahr Chriſti 457 auch zu einem zweyten Treffen, worinn Vortimer aufs Haupt geſchlagen und genöthigt wurde, ſich in London zu werfen. Dadurch nun bekamen die Sachſen freye Hand, in den brittiſchen Ländern nach Gutbefinden zu ſchalten. Und in der That verheerten ſie nicht nur die Länder ihrer Feinde, ſondern übten auch die größte Grauſamkeit, zumal an der Prieſterſchaft, aus. Da ſich die Britten auf dieſe Weiſe in ihrem Vater=

(i) *Aſterius Meneu. Florent. Wigorn. Annales Saxon. Wilh. Malmesb. Gildas. Beda* 1, 15. *Henr. Huntingdon.*

Vaterlande ohne Hülfe ſahen, ſo flüchteten viele von ihnen in Armorica, und wurden von dem dortigen Könige Aldroen freundlich aufgenommen. Die übrigen aber, ſo in ihrem Lande geblieben waren, berathſchlagten, wie man den bevorſtehenden Untergang vermeiden möchte. Ihr Vertrauen auf Vortimer hatte ziemlich abgenommen, weil ſie ihm den unglücklichen Ausgang des letztern Treffens beymaßen. Es gab alſo Guithelin, der Erzbiſchof zu London, den Rath, man ſolle den König in Armorica um Hülfe anflehen. Da man dieſen Vorſchlag zu verwerfen gar nicht Urſache hatte, ſo wurde er gebilligt, und Guithelin erſucht, dieſen Auftrag an den Aldroen ſelbſt zu übernehmen. Der Biſchof nahm dieſe Geſandſchaft auf ſich, und erhielt von dem König eine Hülfe von 10000 Mann, unter der Anführung des obgedachten königlichen Prinzen, Aurelianus Ambroſius; welche unverzüglich in Britannien landeten, und von den Einwohnern mit der größten Freude aufgenommen wurden (k). Nur die von der Partie des Vortimer nahmen an dieſer Freude keinen Theil. Ja Vortimer, deſſen Anhang noch mächtig war, drohte allen Anhängern des Ambroſius mit einer empfindlichen Rache. Es war alſo kein andres Mittel, dieſen innerlichen Streit zu endigen, als eine Schlacht. Dieſe wurde auch wirklich im Jahr Chriſti 458. in der Grafſchaft Caermarthen geliefert. Die Erzählungen der Schriftſteller ſowohl von dieſer, als den folgenden Schlachten ſind ſo dunkel

(k) *Galfred.* Mon. 8, 1.

und unvollſtändig, daß man nicht mit Gewißheit ſagen kann, welches Heer jedesmal geſiegt habe. Es iſt alſo genug, hier gemeldet zu haben, daß dieſer innerliche Krieg bis ins Jahr 465 fortgeſetzet worden. Bey dieſem Kriege hatten die Sachſen erwünſchte Gelegenheit, ſich ſowohl in Kent, als auch mitternachtwärts jenſeit des Humber, recht veſt zu ſetzen. Das Elend, ſo zu dieſer Zeit die Britten drückte, war ſo ſchwer, daß viele ihr Vaterland gar verließen; wie denn ein Haufe derſelben an der belgiſchen Küſte (l) ausſtieg, und ſich an einem Orte niederließ, den ſie Brittenburgh nennten.

Endlich aber wurden die Britten des einheimiſchen Kriegs müde. Sie bedachten endlich, daß ſie, indem ſie einander ſchwächten, ſich ſelbſt den Sachſen zum Raube machten. Sie fiengen alſo an, auf einen Vergleich zwiſchen Vortimern und Ambroſius zu denken; welcher dann auch endlich auf dieſe Bedingniſſe geſchloſſen wurde. Daß Vortigern und Vortimer den morgenländiſchen Theil Britanniens, Ambroſius aber den abendländiſchen, als ihr Reich, bekommen ſollten. Und dieſer Vergleich, der etwan im Jahr 466 zu Stande gekommen, machte dem innerlichen Krieg ein Ende.

Von dieſem Vergleich (m) an verbanden ſich beyde Parteyen wider die Sachſen; und in der erſten Schlacht verlohr Hengiſt einen

(l) *Ioh. Leydenſ.*

(m) *Henr. Huntingd.* 2. B. *Galfr.* Mon. 6, 13. *Nennius. Paul. Diac.* de geſt. Rom. 6. am Ende.

einen ſeiner beſten Befehlhaber, Namens Wipper. Die ſächſiſchen und britanniſchen Geſchichtſchreiber ſchreiben jede ihren Landsleuten den Sieg zu. Ja einige der britanniſchen Schriftſteller geben gar vor, die Sachſen wären durch ihre Niederlage genöthigt worden, wieder in Deutſchland zurück zu kehren.

In dieſem Kriege wurde Arthur (n) bekannt, der nachmals einen großen Theil der brittiſchen Geſchichte ausgemacht hat. Er war ein Sohn des Gorous, Königs von Dammonien (d. i. etwan das heutige Cornwallis), und hatte von Jugend auf eine große Neigung zum Kriegsweſen. Da er noch in ſeiner erſten Jugend auf den väterlichen Thron gekommen war, machte er ſchon durch tapfere Thaten ſich ſeinen Nachbarn fürchterlich.

Im Jahr Chriſti 473 kam es zwiſchen den Sachſen und Britten abermal zu einer Schlacht, welche die letztern verlohren, und dadurch den erſtern eine neue Gelegenheit machten, ihren Aufenthalt in Britannien immer mehr und mehr zu verſichern. Im Jahr Chriſti 475 mag Vortimer, und zwar, wie einige vorgeben (o), an Gift, dem ihn ſeine Stiefmutter Roene ſoll beygebracht haben, geſtorben ſeyn. Nach ſeinem Tode hörten die Feindſeligkeiten zwiſchen den Sachſen und Britten einige Zeit auf. Ja es kam nicht lange hernach unter beyden Völkern zu einem Frieden, oder vielmehr Stillſtand der Waffen,

F 4 wobey

(n) *Langhorn* Chron. reg. Angl. *Priſaeus* hiſt. Brit. defenſa. *Galfred.* 9, 1.

(o) *Galfred.* 6, 14.

wobey die Hauptbedingung war, daß jeder Theil das, was er damals beſaß, behalten ſollte.

(Nach Galfreds Erzählung 6, 13. haben die Sachſen, nach der erſtern Niederlage, ſich von Vortigern und Vortimer die Erlaubniß ausgebeten, mit ihren Weibern und Kindern unbeleidigt wieder heim gehen zu dürfen, und nach einer gehaltenen Unterredung, dieſe Vergünſtigung erhalten. Dieſe Zuſammenkunft, und die Erzählung des Rapin von einem geſchloſſenen Frieden, möchten ſich noch mit einander vereinigen laſſen. Hingegen gehet dieſes nicht ſo leicht an mit dem, was Rapin in der Folge erzählet, und mit dem, was Galfred meldet. Denn dieſer berichtet Kap. 15. es habe Vortigern, auf Zureden ſeiner Gemahlinn Roene, den Hengiſt erſucht, wiederum in Britannien zu kommen, aber nur mit einer geringen Anzahl Völker, damit es bey den Britten keinen Verdacht erregen möge. Allein Hengiſt ſey mit dreymalhundert tauſend Mann, (es heißet ausdrücklich, trecenta millia; obgleich dieſe große Anzahl wider die Wahrſcheinlichkeit iſt) angekommen. Vortigern und die Britten wären dadurch aufgebracht worden, und hätten beſchloſſen, die Sachſen gleich vom Ufer wegzuſchlagen. Der heimtückiſche Hengiſt aber habe gute Worte ausgegeben, und erklärt, er ſtelle es dem Vortigern heim, aus dieſer großen Anzahl Leute nur ſo viele auszuleſen, als ihm beliebte; da dann die übrigen wieder heimziehen ſollten. Zu dieſem Ende

möchten

möchten die Sachſen und Britten, als zu einer Unterredung, unbewaffnet zuſammen kommen. Nachdem dieſes von beyden Theilen genehmigt worden, habe Hengiſt ſeinen Leuten befohlen, daß jeder ein langes Meſſer oder Dolch verborgen zu ſich ſtecken, und auf gegebenes Zeichen die unbewehrten Britten anfallen und tödten ſolle. Dieſes ſey geſchehen, und durch dieſen hinterliſtigen Ueberfall eine große Anzahl vornehmer und andrer Britten getödtet, Vortigern aber gefangen, gebunden, und genöthigt worden, zur Rettung ſeines Lebens, ſo viele Oerter, als Hengiſt verlangte, abzutreten. Worauf man ihn endlich wieder losgelaſſen habe. Man kann dieſe Erzählung mit der, die nun gleich aus Rapin folgen wird, zuſammen halten, und die wahrſcheinlichere erwählen. Wenigſtens dünket mich dieſe Geſchichtbeſchreibung nicht ungereimt ſeyn).

Wenn man das Verhalten der Britten in den Kriegen mit den Sachſen überleget, ſo kann man ſich nicht genug wundern, wie ein Volk, welches vorhin den Picten und Schotten niemals gewachſen geweſen, auf einmal eine ſolche Tapferkeit beſeſſen habe, daß es ſich mit den Sachſen, den Ueberwindern der Picten, nicht nur in einen Krieg einlaſſen dürfen, ſondern ſie auch etlichemal ſchlagen können. Man kann von dieſer wunderbaren Veränderung keine andre Urſache angeben, als dieſe, daß theils die Noth und Verzweifelung, theils die fortdaurende Uebung in den Waffen, theils die guten Heerführer, die Britten,

gleichſam genöthigt habe, ihre Kräfte beſſer kennen zu lernen und anzuwenden; welche Uebung die Römer bey den Britten ſorgfältig verhindert hatten.

Indeſſen ſahe Hengiſt ſeine großen Anſchläge und Hoffnungen durch den geſchloſſenen Frieden faſt gänzlich zernichtet. Da Vortigern ſich von ihm getrennt hatte, und Ambroſius ſich überaus klüglich verhielt, ſo erkannte er leicht, daß mit Gewalt hier nicht viel zu thun ſeyn werde. Daher nahm er ſeine Zuflucht zur Hinterliſt, und begieng eine ſo niederträchtige That, daß durch dieſelbe aller Glanz ſeiner andern Verrichtungen verdunkelt wurde. Er nahm alſo eine beſondere Freundlichkeit gegen die Britten an, und ſtellte ſich, als wäre er mit dem gemachten Vergleich ſehr wohl zufrieden. Durch dieſes Bezeigen machte er die Britten ſicher, und benahm ihnen allmählich die ſchlimme Meynung, die ſie von ihm mußten gefaßt haben. Nachdem er nun glaubte, die Gemüther der Einwohner zu ſeinem Vortheil eingenommen zu haben, ſo führte er ſein tückiſches Vorhaben folgender geſtalt aus. Er ſchlug nämlich vor (p), daß man, zu Unterhaltung des guten Verſtändniſſes unter beyden Völkern, bisweilen eine gemeinſchaftliche Luſtbarkeit anſtellen ſolle. Er machte damit den Anfang, und lud Vortigern, der auch mit ungefähr dreyhundert der vornehmſten Britten erſchien. Man empfieng ſie auf das höflichſte, und bewirthete ſie mit einem königlichen Mahl. Mitten unter den Luſt-

(p) *Wilh. Malmesb.*

Luſtbarkeiten aber gab Hengiſt, verabredeter maßen, den Seinen das Zeichen zum Ueberfall; und es wurden, ohne Widerſtand, alle brittiſche Gäſte ermordet, Vortigern aber gefangen, und nicht eher losgelaſſen, bis er den Sachſen ein anſehnliches Stück des Landes Kent abgetreten hatte. Nach dieſer abſcheulichen That verheerten die Sachſen die benachbarten Länder auf die unbarmherzigſte Weiſe. Die Britten aber wurden durch dieſen entſetzlichen Mord aufs heftigſte erbittert. Weil man nun Vortigern ohnehin, in Anſehung der Sachſen, nicht viel Gutes zutraute, und ihn vielleicht gar als einen heimlichen Anſtifter dieſes Blutbades anſahe: ſo verlieſſen ihn die Britten, bis auf gar wenige, die ihm noch anhiengen, ohne jedoch ihm helfen zu können. Dadurch wurde die Partey des Ambroſius ſo anſehnlich verſtärkt, daß derſelbe in der That die oberſte Herrſchaft über die Britten bekam, und daher für gut fand, die kaiſerliche Würde anzunehmen; welches etwan im Jahr Chriſti 476 geſchah. Um ſelbige Zeit machte der Ambroſius den Arthur zum Patricius, weil derſelbe ſich in dem letzten Kriege wider die Sachſen ſehr hervor gethan hatte.

Inzwiſchen war dem Hengiſt (q) die Innhabung der abgetretenen Landſchaften faſt ganz unnütz. Die alten Einwohner, die, ſeit der letzten Schandthat, den Hengiſt und alle Sachſen verabſcheue-

(q) *Fab. Aethelw.* 2. B. *Flor. Wigorn. Henr. Huntingd.* 2. B.

abſcheueten, hatten ſich haufenweiſe in andre Landſchaften begeben; wodurch denn das Land öde wurde. Bey dieſen Umſtänden faßte Hengiſt den Entſchluß, den ſächſiſchen Feldherrn Ella mit einer hinlänglichen Anzahl Leute in Britannien zu rufen. Ella nahm dieſen Ruf gar gerne an, und kam mit einer Anzahl Sachſen etwan im Jahr 477 in Britannien. Allein die Einwohner hatten ſich an das Ufer geſtellt, um den ungebetenen Gäſten das Ausſteigen zu verwehren. Da kam es denn zum ſchlagen. Die Britten wurden endlich genöthigt zu weichen, und ihre Sicherheit in einem großen Walde zu ſuchen. Die Sachſen hatten alſo gute Muße, ſich an der mittägigen Küſte auszubreiten und veſt zu ſetzen. Dieſe Sachſen nennte man Südſachſen, und ihr Land Suſſex. Hengiſt ſetzte von ſeinen neuangekommenen Landsleuten Pflanzvölker in ſeine volkleere Länder. Diejenigen von ihnen, ſo ſich morgenwärts niedergelaſſen, wurden Eſtſachſen, und ihr Land Eſſex genennet. Die Landſchaft, in der London faſt mitten inne lag, bekam den Namen Midleſſex. Der Name der Landſchaft Kent aber blieb ungeändert.

Wie Hengiſt ſeine Herrſchaft beveſtigt genug glaubte, ſo erlaubte er einigen Sachſen auf ihr Anſuchen, in ihr Vaterland zurück zu gehen. Dieſe Leute ſollen in Holland das Schloß Leiden erbaut haben. Uebrigens hatten die Sachſen ſowohl als die Britten eine Ruhe nöthig. Daher geſchah es, daß etliche Jahre hindurch

keine

keine Feindſeligkeiten unter beyden Völkern begangen wurden. Vielmehr wendeten beyde Theile dieſen Ruheſtand dazu an, wie ſie ſich wieder erholen und verſtärken möchten. Die Britten (r), nachdem ſie wieder etwas zu Kräften gekommen, wollten ihren verbeſſerten Zuſtand zu Schwächung oder Vertreibung der Sachſen anwenden. Sie bemühten ſich alſo, den Ambroſius zu Anfangung eines Kriegs mit den Sachſen zu bewegen. Ambroſius antwortete, er ſey zwar bereit zum Kriege; allein dieſer könne mit keinem glücklichen Erfolg geführet werden, ſo lange Vortigern ſich am Leben befinde, weil derſelbe bekanntlich allezeit den Sachſen günſtig geweſen ſey, und noch einen ziemlichen Anhang von Britten habe, welche vermuthlich, ſo bald der Krieg angegangen wäre, Unruhen erregen würden. Es koſtete den Ambroſius wenig Mühe, die Britten unter Vortigern aufzubringen, als dem ſie ſchon lange gröſtentheils aufſäßig geweſen waren. Man beſchloß alſo, den Vortigern aus dem Wege zu räumen. Welcher Entſchluß denn auch ſo geſchwind und unvermuthet ins Werk geſtellt wurde, daß Vortigern dem Ambroſius beynahe lebendig in die Hände gefallen wäre. Doch gewann jener noch Zeit, ſich in ein Schloß in Cambrien zu werfen; wo ihn Ambroſius ſogleich belagerte. Währender Belagerung kam ein Feuer in dem Schloß aus, welches daſſelbe ganz verzehrte; wobey denn Vorti-

gern

(r) *Galfred.* 8, 2.

gern ſelbſt ums Leben kam, etwan im Jahr 485. Dieſer Fürſt hatte ſeine Vergrößerung durch allerhand Ränke zu bewirken geſucht, aber weiter nichts erhalten, als daß ſeine ganze Regierung unruhig war, ſein Haupt endlich der Krone entblößt und ſein Leben elend beſchloſſen wurde. Außer ſeinem oben genannten Sohn Catigern, hinterließ er noch einen, Namens Paſcentius; von welchem nachhero zu ſagen ſeyn wird.

Nachdem ſich Ambroſius auf ſolche Weiſe ſeinen Mitbuhler vom Halſe geſchafft hatte, fieng er unverzüglich den Krieg mit den Sachſen an. Man weis von dieſem Kriege nur eine Hauptſchlacht, in welcher die Britten unſtreitig geſiegt und ihre Feinde genöthigt haben, mit ihrem Anführer Ella, ſich in die haltbaren Plätze zu werfen, um die aus Deutſchland verlangte Hülfe ſicher abwarten zu können.

In dieſem Kriege ſtarb Hengiſt, nach dem Zeugniß der ſachſiſchen Schriftſteller (s) eines natürlichen Todes; nach der Ausſage der britanniſchen Geſchichtſchreiber aber, wurde er von den Britten gefangen und enthauptet (t). Er erlebte ein Alter von faſt 70 Jahren, und iſt unwiderſprechlich ein großer Feldherr geweſen; hat aber ſeinem Ruhm durch den oben erzählten Meuchelmord einen unauslöſchlichen Schandfleck angehängt. Er hinterließ zween Söhne, den

Eſcus,

(s) *Mar. Scotus. Flor. Wigorn. Wilh. Malmesb. Henr. Huntingd.*

(t) *Galfred.* 8, 5. 6. 7.

Eſcus, der nach ihm in dem Königreiche Kent regierte; und den Audoaker, der in Deutſchland geblieben war. Eſcus ſcheinet nicht ſo kriegeriſch, als ſein Vater geweſen zu ſeyn. Denn es war von des Hengiſt Tode an einige Jahre zwiſchen beyden Theilen Ruhe. Hingegen bediente ſich Ambroſius des letzterhaltenen Sieges klüglich, und nahm London, Winchester und Lincoln wieder ein, welche Plätze von den Sachſen, nach dem bekannten Meuchelmord, waren eingenommen worden. Nach wenigen Jahren fiengen die nordhumberländiſchen Sachſen (u) aufs neue Händel an. Arthur aber ſchlug ſie. Unterdeſſen wurde Ella durch eine Volkhülfe aus Deutſchland anſehnlich verſtärkt, und in den Stand geſetzt, die Stadt Andredceſter zu belagern und zu erobern. Darauf nahm er den Namen eines Königs von Suſſex an, (welches die itzigen Provinzen Suſſex und Surrey begrief) und bekam auch die Würde eines Feldherrn der Sachſen.

Ungefähr im Jahr 495 kam der ſächſiſche Feldherr Cerdick (x) in Britannien an. Dieſer Kriegsmann hatte ſich ſchon vorher in Deutſchland durch ſeine Tapferkeit einen großen Ruhm erworben. Weil er nun eben damals in ſeinem Vaterlande nichts wichtiges zu thun fand, beſchloß er, ſein Glück in Britannien zu ſuchen. Er fuhr alſo mit fünf Schiffen, in Beglei-

(u) *Huntingd.* 2. B.

(x) *Flor. Wigorn.* 5. B. *Wilh. Malmesb.* 1. B. *Galfred.* 9, 1.

gleitung ſeines Sohns Chenrick, in Britannien über.

Ella hatte drey Söhne mit ſich in Britannien gebracht, Baldulphus, Colgrin, und Ciſſa. Die beyden erſtern heißen auch, Ciſsmenius und Plantigus. Octa, der Bruder des Hengiſt, der die mitternächtigen Sachſen unter ſich hatte, war von dem Arthur mehrmalen geſchlagen und außer Stand geſetzt worden, alle eroberte Länder zu behaupten. Deswegen theilte er ſeine übrige Landſchaften in zween Theile, wovon der mittägige Deire, und der mitternächtige Bernicien genennt wurde. Dieſes letztere behielt er inne; das erſtere aber gab er dem Baldulph und Colgrin zur Herrſchaft ein. Nach dem Siege wider die nordhumberländiſchen Sachſen (y) hatte Arthur den Colgrin in York belagert. Baldulph aber gieng dem Cerdick, von deſſen Ankunft er gehört hatte, entgegen, um die Landung zu erleichtern. Wie aber dieſer zu lange verweilte, gieng Baldulph wieder gegen York zu, um, wo möglich, die Stadt zu retten. Allein, unterwegs wurde er von Cador, dem Brudersſohn des Arthur, geſchlagen, und konnte kaum, als ein Bauer verkleidet, in die Stadt gezogen werden. Indeſſen machte er die Belagerten durch die Nachricht von Cerdicks Anzuge ſo muthig, daß Arthur ſich der Stadt, vor der Ankunft des ſächſiſchen Feldherrn, nicht bemächtigen

(y) *Galfred.* Mon. 8, 13. 14. 15. erzählet alles dieſes ganz anders.

gen konnte. Er ſahe ſich alſo genöthigt, die Belagerung aufzuheben, zumal da er die Nachricht erhielt, daß Cador von Cerdick, dem er das Ausſteigen verwehren ſollte, geſchlagen worden ſey. Außer dem verurſachte die Ankunft der Sachſen unter dem Cerdick eine ſolche Furcht in den Gemüthern der Britten, daß Arthur einige Zeit ſich nicht getraute, den Sachſen mit ſeinem Volk unter Augen zu kommen.

Unterdeſſen fieng auch Paſcentius (z), der Sohn des Vortigern, an, ſich zu regen. Dieſen hatte es verdroſſen, daß man ihn von der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters gänzlich ausgeſchloſſen habe. Er brachte alſo mit Hülfe derer, die dem Ambroſius abgeneigt waren, Völker zuſammen, mit welchen er zu dem Baldulph und Colgrin ſtieß, um in Cambrien veſten Fuß zu ſetzen. Allein Arthur gieng, mit Bewilligung des ſchon alten und kränklichen Ambroſius, auf ihn los, ſchlug ihn zweymal, und nöthigte ihn, um Gnade zu bitten. Paſcentius verlohr durch dieſe Demüthigung ſo gar nichts, daß er vielmehr die itzt ſo genannten Landſchaften Brecknok und Ratnor, unter dem Titel eines Königreichs erhielt.

Etwan um dieſe Zeit eroberten die mitternächtigen Sachſen das kleine Königreich Galway, welches Galvan, ein Bruderſohn des Arthur, bisher inne gehabt hatte.

(z) *Galfred.* 9, 1.

Die Sachſen (a) erhielten damals im Jahr 501 eine Verſtärkung aus Deutſchland, unter Anführung des Porta; welcher da, wo itzt Portland iſt, ans Land ſtieg, und dieſem Platz von ſich den Namen gab. Da nun die Sachſen von Zeit zu Zeit durch friſche Haufen aus ihrem Vaterlande vermehret wurden, ſo ſah Arthur ſich genöthiget, weil er im Felde gegen die Feinde zu ſchwach war, nach London zu ziehen. Und würde es vermuthlich mißlich um ihn ausgeſehen haben, wenn er nicht bey Hoel, König in Armorica, ſeinem Bruderſohn, (Galfred nennet ihn ſeiner Schweſterſohn) Beyſtand gefunden hätte. Dieſer junge Fürſt, begierig Ruhm zu erwerben, kam dem Arthur mit funfzehen tauſend Mann zu Hülfe. Mit dieſem Volke wurden ſogleich die nordhumberländiſchen Sachſen angegriffen, und ein großer Sieg erfochten. Baldulph und Colgrin ſtießen ſodann zu dem Cerdick, der damals Lincoln belagerte; durch Annäherung des Arthur aber ſo in Verwirrung geſetzt wurde, daß er ſich auch wider Willen in eine Schlacht einlaſſen mußte, darinn er geſchlagen und gezwungen wurde, ſich in einen Wald zu flüchten, auch eine Zeitlang ſich nicht durfte im Felde ſehen laſſen. Andre (b) erzählen dieſen Vorgang etwas anders. Unterdeſſen merkten die Sachſen, daß ſie in zerſtreuten Haufen dem Arthur nie gewachſen ſeyn würden. Derowegen beſchloſſen

(a) *Huntingd.* 2. B. *Flor. Wigorn. Camden.* Annal. Saxon. *Galfred.* 9, 2. 3.

(b) z. E. *Galfred.* 9, 3.

ſchloſſen ſie, alle ihre Leute in Britannien in ein Heer zuſammen zu ziehen, und es ſodann auf eine Hauptſchlacht ankommen zu laſſen. Cerdick bekam die Oberbefehlhabung bey der Armee; er ſetzte aber Baldulph und Colgrin über den kleinern Theil des Heers, welches in die abendländiſchen Provinzen Britanniens gehen mußte. Auf der andern Seite wurde dem Arthur ein Theil des Heers anvertraut, und der Befehl gegeben, den Baldulph und Colgrin aufzuſuchen. Ambroſius aber entſchloß ſich, ungeachtet ſeines Alters und Schwachheit, die Oberbefehlhabung über die brittiſche Hauptarmee zu übernehmen, und ſich in Perſon vor ſein Heer zu ſtellen. Arthur an ſeinem Theil hatte das Glück, die beyden ſächſiſchen Brüder zu ſchlagen und bis in Cornwallien zu verfolgen. Ambroſius gieng ebenfalls auf den Cerdick los, und war anfänglich ſo glücklich, daß er den rechten Flügel der Sachſen, den Cerdick anführte, in Unordnung und zum Weichen brachte. Indeſſen hatte Chenrick, Cerdicks Sohn, den linken Flügel der Britten geſchlagen, ſie aber nicht allzuweit verfolgt, um ſeinem Vater aus der Noth helfen zu können. Er kam alſo eilig herbey, fiel dem Ambroſius, der den geſchlagenen feindlichen Flügel zu hitzig nachſetzte, in die Seite, und nöthigte ihn, ſich zurück zu ziehen. Ambroſius wollte den bereits erſtrittenen Vortheil wieder haben, und wagte ſich ſelbſt ſo tief unter die Feinde hinein, daß er ſein Leben zwar rühmlich, aber zu der Seinigen großen Schaden, verlor, als welche

durch den Tod ihres Königs in die größte Unordnung geriethen, und das Schlachtfeld dem Feinde überließen. Dieſes Treffen gieng vor im Jahr 508.

Nun wurde Arthur nach Verdienſt mit der königlichen Würde beehret. Einige (c) ſetzen zwiſchen den Ambroſius und Arthur einen brittiſchen König, Namens Uther, und erzählen viel von ihm. Andre halten den Uther für ganz eine andre Perſon. Es iſt der Mühe nicht werth, ſich bey dieſer Verſchiedenheit der Erzählungen lange, und doch nur vergeblich, aufzuhalten. Arthur gieng gleich nach ſeiner Krönung auf die nordhumberländiſchen Sachſen los, und ſchlug ſie abermal. Allein Baldulph und Colgrin, die in den abendländiſchen Gegenden indeſſen eingefallen waren, nöthigten den Arthur, ſich gegen ſie zu wenden. Er ließ aber doch den Hoel in Bernicien, um dieſe Gegend zu bedecken. Dieſer hatte das Glück, beyde Brüder zu ſchlagen. Mittlerweile wurde Cerdick theils durch die Sachſen in Britannien, theils durch friſche Völker aus Deutſchland, wieder verſtärkt, und unternahm die Belagerung von Bath. Arthur wollte dieſen Ort nicht in die Gewalt der Feinde kommen laſſen, zog alſo mit einem Heer zum Entſatz herbey. Cerdick hatte ſeines Orts auch Luſt zu ſchlagen: worauf es dann zwiſchen den Sachſen

(c) z. E. *Galfred.* 8, 17-24. und 9, 1. 3. 4. *Vſſer.* de primord. 13. cap. *Camden.* Brit. Belg. *Langhorn.* chron. regg. Angl.

ſen und Britten zu einem entſetzlichen Treffen kam, in welchem beyde Theile mit gleichem Glück von Mittag bis Abend ſtritten; ſo daß nur die Nacht die Streitenden zum Aufhören nöthigte. Sie blieben, ohne zurück zu gehen, auf dem Wahlplatz; nur bedienten ſich die Sachſen der Finſterniß dazu, daß ſie einen vortheilhaften Hügel beſetzten. Beym Anbruch des Tages aber ſetzte Arthur ſich gleich vor, die Feinde von dieſer Anhöhe zu vertreiben: that deswegen mit ſeinen Britten einen ſo ſtandhaften Angriff, daß endlich die Sachſen gezwungen wurden, mit großem Verluſt, auch ihrer Feldherren, Baldulph und Colgrin, zu weichen, und den Britten einen vollſtändigen Sieg zu überlaſſen. Welches etwan im Jahr 511 geſchehen iſt. Allein dieſen ſchönen Sieg konnte Arthur ſich nicht recht zu Nutze machen, weil die Picten, die mit den Sachſen in Bunde ſtunden, die Stadt Areclut, worinn Hoel krank lag, belagerten. Arthur aber kam den Feinden über den Hals, und nöthigte ſie, die Belagerung aufzuheben; verwüſtete hierauf im Zorn ihr Land auf allen Seiten. Den Hoel ſchickte er hierauf wieder in ſeine Länder, weil nun von den Sachſen nicht ſo bald etwas zu befahren war.

Im Jahr 512 ſtarb Eſcus (d), König von Kent; von welchem ſeine Thronfolger den Namen Eſcingier bekommen. In der Regierung folgte ihm ſein Sohn Octa. Zwey Jahre darauf ſtarb auch Ella, König von Suſſex;

(d) *Malmesb.* 1. B.

dem ſein dritter Sohn Ciſſa im Regiment nachfolgte. Die Oberbefehlhabung aber, oder, wie ſie einige nennen, Monarchie, über alle britanniſche Sachſen bekam Cerdick.

Nachdem Cerdick (e) im Jahr 514 ſeinen Verluſt durch neue Völker aus Deutſchland wieder erſetzt hatte, brach er auf einmal los, und verwüſtete die brittiſchen Länder. Arthur, der ſich auf dieſe Weiſe, wie ſein Feind, nicht zu verſtärken wußte, und alſo demſelben nicht gewachſen war, wagte dennoch von Zeit zu Zeit eine Schlacht, deren aber keine entſcheidend war, und wo bald der eine, bald der andere Theil ſiegte; bis es endlich im Jahr 519 zu einem Haupttreffen kam, indem die Britten gänzlich geſchlagen wurden. Durch dieſes Unglück äußerſt geſchwächt, entſchloß ſich Arthur, mit dem Cerdick ſich vermittelſt eines Vertrags zu ſetzen, durch den dem Cerdick die Länder, die itzt Hant und Sommerſet heißen, abgetreten wurden, welcher ſolche zu einem Königreich erhub, und ihm den Namen Weſſex, weil es Kent und Suſſex gegen Weſten lag, gab.

Im Jahr 527 machte ſich ein Sachſe, Erkemein, zum Könige über Eſſex und Midleſex (f), welche beyde Provinzen ſonſt unter den Königen von Kent ſtunden, unter dem Namen eines Königs von Eſſex. In dieſem neuen Reich war London die Hauptſtadt.

Um

(e) *Huntingd. Ric. Diuiſienſ.*
(f) *Huntingd.* 2. B.

Um eben dieſe Zeit kam ein Hauſe (g) Angeln, von denen oben ſchon etwas gemeldet worden, auf der morgenländiſchen Küſte Britanniens an. Sie hatten zwölf Anführer, die gleiche Gewalt hatten, von denen aber keiner, als der Uſſa, bekannt worden iſt. Es war ihnen bey der Schwäche oder Unachtſamkeit der Britten nicht ſchwer, ſich durch die nach und nach erhaltenen Verſtärkungen an der morgenländiſchen Küſte veſt zu ſetzen. Daher errichteten ſie ein eignes Reich, unter dem Namen Oſtanglien.

Da der Friede zwiſchen den Sachſen und Britten (h) noch währte, wurde Arthur von dem König in Armorica zu Hülfe gerufen wider einen Namens Frollon oder Flollo, der ſich wider ihn empöret hatte. (Galfred nennet ihn einen Tribunus, und ſaget, daß ihm die Statthalterſchaft in Gallien vom Kaiſer Leo ſey anvertraut worden) Arthur gieng mit einem Haufen Volk in Armorica, ſchlug den Frollo, und tödtete ihn (nach Galfreds Erzählung, in einem Zweykampf).

Die Abweſenheit des Arthur (i) ſchien dem Cerdick eine gute Gelegenheit zu ſeyn, ſeine Länder zu vergrößern. Er brach alſo den Frieden, und ſchlug durch die Tapferkeit ſeines Sohns Chendrick die Britten. Arthur fand, bey ſeiner Zurückkunft, den Zuſtand ſeiner Länder in ziemlicher Verwirrung; und hielt daher für rathſam, mit dem Cerdick aufs neue einen Ver-

(g) *Malmesb. Beda.* (h) *Galfred.* 9, 11.
(i) *Huntingd.*

gleich zu treffen. Hierauf ſoll er nach einiger Meynung (k), den kaiſerlichen Titel angenommen haben. (Galfred ſaget Kap. 12. nur, daß ſich Arthur auf eine ſehr feyerliche Weiſe habe als König krönen laſſen).

Hierauf wurde Arthur (l) abermal von Hoel, dem Könige in Armorica, um Beyſtand angerufen wider die Wiſigothen, die ſeine Länder angefallen hatten. Ungeachtet die Entfernung des Arthur ſeinem Reich nicht anders als nachtheilig ſeyn konnte, ſo entſchloß er ſich doch, ſeinem nothleidenden Vetter nochmalen beyzuſpringen. Er überließ alſo in ſeiner Abweſenheit die Regierung ſowohl, als die Aufſicht über ſeine Gemahlinn, dem Modred, ſeinem Bruderſohn, und ſetzte darnach in Gallien über. So bald er abgereiſt war, überfiel Cerdick die Inſel Wight und eroberte ſie. Was aber das allerärgſte war, ſo begieng Modred die abſcheulichſte Untreue an Arthur, ſeinem Oheim und Wohlthäter. Denn er heyrathete nicht nur die ihm zur Beſchützung anvertraute Gemahlinn des Arthur, ſondern war auch bemüht, das Reich ſelbſt an ſich zu bringen. Um aber vor dem Cerdick in dieſer Unternehmung ſicher zu ſeyn, trat er demſelben die Länder ab, die itzt Bark, Wilt, Devon und Dorſet heißen. Und alsdenn ließ ſich Modred zu London krönen. Cerdick aber, damit er die ihm erſt abgetretenen Landſchaften behaupten möchte,

(k) *Leland.* aſſert. Arthur.
(l) *Ran. Ceſtrienſ. Malmesb.* 1. B. Antiquit. *Glaſton. Ricardus Diuiſ. Galfred.* 10, 13. 11, 4.

möchte, ließ einen Haufen Sachſen und Jüten kommen, welche er in die neuerlich erhaltenen Provinzen vertheilte, nachdem er die Britten vorher daraus vertrieben hatte. Worauf er ſich zu Wincheſter noch einmal als König von Weſſex krönen ließ. Sodann machte er Anſtalten, auf den Fall der Zurückkunft des Arthur, in dem Stande zu ſeyn, ſich wohl zu vertheidigen. Seinen Schweſterſöhnen, Stuff und Whitgar, gab er, zur Belohnung ihres getreuen Beyſtandes, die Inſel Wight ein. Er ſelbſt aber ſtarb im Jahr 534 und hat den Ruhm eines ſo muthigen als vorſichtigen Feldherrn und klugen Regenten verdient. Ihm folgte ſein Sohn Chenrick, der ihm in den Feldzügen ſchon ſehr gute Dienſte gethan hatte, ſowohl in dem Königreich Weſſex, als auch in der Würde eines oberſten Befehlhabers der britanniſchen Sachſen.

In eben dieſem Jahre verließ auch die Welt Octa, König in Kent; und hatte zum Nachfolger ſeinen Sohn Hermenrick.

Endlich kam Arthur (m), nachdem er ſich aus unbegreiflichen Urſachen vier Jahre in Gallien verweilt hatte, nach Britannien zurück, allwo er ſeine Sachen in dem ſchlimmſten Zuſtand, und den treuloſen Modred auf dem Thron ſehen mußte. Dem ungeachtet faßte er den muthigen Entſchluß, die Untreue des Modred zu rächen. Dieſer hatte zwar zu ſeiner Sicherheit ſich mit den Sachſen und Picten verbunden;

(m) *Galfred.* 11, 1, 2.

und Arthur auf der andern Seite hatte eine weit kleinere Anzahl Leute bey ſich, ob gleich viele von denen, die dem Modred ſich ungerne unterworfen hatten, zu ihm übertraten. Als es aber dennoch zu einem Treffen kam, ſo glückte es dem Arthur, ſeinen Feind aufs Haupt zu ſchlagen. Der Krieg wurde von beyden Theilen noch etliche Jahre fortgeſetzt: und obgleich Modred meiſtens unglücklich fochte, ſo konnte er doch, bey der großen Anzahl Kriegsvölker, der Tapferkeit des Arthur immer zu ſchaffen geben. Endlich aber kam es zu einer großen Schlacht bey dem Fluß Cambalaune, in welcher lange mit der größten Hartnäckigkeit auf beyden Seiten gefochten wurde. Ja als Modred und Arthur einander anſichtig wurden, rennten ſie in der Erbitterung auf einander los; da denn Arthur zwar den Modred erlegte, ſelbſt aber ſo gefährlich verwundet wurde, daß er kurz darauf verſtarb. In dem Treffen blieben auf beyden Seiten viele der vornehmſten Befehlhaber, und die Britten wurden durch den Verluſt in dieſem Streit ſo enkräftet, daß ſie ſich nachhero nicht mehr recht erholen können. Uebrigens war Arthur unſtreitig einer der größten Feldherren; und iſt nur zu bedauern, daß die alten Geſchichtſchreiber in ſeine Thaten ſo viel abentheuerliches gemengt und dadurch auch die wahrhaften Erzählungen zweifelhaft gemacht haben. Man ſaget auch von einem Orden, von dem runden Tiſch genannt, den dieſer Prinz geſtiftet haben ſoll; welches man dahin geſtellt ſeyn läſſet. So

viel

viel iſt gewiß, daß er ein Alter von etwan neunzig Jahren erreicht, und vor ſeinem Abſterben den Conſtantin, des Cador Sohn, zum Reichsnachfolger ernennt hat, nämlich im Königreich Dammonien; weil die Monarchie in Britannien mit Arthur aufhörte.

Nach Arthurs Tode waren die Britten faſt gänzlich außer Stand, ſich den Sachſen und ihren Unternehmungen zu widerſetzen (n). Die Sachſen büßten freylich in den faſt unaufhörlichen Kriegen viele Leute ein: aber ſie konnten jeden Verluſt gar leicht aus Deutſchland wieder erſetzen. Die Britten hingegen mußten ihre Einbuße immer aus ſich ſelbſt erſtatten; da es dann nothwendig auf die letzte mangelte. Dazu kommt noch, daß viele Britten aus Noth ſich entweder zu den Picten oder in Armorica begaben. In dieſem Lande (o) inſonderheit hatte ſich eine ſo große Menge flüchtiger Britten geſetzt, daß ſie endlich die Einwohner an Anzahl übertrafen; woher denn dieſes Land endlich Britannia oder Bretagne genennt worden. Andere (p) kehren es um, und behaupten, die Einwohner von Bretagne hätten Völker in die Inſel Albion geſchickt, um ſolche anzubauen; und daher hätte dieſe Inſel nachmals den Namen Britannien bekommen.

Nachdem man Arthurs (q) Tod in Deutſchland erfahren hatte, entſchloß ſich eine große Menge

(n) *Galfred.* II, II. (o) *Mezerai* abregé chron. T. 7.
(p) *Argentrè* hiſt. de Bret.
(q) *Annal Saxon. Flor. Wigorn. Huntingd. Weſtmon.*

Menge Angeln, unter Anführung des Ida in Britannien einen Wohnplatz aufzuſchlagen. Sie ſtiegen in der Provinz York ans Land, und wurden von den nordhumberländiſchen Sachſen willig aufgenommen. Ja dieſe Sachſen (die dieſen Beynamen daher hatten, weil ihr Land dem Humber gegen Mitternacht lag) unterwarfen ſich gar der Herrſchaft des Ida, es ſey nun, daß es gutwillig, oder aus Noth, geſchehen; und er nannte ſich König von Nordhumberland. Man ſiehet aus dieſer Erzählung unſre obige Muthmaßung beſtätiget, daß nämlich die Angeln und Sachſen in Deutſchland nur ein Volk ausgemacht haben. Der Name der Sachſen iſt in Deutſchland vor dem Namen der Angeln berühmt worden: hingegen hat der Name Angeln den Namen Sachſen faſt ganz verſchlungen. Uebrigens iſt von der Regierung dieſes Ida nichts bekannt, als daß er eine Stadt erbaut, die er, ſeiner Gemahlinn Bebba zu Ehren, Bebbanburg nennte. Es iſt noch ein Schloß vorhanden, das Bamburg heißet.

Von dem, was ſeit der Ankunft der Angeln in Britannien vorgegangen, iſt ſehr wenig aufgezeichnet zu finden. Unter andern erzählet man, daß im Jahr 552 die Britten es verſucht haben, dem Chendrick einen Theil der ihnen entriſſenen Länder wieder zu erobern; darüber aber von demſelben geſchlagen worden (r). Ingleichen daß zween Söhne des Modred dem Conſtantin Dammonien nehmen wollen, aber von ihm in die

(r) *Huntingd.*

die Flucht getrieben, ja mit eigner Hand erſto-chen worden (s).

Ida ſtarb im Jahr 559, und wird von den Geſchichtſchreibern als ein ſehr lobwürdiger Fürſt und tapfrer Heerführer gerühmt, ob ſie gleich nichts insbeſondre von ſeinen Thaten melden. Nach ſeinem Tode wurde Nordhumberland in den mittägigen Theil, der Deire hieß, und in den mitternächtigen, der den Namen Bernicien bekam, getheilt; jenen bekam unter dem Titel eines Königs, Alla; dieſen aber, Adda, ein Sohn des Ida.

Im Jahr 560 ſtarb Chendrick (t) der Sohn Cerdicks, König von Weſſex und Monarch der Angelſachſen. Ob er gleich bey ſeines Vaters Lebzeiten ſich im Kriege ſehr hervor gethan hatte, und man an ihm einen kriegeriſchen Regenten hätte vermuthen ſollen; ſo hielt er ſich doch in ſeiner Regierung ganz ſtille, und dachte mehr auf die Aufnahme der ſchon eroberten Länder, als auf neue Eroberungen. Zum Thronfolger hinterließ er ſeinen älteſten Sohn, Ceolin, einen Prinzen, der voll weitausſehender und großer Anſchläge war. Sein Hochmuth trieb ihn an, die Sache dahin zu bringen, daß die ſächſiſchen Fürſten ihn als ihren gebietenden Herrn anſehen und als Vaſallen von ihm abhangen müſſen. Weil aber dieſes nicht ohne Gewalt zu erhalten war, ſo machte er erſtaunliche Zurüſtungen, über welche ſowohl die ſächſiſchen als brittiſchen Fürſten in einer furchtſamen Erwartung ſtunden. Was inſon-

(s) *Galfred.* 11, 4. (t) *Beda* 2. B.

inſonderheit die brittiſchen Fürſten betrifft, ſo hatten ſich nach Arthurs Abſterben ihrer eine ziemliche Anzahl hervorgethan, welche aber unter einander in einer beſtändigen Uneinigkeit und Mißtrauen lebten. Es iſt der Mühe nicht werth, die Namen dieſer unberühmten kleinen Regenten (u) zu nennen. Wir fahren alſo fort, zu ſagen, daß die großen Zurüſtungen des Ceolin die brittiſchen Fürſten bewogen, ſich einen Oberbefehlhaber zu erwählen; und damals die Wahl auf einen, Namens Malgon gefallen, dem blos ſeine auſſerordentliche Leibesgröße dieſe Ehre zuwege brachte. Hätte Ceolin die Britten unter dieſem ungeſchickten Feldherrn angegriffen, würden vermuthlich dieſe Leute gänzlich bezwungen worden ſeyn. Allein zum Glück der Britten wendete er ſeine Kriegsmacht zuerſt gegen ſeine Landsleute. Weil er nun jedem beſonders an Macht weit überlegen war, ſo hatte keiner allein das Herz, ſich ihm zu widerſetzen. Und dadurch geſchah es, daß er einem nach dem andern das Joch über den Hals warf, und die Fürſten mit einander unter ſeinen Gehorſam brachte. Dieſes verdroß inſonderheit den Ethelbert (x), einen Sohn des Hermenricks, Königs in Kent; zumal da er, als ein Abkömmling des Hengiſt, vor allen andern ein Recht zur Monarchie zu haben glaubte. Er erkühnte ſich alſo, dem Ceolin den Krieg anzukündigen, ohne zu bedenken, daß er bey ſeiner Schwäche dieſem mächtigen Feinde gar nicht gewach-

(u) *Galfred.* 11, 5-8.
(x) *Malmesb.* 1. B. *Flor. Wigorn. Annal. Saxon.*

gewachſen ſeyn könne. Daher wurde er auch von Ceolin zweymal geſchlagen; und lernte mit ſeinem Schaden, daß Muth ohne Kräfte nichts vermöge.

Dieſes war der Anfang der bürgerlichen Kriege unter den Sachſen, als die, nachdem ſie von den Britten nichts mehr zu befürchten hatten, ihre Waffen wider einander ſelbſt kehrten, und ſich ſo ſchwächten, daß, wenn die Britten einen geſchickten Anführer gehabt hätten, es damals vermuthlich nicht ſchwer würde geweſen ſeyn, die Sachſen aus ihren Beſitzungen zu vertreiben.

Unter den zwölf Feldherren, die mit den Angeln in Britannien gekommen waren, hatte Uffa am längſten gelebt, und im Jahr 571 den Namen eines Königs der Oſtangeln angenommen.

Ceolin, durch den vorgemeldten Sieg aufgeblaſen, begegnete nunmehro den ſächſiſchen Königen von Kent, Eſſex und Suſſex nicht anders, als ſeinen Unterthanen; und nachdem er ſie ſich völlig unterwürfig gemacht, wendete er ſich auch wider die Britten, um ihnen noch mehrere Länder abzugewinnen. Man weis von dieſem Kriege weiter nichts, als daß Cutha, des Ceolin Bruder, die Britten oft geſchlagen und aufs äußerſte geſchwächt habe.

Indeſſen ſtarb Uffa im Jahr 578, und hinterließ in der Regierung ſeinen Sohn Titil.

Zu dieſer Zeit waren die Britten (y) in dem bedrängteſten Zuſtande. Auf allen Seiten waren

(y) *Huntingd.* 2. B. *Flor. Wigorn.*

ren ſie von den Angeln und Sachſen umgeben, wider welche ſie ſich mehr regen durften. In dieſer Noth faßten ſie einmüthiglich den Schluß, daß man die Schotten wider dieſe einheimiſche Feinde zu Hülfe rufen ſollte. Es wurde alſo eine Geſandſchaft an den ſchottiſchen König Aidan abgefertigt, und derſelbe durch die nachdrücklichſten Vorſtellungen erſucht, den Britten wider die gemeinſchaftlichen Feinde Beyſtand zu leiſten. Aidan war ſofort willig, den Britten zu gut einen Feldzug zu unternehmen. Ceolin ſäumte zwar nicht, ſeinen Feinden entgegen zu rücken; Allein er wurde von ihnen aufs Haupt geſchlagen. Dieſe Niederlage machte die ſächſiſchen Fürſten beſorgen, es möchten die vereinigten Schotten und Britten ihnen noch näher zu Leibe zu gehen. Sie zogen alſo gemeinſchaftlich alle ihre Macht zuſammen, und Ceolin ſahe ſich aufs neue ſtark genug, ſeine Feinde aufzuſuchen. Er grief auch die Schotten mit ſolcher Tapferkeit an, daß ſie ihm einen großen Sieg laſſen mußten. Nach dieſer unglücklichen Schlacht gieng Aidan wieder in ſein Land zurück, und hinterließ die Britten in den vorigen betrübten Umſtänden. Dieſe wurden noch elender, da im Jahre 584 abermal ein großer Haufe Angeln, unter der Anführung des Crida, in Britannien anlangte. Die Britten geriethen über dieſe unerwartete Ankömmlinge in die größte Beſtürzung; und ehe ſie ſich von derſelben wieder erholen konnten, jagte ſie Crida, als verſcheuchte Schaafe, von einem Ort zum andern, bis ſie

endlich in Cambrien, jenſeit der Saverne, ſich zurück zogen, und dem Sieger alles Land zwiſchen dem Humber, der Saverne und Temſe überließen. Aus dieſem Lande machte Crida ein eignes Königreich unter dem Namen Middelangeln; welches man nachhero gemeiniglich Mercien nennte; und ließ ſich im Jahr 584 krönen.

Weil Cambrien für alle die flüchtigen Britten zu klein war, ſo zog abermal eine große Anzahl in Armorica (welches Wort ein Land bedeutet, ſo am Meer liegt), und ließ ſich daſelbſt nieder. Einige derſelben unterwarfen ſich ſogar den Angeln oder Sachſen. Diejenigen aber, ſo Cambrien zu ihrem Aufenthalt erwählt hatten, erhielten ſich im Beſitz dieſes Landes lange Zeit, weil demſelben, wegen ſeiner Lage, nicht wohl beyzukommen iſt. Und hier machten die Britten von dieſer Zeit an ein eignes Reich aus, welches ſich in etliche kleinere theilte, die bald mit einander verbunden, bald aber getrennt waren. Weil die Britten von den Sachſen Gwallish oder Wallish genennt wurden, ſo bekam auch Cambrien den Namen Wallishland oder Wallis. (es mag nun Wallis, nach Rapins und andrer Meynung, ſo viel, als, Leute aus Gallien; oder nach Camden in Brit. p. 67. überhaupt einen Auswärtigen oder Fremden, bedeuten). Der Name Cambrien aber kam von Cumri oder Cumbri her; welche Benennung die Britten ſich ſelbſt gaben.

Man muthmaßet (z), daß um dieſe Zeit die Angelſachſen einmüthig beſchloſſen haben, ihre ſieben Königreiche zuſammen Engleland oder England, d. i. das Land der Angeln zu nennen. Die Picten, Schotten und Irrländer aber fuhren fort, die Völker, ſo ſich Britanniens bemächtigt, Saxeneag, und ihr Land, Saxeneage, zu nennen. Andre führen die Benennung England von Ecbert, dem Könige von Weſſex, her, der im neunten Jahrhunderte regiert hat. Uebrigens wird von der innern Verfaſſung und Verbindung dieſer ſieben Königreiche im folgenden Buch das nöthige bemerkt werden.

Anſonſten iſt es wohl der Mühe werth, den Urſachen nachzudenken, warum die Britten ein ſo erbärmliches Schickſal haben erfahren müſſen. Einmal bezeugen die brittiſchen Geſchichtſchreiber offenherzig, daß die unerhörten Laſter, denen ſich der geiſtliche Stand ſowohl, als die übrigen ergeben hatten, die göttliche Gerechtigkeit wider dieſes Volk habe aufbringen und ſo entſetzliche Ausbrüche derſelben verurſachen müſſen (a). Zweytens iſt aus der bisher erzählten Geſchichte Britanniens offenbar genug, daß die Uneinigkeit, die unter den Britten ſich ſo oft geäußert hat, vornehmlich mit gehindert habe, daß dieſes Volk den Sachſen nicht, wie es ſeyn ſollte, widerſtund, und vielmehr die beſte Gelegenheit gab, die

(z) *Ioh. Sariſter.* in Polycrat. 5. B. 17. Kap.

(a) Man darf nur des Gildas epiſt. de excid. et conqueſt. Brit. anſehen.

die neu eroberten Länder zu behaupten. Wir werden in der Folge der Geſchichte ſehen, daß die innerlichen Zwiſtigkeiten den Angelſachſen eben ſo traurig, als vorher den Britten, geweſen ſind. Ferner hatten die Britten die Kunſt und Uebung Krieg zu führen unter der römiſchen Herrſchaft ganz verlernt. Wozu noch kam, daß es ihnen meiſtens an geſchickten Anführern fehlte. Denn ſo bald ſie dergleichen hatten, ſo bezeigten ſie gegen ihre Feinde eine Tapferkeit, die man bewundern muß, wovon die brittiſche Geſchichte unter Ambroſius und Arthur überzeugende Beweiſe giebt. Man weis ja ohnehin, was für einen großen Einfluß die Sitten der Landesherren in die Aufführung ihrer Unterthanen haben.

Zuſtand der Britanniſchen Kirche.

Von der Ankunft der Sachſen bis auf den Abzug der Britten in Cambrien.

Von dem Zuſtande der Kirche von Britannien in dieſem Zeitabſchnitt hat man ſehr wenige und darzu ganz unvollſtändige Nachrichten. Was man davon weis, iſt ungefähr folgendes:

Als Germanus, Biſchof von Auxerre, wie wir oben geſagt haben, der pelagiſchen Irrlehre wegen, zweymal in Britannien gerufen wurde, nahm er bald wahr, daß die Geiſtlichkeit im höchſten Grad verderbt, und eben ſo unwiſſend, als der Pöbel, ſey. Er hielt mit Grund für das beſte Mittel wider dieſes Uebel die Aufrichtung guter Schulen. Dieſemnach ſtiftete er derſelben etliche im Lande; unter welchen die Schulen des Dubricius und des Iltut die berühmteſten waren. Das Kloſter zu Bangor in Cambrien mußte zu eben dieſer Abſicht dienen. Nebſt dieſem führte Germanus auch die galliſchen Kirchengebräuche in der brittiſchen Kirche ein.

Wir wollen nun auch etlicher Perſonen geiſtlichen Standes gedenken, welche unter den Britten vor andern bekannt worden ſind.

Patricius oder Patrick ſoll die Irrländer zum chriſtlichen Glauben gebracht haben im fünften Jahrhundert. Er wird noch von den Irrländern als ihr Apoſtel und Beſchützer geehrt, und ihm der Beyname des Großen gegeben, um ihn von zween andern Männern dieſes Namens und Jahrhunderts zu unterſcheiden.

Des Dubricius iſt kurz vorher gedacht worden. Er war Erzbiſchof von Cärleon, und wegen ſeiner Frömmigkeit und Gelehrſamkeit berühmt.

David, des Dubricius Nachfolger, that ſich ebenfalls durch ein frommes Leben hervor. Er

Er ſoll ſo gar Wunder gethan, und den Waſſern zu Bath ihre geſegnete Kraft gegeben, auch bis ins 146ſte Jahr gelebt haben.

Samſon der ältere und jüngere. Der ältere, ſo aus Armorica war, wurde von Ambroſius zum Erzbiſchof von York gemacht. Der jüngere, aus königlichem Geſchlecht entſproſſen, wurde zum Erzbiſchof, aber ohne einen gewiſſen biſchöflichen Sitz, gemacht.

Cadock, Abt von Landcärven, wendete ſeine anſehnliche Einkünfte zur Unterhaltung dreyhundert Prieſter an.

Patern, ein edler Armoricaner, begab ſich in Cambrien, und bemühte ſich, die Uneinigkeiten der daſigen Fürſten beyzulegen. Er ſtarb in Armorica, wo er wegen ſeiner Heiligkeit nach ſeinem Tode verehrt wurde.

Columba (b), ein edler Irrländer, gieng in Britannien über, um den im Gebirge wohnenden Picten das Evangelium zu predigen; welches Vornehmen auch nach Wunſche glückte.

Gildas von Badon oder Bath, ein Mönch des Kloſters zu Bangor. Man hat von ihm die oft vorher genannte Schrift, de excid. Britan. Er lebte im ſechſten Jahrhundert.

(b) *Beda* 3. 4.

Das dritte Buch.

Von dem, was unter der Heptarchie der Angelſachſen bis zu ihrer Trennung und endlichen Vereinigung vorgegangen iſt.

Unter den Angelſachſen hat Britannien mancherley Veränderungen erlitten. Denn, außer dem, daß nun fremde Völker im Lande waren, haben auch die Städte und Provinzen neue Namen, und dieſe letztern eine andre Eintheilung bekommen. Nun von dieſem veränderten Zuſtande ſoll itzt eine kurze Beſchreibung gemacht werden.

In der ganzen Inſel Großbritannien befanden ſich nunmehr vier verſchiedene Völker, die Britten oder Wallſer, die Schotten, die Picten, die Angelſachſen. Was nun erſtlich die Britten anbelanget, ſo wurden unter dieſem Namen nicht nur die Eingebohrnen, ſondern auch die Römer und andre Fremde, begriffen, die ſich unter der römiſchen Herrſchaft als Pflanzvölker daſelbſt niedergelaſſen hatten. Dieſe waren anfänglich freylich von den gebohrnen Britten unterſchieden: nach Abzug der Römer aber machten ſie ein Volk aus. Hiernächſt bekam nicht nur Cambrien, wie wir oben geſagt, den Namen

Namen Wallis, ſondern auch der abendliche Theil von Dammonien wurde hernach Kernaw von den Britten genennet, vermuthlich wegen der vielen Landſpitzen oder Vorgebirge, die gleichſam Hörner (Kerne in der brittiſchen Sprache) vom Lande ſind. Die Sachſen gaben deswegen dieſem Lande den Namen Cornwallis.

Den mitternächtigen Theil der Inſel hatten die Schotten und Picten eingenommen. Die Gränze zwiſchem ihrem Gebiet und England machten die Flüße Esca und Tweede, und ein Gebirge, das den Raum zwiſchen beyden Flüſſen ausfüllte. Die Peiten wohnten gegen Morgen; und die Schotten gegen Abend. Das Gebirge Grasbain, von der Mündung der Nyſſe bis an die See Lomond, diente ihnen zur Gränzſcheidung. Die Hauptſtadt der Picten war Alberneth.

Der mittägige Theil der Inſel wurde von den Angeln und Sachſen bewohnet, von dem Canal an, der England von Frankreich ſcheidet, bis auf die Mauer des Severus. Dieſes Land wurde in ſieben Königreiche getheilt, die von drey Völkern beſeſſen wurden, welche man zuſammen Engländer nennte. Die Jüten und Sachſen alſo hatten inne, Kent, Eſſex, Suſſex, Weſſex. Den Angeln gehörte Mercien und Oſtanglien: in Nordhumberland aber waren Sachſen und Angeln unter einander vermiſcht.

Die Geſchichte dieſer ſieben Reiche nun wollen wir itzo beſchreiben; müſſen aber auch hier bekennen, daß bey den Geſchichtſchreibern die hieher gehörigen Erzählungen zum Theil ſo mangelhaft ſind, daß es ganz unmöglich fällt, etwas recht vollſtändiges oder zuſammenhangendes hievon zu liefern. Inzwiſchen werden wir das, was wir von dieſer Geſchichte wiſſen, ſo vortragen, daß wir 1) einige Anmerkungen über die Angelſachſen überhaupt machen; 2) einen kurzen Auszug aus der Geſchichte eines jeden der ſieben Reiche insbeſondere geben; und 3) durch ſynchroniſtiſche Tafeln die merkwürdigſten Begebenheiten eines Königreichs anzeigen.

Von der Heptarchie der Angelſachſen überhaupt.

Die Heptarchie der Angelſachſen iſt die Regierung ihrer ſieben Königreiche, die nur einen einigen Staatskörper oder gemeines Weſen ausmachten. Dieſe Regimentsverfaſſung war derjenigen ähnlich, ſo die Angelſachſen in Deutſchland gehabt hätten. Weil es ihr eigner Vortheil anrieth, einander gemeinſchaftlich beyzuſtehen, ſo fanden ſie für gut, einen Oberbefehlhaber, oder wie ihn einige nennen, Monarchen, über ſich zu ſetzen; von deſſen Vorrechten aber nichts inſonderheit bekannt iſt.

Wenn

Wenn derſelbe ſtarb, ſo wurde ſeine Stelle durch eine freye Wahl wieder beſetzt. Dieſer Oberherr alſo war gleichſam das Band, welches die ſieben Königreiche zuſammen hielte. Außerdem aber hatten die Angelſachſen noch eine allgemeine Verſammlung, die aus den Abgeordneten der ſieben Königreiche beſtund. Man nennte ſie Wittena-Gemot oder das allgemeine Parlament, darinn Sachen, die das ganze Volk betrafen, in Berathſchlagung kamen. Ein jedes Königreich aber hatte für ſich die höchſte Gewalt, wie auch ſeine eigne Verſammlung oder Parlament. Kurz, dieſe Regimentsform hatte ſehr viel mit der in den vereinigten Niederlanden gemein, nicht nur in Anſehung der Zahl der Staaten, ſondern auch der beſondern und allgemeinen Verſammlungen, und dann des Statthalters, den die Niederländer zuweilen, als ein gemeinſchaftliches Haupt, zu erwählen pflegen, und der faſt eben das iſt, was bey den Angelſachſen der Oberbefehlhaber oder Oberherr war.

Dieſe an ſich gute Einrichtung aber hatte nicht gar lange Beſtand. Die Einigkeit wurde zuweilen durch die unerlaubten Unternehmungen der Mächtigſten unter dieſen Reichen geſtört, welche es verſuchten, ſich durch den Schaden ihrer Nebenſtaaten zu vergrößern. Daher entſtunden dann öfters bürgerliche Kriege, welche ſich in dem Untergange der ſieben Reiche, und zuletzt in der Herrſchaft eines einigen Fürſten, endigten. Auch verurſachten die angelſächſiſchen

Oberbefehlhaber ſelbſt manchmal einen innerlichen Krieg, wenn ſie mit der ihnen eingeräumten Gewalt nicht zufrieden waren, ſondern ſie noch weiter ausdehnen und vielleicht unumſchränkt machen wollten. Man hat aber hievon ebenfalls ſehr unvollſtändige Nachrichten, weil die älteſten engliſchen Geſchichtſchreiber die meiſten Mönche geweſen, faſt nur auf das, was ihre Klöſter und die denſelben und der Geiſtlichkeit ertheilten Vorrechte betrifft, aufmerkſam waren; die bürgerliche Geſchichte aber faſt als ein Nebenwerk mitnahmen. Indeſſen da dieſe Geſchichtſchreiber die Erzählung der bürgerlichen und kirchlichen Begebenheiten ſo genau mit einander verknüpft haben, ſo wollen wir von ihren Kirchenſachen hier vorläufig nur etliche allgemeine Anmerkungen machen. Denn eine umſtändlichere Nachricht von der kirchlichen Geſchichte wird weiter unten folgen.

Die Sachſen (a), ſo in England gekommen waren, blieben faſt 150 Jahr in ihrem heydniſchen Irrthum. Im Jahr 597 aber ſchickte Gregorius I. einen Benedictiner Mönch, Namens Auguſtinus, in England, um die Sachſen zu der chriſtlichen Religion zu bringen. Dieſer Auguſtinus und die ihm nachgefolgten Prediger des Evangelium brauchten eine Zeit von faſt ſechzig Jahren, um dieſes Volk zur Annehmung der chriſtlichen Lehre zu bewegen.

Dieſe

(a) *Galfred.* II, 12. ſq. *Beda* H. E. 1, 23. ſq.

Dieſe ſämmtlichen Lehrer des chriſtlichen Glaubens ließen ſich, nebſt der Predigt von Chriſtus, ſehr angelegen ſeyn, die neubekehrten Angelſachſen dahin zu vermögen, daß ſie, aus beſonderer Andacht und unter Einbildung eines großen Verdienſtes, entweder neue Klöſter ſtifteten, oder die ſchon geſtifteten mit reichern Einkünften verſahen. Und muß man in der That über die große Anzahl der Klöſter erſtaunen, welche von der Bekehrung der Engländer an, in etwan zweyhundert Jahren, in dieſem Lande errichtet, und über die großen Einkünfte, mit denen ſie verſehen worden. Ja man ſchien zu glauben, das Weſentliche der chriſtlichen Religion beſtehe darinn, daß man entweder den Mönchen gutes thue, oder gar ſelbſt in den Mönchorden ſich begäbe. Daher kam es, daß viele Könige und Königinnen und andre Großen des Landes den Reſt ihres Lebens in Klöſtern zubrachten, um GOtt auf eine ihm gefällige Weiſe dienen zu können, oder auch, um gewiſſe abſcheuliche Laſter, die ſie begangen hatten, durch dieſe ſtrenge Lebensart zu büßen. Und weil die Mönche diejenigen, ſo in den Klöſtern ihr Leben beſchloſſen hatten, als Heilige ausrieſen, ſo ſiehet man die Urſache, warum eine ſo große Anzahl Heilige in der engliſchen Kirchengeſchichte gefunden wird.

Doch wir wollen nunmehro die beſondere Geſchichte eines jeden der ſieben Reiche kürzlich beſchreiben.

Geſchichte von Northumberland.

Northumberland hatte zu Gränzen, gegen Mittag den Fluß Humber, gegen Abend das irrländiſche Meer, gegen Mitternacht das Land der Picten und Schotten, und gegen Morgen das deutſche Meer. Es begrief alles unter ſich, was man itzund Lancaſter, Cumberland, Weſtmorland, Northumberland und York nennet; und wurde in zwey Theile, nämlich in Deire und Bernicien, getheilt, deren jedes für ſich ein Königreich ausmachte. Erſteres war das mittägige, und letzteres das mitternächtige Northumberland.

Ida, war der erſte König dieſes Landes. Von ſeinen Thaten iſt oben vieles gemeldet worden. Von ſeinen beyden Söhnen bekam Adda, Bernicien, und Alla, Deire. Die Namen der folgenden Könige in Bernicien ſind:

Glappa, Fridulph, Theodorik, Athalarik, Adelfried; man weis aber von ihnen gar nichts merkwürdiges. Was aber das Königreich Deire betrifft, ſo wurde ſolches, nach dem Tode des Alla, von dem Adelfried, der des Alla Tochter zur Ehe hatte, eingenommen, obgleich ein Prinz, Namens Edwin, vorhanden war.

Adelfried,
König des ganzen Northumberlandes.

Dieſer Adelfried oder Edelfried machte ſich ſeinen Nachbarn ſehr furchtbar: wiewohl man davon

davon keine beſondere Umſtände aufgezeichnet findet. Beda (b) giebt ihm nicht das beſte Zeugniß, und vergleichet ihn dem Könige Saul; aber vermuthlich aus der Urſache, die wir itzt gleich erzählen wollen. Adelfried (c) wollte den Walliſern (oder Einwohnern des Landes Wallis) die Stadt Cheſter wegnehmen; dieſe aber waren bereit, demſelben ein Treffen zu liefern. Um nun in demſelben glücklich zu ſeyn, hatten ſie über tauſend Mönche aus dem Kloſter Bangor kommen laſſen, welche während der Schlacht um einen glücklichen Ausgang zu Gott rufen ſollten. Allein dieſe Mönche hatten das Unglück, dem Adelfried aufzuſtoßen, und, da er die Abſicht ihrer Ankunft erfahren hatte, auf ſeinen Befehl umgebracht zu werden: worauf dann noch dazu ihr Kloſter zerſtört wurde, welches von einem erſtaunlichen Umfange muß geweſen ſeyn, weil zwey Thore von demſelben eine Meile von einander entfernt waren. Die Schlacht fiel für die Walliſer unglücklich aus.

Unterdeſſen zog Edwin, der vorgedachte hinterlaſſene Prinz des Alla, Königs in Deire, aus ſeinem Reich verdrängt und verlaſſen, umher, weil keiner der engländiſchen Fürſten das Herz hatte, dieſem Vertriebenen auch nur einen Aufenthalt in ſeinem Lande zu verſtatten, aus Furcht, ſich dadurch den Unwillen und die Verfolgung des Adelfried auf den Hals zu ziehen. Der einige Redowald, König der Oſtangeln, hatte ſo viel

(b) H. E. 1, 34. und 2, 2. (c) *Galfr.* 11, 13.

viel Großmuth, den flüchtigen Edwin aufzunehmen. Allein Adelfried ließ gar bald um deſſen Auslieferung anhalten. So gerne nun Redowald den Edwin in ſeinem Schutz behalten hätte, ſo gefährlich ſchien es ihm doch auf der andern Seite zu ſeyn, durch die Zurückbehaltung dieſes Prinzen den Zorn des Adelfried wider ſich reizen zu wollen. Alſo entſchloß er ſich doch zuletzt, den Edwin ſeinem Feind in die Hand zu liefern. Von dieſem Entſchluß erhielt Edwin die traurige Nachricht von des Königs Redowald Gemahlinn ſelbſt. Das folgende dieſer Geſchichte lautet zwar nach des Beda (d) Bericht wunderbar: wir wollen es aber doch auf ſein Wort herſetzen. Nachdem alſo Edwin von dem wider ihn gefaßten Anſchlag benachrichtigt worden, ſo gieng er ſpät in der Nacht in den Garten bey dem Palaſt des Redowald auf und ab, um ſein Schickſal zu überdenken. Unter dieſen Gedanken erſchien dem Edwin unvermuthet eine Perſon in einer unbekannten Kleidung, fragte den Prinzen um die Urſache ſeines Tiefſinns; ſagte aber auch zugleich, ohne des Edwin Anzeige zu erwarten, daß ihr alles Leiden und Anliegen des Edwins ſehr wohl bekannt ſey; und fragte ihn ſodann: ob er wohl die Lehre dieſer Perſon annehmen wollte, wenn ſie ihm zu dem väterlichen Reich verhelfen würde? Als nun leicht erachtlich der Prinz mit ja antwortete, erinnerte ihn dieſe Perſon, nach erhaltenem beſſern Glück ſein dießmaliges Verſprechen ja nicht zu vergeſſen; und

(d) H. E. 2, 12.

entzog ſich ſo gleich ſeinen Augen. Kaum war dieſer Fremde hinweg, als die Königinn den Edwin wiſſen ließ, daß Redowald ſich, in Anſehung ſeiner, anders und beſſer entſchloſſen habe. Es hatte nämlich Redowald, auf wiederholte Vorſtellung ſeiner Gemahlinn, endlich die großmüthige Entſchließung gefaßt, den Edwin nicht auszuliefern, ſondern mit aller Macht zu beſchützen; und dieſen Beſcheid bekamen die Geſandten des Adelfried an ihren Herrn. Weil nun aber Redowald wohl wußte, daß er an Macht dem Adelfried weit nicht beykomme, ſo ſetzte er ſich vor, durch einen geſchwinden Ueberfall denſelben in Verwirrung zu bringen, und vielleicht, ehe er alle ſeine Völker zuſammenziehen könnte, zu ſchlagen. Er brachte alſo in möglichſter Geſchwindigkeit eine Armee zuſammen, theilte dieſelbe in drey Haufen, deren einen ſein Prinz Reyner, den andern Edwin, den dritten er ſelbſt anführete (e). Allein, Reyner gieng, aus Begierde ſich bald hervor zu thun, mit ſeinem Volk gar zu weit von dem übrigen Heer voraus. Adelfried merkte dieſes nicht ſo bald, als er auf den Reyner, der von der übrigen Armee nicht unterſtützt werden konnte, anrückte, ſeinen Haufen ſchlug; wobey Reyner das Leben einbüßte. Redowald brannte für Begierde, ſeines Sohnes Tod zu rächen, und gieng nebſt Edwin unverweilt auf den Adelfried los, der in der That noch nicht alles ſein Volk beyſammen hatte, um aber, da er ſchon weit vorgerückt war, nicht wohl wieder

(e) *Huntingd.* 3. B.

wieder zurück konnte. Es kam alſo zum Treffen, wo Adelfried der Menge weichen, und, weil er ſich aus Verzweiflung mitten in die Feinde geſtürzt hatte, ſein Leben laſſen mußte. Nach dieſem Siege rückte Redowald in Northumberland ein; bey deſſen Annäherung ſich die drey Söhne Adelfrieds, nämlich Anfried, Oswald und Oswin, aus dem Lande hinweg begaben und in Schottland flüchteten. Sie befanden ſich alſo eben in dem Zuſtande, in welchen ihr Vater den jungen Edwin geſetzt hatte. Die Northumberländer wollten ſich dem Redowald unterwerfen: allein, dieſer edelmüthige König begnügte ſich mit der Ehre des Sieges, und mit dem angenehmen Bewußtſeyn, einem Vertriebenen zu ſeinem rechtmäßigen Reich geholfen zu haben.

Edwin,

König in ganz Northumberland, vom Jahr 617.

Nach dem Tode Redowalds, etwan im Jahr 624, ſetzte ſich Edwin in den Kopf, die Monarchie über die Angelſachſen an ſich zu bringen. Keiner der übrigen Fürſten konnte ſich deſſen Begehren widerſetzen: nur Quicelm, der in Weſſex regierte, ſuchte dieſes Vornehmen des Edwin zu hintertreiben; wodurch er ſich einen Krieg von dieſem Prinzen zuzog, der ſehr unglücklich für ihn ablief, und ihn in die Nothwendigkeit ſetzte, um Friede zu bitten. Nun hinderte alſo nichts mehr, daß Edwin nicht hätte

ſollen Monarch über die Angelſachſen werden. Als er dieſe Würde überkommen hatte, bearbeitete er ſich, ſeine Gewalt ſo weit auszudehnen, daß die übrigen Fürſten der Heptarchie ihn für einen unumſchränkten Befehlhaber ſollten erkennen müſſen. Doch bezeigte er gegen den Erwald (f), König von Kent, einige Hochachtung, weil er deſſen Schweſter, Ethelburge, eine Fürſtinn von großen Verdienſten zu heyrathen willens war. Als er um ſie werben ließ, ſchlug ſie den Antrag ab, weil ſie ſich nicht entſchließen könne, einen ungläubigen Fürſten zum Gemahl zu nehmen. Der König, ihr Bruder, wollte ebenfalls nicht anders in dieſe Vermählung willigen, als auf die Bedingung, daß die Ethelburge vollkommene Freyheit in ihrem Gottesdienſte haben ſollte. Edwin willigte endlich, wiewohl ungerne, in dieſes Begehren; und ſo wurde ihm dann die Prinzeßinn überlaſſen. Dieſe nahm etliche Geiſtliche, und darunter auch den Paulinus, mit ſich, den Juſtus, Erzbiſchof von Canterbury, zu einem Biſchof gemacht hatte. Und dieſer Paulinus bewirkte nachhero die Bekehrung der Northumberländer; wie in der Kirchenhiſtorie umſtändlicher wird erzählt werden. Hierauf genoß Edwin einige Jahre hindurch eines ſtillen Friedens, unter deſſen Begünſtigung er nicht nur auf die Beveſtigung ſeiner Gewalt über die übrigen Heptarchen, ſondern auch auf den Wohlſtand

(f) *Beda* 2, 9.

ſtand ſeiner Länder, bedacht war, in welchen er die Gerechtigkeit mit ſolcher Schärfe ausüben ließ, daß im ganzen Lande eine vollkommene Sicherheit herrſchte. Was er in Anſehung der chriſtlichen Religion hernach gethan, wird in der Kirchengeſchichte erzählt werden.

Zuletzt wurde Edwin noch in einen für ihn unglücklichen Krieg verwickelt. Penda, König von Mercien und Cadawallo, König von Wallis, ſahen des Edwin Größe und Gewalt mit eiferſüchtigen Augen an. Um nun denſelben zu ſchwächen, verbanden ſie ſich miteinander, und ließen ihre Armeen zuſammen ſtoßen. Edwin gieng auf ſeine Feinde, ihrer Ueberlegenheit ungeachtet, muthig los; da dann eine Schlacht gehalten wurde, in welcher beyde Theile, als wütend, fochten. Und vielleicht würde die kluge Anführung des Edwin den Sieg ſehr zweifelhaft gemacht haben, wenn ihm nicht die betrübte Nachricht von der Ertödtung ſeines Sohns Oſfrid in dem Treffen gekommen wäre. Denn dieſe Trauerbotſchaft brachte denſelben zur Verzweiflung, ſo daß er ſich in einen Haufen Feinde ſtürzte, und von ihnen endlich niedergemacht wurde. Die Northumberländer, als ſie ihres Königs Tod höreten, verlohren alle Luſt zu fechten, und gaben die Flucht (g). Dieſes geſchah im Jahr 633. Edwin hatte 48 Jahr gelebt, und ſiebenzehen regiert; auch zwo Gemahlinnen gehabt, davon die erſtere eine Tochter des Cearlus,

Königs

(g) *Galfred.* 12, 8. *Beda* 2, 20.

Königs von Mercien, und die zweyte die vorgemeldte Ethelburge, war.

Die zween ſiegenden Könige (h) übten nach gewonnener Schlacht alle Arten der Grauſamkeit in Northumberland aus. Der Sohn des Edwin wurde von dem Könige von Mercien, dem er ſich doch freywillig ergeben hatte, umgebracht. Endlich fielen die Northumberländer auf den Entſchluß, ſich wieder einen eignen König zu wählen. Allein recht zur Unzeit regte ſich hier die alte Eiferſucht zwiſchen den Berniciern und Deirern, und keines von beyden wollte einen gemeinſchaftlichen König über ſich leiden. Daher erwählten die Deirer den Oſrick, einen Vetter des Edwin; und die Bernicier den Anfried, Sohn des Adelfried. Dieſe beyde Könige verließen die Religion, ſobald ſie die Regierung antraten. Die Strafe für dieſe Gottloſigkeit folgte beyden auf dem Fuſſe nach. Denn als Oſrick die Kühnheit hatte, den Cadawallo in York zu belagern, zog dieſer aus der Stadt jenem entgegen, ſchlug ſeine zuſammengeraffte Völker; wobey Oſrick ſelbſt ums Leben kam. Eben ſo gieng es dem Anfried. Dieſem gieng Cadawallo unvermuthet auf den Leib, und richtete deſſen Kriegsmacht ganz zu Grunde. Anfried ſelbſt blieb in der Schlacht.

Nach dieſem Kriege gieng die Grauſamkeit des Cadawallo gegen die Northumberländer

 aufs

(h) *Galfred.* 12, 9. *Beda* 3, 1. ſq. *Malmesb.* 1. B. 3. Kap.

(i) *Galfred.* 12, 10. *Beda* 3, 1. 2. *Polychron.* 5, 12.

aufs neue an. Dieſes bewog dann endlich den Oſwald, Bruder des Anfried, einen Verſuch zu thun, ob man nicht durch Gewalt der Waffen die Grauſamkeit des Cadawallo endigen könne. Er brachte demnach einiges Kriegsvolk zuſammen, mit welchem er ſich unterſtund, dem Feinde ſeines Vaterlandes entgegen zu gehen. Cadawallo, der ſeinen ſchwachen Feind verachtete, gieng auf Oſwald los, ſich, bey ſeiner Ueberlegenheit, den Sieg gewiß verſprechend. Oſwald hatte ſein Lager beveſtigt, und vorne an demſelbigen ein Kreuz aufrichten laſſen; auch, vor dem Angriff, ſich mit ſeinem Volk auf die Knie geworfen, um von Gott Beyſtand zu erflehen. Hierauf grief Cadawallo das feindliche Lager an. Da er aber, um den Seinigen Muth zu machen, ſich zu weit voran wagte, wurde er durch einen Pfeilſchuß getödtet. Dieſer Fall ſetzte ſeine Armee in Verwirrung, und ſie fieng an, zu weichen. Hierauf fielen die Northumberländer aus ihrem Lager heraus, und ſchlugen ihre Feinde gänzlich in die Flucht. Das Schlachtfeld wurde, wegen des offenbaren Beyſtandes vom Himmel, Heafen-Field, d. i. Himmelsfeld genennet.

Oſwald,

König von ganz Northumberland, vom Jahr 634.

Nach dieſem erhaltenen Siege war Oſwald (k) bemüht, die chriſtliche Religion durch ſein

(k) *Flor. Wigorn.*

ſein ganzes Land auszubreiten, wie er dann als einer der frömmſten Fürſten, die je regiert haben, gerühmt wird; ja, wegen ſeiner großen Tugenden, nach ſeinem Tode als ein Heiliger, verehret wurde. Das Anſehen, ſo er ſich durch ſeine Vorzüge erworben hatte, erwarb ihm die Würde eines Monarchen der Angelſachſen. Gleichwohl konnte er ſein Leben nicht in Ruhe beſchlieſſen. Penda, der König in Mercien, ein ſtolzer und unruhiger Herr, konnte den Oſwald, als allgemeinen Oberbefehlhaber, nicht über ſich leiden. Er grief alſo auf einmal zu den Waffen, um Oſwald zu überfallen, ehe derſelbe ſich wider ihn in Verfaſſung ſetzen könnte. Es gelung ihm auch dieſe Geſchwindigkeit. Denn Penda war dem Oſwald ſchon auf dem Halſe, da derſelbe noch wenige Völker zuſammengezogen hatte. Die große Ueberlegenheit an Völkern verſchaffte dem Könige von Mercien einen vollkommenen Sieg. Oſwald ſelbſt blieb in dem Treffen: und Penda war ſo unmenſchlich, daß er den Leichnam ſeines Feindes in Stücken zerhauen und hier und da auf dem Wahlplatz aufſtecken ließ. Oſwald hinterließ einen Sohn, Namens Adelwalt. Penda wütete, nach ſeiner Gewohnheit, in Northumberland. Die Belagerung der Stadt Bamburg aber mußte er aufheben. Worauf er ſich aus Northumberland gegen Oſtanglien zog. Die Northumberländer, die, nach Abzug des Feindes, wieder freye Hände bekamen, erwählten ſich wieder eigne Könige, und zwar die

Bernicier den Oſwy, einen Bruder Oſwalds; und die Deirer den Oſwin, einen Sohn des oben gedachten Oſrick.

Oſwy,	Oſwin,
König in Bernicien,	König in Deire,
im Jahr 643.	im Jahr 644.

Oſwy (l) hätte gleich Anfangs gerne beyde nordländiſche Reiche beyſammen unter ſich gehabt: weil er aber dem Penda nicht recht traute, ſo hielte er ſich ſtille. So bald er aber denſelben in anderweitige Kriege verwickelt ſahe, fieng er an, ſich an dem Oſwin zu reiben; der, als ein friedliebender Fürſt, vorher gütliche Mittel zum Frieden verſuchte. Als aber Oſwy ſich nicht befriedigen laſſen wollte, wurde er endlich genöthiget, zu den Waffen zu greifen. Er machte ſich aber doch noch immer ein Gewiſſen, auch nur einen Vertheidigungskrieg zu führen: begab ſich deswegen zu einem gewiſſen Graven, den er für ſeinen Freund hielte, und wollte von da in ein Kloſter gehen. Allein dieſer heimtückiſche Grav verrieth dem Oſwy den Aufenthalt des Oſwin; und dieſer wurde auf jenes Befehl umgebracht.

Oſwy,		Adelwalt,
in Bernicien.	Im Jahr 652.	in Deire.

Obgleich Oſwy und Adelwalt (m), als nahe Verwandte, in einem guten Verſtändniß mit einan-

(l) *Malmesb.* 1, 1. (m) Ebenderſ. 1, 5.

einander hätten leben ſollen, ſo traute doch der letztere dem erſtern nicht, weil derſelbe ſeine Anſprüche auf Deire noch nicht aufgegeben hatte. Damit man alſo den Oſwy auf allezeit außer Stand ſetzen möge, andre zu beunruhigen, ſo verband ſich Adelwalt mit den Königen von Mercien und Oſtanglien wider denſelben. Da ſich alſo Oſwy drey Feinden ausgeſetzt ſahe, that er in der Angſt ein Gelübde, zwölf Klöſter zu ſtiften, und eine ſeiner Töchter ſelbſt zur Nonne zu machen. Indeſſen hatte Adelwalt bey ſich erwägt, daß es ihm und ſeinem Reich übel gehen könne, es gewinne Oſwy oder Penda. Daher ergrief er den Anſchlag, währenden Treffens ſich mit ſeinen Völkern ſtille zu halten, damit er nach geendigtem Streite ſich ſeiner Soldaten wider denjenigen möchte bedienen können, der ihn etwan anfallen wollte. Penda, der von Adelwalts Abſichten uichts wiſſen konnte, grief ſeinen Feind herzhaft an. Wie aber die Mercier ſahen, daß Adelwalt mit ſeinen Völkern ſich auf die Seite zog, beſorgten ſie von daher eine Verrätherey, und fiengen an zu weichen, waren auch zum vorrücken nicht mehr zu bewegen. Die Könige von Mercien und Oſtanglien thaten ihr äußerſtes, den Soldaten durch ihren Vorgang neuen Muth zu machen: allein vergeblich. Die beyden Könige ſelbſt wurden über dieſen Bemühungen getödtet, und ihr Volk geſchlagen. Dieſes geſchah im Jahr 655. Hierauf bemächtigte ſich Oſwy des Königreichs Mercien. Aber weil ſeine Befehlhaber mit den Merciern zu hart

umgiengen, ſo empörten ſich dieſe, jagten alle Northumberländer aus ihrem Lande, und machten Wolpher, einen Sohn des Penda, zum Könige.

Als nach etlichen Jahren Adelwalt ohne Erben verſtarb, fiel dem Oſwy auch das Königreich Deire heim, und er wurde alſo wieder König von ganz Northumberland. Allein die beſondere Liebe, ſo er gegen ſeinen natürlichen Sohn, Alfred, hatte, bewog ihn, demſelben das Königreich Deire abzutreten. Alſo waren

Oſwy und Alfred,

König in Bernicien, König in Deire.

Im Jahr 670.

In dieſem Jahr ſtarb Oſwy im 58ſten Jahre ſeines Alters (n). Von ſeiner Gemahlinn hinterließ er zween Söhne; wovon der Egfried ihm in Bernicien folgte; welcher auch bald darauf von den Deirern zu ihrem Könige erwählet wurde, indem ſie den Alfred, gleich nach des Oſwy Tode, abſetzten. Alſo war

Egfrid (o),

König von ganz Northumberland, im Jahr 670.

Weil Egfrid beym Antritt ſeiner Regierung noch jung war, ſo gedachten nicht nur die Picten, ſondern auch Wolpher, König von Mercien,

(n) *Beda* 4, 5.
(o) *Malmesb.* 3. B. de pontif. *Beda* 4, 26.

cien, etwas von ſeinen Ländern abzureißen. Beyde Angreifer aber wurden von ihm mit blutigen Köpfen abgewieſen; wodurch ſich dieſer Prinz eine große Hochachtung bey den übrigen Fürſten erwarb, ja gar die Würde eines Monarchen bekam. Eine Unternehmung auf Irrland aber, die er dem Bertfrid aufgetragen hatte, mißlung deswegen, weil dieſer Befehlhaber den Einwohnern ſelbiger Inſel ſehr grauſam begegnete; wodurch ſie erbittert wurden, und Bertfrid zum Abzuge nöthigten im Jahr 684. Eben ſo ſchlecht gieng ſein Einfall in das Land der Picten von ſtatten, welche er blos aus einer Eroberungsſucht angrief. Weil die Picten nun auf dieſen unvermutheten Anfall nicht gefaßt waren, zogen ſie ſich in die moraſtigen Gegenden ihres Landes. Wie nun Egfrid ihnen unvorſichtiglich dahin folgte, ſo wurde ſeine Armee theils durch Hunger, theils durch die öftern Angriffe der Picten, ſehr geſchwächt; daher er, als er ſich zu einer Schlacht genöthigt ſahe, wegen ſeiner Schwäche nothwendig verlieren, ja ſelbſt im Gefechte ſein Leben laſſen mußte. Sein Tod und die verlohrne Schlacht waren dem Reiche Northumberland ſehr nachtheilig. Denn die Picten eroberten eine ihnen wohlgelegene Provinz von Bernicien; und die Walliſer nahmen zwo Landſchaften, die vormals das Königreich Arecluts ausmachten. Weil Egfrid keine Erben hinterlaſſen hatte, beriefen die Northumberländer den Alfred, der ſich indeſſen in Irrland aufgehalten, zu ihrem Könige, und zwar über Bernicien

cien und Deire; welche beyde Reiche von dieſer Zeit an beſtändig unter einem Haupte vereinigt geblieben ſind.

Alfred,

König von ganz Northumberland: im Jahr 685.

Dieſer hatte genug zu thun, das, was er damals beſaß, zu behaupten, und durfte an eine Wiedereroberung der nach Egfrids Tode von den Nachbarn weggenommenen Provinzen nicht gedenken. Er ſtarb im Jahr 705 (p) und folgte ihm in der Regierung ſein unmündiger Sohn Oſred, unter der Vormundſchaft des Brithrick.

Oſred (q),

König von Northumberland.

Unter der Minderjährigkeit dieſes Prinzen machte ein gewiſſer vornehmer Herr im Lande, Namens Edulph, ſich einen ſtarken Anhang, von dem er zum Könige von Northumberland ausgerufen wurde. Brithrick ſahe ſich außer Stand, dieſer Gewalt zu widerſtehen, und wurde genöthigt, ſich mit ſeinem Prinzen in das veſte Schloß Bamburg zu retten; wo ſie aber von Edulph ſogleich belagert wurden. Indeſſen hatten die Freunde des Brithrick zu ſeinem Beſten in der Stille gearbeitet. Auf einmal alſo ſahe ſich Edulph faſt von ſeinem ganzen Anhange verlaſ-

(p) *Beda* 5, 19.
(q) l. c. *Malmesb.* 3. B. *Flor. Wigorn. Huntingd.* 2. B.

verlaſſen, und mußte auf die Flucht denken; auf welcher er aber eingeholt, und auf Befehl des Brithrick enthauptet wurde.

Nachdem aber Oſred die Regierung ſelbſt übernommen hatte, fieng er an, ein ſehr unordentliches Leben zu führen. Dadurch wurden nun die Gemüther der Unterthanen von ihm abgewandt; und es war alſo dem Cenred und Oſrick, Söhnen des Ogga, eines unehlichen Sohns des Ida, nicht ſchwer, ſich einen ſo ſtarken Anhang zu machen, daß ſie mit dem Oſred ein Treffen wagen durften, in welchem deſſen Armee geſchlagen und er ſelbſt umgebracht wurde. Darauf wurden im Jahr 717 (r)

Cenrick,

und kurze Zeit darauf,

Oſrick,

Könige in Northumberland; von deren Regierung gar nichts aufgezeichnet iſt. Darauf folgte

Ceolulph, im Jahr 732.

der nach wenig Jahren in ein Kloſter gieng.

Edbert (s)

trat die Regierung an im Jahr 737. Unter ihm fielen die Picten ins Land; und da er wider dieſe auszog, hatte der König von Mercien von Mittag her in Northumberland eine große Streiferey gethan, und große Beute weggeführt.

Nach

(r) *Beda* 5, 20. (s) *Malmesb.* 1. B. *Huntingd.* 4. B.

Nach dieſem bekam er, vermöge eines mit Oenguſſa, dem Könige der Picten, gemachten Bündniſſes, die Stadt Areclute wieder; und gieng bald darauf in ein Kloſter.

Oſulphe

regierte nicht einmal ein volles Jahr, da er umgebracht und ſtatt ſeiner zum Könige gemacht wurde

Mollon-Adelwalt, im Jahr 759.

Dieſer war nicht von königlichem Geblüte; und machte alſo andern, die gleichfalls nicht aus dem königlichen Hauſe waren, Hoffnung, es möchte ihnen vielleicht auch glücken, die königliche Würde zu erlangen. Daher regten ſich, unter dieſes Königs Regierung, etliche Große des Landes, und trachteten, ſich auf den Thron zu ſchwingen. Einer, Namens Oſwy, der dieſes unternahm, ſtarb über ſeinem Vornehmen. Hingegen gelung es dem Alcred, einem Abkömmlinge des Ida, vermittelſt einer Zuſammenverſchwörung, den Mollon hinterliſtig aus dem Wege zu räumen, und ſich zum Könige aufzuwerfen.

Alcred

mußte in kurzer Zeit, aus Furcht vor der Partey des Mollon, die ſich ſehr veſtärkt hatte, zu dem Könige der Picten fliehen. Worauf auf den Thron erhoben wurde

Ethelred,

Ethelred,

ein Sohn des Mollon. Weil dieſer zu ſeiner Sicherheit für nöthig fand, etliche Häupter der ihm entgegen geſetzten Partie ums Leben bringen zu laſſen: ſo nahmen eben daher ſeine Widerſacher Anlaß, ſich wider ihn zu empören. Sie brachten ein anſehnliches Heer zuſammen: wider welches zwar Ethelred einen Haufen ſeiner beſten Völker ſchickte, die aber zweymal geſchlagen wurden. Worauf der König gar aus dem Reiche weichen mußte. An deſſen Statt wurde zum Könige gemacht

Alphuald I. (t) im Jahr 779.

ein Enkel des Edbert; welcher, ob er gleich ſehr löblich regierte, dennoch von einem heimlichen Widerſacher umgebracht wurde. Die königliche Würde bekam hierauf der Enkel des Alcred,

Oſred, im Jahr 789.

Dieſer wurde, wegen ſeiner unanſtändigen Aufführung, gar bald in ein Kloſter geſteckt. Seine Widerſacher erhuben ſofort auf den Thron den vertriebenen

Ethelred (u) im Jahr 790.

welcher aber gleich Anfangs durch Grauſamkeit die Gemüther wider ſich erbitterte. Denn er ließ den Oſred, von dem er doch gar nichts zu beſorgen

(t) *Huntingd.* 4. B. *Malmesb.* 1. B. 3. K.
(u) *Sim. Dunelm.*

ſorgen hatte, und hernach die beyden Söhne des rechtſchaffenen Alphuald, umbringen. Unter ſeiner Regierung landeten die Dänen zweymal in Northumberland, und plünderten etliche Klöſter, wurden aber durch Beyſtand des Königs von Mercien wieder heim gejagt. Indeſſen fuhr Ethelred mit ſeiner gewöhnlichen Grauſamkeit fort, alle, die ihm verdächtig ſchienen, aufs ſchärfſte zu ſtrafen. Wie er aber den Ardulph, einen vornehmen Herrn im Lande, verjagen wollte, ſo nahm der Hauſe ſeiner Widerſacher daher Anlaß, ſich zu empören. Man ſtritte einige Zeit auf beyden Seiten. Endlich aber wurde der König, auf Anſtiften ſeiner Feinde, ums Leben gebracht. Und dieſe ſetzten im Jahr 796 als König ein den

Osbald,

einen von ihrem Anhange. Allein dieſer wurde nach wenigen Tagen wieder verdrängt, und zum Könige beſtellt der vorgedachte

Ardulph, im Jahr 796.

Allein auch dieſer regierte unter einer beſtändigen Unruhe, indem ſich von Zeit zu Zeit Parteyen erhuben, die bald dieſem bald jenem das Reich beſtimmten. Unter andern warf ſich als ein Haupt auf Alcmund, ein Sohn des vormaligen Königs Alcred; wurde aber bald, auf Ardulphs Befehl, umgebracht. Eben ſo wenig richtete wider den König aus der Aldrick; indem er in einer Schlacht umkam. Endlich aber

wurde

wurde doch die Anzahl der Königsfeinde ſo groß, daß Ardulph kaum noch Gelegenheit fand, zu dem Kaiſer Karl dem Großen zu flüchten. Ihm wurde zum Nachfolger verordnet

Alphuald II. im Jahr 808.

von dem nichts weiter bekannt iſt. Ihm folgte

Andred, im Jahr 810.

unter dem die merkwürdige Veränderung geſchah, daß ſich die Northumberländer der Herrſchaft Ecberts, Königs von Weſſex, unterwarfen; der auch der Heptarchie ein Ende machte.

Geſchichte von Mercien.

Mercien hatte von Mitternacht den Humber; von Abend die Saverne, jenſeit deren die Britten oder Walliſer wohnten; von Mittag die Temſe; und von Morgen Eſſex und Oſtanglien, zur Gränze. Alſo machte Mercien mit einer von ſeinen Seiten eine Gränze von allen übrigen Königreichen. Daher dieſes Land auch Mercien genannt wurde, von dem ſächſiſchen Worte Merk, d. i. Gränze, (unſre deutſche Mark) und alſo gleichſam ein Gränzland hieß. Die Einwohner dieſes Landes werden von einigen auch Angli Mediterranei, (bey Beda 3, 21. heißen ſie Midilengli) von andern auch Sudhumberländer genannt, weil

ſie

ſie an der Mittagſeite des Humber wohnten. Unter den vornehmſten Städten dieſes Reichs war Lincoln, Leiceſter, Worceſter, Gloceſter, Oxford, Briſtol ꝛc. Und das Königreich ſelbſt war unter den ſieben das ſchönſte und größte.

Crida,

der erſte König in Mercien,

kam im Jahr 584 in England an, und ſtarb im Jahr 594. Es iſt oben ſchon von ihm geſagt worden.

Nach deſſen Tode bemächtigte ſich des Reichs Ethelbert, König von Kent; gab es aber hernach dem Sohn des Crida,

Wibba (x), im Jahr 597.

Derſelbe ſtarb unberühmt im Jahr 615, und hinterließ zwar einen Sohn, Penda; aber Ethelbert wollte dieſen unruhigen Kopf nicht auf den Thron kommen laſſen, und ſetzte den Cearlus, des vorigen Königs Geſchwiſterkind, zum König ein, im Jahr 616.

Cearlus

machte, nach dem Tode Ethelberts, ſich von der Herrſchaft der kentiſchen Könige frey. Weil er ohne Kinder ſtarb, bekam das Reich im Jahr 625

Penda (y),

der ſchon genannte Sohn des Wibba, da er ſchon ziemlich alt war. Was für ein feindſeliger Fürſt

(x) *Huntingd.* 2. B. *Polychron.* 5. B. 12. K.
(y) *Beda* 3, 14. *Huntingd. Polychron.* 5. B. 16. K.

Fürſt er gegen ſeine Nachbarn geweſen, iſt ſchon in der northumberländiſchen Geſchichte geſagt worden, und wird bey Oſtanglien und Weſſex weiter gemeldet werden. Seinen Sohn Peda (z) ließ er zum Könige von Lei eſter krönen, und ſchickte ihn ſodann an den Hof des northumberländiſchen Königs Oſwy, um eine von deſſen Prinzeßinnen zu heyrathen. Peda nahm daſelbſt die chriſtliche Religion an, brachte auch Miſſionarien mit nach Mercien, die mit gutem Fortgange lehrten; den König Penda aber nicht vom Heidenthum abbringen konnten. Seine Todesart iſt ſchon in der Geſchichte von Northumberland gemeldet worden. Außer dem Peda und Wolpher, hinterließ er noch drey Söhne.

Nach des Penda Tode bemächtigte ſich Oſwy des Königreichs Mercien; ließ aber dem Peda, ſeinem Tochtermann, das Königreich Leiceſter; welcher doch bald darauf von ſeiner Gemahlinn mit Gift umgebracht wurde. Worauf Oſwy ganz Mercien einnahm, bis ihn, wie oben gemeldet worden, Wolpher daraus verjagte, im Jahr 659.

Wolpher (a)

war ein eben ſo unruhiger Geiſt, als ſein Vater. Denn er führte mit ſeinen Nachbarn faſt ohne Unterlaß Kriege. Beym Antritt ſeiner Regierung

(z) *Beda* 3, 21.
(a) *Beda* 3, 7. 4, 3. *Flor. Wigorn. Malmesb.*

rung war er noch ein Heide; wurde aber bald ein Chriſt. Sonſt bekam er auch den König von Suſſex, Adelwalch, gefangen, und bemächtigte ſich ſeines Königreichs. Als aber Adelwalch in dieſer Gefangenſchaft ein Chriſt wurde, ſchenkte ihm **Wolpher** die Inſel **Wight**. Er ſtarb im Jahr 675, einen Sohn, Cenred, hinterlaſſend. Es maaßte ſich aber des Reichs an im Jahr 675

Ethelred (b),

des **Wolpher** Bruder. Er bekriegte den König von **Kent**. Hiernächſt grief er auch den König von **Northumberland** an, und nöthigte ihn, gewiſſe Plätze von **Mercien** wieder zu geben, deren er ſich unter **Wolphers** Regierung bemeiſtert hatte. Endlich gieng **Ethelred** in ein Kloſter, nachdem er die Regierung dem vorgedachten Sohn ſeines Bruders, dem

Cenred (c),

im Jahr 704 abgetreten hatte. Man weis nichts von ihm, als daß er, nach einer kurzen Regierung, ins Kloſter gegangen; da dann die königliche Gewalt bekam im Jahr 709

Ceolred (d),

ein Sohn des **Ethelred**. Er führte Krieg mit Ina, dem Könige von **Weſſex**, in welchem beyde

(b) *Beda* 4, 21. *Malmesb.* 3. B. de pontif. *Flor. Wig.*
(c) *Beda* 5, 20.
(d) *Annal. Sax. Wigorn. Huntingd. Malmesb.*

de Könige ein blutiges Treffen hielten, ohne daß ein Theil ſich des Sieges hätte rühmen können. Uebrigens melden wenigſtens die Mönche von ihm, daß er ein Feind und Verfolger der Geiſtlichkeit geweſen, und auf eine unſelige und ſchreckliche Weiſe aus der Welt gegangen ſey. Durch dergleichen Vorgeben ſtraften damals die Mönche alle diejenigen, die ihnen nicht Gutes und Hochachtung genug erzeigten. Nach ihm wurde König im Jahr 716

Ethelbald;

der ſich unter den merciſchen Königen einen groſſen Namen gemacht hat, indem er mit ſeinem Reich die Würde eines Oberbefehlhabers der Angelſachſen verknüpfte. Weil er aber die Gewalt eines ſo genannten Monarchen, die nur in der Befehlhabung über das gemeinſchaftliche Kriegsheer, und etwan in einem Vorſitz bey den allgemeinen Verſammlungen, beſtund, zu weit ausſtrecken und ſich eine unbegränzte Gewalt anmaßen wollte: ſo verbanden ſich wider ihn die Könige von Weſſex und Northumberland, und griefen ihn, jeder von ſeinem Reich her, an. Da er nun ſeine Macht zertheilen mußte, ſo zog er den Kürzern; und wurde bald darauf im Jahr 757 in einem Aufſtande getödtet, den Beornred bey der Armee erregt hatte, und den ſodann die Soldaten zum Könige ausriefen. Allein er verdienet faſt nicht, unter den Königen mit angeſetzt zu werden, weil noch in ſelbigem Jahr

Offa (e),

ein Brudersſohn des vorigen Königs, durch Unterſtützung der Großen des Reichs, die das Recht, Könige zu ſetzen, nicht auf die Soldaten wollten kommen laſſen, den Beornred mit einem Heer angrief und aus dem Felde ſchlug. Dieſer Offa erhielt die Würde eines Monarchen der Angelſachſen, und war, gleich etlichen ſeiner Vorfahren in dieſer Stelle aus allen Kräften bemüht, ſeine Gewalt möglichſt unumſchränkt zu machen; worüber er in beſtändige Kriege mit den engländiſchen Fürſten verwickelt wurde. Dieſer Gelegenheit wollten ſich die Walliſer bedienen, ihn mit Vortheil angreifen zu können. Aber Offa machte mit den Engländern Friede, und gieng den Walliſern ſo hitzig zu Leibe, daß dieſe ihm ein Stück von ihrem Lande, jenſeit der Saverne, überlaſſen mußten; welches Offa hernach durch einen großen Graben von dem übrigen Lande Wallis unterſcheiden ließ. Nach dieſem nahm er ſeinen Sohn Egfrid zum Reichsgehülfen an. Weiterhin brachte er Oſtanglien, aber durch eine abſcheuliche Laſterthat, an ſich. Ethelbert, der König dieſes Landes, begab ſich an den Hof des Offa, um deſſen Tochter Adelfried zur Ehe zu erhalten. Allein die Gemahlinn des Offa ruhte nicht eher, bis ſie ihren Gemahl dahin brachte, daß er den Ethelbert umbringen ließ, um deſſen Königreich an ſich reiſſen zu können.

Welches

(e) *Annal. Sax. Wigorn. Huntingd. Malmesb. Sim. Dunelm. Lambert.* Sax. leg. *Anonymi* contin. de geſt. Angl. 2, 14. 16.

Welches dann auch mit wenig Mühe geſchah, als Offa, nach Ethelberts Ermordung, die unbereiteten Oſtangeln mit einem Kriegsheer überzog. Alſo hatte Offa zwar ein neues Land, aber mit demſelben zugleich ein nagendes Gewiſſen bekommen. Um nun dieſer Anklage des Gewiſſens los zu werden, entſchloß er ſich nach Rom zu gehen, um von dem Pabſt Adrianus die Losſprechung von ſeiner ſchweren Verſchuldung zu erhalten. Der Pabſt machte keine Schwierigkeit, dem Könige zu willfahren, ermahnte ihn aber dabey, daß er den Kirchen und Klöſtern Gutes thun ſolle; welches dieſer König zu beobachten nicht ermangelt hat. Unter den milden Thaten, die Offa gegen die Geiſtlichkeit übte, verdienet die nachſtehende, wegen ihrer Folgen, bemerkt zu werden. Es hatte ſchon Jna, König in Weſſex, eine Geſellſchaft Engländer zu Rom geſtiftet, zu deren Unterhaltung er den zwölften Theil eines Sterlings von jedem Hauſe in Weſſex und Suſſex angewieſen hatte; welche Steuer Romescot, d. i. römiſche Steuer, genennt wurde. Offa erſtreckte dieſe Auflage auch auf alle Häuſer in Mercien und Oſtanglien: und weil dieſe Steuer jährlich an dem Feſttage des h. Petrus zu Rom ausgezahlt wurde, nennte man ſie nunmehr den Peterspfennig. Nachhero forderten die Päbſte eben dieſe Abgabe als ein Geſchenk, ſo die Engländer dem h. Petrus ſchuldig wären; und zogen dieſes Geld bis auf den König Heinrich VIII. für ihre Schatzkammer ein. Sonſt iſt Offa auch durch die Samm-

lung von Geſetzen berühmt worden, die er unter dem Namen Mercens-Leaga, d. i. Geſetze der Mercier, herausgegeben, die ſeinen Nachfolgern zur Vorſchrift dieneten, und größtentheils der Sammlung einverleibet worden, die Alfred der Große gegen das Ende des folgenden Jahrhunderts veranſtaltet hat. Endlich iſt Offa auch mit Kaiſer Karl dem Großen in beſonderer Freundſchaft geſtanden (f). Er ſtarb im Jahr 796, und hinterließ zum Nachfolger ſeinen ſchon geraume Zeit vorher gekrönten Sohn

Egfrid;

der aber wenige Monate nach ſeines Vaters Tode lebte, und ſeine Hauptſorge ſeyn ließ, den Mönchen Gutthaten zu erweiſen. Sein Nachfolger wurde

Cenulph (g),

der mit Edbert-Pren, dem Könige von Kent, einen glücklichen Krieg führte, in welchem dieſer gefangen genommen, und ihm die Augen ausgeſtochen worden. Worauf Cenulph einen andern König in Kent geſetzt. Er ſtarb 819 und hinterließ einen Sohn, Cenelm, der noch ſehr jung war, und zwo Töchter, Quendride und Burganilde.

Cenelm, von 819,

wurde gleich im erſten Jahr, auf Anſtiften ſeiner Schweſter Quendride, ermordet, weil dieſe hoffte,

(f) *Anonym.* in contin. de geſt. Angl. 2, 15.
(g) *Sim. Dunelm. Malmesb.* 1. B. *Polychron.* 5. B.

hoffte, nach ihres Bruders Tode Königinn zu werden. Allein dieſe Hoffnung ſchlug ihr fehl, indem die Mercier den

Ceolulph,

des letzten Königs Vatersbruder, in eben dieſem Jahre auf den Thron ſetzten; der aber durch Veranlaſſung des Bernulph, eines vornehmen Merciers, gar bald abgeſetzt wurde. Auf ihn folgte dieſer

Bernulph, im Jahr 821;

ferner

Ludican, im Jahr 823,

und nach dieſem

Witglaph, im Jahr 825,

von welchen drey Königen in der Geſchichte von Weſſex mehr wird geſagt werden.

Geſchichte von Oſtanglien.

Oſtanglien gränzte gegen Mitternacht an den Humber und das deutſche Meer; gegen Morgen an eben dieſes Meer, welches daſſelbe beynahe auf zwo Seiten umgab; gegen Mittag an Eſſex, und gegen Abend an Mercien. Es begrief die Länder, die itzt Norfolk, Suffolk, und einen Theil von Cambridge

ausmachen. Unter den beſten Städten waren Cambridge und Norwich. Der Stifter dieſes Reichs und erſte König war

Uffa, vom Jahr 571,

von dem oben das nöthige geſagt worden. Er ſtarb im Jahr 578, und hatte zum Nachfolger ſeinen Sohn

Titil, vom Jahr 578,

von dem man nichts weis. Sein Sohn und Nachfolger war

Redowald (h), vom Jahr 599,

deſſen in der northumberländiſchen Geſchichte ſchon gedacht worden. Nach ihm regierte ſein Sohn

Erpwald (i), vom Jahr 624,

welcher dem Edwin, Könige von Northumberland unterworfen war, ob er gleich den königlichen Titel behalten durfte. Er wurde im Jahr 633 ermordet. Nach einer dreyjährigen Zwiſchenregierung ſetzten die Oſtangeln auf den Thron

Siegebert (k), im Jahr 636,

einen Stiefbruder des vorigen Königs. Er hatte, wegen eines Verdachts, den Erpwald von ihm, als

(h) *Langhorn.* chron. reg. Angl.
(i) *Malmesb.* 1. B. *Beda* 2, 15.
(k) *Beda* 3, 18. *Malmesb.* 1. B. *Flor. Wigorn. Huntingd.* 3. B.

als einem Reichsmitwerber, gefaßt, ſich in Frankreich begeben müſſen; wo er getauft wurde. Daher er ſich auch, beym Antritt des oſtangliſchen Reichs, ſehr angelegen ſeyn ließ, die chriſtliche Religion in ſeinen Ländern noch weiter auszubreiten; weil dieſelbe von Redowalds Zeit an mit ſchlechtem Fortgange daſelbſt war geprediget worden. Endlich trat er die Krone ſeinem Vetter Egrick ab, und gieng in ein Kloſter.

Egrick (l), vom Jahr 644.

Unter deſſen Regierung fiel Penda, der König von Mercien, ins Land. Die Oſtangeln, die ihrem Könige nicht viel zutrauten, nöthigten den Siegebert, aus dem Kloſter zu gehen, und ihre Armee wider die Feinde anzuführen; weil ſie von dieſes Mannes Frömmigkeit ſich den Sieg gewiß verſprachen. Allein Siegebert und Egrick kamen in dem Treffen um, und die Mercier ſiegten. Darauf wurde König

Annas (m), im Jahr 654,

ein Brudersenkel des Redowald. Er ſetzte den Cenowalch, König von Weſſex, den Penda vertrieben hatte, wieder in ſein Reich ein; wodurch Penda aufgebracht wurde, und Oſtanglien mit einem Einfall drohte. Annas aber ſtarb noch vor Anfange des Krieges. Und ſein Bruder und Nachfolger

(l) *Beda. Malmesb. Flor. Wigorn. Huntingd.*
(m) *Annal. Sax. Polychron.* 5. B. 13. K.

Ethelrick, vom Jahr 654,

kaufte den bevorſtehenden Krieg mit Geld ab, und erboth ſich, dem Penda in dem Kriege wider Northumberland beyzuſtehen. Allein dieſe beyde Prinzen blieben in der Schlacht; wie unter Oſwy bereits erzählt worden. In der Regierung folgte

Adelwalt, vom Jahr 655,

von dem nichts bekannt iſt. Sein Nachfolger war im Jahr 664

Aldulph,

ſeines Brudersſohn. Nach welchem regierte

Alphuald.

Auf dieſen folgten

Beorna und Ethelbert, vom Jahr 749,

die zugleich regierten. Ethelbert ſtarb zuerſt. Sodann wurde König

Ethelred;

dem ſein Sohn

Ethelbert

folgte. Dieſer iſt, vorgedachter maßen, vom Offa, König in Mercien, umgebracht, und ſein Reich zu Mercien geſchlagen worden.

Geſchichte von Eſſex.

Das Königreich Eſſex oder der morgenländiſchen Sachſen, ſtieß gegen Mitternacht an Oſtanglien; gegen Morgen an das deutſche Meer; gegen Mittag an die Temſe; und gegen Abend an Mercien. Es begrief, was itzt Eſſex, Midleſex, und ein Theil von Hartford iſt. Die anſehnlichſten Städte darinn waren London und Colcheſter. Dieſes Land wurde zuerſt dem Hengiſt von Vortigern abgetreten und von

Ercemvin (n), im Jahr 527

zu einem Königreich gemacht. Sein Sohn

Sledda

folgte ihm im Jahr 587. Und nach ihm regierte ſein Sohn

Sabert oder **Saba** (o), im Jahr 604,

welcher die chriſtliche Religion annahm, in der er auch ſehr eifrig geweſen iſt. Ihm folgten in der Regierung zugleich ſeine drey Söhne

Saxred, Seward, Siegebert (p), im Jahr 616.

Dieſe drey Brüder entſagten einmüthig der chriſtlichen Religion, und ließen ſich unbedachtſamer

(n) *Malmesb.* 1. B. *Huntingd.* 2. B. (o) *Beda* 2, 3.
(p) *I. Brompton. Weſtmonaſt. Beda* 2, 5.

ſamer Weiſe in einen Krieg mit Cinigiſil und Quicelm, Königen in Weſſex, ein, indem ſie alle drey ihr Leben und Armee einbüßten.

Siegebert, der jüngere,

ein Sohn des Seward, bekam darauf die Regierung im Jahr 623. Auf welchen folgte

Siegebert (q), der gute, im Jahr 653,

ein Bruderſohn des Königs Sabert. Dieſer führte die chriſtliche Religion wieder ein: und wurde von zween Grafen, ſeinen Anverwandten, ermordet. Darauf wurde König deſſen Bruder

Suithelm, im Jahr 655.

Iſt unberühmt. Seine Nachfolger waren

Sebba und **Siger**;

wovon der erſtere ein Sohn des Seward, und der zweyte ein Sohn Siegeberts des jüngern, war. Siger nahm die heidniſche Religion an; Sebba aber blieb bey der chriſtlichen. Beyde waren Vaſallen des Königs von Mercien. Sebba regierte noch einige Jahre nach Sigers Abſterben. Nach ihm bekamen die königliche Würde ſeine beyden Söhne

Sighard und **Senofried**, im Jahr 694,

welchen im Reich folgte

Offa (r), im Jahr 705.

Als dieſer die Ciniswinthe, Tochter des Königs Penda, heyrathen wollte, und deswegen an den

(q) *Flor. Wigorn. Malmesb. Beda* 3, 26.
(r) *Beda* 5, 20.

den Hof des Cenred gieng, und von ihm ſeine Baſe zu begehren; ſo überredete dieſe andächtige Prinzeßinn ihren Liebhaber und den König von Mercien, ihren Brudersſohn, daß ſie beyde ſich dem Mönchsleben widmeten, und deswegen nach Rom reiſten. Dem Offa folgte nach

Seolred, im Jahr 709,

der ermordet wurde; wovon man weder Urſache noch Urheber weis. Sein Nachfolger war ſein Sohn

Suithred, im Jahr 746,

der letzte König von Eſſex; wenigſtens findet man nach ihm ſonſt keinen aufgezeichnet.

Geſchichte von Kent.

Das Königreich Kent, ob es gleich das erſte war, ſo die Sachſen in Britannien aufgerichtet hatten, war doch nie ſonderlich in Anſehen; ausgenommen die Regierungen des Hengiſt und Ethelbert. Dieſes Reich lag gegen Mittag und Morgen am Meer; gegen Mitternacht an der Temſe; und gegen Abend an Suſſex. Die Eiferſucht der Könige von Weſſex und Mercien machte, daß das kleine Kent nicht einem von beyden zum Raube wurde. Die vornehmſten Städte dieſes Reichs waren Dorobern (das nachher ſo genannte Canterbury),

terbury), Douvre, Rocheſter. Der erſte König war

Hengiſt, vom Jahr 455.

Oben iſt genug von ihm geſagt worden. Nach ihm kam auf den Thron ſein Prinz

Eſcus (s), im Jahr 488,

welcher ſich durch nichts merkwürdig gemacht. Ihm folgte ebenfalls ſein Sohn

Ocka (t), im Jahr 512.

Unter dieſem wurden von Kent die Provinzen Eſſex und Midleſex abgeriſſen, und das Königreich Eſſex errichtet. Nach ihm regierte ſein Sohn

Hermenrick, im Jahr 534,

wie nach ihm König wurde ſein Sohn

Ethelbert I. (u) im Jahr 568.

Dieſer war ein Herr von großem Geiſt und Ehrgeiz, und einer der berühmteſten Könige in der ganzen Heptarchie. Er konnte gleich anfangs nicht ohne Verdruß ſehen, daß Ceolin König von Weſſex, Monarch der Sachſen war. Deswegen verband er ſich mit den übrigen ſächſiſchen Königen, die nicht leiden konnten, daß Ceolin des Königreichs Suſſex ſich bemeiſtert habe. Ethelbert, der die gemeinſchaftliche Armee

(s) *Malmesb.* 1. B.

(t) *Wigorn. Malmesb.* 1. B. *Polychr.* 5. B.

(u) *Wigorn. Huntingd.* 2. B. *Weſtmon. Malmesb. Annal. Sax.*

mee commandirte, ſchlug den Ceolin. Nach deſſen Tode bekam er die Würde eines Monarchen, welche er mit einer ziemlich herriſchen Gewalt über die ſächſiſchen Fürſten führte; weil niemand ſich gerne mit ihm in Streit einlaſſen wollte; zumal da er die Bertha, die Tochter des Cherebert, Königs von Paris, zur Gemahlinn hatte, und die Sachſen beſorgten, er dürfte im Fall der Noth auch gar Franzoſen in England berufen. Nach dem Tode des Crida, Königs in Mercien, bemächtigte Ethelbert ſich dieſes Landes, obgleich der verſtorbene König einen mannbaren Prinzen hinterlaſſen hatte. Alſo that er eben das, was er vorher an Ceolin als sträflich und bedenklich getadelt hatte. Dieſes Unternehmen aber machte die ſächſiſchen Könige ſehr aufmerkſam, und ſie fiengen an, ſich wider Ethelbert zu regen. Dieſer aber fand nicht für rathſam, die andern Fürſten wider ſich in den Harniſch zu bringen, und übergab alſo dem Wibba, dem rechtmäßigen Erben, das Königreich; wobey er ſich aber ſo viel von demſelben bedung, daß er in der That, Wibba aber nur dem Namen nach, König in Mercien war. Er hinterließ von der Bertha einen Sohn und Nachfolger

Ebald (x), vom Jahr 616.

Dieſer verließ gleich anfangs die chriſtliche Religion, und führte überhaupt ein ſehr laſterhaftes Leben. Weil er nun mehr an die Erfül-
lung

(x) *Malmesh. Thorn.* hiſt. abb. S. Aug. *Beda* 2, 5. 6

lung ſeiner Lüſte, als an die Reichsgeſchäffte, dachte, ſo verlohren die ſächſiſchen Könige alle Achtung und Furcht, die ſie vor ſeinen Vater getragen hatten, und entſchütteten ſich der Gewalt, die Ethelbert über ſie gehabt hatte, welches inſonderheit von dem Könige in Mercien geſchah. Welches alles dann Ebald ganz gleichgültig geſchehen ließ. Endlich ſoll er doch durch den Laurentius, Erzbiſchof von Canterbury, wieder auf beſſere Wege, und vor allen Dingen zur chriſtlichen Religion gebracht worden ſeyn. Ihm folgte ſein Sohn

Ercombert (y), im Jahr 640.

Deſſen merkwürdigſte That iſt, daß er alle Götzentempel und Bilder in ſeinem Reich zerſtören und verderben ließ, um dadurch zu verhüten, daß ſeine Unterthanen nicht ſo leicht könnten zur Abgötterey verführet werden. Sein Sohn

Egbert

bekam die Krone im Jahr 664, welcher die beyden Söhne des Ercombert, ſeines Vettern, umbringen ließ, damit ſie nicht etwan nach dem Reich trachten möchten. Er hatte zween Söhne, Edrick und Widred; deren aber keiner unmittelbar nach ihm zur Regierung gelangte, weil Lotharius, ihr Vatersbruder, ſich derſelben bemächtigte, im Jahr 673.

Lotharius (z)

wollte das Königreich auf ſein Haus bringen, und nahm deswegen ſeinen Sohn Richard zum Mitregen-

(y) *Weſtmon.* (z) *Malmesb. Vita Ricardi.*

Mitregenten an. Dieſes Vornehmen bewog den Edrick, des Egberts Sohn, bey dem Adelwalch, König von Suſſex, Hülfe zu ſuchen; welche ihm dieſer auch gewährte, und ihn mit einer Armee wieder zurück ſchickte, mit welcher derſelbe dem Lotharius ein Treffen lieferte, und ihn ſchlug. Weil nun Lotharius an den empfangenen Wunden ſtarb, ſo hinderte den Edrick nichts mehr, ſich auf den väterlichen Thron zu ſetzen.

Edrick

regierte nur zwey Jahr. Weil er ohne Kinder ſtarb, ſo kam im Jahr 686 zur Regierung ſein Bruder

Widred (a); welcher zum Mitregenten annahm den **Swabert**,

deſſen Herkunft unbekannt iſt. Unter dieſen beyden Königen ſchickte Cadawallo, König von Weſſex, der bey den innerlichen Unruhen in Kent, ſeinen Vortheil machen wollte, den Mollon, ſeinen Bruder, mit einer Armee ins Land, welchen aber die beyden kentiſchen Könige in einem Treffen ſchlugen, da Mollon ſelbſt ums Leben kam. Hierauf fiel Cadawallo ſelbſt mit einem ſehr anſehnlichen Heer in Kent ein, und verwüſtete daſelbſt alles; wodurch dann dieſes Reich in einen großen Verfall gerieth, aus dem es

(a) *Huntingd.* 4. B. *Malmesb.* *T. Brompton.* *Polychron.* 5. B. *Annal. Sax. Wigorn.*

es ſich nachgehends nicht mehr recht erholen konnte. Widred überlebte den Swabert. Nach Widred wurden Könige ſeine zween Söhne

Ethelbert und Edbert, im Jahr 725.

wovon der erſtere nach des andern Abſterben etliche Jahre allein regierte (b), und die Krone ſeinem Bruder

Aldrick (c) im Jahr 760

hinterließ. Derſelbe wurde von ſeinen Nachbarn öfters angefallen. Und würde inſonderheit Offa, König in Mercien, das kentiſche Reich ohne Zweifel ganz ſich unterwürfig gemacht haben, wenn ihn nicht die Eiferſucht der übrigen Könige daran gehindert hätte. Aldrick hatte zwar einen Sohn: weil dieſer aber noch vor ihm ſtarb, ſo gieng damit das Geſchlecht des Hengiſt aus. Sodann wurde zum Könige gemacht im Jahr 794

Edbert-Pren (d).

Unter dieſem fiel Cenulph, König in Mercien, in das geſchwächte Kent ein, verwüſtete alles, ſchlug den König ſelbſt, nahm ihn gefangen, und ließ ihm die Augen ausſtechen. An deſſen Stelle ſetzte er im Jahr 798

Cudred,

der aber dem Cenulph ſchlechterdings unterwürfig leben mußte. Mit deſſen Bewilligung des Cudreds Sohn

Baldred,

(b) *Bonifac.* ep. 40. und 77.
(c) *Flor.* in geneal. *Malmesb.*
(d) *Malmesb. Sim. Dunelm.*

Baldred, im Jahr 805

König wurde. Unter ihm eroberte Ecbert, König von Weſſex, das Reich Kent; und die Heptarchie trennte ſich.

Geſchichte von Suſſex.

Das Königreich Suſſex begrief nur die itzigen Provinzen Suſſex und Surrey; wovon noch überdies der Andredswald einen großen Theil einnahm. Die Gränzen des Reichs waren, gegen Mitternacht die Temſe; gegen Mittag das Meer; gegen Morgen Kent; und gegen Abend Weſſex. Die beſte Stadt darinn war Ciceſter, welche der König Ciſſa erbaut hatte. Der erſte König dieſes Reichs war

Ella, vom Jahr 491.

Die Sachſen machten ihn zum Oberbefehlhaber ihrer Armee. Das Land, darinn er ſich veſtſetzte, wurde Suſſex oder Südſex, oder das Land der mittägigen Sachſen, genennt. Das übrige von dieſes Fürſten Thaten iſt ſchon im zweyten Buche berührt, und ebendaſelbſt auch von dem Tode ſeiner beyden Söhne, Baldulph und Colgrin, geſagt worden. Sein Nachfolger war

Ciſſa (f),

ſein dritter Sohn, vom Jahr 514. Dieſer iſt blos durch ſein ſehr hohes Alter und lange Regie-

(f) *Weſtmonaſt. Flor. Wigorn. Huntingd.* 2. B.

rung merkwürdig. Denn, wenn die Nachrichten richtig ſind, ſo hat er 115 Jahr gelebt, und 76 regiert. Nach ſeinem Abſterben bemächtigte ſich, weil keine männliche Erben da waren, Ceolin, weſſexiſcher König, dieſes Reichs. Und es behauptete daſſelbe auch nach ihm ſein Bruderſohn und Nachfolger, Ceolrick. Die Suſſexer bemühten ſich von Zeit zu Zeit, das Joch der Könige von Weſſex abzuwerfen; und hierinn beſtehet faſt auch die ganze Geſchichte dieſes Reichs. Sie verſuchten dieſes vergeblich im Jahr 607 unter dem Könige von Weſſex, Ceolulph. Hingegen gelung ihnen der Verſuch beſſer, den ſie im Jahr 648 thaten, als der weſſexiſche König Cenowalch vor dem Penda in Oſtanglien flüchten mußte. Denn bey dieſen Umſtänden ſetzten ſie ſich ſelbſt einen König, Namens

Adelwalch (g), im Jahr 648.

Was zwiſchen dieſem und dem merciſchen Könige Wolpher vorgefallen, iſt in der Geſchichte von Mercien ſchon geſagt worden. Im Jahr 686 fiel ein weſtſächſiſcher flüchtiger Fürſt, Namens Cedowalla, in Suſſex ein. Adelwalch wollte ihn mit gewaffneter Hand zurück jagen; wurde aber in einer Schlacht getödtet. (S. mehr hievon in der Geſchichte von Weſſex, unter Centuin.) Nach ihm ſetzten ſich auf den Thron im Jahr 688

Authun

(g) *Beda* 4, 13. *Annal. Sax. Malmesb.* 3. B. de pontif.

Authun und Berthun,

deren Herkunft nicht bekannt iſt. Berthun kam in einer Schlacht wider den Cedowalla ums Leben, der indeſſen König von Weſſex worden war, und Suſſex feindlich angefallen hatte.

Im Jahr 722 verſuchten die Suſſexer (h) abermal, ſich in Freyheit zu ſetzen; aber mit ſchlechtem Erfolg. Bald darauf ſetzten ſie ſich einen König: allein Ina, König in Weſſex, ſetzte ihn wieder ab, und unterwarf ſich Suſſex aufs neue. Noch einmal verſuchten ſie ihr Glück im Jahr 754 und erwählten ſich einen König. Allein Cenulph, König in Weſſex, brachte Suſſex abermal unter den Gehorſam: und von dieſer Zeit an weis man nichts von einem weitern Verſuch, den die Suſſexer für ihre Freyheit gewagt hätten.

Geſchichte von Weſſex.

Weſſex war eines der anſehnlichſten Reiche in der Heptarchie, und ſtieß gegen Mitternacht an die Temſe; gegen Mittag an das Meer, das England von Frankreich ſcheidet; gegen Morgen an Suſſex; und gegen Abend an den Fluß Tamer, der daſſelbe von Cornwallien abſonderte. Die vornehmſten Städte dieſes Reichs waren Winchester, Portsmouth, Salisbury ꝛc. Es gehörte auch zu dieſem

(h) *Huntingd.* 4. B. *Beda* 5, 19.

ſem Reiche die Inſel Wight, die von Jüten bewohnt wurde. Den Namen Weſſex erhielt dieſes Königreich, weil es von Weſtſachſen, d. i. von denen bewohnt wurde, die den Sachſen in Suſſex, Kent und Eſſex gegen Abend oder Weſt ſich befanden.

Der erſte König dieſes Landes iſt

Cerdick, vom Jahr 519.

Es iſt von demſelben ſchon im zweyten Buch viel geſagt worden. Anfänglich beſtund ſein Reich nur aus den Ländern Hant und Sommerſet. Nachhero aber kamen, durch den mit Modred geſchloſſenen Vergleich, hinzu die Länder Bark, Wilt, Devon und Dorſet; und hiernach ließ Cerdick ſich zum zweytenmal zum König von Weſſex krönen. Das Reich hinterließ er ſeinem Sohne

Chenrick (i), im Jahr 534.

Von den Thaten, die er bey ſeines Vaters Leben verrichtet, iſt ebenfalls im zweyten Buche ſchon erzählt worden. Während ſeiner Regierung hat er nichts erhebliches ausgerichtet; als daß er einmal die Britten, die ihn angefallen hatten, geſchlagen. Nach ihm wurde König ſein Sohn

Ceolin, im Jahr 560.

Wie übel dieſem ſein Verſuch, ſich, unter dem Namen eines Monarchen, eine unumſchränkte Gewalt

(i) *Huntingd.*

Gewalt zu verſchaffen, gelungen ſey, haben wir ebenfalls im zweyten Buche angezeigt. Sein Nachfolger war ſein Vetter

Ceolrick (k), im Jahr 593,

von deſſen königlichen Verrichtungen nichts bekannt iſt. Zum Nachfolger hatte er ſeinen Bruder

Ceolulph, im Jahr 598.

Er bezwang die mittägigen Sachſen, die ſich wider ihn empöret hatten. Ihm folgte in der Regierung im Jahr 611 ſeines Bruders Ceolrick Sohn

Cinigiſil;

der bald zum Mitregenten annahm ſeinen Bruder

Quicelm.

In der northumberländiſchen Geſchichte iſt von beyden ſchon ein mehrers erzählt worden. Quicelm wurde kurz vor ſeinem Ende ein Chriſt; welches Cinigiſil ſchon vorher gethan hatte. Nach ihm bekam das Königreich im Jahr 643, ſein Sohn

Cenowalch (l).

Dieſem machten die merciſchen Könige viel zu ſchaffen. Und nachgehends wurde er vom Penda, deſſen Schweſter er verſtoßen hatte, gar genöthiget, aus ſeinem Reiche zu entweichen; in welches

(k) *Wigorn. Malmesb. Annal. Sax.*
(l) *Huntingd.* 2. B. *Aethelwerd.* 2. B. 7. K. *Wigorn.*

welches er aber durch den oſtangliſchen König Annas wieder eingeſetzt wurde. Noch in Oſtanglien nahm er die chriſtliche Religion an. Hiernächſt ſiegte er zweymal über die Waliſer. Von dem Kriege, den er mit Wolpher, König in Mercien, geführet, iſt nichts beſonders bekannt. Doch ſcheinet Wolpher glücklich geweſen zu ſeyn. Cenowalch hinterließ ſeiner Gemahlinn

Sarburge (m)

die Regierung im Jahr 672; eine Prinzeßinn von großem Verſtand und Muth. Man ſagt, ſie ſey von den Weſſeren, die einer Frau nicht unterthänig ſeyn wollten, abgeſetzt worden. Nach der Erledigung des Throns theilten ſich verſchiedene große Herren des Landes in das Reich; unter denen Cenſus, aus königlichem Geblüte, der vornehmſte geweſen zu ſeyn ſcheinet. Dieſer

Cenſus (n)

nahm erſtlich ſeinen Sohn,

Eſcuin,

und weiterhin auch den

Centuin,

einen Bruder Cenowalchs, zu Mitregenten an, im Jahr 673, 674. Wolpher bekriegte dieſe drey Könige; man weis aber den Ausgang dieſes

(m) *Huntingd.* 2. B. *Aethelwerd.* 2. B. 7. K. *Wigorn.*
(n) *Huntingd.* 2. B. *Wigorn. Annal. Sax. Malmesb. Beda* 4, 5.

ſes Krieges nicht. Nach dem Abſterben der zween erſten Mitregenten blieb Centuin allein in der Regierung; in welcher er über die Walliſer einen herrlichen Sieg erhielt. Gegen das Ende ſeines Regiments machte ſich Cedowalla, ein Fürſt in Weſſex von königlichem Stamm, einen ſo ſtarken Anhang im Reich, daß Centuin darüber argwöhniſch wurde, und ihm befahl, aus dem Lande zu gehen. Er begab ſich auch in das Reich Suſſex. Weil ihm aber dahin eine große Anzahl junger Mannſchaft, die ihren geliebten Cedowalla nicht verlaſſen wollte, nachfolgte, und dieſe ein kleines Kriegsheer auszumachen ſchienen: ſo wurde Adelwalch ungehalten, daß man, ohne ſeine Erlaubniß, mit ſo vielen Leuten in ſein Reich käme, und wollte alſo dieſen gefährlichen Gaſt gewaffnet zum Lande hinaus treiben. Darüber kam es zu einem Treffen, in welchem Adelwalch das Leben verlohr. Wie nun Cedowalla durch Authun und Berthun gehindert worden ſey, ſich des Reichs Suſſex zu bemächtigen, iſt in der Geſchichte dieſes Landes ſchon angezeigt worden. Weil aber indeſſen Centuin geſtorben war, ſo wandte ſich Cedowalla nach Weſſex, woſelbſt er zum Könige gemacht wurde, im Jahr 686.

Cedowalla (o)

war nicht nur König von Weſſex, ſondern auch Monarch der Angelſachſen. Nach dem Kriege

(o) *Flor. Wigorn. Malmesb.* 1. B. *Ioh. Rombton. Polychron.* 5. B. *Beda* 5, 5.

mit den ſuſſexiſchen Königen, grief er die Inſel Wight an, und bemächtigte ſich derſelben. Weil die Einwohner noch Götzendiener waren, ſo war er willens, ſie insgeſammt auszurotten, und die Inſel mit Chriſten zu beſetzen. Auf die Vorſtellung des Biſchofs Wilfrid aber beſchloß er, die alten Einwohner zum chriſtlichen Glauben bringen zu laſſen. Dieſes Werk wurde ſo übereilt, daß das ganze Volk, nach einer einigen Predigt eines chriſtlichen Geiſtlichen, ſogleich getauft werden mußte; wollte daſſelbe anders der gedrohten Todesſtrafe entgehen. Der Krieg, den Cedowalla in Kent geführt, iſt in der Geſchichte dieſes Reichs ſchon kürzlich gemeldet worden. Endlich reiſte dieſer König nach Rom, um ſich daſelbſt vom Pabſte taufen zu laſſen. Denn er hatte bis dahin die Taufe noch nicht empfangen, ob er gleich ſchon ein Chriſt war. Nachdem er vom Pabſt Sergius *II.* getauft worden war, und in der Taufe den Namen Petrus bekommen hatte, ſtarb er bald darauf zu Rom.

In der Regierung folgte im Jahr 688

Ina (p),

des verſtorbenen Königs Vetter. Dieſer wurde zum Monarchen der Angelſachſen erwählt, und führte Kriege mit dem König von Kent; mit den Britten in Cornwallien; mit dem Könige von Mercien; mit den Suſſexen; und zwar alle mit gutem Glück. Unter ſeinen übrigen merkwürdigen

(p) *Aſſerius Meneuenſis. Malmesb. Polychron. Annal. Sax. Huntingd. Flor. Wigorn.*

digen Verrichtungen iſt eine Sammlung von Geſetzen, die er für die abendländiſchen Sachſen heraus gab, unter dem Titel: Weſtſaxen Leaga, d. i. Geſetze der Weſtſachſen. Ferner that er eine Reiſe nach Rom: und nachdem er ſich mit Pabſt Gregorius *II.* unterredet, ließ er in ſelbiger Stadt ein groſſes Haus bauen, welches das Collegium der Engländer genannt und dazu beſtimmt wurde, daß die engländiſchen Geiſtlichen, die zu Rom ſtudiren wollten, in demſelben unterrichtet werden, und die engländiſchen Könige und Fürſten, die etwan Rom beſuchen wollten, ebendaſelbſt ihren Aufenthalt haben möchten. Von denen zu Erhaltung dieſes Hauſes beſtimmten Geldern iſt unter Offa, in der mercischen Geſchichte, geſagt worden. Zuletzt faßte Ina, auf Zureden ſeiner Gemahlinn Ethelburge, den Entſchluß, ein Mönch zu werden. Zu ſeinem Reichsnachfolger ernennte er ſeinen Vetter

Adelard (q), vom Jahr 727.

Es machte dieſem aber ein Fürſt von königlichem Geblüte, Namens Oſwald, die Krone ſtreitig: worüber es zu einem Treffen kam, in dem Oſwald geſchlagen wurde. Bald darauf ſtarb Adelard, und überließ die Krone ſeinem Bruder oder Vetter

Cudred (r), im Jahr 740.

Derſelbe erhielt gleich anfangs einen wichtigen Sieg wider die Britten in Cornwallien.

Bald

(q) *Malmesb.* 1. B. 2. K. *Annal. Sax.*
(r) Ebendieſelbe.

Bald darauf erregte ein weſſexiſcher Herr, Namens Ethelun, unter den Soldaten einen Aufſtand wider den regierenden König. Es kam hierauf zu einem Kriege, und zu einem Treffen, darinn der König den Sieg mit genauer Noth erfochte. Weil er nun an dem Ethelun bey dieſer Gelegenheit eine ganz beſondre Tapferkeit wahrgenommen hatte, ſo wollte er einen ſolchen brauchbaren Bürger nicht aus dem Wege ſchaffen. Er begnadigte ihn vielmehr, um ſich ſeiner Geſchicklichkeit nützlich bedienen zu können. Dieſes geſchah auch nachmals, indem Ethelun den König von Mercien, Ethelbald, ſchlug. Nach dieſem Siege ließ Cudred die Britten in Cornwallien nochmals angreifen, und entrieß ihnen auch einen Theil ihres Landes. An Cudreds ſtatt wurde König ſein Bruderſsohn

Siegebert (s), im Jahr 754,

der aber durch ſeine Unmäßigkeit und Grauſamkeit ſich bald bey ſeinen Unterthanen verhaßt machte. Ihr Haß wurde ſo heftig, daß ſie ihn abſetzten; worauf er ſich in einem Walde verborgen hielt, bis er daſelbſt von einem Schweinhirten getödtet wurde. In ſeine Stelle ſetzte man den

Cenulph (t),

einen Sohn Adelards, in eben dieſem Jahre. Er war in verſchiedenen Kriegen mit den Britten ſehr

(s) *Huntingd.* 4. B. *Flor. Wigorn.*
(t) *Annal. Sax. Wilh. Malmesb. Huntingd.* Roch. v. Hochweden.

ſehr glücklich. Endlich wurde Cunehard, ein Bruder des Königs Siegebert, dem Könige ziemlich verdächtig, als wollte er wider ihn etwas gefährliches unternehmen. Als nun Cunehard dieſen Argwohn des Königs erfuhr, war er bedacht, demſelben zuvor zu kommen. Daher paßte er mit etlichen Freunden dem König einmal auf, da er zu einer Weibsperſon, ohne zahlreiche Begleitung, gieng: überfiel ihn daſelbſt, und tödtete ihn, nach einer verzweifelten Gegenwehr. Auf den hierüber entſtandenen Lärmen liefen die königlichen Bedienten herbey, und rächeten ihres Herrn Tod durch die Ermordung des Cunehard. In der Regierung folgte ſeinem Vater im Jahr 784

Brithrick (u),

der des Offa, Königs in Mercien, Tochter Ethburge, zur Gemahlinn hatte. Unter der Regierung dieſes Königs ſetzte ſich Ecbert, ein Fürſt von königlichem Geblüte, durch ſeine vorzügliche Eigenſchaften bey jedermann in ſo große Hochachtung, daß der regierende König eiferſüchtig auf ihn wurde, und nöthig fand, ihn aus dem Reich gehen zu heißen. Ecbert wendete ſich anfänglich an des Offa Hof, weil er aber daſelbſt nicht wohl aufgenommen wurde, ſo gieng er in Frankreich, wo er bey Karl dem Großen eine geneigte Aufnahme fand; auch an eben dieſem Hofe vieles bemerkte, das ihm bey ſeinen nachherigen Anſchlägen gute Dienſte that.

Die

(u) *Flor. Wigorn. Wilh. Malmesb.* 2. B. *Aſſer. Menev.*

Die Dänen wagten unter Brithrick die erſte Landung in Weſſex; und thaten nachmals den Engländern unbeſchreiblichen Schaden.

Im Jahr 799 wurde Brithrick von ſeiner Gemahlinn durch Gift umgebracht. Die Weſſexen machten bey dieſer Gelegenheit ein Geſetz, daß die Gemahlinnen der folgenden Könige den Namen der Königinnen nicht führen, und mit ihren Männern nicht zugleich auf dem Thron ſitzen ſollten: und ſollte der König, der hierinn gegen ſeine Gemahlinn zu gefällig ſeyn wollte, eben durch dieſe That gleich ſeiner Würde verluſtig ſeyn.

Hierauf ließen die Weſſexen durch eine Geſandtſchaft dem Ecbert, der damals mit Karln zu Rom war, ihre Krone antragen; die derſelbe auch gerne annahm, und ſogleich abreiſte; nachdem er von Karl viele Zeichen einer beſondern Achtung empfangen hatte.

Ecbert (x), vom Jahr 800,

beſaß nicht nur eine große Tapferkeit, ſondern auch eine große Staatsklugheit; welche Wiſſenſchaft er ohne Zweifel an Karls Hofe erlangt hatte. Er überſah gar bald die damals regierenden ſächſiſchen Könige, und glaubte, vielleicht eine Ueberlegenheit über ſie bekommen zu können: zugleich aber ſah er gar wohl ein, daß man in einem ſolchen Werke behutſam und langſam handeln müſſe. Er war alſo im Anfange ſeiner Regierung zuvörderſt auf den Wohlſtand und

(x) *Flor. Wigorn. Wilh. Malmesb.* 2. B. *Aſſer. Meneu.*

und die Aufnahme ſeines Reichs bedacht; wodurch er die Liebe ſeiner Unterthanen erwarb.

Hierauf fieng er die Ausführung der Anſchläge zu ſeiner Vergrößerung und allgemeinen Oberherrſchaft an. Er machte ſich zuerſt an die Britten in Cornwallien, und nöthigte ſie durch einen glücklichen Feldzug, ihn für ihren Oberherrn zu erkennen. Und weil die Britten in Wallis ihren Landsleuten hatten zu Hülfe kommen wollen, ſo gaben ſie dadurch dem Ecbert einen Vorwand, auch ſie anzufallen; welches dann mit dieſem Erfolg geſchah, daß Ecbert das Königreich Venedocien, ein Stück von Wallis, eroberte und behielt.

Bisher hatte Cenulph, König in Mercien, den Ecbert gehindert, ſeine Abſichten merken zu laſſen. Nachdem nun jener im Jahr 819 verſtarb, ſo glaubte Ecbert zu Ausführung ſeines Vorhabens ungehinderter arbeiten zu können. Wozu ihn auch der damalige Zuſtand der übrigen Reiche begünſtigte. Ecberts Reich war in dem blühendſten Zuſtande; die andern Reiche hingegen durch die öftern innerlichen Unruhen ſehr geſchwächt. Die ſo genannte Heptarchie war ſchon zu einer Pentarchie, d. i. auf fünf Reiche vermindert worden; wovon Ecbert eines der anſehnlichſten beſaß. In den übrigen Königreichen ſuchte ſich bald dieſer bald jener von den Großen des Landes auf den Thron zu ſchwingen: und indem er bedacht war, ſich auf demſelben zu erhalten, dachte er wenig auf das, was

in andern Reichen vorgieng, und ob nicht etwas geſchehe, das ihnen insgeſammt nachtheilig ſeyn könnte. Hiernächſt war Ecbert auch zum Monarchen der Angelſachſen erwählt worden. Dieſe Umſtände nun waren in der That ſo beſchaffen, daß ſie dem Ecbert die erwünſchteſte Gelegenheit anbothen, ſein großes Vorhaben auszuführen. Dieſemnach machte er allerhand Anſtalten, die dem Könige von Mercien die Beſorgniß erwecken mußten, als ſey es damit auf ihn angeſehen. Deswegen faßte er den Entſchluß, dem Vorhaben des Ecberts vor zu kommen. Zu welchem Ende er plötzlich mit einer Armee gegen Weſſex anrückte, in Hoffnung, ſeinen Feind unbereitet zu überfallen. Allein er fand denſelben in Bereitſchaft, und man lieferte ein Treffen, in dem die Mercier aufs Haupt geſchlagen wurden. Durch dieſen Sieg wurde Mercien geſchwächt, welches Reich faſt allein im Stande geweſen war, den Abſichten Ecberts ſich entgegen zu ſtellen. Sodann konnte Ecbert um deſto ungehinderter Kent angreifen; an deſſen Eroberung ihm, wegen der guten Lage des Landes, viel gelegen war. Derowegen ſchickte er ſeinen Sohn Ethelwolph mit einer Armee in dieſes Königreich: deſſen König Baldred in ſchlechter Verfaſſung ſtund, und von dem merciſchen Könige vergeblich Hülfe begehrte. Gleichwohl ließ es Baldred auf eine Schlacht ankommen; in der er aber den Kürzern zog, und genöthigt ward, ſich in Mercien zu begeben. Alſo wurde Kent mit den ſuſſexiſchen und weſſexiſchen Königreichen

reichen unter einem Haupt vereinigt, und Ecbert auf dieſe Weiſe Meiſter von dem ganzen Lande, das der Temſe gegen Mittag lieget. Nach dieſem bemächtigte ſich Ecbert auch des Königreichs Eſſex; wovon man aber keine beſondre Nachrichten hat. Nun waren noch drey Reiche zu bezwingen übrig, nämlich Oſtanglien, Mercien und Northumberland. Dieſe Königreiche wären allerdings in dem Stande geweſen, dem Ecbert ſich mit Nachdruck zu widerſetzen, und deſſen Abſichten zu vereiteln. Allein, weil dieſe Länder untereinander, und jedes mit ſich ſelbſt insbeſondere, nicht einig waren, ſo mußte dadurch die Ausführung der Ecbertiſchen Anſchläge merklich erleichtert werden. Oſtanglien war zwar durch Offa mit Mercien verknüpft worden: Allein die Mercier begegneten dieſen Ueberwundenen mit Stolz; und die Oſtangeln haßten dieſe fremde Oberherrſchaft. Dieſes war dem Ecbert nicht unbekannt. Er wollte ſich den gegenſeitigen Haß dieſer Völker zu Nutze machen: und aus dieſer Urſache beſchloß er, Mercien zuerſt anzufallen. Damit er aber in ſeinem Angriff deſto glücklicher ſeyn möchte, hielt er für dienlich, beyde Völker hintereinander zu hetzen, damit er, wenn ſie einander geſchwächt haben würden, deſto leichter beyde bezwingen könnte. Er ließ daher den Oſtangeln unter der Hand vorſtellen, daß ſie dermalen, da die Mercier durch den Sieg, den er unlängſt über ſie erhalten, ſehr entkräftet wären, die ſchönſte Gelegenheit hätten, dieſes fremde Joch abzuwerfen. Ueberdies ſey

er bereit, ihnen, im Fall der Noth, mit ſeiner Macht wider die Mercier beyzuſtehen. Ob es nun gleich ſehr leicht geweſen wäre, die gefährliche Abſicht Ecberts bey dieſem Vorſchlage zu entdecken, ſo waren die Oſtangeln doch durch die Begierde, ſich der Oberherrſchaft der Mercier zu entledigen, ſo verblendet, daß ſie den Gift nicht merkten, und alſo den Schluß faßten, ſich wider die Mercier zu empören. Bernulph, ihr König, da er von den Bewegungen der Oſtangeln benachrichtiget wurde, gieng unverzüglich mit einem Heer auf dieſelben los, um ſie wieder zum Gehorſam zu zwingen. Beyde Theile giengen auf einander los. Bernulph aber wurde geſchlagen und ſelbſt getödtet. Gleichwohl wollten die Mercier noch nicht alle Hoffnung aufgeben, die Oſtangeln wieder zum Gehorſam zu bringen. Sie erwählten ſich unverweilt wieder einen König, Namens Ludican; welcher auch wirklich mit einer Armee in Oſtanglien einfiel, aber gar bald, man weis nicht, wie, ums Leben kam. Hierauf machten ſie zu ihrem Könige den Witglaph, einen Herrn von großen Verdienſten. Sie fiengen nach und nach an zu merken, daß ihr Krieg mit den Oſtangeln dem Ecbert ihrer beyder Bezwingung nur leichter machen werde. Daher fiengen ſie an, mehr auf die Erhaltung ihrer eignen Freyheit, als auf die Unterwerfung der Oſtangeln zu denken. Witglaph machte zu dieſem Ende die beſten Anſtalten. Allein, wie Ecbert vermuthete, daß dieſe Zurüſtungen auch ihm ſelbſt gefährlich werden dürften, ſo erklärte er ſich öffent-

öffentlich für die Oſtangeln, und kündigte den Merciern den Krieg an. Nun ſollte ſich alſo Witglaph wider zween Feinde zugleich wehren. Allein was er auch unternahm, gieng unglücklich aus: und zuletzt verlohr er auch eine Hauptſchlacht wider Ecbert. Dieſer bemächtigte ſich hierauf ohne Mühe ganz Merciens, und würde dieſes Reich mit ſeinen übrigen Ländern vereinigt haben, wenn er nicht durch die Fürbitte des Abts Siward ſich hätte bewegen laſſen, den Witglaph wieder in dieſes Reich einzuſetzen; doch nicht anders, als auf die Bedingung, ihm, dem Ecbert, zu huldigen, und zinsbar zu ſeyn. Nach der Unterwerfung der Mercier mußten die Oſtangeln froh ſeyn, daß Ecbert ſie auf eben dieſe Bedingniſſe in Schutz nahm. Gleiches Schickſal hatten auch die Northumberländer. Da ihr Reich von innerlichen Unruhen zerrüttet, und durch die Schotten um eine Provinz gemindert worden war, ſo ſahen ſie ſich gänzlich unvermögend, der anrückenden ſiegreichen Armee des Ecbert Widerſtand zu thun. Sie und ihr König Andred alſo unterwarfen ſich dem Erober er Ecbert auf eben die Bedingungen, als Oſtanglien und Mercien.

Und dieſes iſt dann das Ende der berühmten Heptarchie der Angelſachſen, welche zweyhundert und vierzig Jahre gedauert hat, wenn man nämlich von der Stiftung des Reichs Mercien an rechnet, welches von den Angelſachſen zuletzt nach allen errichtet worden. Fängt man aber

die Rechnung von der Ankunft des Hengiſt an, ſo erſtrecket ſich die Dauer der Heptarchie auf 378 Jahre.

Will man die Urſachen aufſuchen, denen die Trennung der Heptarchie wahrſcheinlich zugeſchrieben werden kann: ſo mag wohl erſtlich die ungleiche Größe der ſieben Reiche angegeben werden. Denn die mächtigern waren immerzu bedacht, die geringern an ſich zu reißen. Ferner iſt auch eine Miturſache geweſen der Abgang der Fürſten von königlichem Geblüte; Weſſex ausgenommen. Denn daher kam es, daß bald dieſer, bald jener, nach der Krone trachtete; woher nichts als innerliche Uneinigkeiten entſtehen konnten, die das Reich jedesmal ſchwächten. Außer dieſem haben wir unter Ecbert noch andre Umſtände bemerkt, welche Haupturſachen von der Verwandelung der Heptarchie in eine Monarchie abgaben. Das verſteht ſich endlich von ſelbſten, daß dieſe ganze Veränderung der göttlichen Fürſehung vornehmlich gemäß geſchehen ſey.

Alſo haben wir im erſten Buche gemeldet, wie Britannien von den Römern bezwungen, und auch wieder verlaſſen worden; im zweyten, wie dieſe Inſel größten Theils ſich endlich den Angelſachſen unterwerfen müſſen; und im dritten, die Geſchichte der Heptarchie bis zu ihrer Aufhebung erzählt.

Nun

Nun wollen wir auch von der Bekehrung der Angelſachſen zum chriſtlichen Glauben, und dem Zuſtande der Kirche dieſer Länder, Nachricht geben; welche Erzählung einen großen Theil der Geſchichte der Heptarchie ausmachet.

Zuſtand der Kirche von England.

Von der Zeit an, da die Engländer den chriſtlichen Glauben angenommen haben, bis auf die Trennung der Heptarchie.

Weil man England in dieſem Zeitpunkte nicht als ein Reich, ſondern als ein aus ſieben unterſchiedenen Staaten beſtehendes Land betrachten muß; und dieſe ſieben Provinzen nicht auf einmal die chriſtliche Lehre angenommen haben: ſo muß auch in Erzählung des Kirchenzuſtandes von England ein Reich nach dem andern beſonders vorgenommen und von jedem inſonderheit gemeldet werden, was in Abſicht auf deſſen kirchliche Verfaſſung merkwürdiges vorgefallen.

I. Zuſtand der Kirche von Kent.

Weil Kent zuerſt der chriſtlichen Kirche zugethan worden, ſo wollen wir auch die Kirchengeſchichte dieſes Reichs vor allen beſchreiben.

Es iſt ſchon in der bürgerlichen Geſchichte von Kent (y) angezeiget worden, daß deſſen König Ethelbert eine ziemliche Gewalt über die übrigen Reiche der Heptarchie bekommen, vornehmlich aus der Urſache, weil er mit Frankreich ein Bündniß gemacht hatte, und man beſorgen mußte, er möchte, wenn man ihn aufbrächte, die Franzoſen ins Land rufen. Um ſich nun mit dieſem Volk, deſſen Freundſchaft ihm ſo vortheilhaft ſchiene, noch näher zu verbinden, ließ er bey dem Könige von Paris, Chilperick, um ſeines verſtorbenen Bruders und Reichsvorfahrers, Cherebert, Tochter Bertha anhalten. Allein, weil Ethelbert noch ein Götzendiener war, ſo machte man Schwierigkeiten, ihm dieſe Prinzeßinn zu vermählen. Er erhielt ſie auch nicht anders, als unter der Bedingung, daß er ihr nicht nur die freye Religionsübung verſtatten, ſondern auch erlauben wolle, etliche Geiſtliche ihrer Religion mit ſich in Britannien zu nehmen. Nachdem dieſe Prinzeßinn einmal ihres Gemahls Herz durch ihre Tugenden und Liebkoſungen ganz eingenommen hatte, ſo war ſie auf alle Gelegenheiten

(y) *Beda* 1. 26. ſqq. *Thom. Thorn. Flor. Wigorn.*

heiten aufmerkſam, demſelben auch von der chriſt-
lichen Lehre einen vortheilhaften Begriff beyzu-
bringen. Sie brachte es auch endlich dahin,
daß er der chriſtlichen Religion wenigſtens nicht
mehr feind war. So bald die Umſtände für
das Chriſtenthum bey dem Könige ſo günſtig zu
werden anfiengen, ſchickte Pabſt Gregorius I.
Mißionarien in England, um die Einwohner in
dem Evangelium zu unterweiſen. Doch müſſen
wir, ehe wir in dieſer Erzählung weiter gehen,
einen Umſtand, der die Bekehrung der Englän-
der mit veranlaſſen half, als ein eignes Werk
der göttlichen Fürſehung anführen. Etwan
zwanzig Jahr vorher, ehe die römiſchen Mißio-
narien in England kamen, wurden etliche jun-
ge Kinder aus Northumberland nach Rom
gebracht, um daſelbſt verkauft zu werden. Die
Engländer waren es damals gewohnt, wenn
ihnen die ſtarke Anzahl ihrer Kinder zu beſchwerlich
werden wollte, einige derſelben zu verkaufen. Nun
dieſe feil gebothene junge Northumberländer
machten viel Aufſehens und Verwunderns zu
Rom. Inſonderheit betrachtete ſie Gregorius,
Archidiaconus der Kirche zu Rom, aufmerkſam,
und erkundigte ſich auch nach der Religion, die
in derſelben Vaterlande üblich wäre. Da er
nun von dieſen jungen Leuten erfuhr, daß das
Heidenthum in ihren Ländern noch herrſche, faßte
er ſogleich den Entſchluß, in England zu reiſen,
und an der Bekehrung dieſer Völker zu arbeiten.
Allein er konnte dieſen rühmlichen Entſchluß da-
mals nicht vollführen, weil die Römer ihn nicht

von ſich laſſen wollten. Und in der That waren zur ſelbigen Zeit die Umſtände für die chriſtliche Religion nicht ſo günſtig in England, als ſie bald hernach wurden. Da aber hernach durch die Vermählung der Bertha mit dem kentiſchen Könige, die Gelegenheit ſo erwünſcht wurde, als wir ſchon vor zu erzählen angefangen haben; ſo erinnerte ſich Gregorius ſeines ſchon ehemals gefaßten Vorſatzes, zur Bekehrung der Engländer alles mögliche beyzutragen. Weil er nun, wegen ſeiner Würde, nicht ſelbſt nach England gehen konnte, ſo ſchickte er tüchtige Leute dahin, um dieſes Werk zu unternehmen. Das Haupt dieſer geiſtlichen Abgeordneten war Auguſtinus. Dieſer nun landete mit ſeinen Mißionarien auf der Inſel Thanet, im Jahr 597, und ließ dem Könige Ethelbert ſagen: Er ſey nebſt etlichen rechtſchaffenen Männern hieher gekommen, um dem Könige von ſolchen Dingen Nachricht zu geben, die ihn ewig glücklich machen würden. Der König gieng mit ſeiner Gemahlinn auf die Inſel, um die verſprochenen wichtigen Berichte zu vernehmen. Alsdann hielt Auguſtinus eine ſehr nachdrückliche Rede an den König, von den Wahrheiten der chriſtlichen Religion. Nach deren Endigung Ethelbert ſich dahin erklärte: Er könne ſich zwar nicht entſchlieſſen, ſeine Religion zu verlaſſen, und eine andre anzunehmen, die blos auf Zeugniſſen gewiſſer Perſonen beruhe, welche er doch nicht kenne. Weil ſie aber doch zu ſeinem und ſeines Volks Beſten dieſe weite Reiſe unternom-

men

men hätten, ſo wolle er ihnen freyen Aufenthalt in ſeinem Lande geben, und nicht hindern, wenn ſie Perſonen unter ſeinem Volke fänden, die dieſe neue Religion annehmen wollten. Die Königinn erhielt hierauf die Erlaubniß für die Mißionarien, daß ſie ſich in Dorobern (d. i. Canterbury) niederlaſſen durften, wo man ihnen ein bequemes Haus erbaute, in welchem ſie einem jeden, der nur wollte, Unterricht gaben. Hier waren ſie nun ſo glücklich, daß ſie viele vornehme Sachſen zum chriſtlichen Glauben brachten. Dieſer erwünſchte Fortgang der chriſtlichen Religion machte den König ſelbſt begierig, ſich in derſelben unterrichten zu laſſen: ja es kam, nach vielen Unterredungen mit dem Auguſtinus, und durch das Zureden der Königinn, bald dahin, daß der König ſich taufen ließ, im Jahr 598. Dem Könige folgte hierinn eine große Anzahl ſeiner Unterthanen; daher man bald etliche Götzentempel den Chriſten zur Verrichtung ihres Gottesdienſtes einräumen mußte. Der König überließ ſogar die Stadt Canterbury den Miſſionarien, und verlegte ſeinen Sitz nach Reculver. Uebrigens war es gar wohl gethan, daß der König bey dieſem Bekehrungswerke nicht die geringſte Gewalt gebrauchen, ſondern hierinn alles auf eines jeden freywilligen Entſchluß ankommen ließ.

Als nun Auguſtinus (z) das ſchnelle Wachsthum der chriſtlichen Religion in dieſem Lande

(z) *Camden.* Brit. Angloſax. *Gregor.* epiſt. 30. ad Eulog. *Alexand.* 7. B.

ſah, bildete er ſich ein, es werde in kurzer Zeit ganz England die Lehre des Evangelium annehmen. Deswegen ließ er ſich vom Etherius oder Vigilius, Biſchofen zu Arles, zum Erzbiſchof der Angelſachſen weihen, im Jahr 597, wozu er vom Pabſt Gregorius bey ſeiner Abreiſe die vorläufige Erlaubniß erhalten hatte. Es war aber dieſe geſuchte Erhebung zur erzbiſchöflichen Würde in der That eine Uebereilung des Auguſtinus, weil die Bekehrung eines Theils der Einwohner von Kent, welches noch dazu ein kleines Reich war, noch viel zu gering war, als daß man deswegen den großen Titel eines Erzbiſchofs ſämmtlicher Angelſachſen hätte mit Recht führen können. Eben dieſer Auguſtinus mußte auch dem Pabſte große Begriffe von der Anzahl der neuen Chriſten in England beygebracht haben, weil ihm der Pabſt das Pallium (a) über=

(a) Dieſes Pallium iſt ein Stück Zeug von weiſſer Wolle, ſo breit, als der Rand oder die Kante und Schrot am Tuche. Es iſt rund, und man leget es auf die Schultern. Ueber demſelben liegen zwo andre, von gleichem Zeug und Geſtalt, von welchen eines auf die Bruſt, und das andre auf den Rücken fällt; jedes mit einem rothen Kreuz. Es ſind noch mehrere Kreuze von eben dieſer Farbe daran, gegen das Ende der Schultern. Dieſes Pallium nun wird von dem Pabſt auf das Grab des h. Petrus gelegt, und hernach an die Metropolitane verſchickt, welche nicht eher Kirchenverſammlungen halten, das heilige Oel einſegnen, und Kirchen, Biſchöfe oder Prieſter weihen

überſandte. Er befahl ihm auch, hie und da Biſchöfe einzuſetzen; beſonders zu York, wo ein Erzbiſchof ſeyn, und zwölf Biſchöfe unter ſich haben ſollte. Eben dergleichen ſollte zu London beſtellt werden; Auguſtinus aber den Rang über ſie alle haben.

Allein damit war Auguſtinus noch nicht zufrieden. Er trachtete auch die britanniſche Kirche dem römiſchen Stuhl zu unterwerfen. Es mag wohl ſeyn, daß ihn zu dieſem Unternehmen ein beſondrer Eifer für den Pabſt angetrieben hat. Aber es iſt doch auch faſt handgreiflich, daß unter dieſem Anſchlage eine gewiſſe Eitelkeit und Hochmuth verborgen geſteckt ſey. Denn er hatte vom Pabſt die Erlaubniß erhalten, ſich einen Primas von ganz Großbritannien nennen zu dürfen. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſo waren die Schwierigkeiten ſehr groß, die Auguſtinus bey ſeinem Vorhaben antraf. Es iſt ſchon weit oben von der brittiſchen Kirche geſagt worden, daß das Evangelium entweder von den Apoſteln ſelbſt, oder von einigen ihrer Jünger in Britannien geprediget worden. Und an die Vorſchriften dieſer Lehrer hatten ſich die Britten in ihrem Gottesdienſte bisher gehalten. Hingegen war bekanntlich die römiſche Kirche von der apoſtoliſchen Vorſchrift in manchen Stücken abgewichen. Gleichwohl verlangte ſie, daß auch die übrigen Kirchen der Chriſtenheit ihrem Vor-

gange

hen dürfen, bis ſie vom heil. Stuhle das Pallium erhalten haben. Bey deſſen Empfang müſſen ſie dem Pabſt den Eid der Treue ſchwören.

gange folgen ſollten. Nach vielen Widerſprüchen richteten ſich dennoch endlich die meiſten Kirchen nach dem Muſter der römiſchen; die galliſche und meyländiſche ausgenommen. Die brittiſche aber kehrte ſich hierinn gar nichts an die römiſche Vorſchrift. Und, ſeit der Geſandſchaft des Lucius an den Pabſt Eleutherius, hatten die Britten faſt gar nichts mit den römiſchen Biſchöfen zu thun. Sie erkannten auch dieſelben für nichts anders, als Biſchöfe eines beſondern Stifts oder Häupter eines Patriarchats: und waren ſo weit entfernt, dem Pabſt unterworfen zu ſeyn, daß ſie vielmehr gar nichts von ſeinen Verordnungen und Forderungen wußten. Alſo war leicht zu vermuthen, daß es ſehr ſchwer ſeyn würde, die Britten unter den Gehorſam des römiſchen Stuhls zu bringen. Allein alle anſcheinende Hinderniſſe waren keinesweges vermögend, den Auguſtinus in ſeinem Vorſatz irre zu machen. Er ließ alſo die brittiſchen Biſchöfe und Kirchenlehrer (b) zuſammen kommen, und ſtellte ihnen ſeine Meynung aufs beſte vor. Allein er vermochte nichts auszurichten. Um alſo ſeinen Vorſtellungen mehr Nachdruck zu geben, ſoll er einen Blinden vor der ganzen Verſammlung ſehend gemacht haben. Doch auch dieſes Wunder wollte keinen Eindruck machen. Sie fragten vielmehr einen alten Einſiedler um Rath, wie ſie ſich bey dieſer Sache zu verhalten hätten. Dieſer ſagte ſeine Meynung dahin: Man müſſe vor allen Dingen Acht haben, ob der Mann, der

(b) *Vſſer.* de primord. *Roch. Hoveden. Beda* 2, 2.

der ihnen dieſes vorgetragen hätte, wahrhaftig von Gott geſandt ſey. Dieſes aber würde aus den Kennzeichen einer wahren Demuth ſicher zu ſchließen ſeyn. Würde alſo dieſer Mann, wenn ſie zu der Verſammlung zuſammen kämen, von ſeinem Stuhl aufſtehen, und ſie freundlich bewillkommen, ſo möchten ſie wohl ein gutes Herz zu ihm faſſen. Würde er aber dieſes unterlaſſen, und ſitzen bleiben, ſo ſey ſein Hochmuth am Tage, und er ganz gewiß nicht von Gott geſandt. Auf dieſe Anweiſung kamen die Kirchenvorſteher an den ihnen beſtimmten Ort. Weil nun da Auguſtinus nicht von ſeinem Sitz aufſtund, ſo faßten ſie einen Widerwillen gegen ihn, welcher ſein Vorhaben nicht zu Stande kommen ließ. Er ließ alſo, ob gleich ungerne, ſein Vorhaben fahren, und dachte nun an die Bekehrung der Oſtſachſen; wovon in der Kirchengeſchichte dieſes Reichs wird geredet werden. Auguſtinus, der gemeiniglich der Engländer Apoſtel genennet wird, ſtarb ums Jahr 605.

Ihm folgte im Amte Laurentius (c), der ſichs eben ſo angelegen ſeyn ließ, die Britten zum Gehorſam des römiſchen Stuhls zu bereden, als ſein Vorfahrer gethan hatte. Allein auch er bemühte ſich ohne Wirkung. Wie nun hernach Bonifacius *IV*. durch Vergünſtigung des Kaiſers Phocas, den Titel eines allgemeinen Biſchofs annahm, ſo bemühten ſich die römiſchen Mißionarien noch eifriger, die Britten zur Vereini-

(c) *Beda* 2, 4.

einigung mit der römiſchen Kirche zu vermögen. Aber ihre Bemühung war ebenfalls vergeblich. Daher Mellitus nach Rom reiſen mußte, um neue Verhaltungsbefehle vom Pabſt einzuholen.

Indeſſen aber traf die Kirche von Kent (d) ein Schickſal, bey welchem alle dergleichen Gedanken und Unternehmungen von ſelbſt hinweg fielen. Denn der König Ethelbert ſtarb: und ſein Sohn und Nachfolger Ebald, blieb dem heidniſchen Aberglauben ergeben; daher die Miſſionarien den bisherigen Schutz verlohren. Zu noch größerm Schaden des Chriſtenthums ſtarb auch Sabert, König von Eſſex, den Mellitus zum Chriſten gemacht hätte. Die drey Söhne dieſes Königs traten von der chriſtlichen Religion ab, und wollten dem Mellitus keinen längern Aufenthalt in ihrem Lande vergönnen. Daher floh derſelbe zu Laurentius, Erzbiſchof von Canterbury, wo er den Juſtus, Biſchof von Rocheſter, ebenfalls geflüchtet, ſchon antraf. Dieſe drey Prälaten faßten mit einander den Entſchluß, an der Bekehrung der Sachſen nicht weiter zu arbeiten, und in Frankreich zu ziehen. Mellitus und Juſtus reiſten auch wirklich dahin ab: Laurentius aber blieb noch eine Weile zurück, doch unter der genommenen Abrede, jenen bald nachzufolgen. In dieſer Zeit ſoll ihm einmal der h. Petrus erſchienen ſeyn, und ihn hart geſchlagen haben, daß er ſeinen Beruf zur Bekehrung der Sachſen aufgeben wolle. Die Mäler dieſer

(r) *Beda* 2, 5.

dieſer Schläge ſoll Laurentius alſogleich dem König Ebald gewieſen und ihn dadurch ſo gerührt haben, daß er ſich zur chriſtlichen Religion ſofort bekannte. Es ſey aber mit dieſer Begebenheit, wie es wolle, ſo iſt ſo viel gewiß, daß Ebald um dieſe Zeit ein Chriſt worden ſey. So bald dieſes geſchehen war, wurden Mellitus und Juſtus wieder ins Land berufen, und jener in ſein voriges Biſchofthum, dieſer aber nach London, geſetzt. Mellitus folgte nachgehends dem Laurentius in dem Erzbiſchofthum Canterbury; und ihm, Juſtus; welcher auch das Pallium von Rom erhielt. Hierauf folgten kurz aufeinander etliche Erzbiſchöfe zu Canterbury. Die Könige von Kent und Northumberland ſandten endlich den Prieſter Wighard nach Rom, daß er daſelbſt zum Erzbiſchof geweiht werden möchte. Weil aber dieſer unterweges ſtarb, ſo wurde dieſe Würde etlichen Männern vom Pabſt angetragen, die aber dieſelbe ausſchlugen. Endlich nahm ſie an Theodorus (c), ein griechiſcher Mönch aus Tarſus in Cilicien: welcher dann auch geweiht und in England geſchickt wurde; wohin ihn aber Adrianus, ein Mönch, auf päbſtlichen Befehl, begleiten mußte, um zu verhüten, daß nicht etwa Theodorus etwas einführen möchte, das den Gebräuchen der römiſchen Kirche zuwider wäre. Dieſer Theodorus machte ſich in der That durch einige ſehr nützliche Einrichtungen berühmt und verdient, indem er ein ſehr gelehrter und dabey ſcharfſinniger Mann

war;

(c) *Beda* 4, 1. ſqq.

war; wiewohl er auch ziemlich gebiteriſch und trotzig muß geweſen ſeyn. Er erſtreckte die Gerechtſame ſeines Erzbiſchofthums weiter, als ſeine Vorfahrer zu thun das Herz hatten. Gleich nach ſeiner Ankunft in England beſuchte er alle ihm untergebene Kirchen, und führte in denſelben eine vollkommene Uebereinſtimmung im Gottesdienſte mit dem römiſchen ein. Hiernächſt legte er zu Greecklade (in der Grafſchaft Wilt) eine Schule an, in welcher er ſelbſt nebſt dem Adrianus die Gottesgelahrtheit, Muſik, Rechenkunſt, und griechiſch und lateiniſch, lehrte; wie dann aus dieſer Schule Leute ſollen gekommen ſeyn, die ſich mit der größten Fertigkeit in dieſen beyden gelehrten Sprachen ausdrücken können. Es wurden auch auf Theodorus Anordnung allerhand nützliche Schriften in England gebracht. Dieſer nützliche Mann ſtarb im Jahr 690, und hatte zum Amtsnachfolger den Berthold; von dem nichts bekannt iſt. Nach deſſen Tode wurde eingeſetzt Tatwin, der ebenfalls wegen ſeiner Gelehrtheit und Gottesfurcht gerühmt wird. Nach etlichen unberühmten Männern, die dieſe Würde begleitet hatten, wurde Erzbiſchof Jambert; von welchem nur dieſes zu erwähnen iſt, daß er den Verdruß erlebt, die Kirchen in Mercien und Oſtanglien ſeiner Gerichtbarkeit entriſſen zu ſehen, weil das Biſthum Liechfield, unter dem Könige Offa, zu einem Erzbiſthum erhoben worden. Doch erhielt ſein Nachfolger Adelard alles abgeriſſene wieder.

II. Zuſtand

II. Zuſtand der Kirche von Northumberland.

Was durch die Vermählung des Edwin, Königs von Northumberland mit der Ethelburge, in Anſehung der chriſtlichen Religion, in dieſem Lande vorgegangen, iſt ſchon in der bürgerlichen Geſchichte dieſes Reichs berührt worden. Nur ſo viel ſetzen wir itzt hinzu, daß es dem Biſchof Paulinus mit dem Bekehrungswerke nicht recht gelingen wollen. Nachhero aber wurden ſeine Unternehmungen durch verſchiedene Umſtände merklich gefördert.

Quicelm (f), König in Weſſex, wollte dem Edwin nicht länger mehr unterworfen ſeyn. Deswegen beſtellte er einen Meuchelmörder, der den König mit einer Axt ums Leben bringen ſollte. Dieſer fand auch wirklich eine Gelegenheit, ſein böſes Vorhaben ins Werk zu richten. Weil er aber die Axt zu hoch aufhub, um einen deſto ſchwerern Streich zu führen, ſo fand Lilla, des Königs Liebling, noch Zeit, ſich zwiſchen den Mörder und den König zu ſtellen; da dann freylich Lilla den tödtlichen Streich bekam, der König aber doch ebenfalls verwundet wurde. Paulinus lief auf die erſte Nachricht hievon zum Könige: und wie er dieſen über den weſſexiſchen König höchſt

(f) *Beda* c. 2, 9.

höchſt erzürnt antraf, ſo verſicherte er denſelben, Gott werde eine ſo abſcheuliche That gewiß ſtrafen. Man ſagt, es habe Edwin damals eine Gelübde gethan, ſogleich ein Chriſt zu werden, wenn ihn der Chriſten Gott an ſeinem Feinde rächen würde. Zu eben der Zeit berichtete man dem Könige, daß ſeine Gemahlinn eine Tochter gebohren habe. Der König dankte ſeinen Göttern für dieſes Geſchenk: Paulinus aber ſtattete Gott Dank ab, wegen des der Königinn bey der ſchweren Geburt geleiſteten Beyſtandes. Dieſes rührte den König dergeſtalt, daß er erlaubte, dieſes neugebohrne Kind zu taufen. Nach dieſem bekriegte Edwin den König in Weſſex, um ſich wegen der ſchweren Beleidigung an ihm zu rächen. Er war auch ſo glücklich, ſeinen Feind etlichemal zu ſchlagen. Als aber, nach geendigtem Kriege, Paulinus und die Königinn den König an die unlängſt gethane Verſprechung erinnerten, gab dieſer zur Antwort, er könne ſich in einem ſo wichtigen Werke, dergleichen die Religionsänderung ſey, nicht übereilen. Indeſſen beſprach er ſich öfters mit ſeinem heidniſchen Hohenprieſter über die Einwürfe, die ihm Paulinus wider die heidniſche Religion gemacht hatte: und er würde vermuthlich noch lange gezaudert haben, ſich zu etwas zu entſchlieſſen, wenn nicht ein außerordentliches Mittel die Sache in den Gang gebracht hätte. Man giebt nämlich vor, es ſey dem Paulinus durch eine göttliche Offenbarung bekannt gemacht worden, was ehedem dem Edwin in dem Garten Redowalds begegnet ſey;

wovon in der Geſchichte von Northumberland Nachricht gegeben worden. Da ſey dann einmal Paulinus in Gegenwart vieler Hofleute vor den König getreten, und habe ihn an das erinnert, was er der damals erſchienenen Perſon verſprochen habe; und hinzu geſetzt: da das, was der Erſchienene ihm verheiſſen habe, erfüllt worden ſey, ſo erfordere es ſeine Schuldigkeit, daß auch er ſeiner Seits an die Vollziehung ſeines Verſprechens ernſtlich denke. Dieſe Vorſtellung nun ſoll den König bewogen haben, ſeine damals gethane Zuſage zu erfüllen. Weil er aber gerne auch ſeine Unterthanen zu eben dergleichen Entſchluß bringen wollte, hielt er für dienlich, zuerſt einige angeſehene Perſonen zur Annehmung der chriſtlichen Religion zu vermögen, durch deren Vorgang die übrigen zur Nachfolge bewogen werden könnten. Deswegen beſprach er ſich hierüber mit ſeinem Hohenprieſter Coif, und noch einem andern angeſehenen Prieſter über die vorhabende Religionsänderung, welche beyde Männer er ganz geneigt fand, ſich von der chriſtlichen Religion näher unterrichten zu laſſen; weil dieſe ſchlaue Prieſter ihre Gefälligkeit gegen den König auch bis auf die Religion erſtreckten. Man faßte alſo den Entſchluß, den Paulinus, in Gegenwart etlicher heidniſcher Prieſter, über die Hauptlehren ſeiner Religion zu hören. So bald Paulinus ſeinen Vortrag geendigt hatte, rief Coif aus, die chriſtliche Religion ſey ohne Zweifel die beſte. Hierauf ſtellte man ein Wittena-Gemot oder Parlamentsverſammlung an; in

welcher ebenfalls die Einführung des chriſtlichen Glaubens beliebt wurde. Coif gab ſeinen Haß gegen die heidniſche Religion zuerſt dadurch zu erkennen, daß er den vornehmſten Götzentempel entweihte, indem er einen Wurfſpies an die Bildſäule des Götzen ſchoß, der daſelbſt verehrt wurde. Und an eben demſelben Tage im Jahr 627 ließ ſich **Edwin** taufen. Dem Exempel des Königs folgten die Unterthanen bey tauſenden nach, die ebenfalls getauft wurden. Worauf man zu York eine Kirche für die Chriſten erbaute.

Allein nach **Edwins** Tode litte die chriſtliche Religion in dieſem Lande eine traurige Veränderung. Denn erſtlich mußte Paulinus, wegen der nach **Edwins** unglücklichen Ende von den Feinden in Northumberland ausgeübten Grauſamkeit und Verwüſtung, das Land räumen. Hernach fielen die Northumberländer, bey dieſem Unglück, haufenweiſe von dem Evangelium wieder ab. Die Könige von Deire und Bernicien, Anfrid und Oſrick, thaten eben dieſes. Und auf dieſe Weiſe wurde die Lehre Jeſu in dieſem Reiche faſt gänzlich vertilget. Unter der Regierung Oſwalds (g) aber fieng das Chriſtenthum wieder an, nach und nach aufzuleben. Dieſer König ließ ſich von dem Könige in Schottland Männer ſenden, die im Stande wären, ſeine Unterthanen in den chriſtlichen Wahrheiten zu unterweiſen. Man nahm dazu anfänglich einen Mönch Corman; der aber, wegen

(g) *Beda* c. 3, 3.

gen ſeiner unvernünftigen Strenge, bald zurück berufen und an ſeine Statt der Mönch Aidan beſtellt wurde, nachdem man ihn vorher zum Biſchof geweiht hatte. Dieſer Mann ſetzte ſich bald durch ſeine Predigten, und vornehmlich durch ſeinen unſträflichen Wandel, durchgängig in ein ſolches Anſehen, daß die Northumberländer wieder Schaarenweiſe ſich in den Schoos der chriſtlichen Kirche begaben.

Nach dem Tod Aidans (h) beſetzte man ſeine Stelle durch den Mönch Finan, der den biſchöflichen Sitz, wider des Pabſts Gregorius Verordnung, von York auf die Inſel Lindisfarne verlegte, und dadurch ſeine geringe Achtung gegen die päbſtlichen Befehle offenbarte. Eben dieſes bezeigte er noch mehr in Abſicht auf die Feyer des Oſterfeſtes. Wir würden ſehr wider unſre Abſicht handeln, wenn wir die ganze Geſchichte des Streits, der über der Zeit der Oſterfeyer in der Chriſtenheit entſtanden, hier erzählen wollten. Es wird aber doch nöthig ſeyn, das hauptſächlichſte dieſer Streitigkeit vorzutragen, weil man ſonſt das folgende der gegenwärtigen Geſchichte nicht verſtehen könnte. Es entſtund nämlich gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts ein Streit darüber: Ob man das Oſterfeſt am vierzehenden Tage vom erſten Neumond nach dem Frühlings-Aequinoctio, mit den Juden, feyern; oder ob man, wenn der gedachte vierzehende Tag auf einen Werktag fiele, die Feyer des Oſterfeſts auf den nächſtfolgenden

(h) *Beda* c. 25.

Sonntag verſchieben ſolle? Der erſtern Meynung waren die morgenländiſchen Kirchen; der letztern aber die abendländiſchen, zugethan. Ueber dieſe nichts bedeutende Frage wurde zwiſchen dieſen beyden Kirchen mit einer ſolchen Heftigkeit geſtritten, als wenn es um die Vertheidigung eines Hauptartikels des chriſtlichen Glaubens zu thun wäre. Inſonderheit wurde der römiſche Biſchof Victor in eine ſolche Hitze gebracht, daß er ſich endlich von denen Kirchen, die andrer Meynung waren, trennte; welches unziemliche Verfahren aber ihm Irenäus, Biſchof zu Lion, ernſtlich verwies. Weiter haben wir nicht nöthig, etwas von dieſem Oſterſtreit überhaupt zu melden. Wir bemerken alſo nur ferner, daß Finan, und mit ihm alle Schottländer, und aus Schottland in Northumberland gekommene Prieſter, der Meynung der Juden und der morgenländiſchen chriſtlichen Kirchen gefolgt ſeyn. Da hingegen die aus Frankreich und Italien gekommene Geiſtliche dem Schlüßen der römiſchen und andrer abendländiſchen Kirchen diesfalls ſich unterwarfen. Und alſo war England damals in zwey Seiten getheilt, deren jede hartnäckig über ihre Meynung hielte. Nach dem Abſterben Finans (i), dem ein ſchottiſcher Mönch, Colman, nachfolgte, wurde eben dieſer Streit aufs neue rege; und die römiſche Partie ruhte nicht eher, bis König Oſwy, des Oſwalds Thronfolger, eine Kirchenverſammlung in dem Kloſter Whitby anſtellte; welches dieſer um ſo lieber

(i) *Beda* cap. 25. 26.

lieber that, weil ſeine Gemahlinn, Anflede, Tochter des Königs von Kent, ebenfalls auf der Seite der römiſchen Kirche war; wodurch nothwendig manche Verwirrung an des Oſwy Hofe entſtehen mußte. In dieſer Kirchenverſammlung nun trugen beyde Theile ihre Gründe vor; auf Seiten der ſchottländiſchen Geiſtlichkeit, Colman; und auf Seiten des römiſchen Anhangs Wilfrid. Mit was für wichtigen Beweiſen man beyderſeits geſtritten habe, iſt daher abzunehmen, weil die Anhänger der morgenländiſchen Kirchen ſich auf eine mündliche Verordnung des h. Johannes; die abendländiſchen Kirchen aber ſich ebenfalls auf eine mündliche Ueberlieferung des h. Petrus und Paulus, beriefen. Beyde Theile ſetzten hinzu, es ſey eben überhaupt von Anbeginn in ihren Kirchen ſo gehalten worden. Man kann nicht ſagen, warum König Oſwy der Meynung der römiſchen Kirche beygefallen ſeyn mag. Genug, er that es: und ſein Beyfall zog freylich die mehrern Stimmen nach ſich. Colman alſo und ſeine Anhänger verlohren ihre Sache.

Noch eine wichtige Frage wurde in dieſer Verſammlung aufgebracht: Ob man nämlich die Prieſter rund herum am Haupt beſcheeren ſollte; wie Chriſtus ſeine Dornenkrone getragen: oder ob man die Beſcherung vorne am Haupt, von einem Ohre zum andern, thun müſſe. Das erſtere bejahten die römiſchen Anhänger: das letztere die ſchottländiſche Geiſtlichkeit. Wie dieſe Streitfrage entſchieden worden ſey, iſt nicht aufgezeich-

gezeichnet worden: vermuthlich aber iſt die Entſcheidung nach der Meynung der römiſchen Geiſtlichkeit geſchehen.

Nach dieſem unerwarteten Ausgange der Kirchenverſammlung begab ſich Colman mit allen ſchottländiſchen Geiſtlichen aus Verdruß wieder in ſein Vaterland. Nur Cedd, Biſchof der Oſtſachſen, der auch ein Schottländer war, hielt dieſen widrigen Zufall nicht für wichtig genug, deswegen ſeine Gemeinde zu verlaſſen, und blieb in ſeinem Amte ſtehen. Nach Colmans Abzug aber wurde kein ſchottländiſcher Geiſtlicher mehr zu einem Kirchenamt in England genommen, ſondern alle ſolche Stellen mit gebohrnen Engländern, oder römiſch geſinnten Ausländern, beſetzt. Die Stelle Colmans (k) wurde mit dem Tuda; und, nach deſſen Abſterben, durch Wilfrid beſetzt, welcher Alfreds Lehrmeiſter geweſen war. Zwar wurde indeſſen, da Wilfrid in Frankreich war, um ſich vom Biſchof zu Paris weihen zu laſſen, aber zu lange daſelbſt verweilte, das Biſthum der Northumberländer dem Cradda gegeben. Allein als der Erzbiſchof von Canterbury, Theodorus, (von dem in der kentiſchen Kirchenhiſtorie geſagt worden) bey ſeiner Kirchenbeſuchung auch nach York kam, und von der Sache Umſtänden ſich unterrichtet hatte, hieß er den Cradda wieder in ſein Kloſter Leſtingham gehen, und dem Wilfrid Platz machen.

Dieſer

(k) *Beda* c. 3, 28. 4, 2. und 12.

Dieſer Wilfrid war ein ſtolzer und herrſchſüchtiger Mann; erhielt ſich aber doch in Anſehen, ſo lange Oſwy regierte. Allein nach deſſen Tode verlohr er, unter der Regierung des Königs Egfrid, der ihm ohnehin abhold war, faſt alles ſein Anſehen. Und weil er hierüber ſeinen Verdruß vielleicht zu deutlich merken ließ, erbitterte er ſeinen Landesherrn über ſich noch vielmehr. Als daher Theodorus wieder in Northumberland kam, klagte Egfrid gegen denſelben über Wilfrids unziemliches Betragen: und dieſer nahm keinen Anſtand, dieſen Geiſtlichen, obgleich unverhörter Dinge, vom Amte zu ſetzen. Worauf, mit königlicher Genehmhaltung, Northumberland in zwey Biſthümer getheilt wurde; wovon das eine alle Kirchen in Deire, das andre aber die in Bernicien, unter ſich hatte.

Wilfrid wollte ſeine Sache noch nicht ganz verlohren geben. Er reiſte daher nach Rom, um bey dem Pabſt Agathon zu klagen. Theodorus ſeines Orts beſorgte, es möchte Wilfrid, wegen der dem römiſchen Stuhl geleiſteten Dienſte, ein geneigtes Ohr bey dem Pabſt finden: erſuchte dahero den Ebroin, erſten Staatsbedienten in Frankreich, er möchte den Wilfrid unterwegs entweder anhalten oder gar umbringen laſſen. Wilfrid aber, der dieſes zeitig erfuhr, gieng in Friesland, wo er vom König Adalgiſe wohl aufgenommen; und nach einiger Zeit von dem König in Auſtraſien ſicher nach Rom geſchafft wurde. Hier brachte er ſeine Klage vor

den Pabſt, welcher, nach einer gehaltenen Synode, erkannte, daß Wilfrid in ſein voriges Amt wieder ſollte eingeſetzt werden. Dieſen Schluß der römiſchen Kirchenverſammlung, nebſt einem Briefe vom Pabſt; überreichte Wilfrid bey ſeiner Zurückkunft dem Könige von Northumberland: der aber ſo gar nichts darauf achtete, daß er den Wilfrid ins Gefängniß werfen ließ, und daraus nicht anders, als auf das Fürbitten ſeiner Vatersſchweſter, befreyte. Hierauf irrte Wilfrid einige Zeit herum, und konnte keinen ſichern Aufenthalt finden, bis ihm endlich Adelwalch, König in Suſſex, eine Zuflucht bey ſich verſtattete, und ihn zugleich erſuchte, ſeine heidniſche Unterthanen in der chriſtlichen Lehre zu unterweiſen; welches auch mit dem beſten Erfolg geſchah.

Indeſſen errichtete Theodorus (1) zu Hagulſtadt ein neues Biſchofthum, in welches er den Thumbert als erſten Biſchof einſetzte; den er aber bald hernach von ſeinem Amt verſtieß, weil er ſich gegen ihn nicht gehorſam genug mochte erwieſen haben. An deſſen Statt wurde der Mönch Cuthbert erwählt; den man aber kaum erbitten konnte, dieſe Würde zu übernehmen.

Endlich merkte Theodorus, daß ſein Lebensende nahe ſey. Sein Gewiſſen bezeugte ihm, daß er mit dem Wilfrid ungerecht gehandelt habe. Er bat alſo den König Alfred, den Wilfrid unverzüglich ins Land kommen zu laſſen; da man ihn dann nach ſeiner Ankunft ſogleich wieder

(1) *Beda* c. 12

wieder in das Bisthum York ſetzte, welches Cuthbert freywillig niedergelegt hatte. Dieſer Cuthbert iſt nach ſeinem Tode für einen Heiligen gehalten worden.

Nachdem Wilfrid wieder in ſein Amt gekommen war, fieng er aufs neue an, ſeinen Hochmuth und Herrſchſüchtigkeit zu äußern. Er trieb dieſes ſo weit, daß König Alfred ſich abermal genöthigt ſah, ihn abzuſetzen. Darauf nahm er ſeine Zuflucht zum Könige von Mercien. Dieſer gab ihm das damals erledigte Bisthum Leiceſter. Aber Wilfrid zeigte auch hier ſeinen unruhigen Geiſt: und der König von Mercien ſtieß ihn bald wieder von ſeinem Amt. Ueberdies zerfiel er auch mit Berthold, Erzbiſchof von Canterbury. Die Könige Alfred und Ethelred verlangten, daß Berthold eine Kirchenverſammlung anſtellen, und in derſelben die Aufführung Wilfrids unterſuchen laſſen ſollte. Dieſes geſchah, und die Verſammlung ſtimmte einmüthig in die Abſetzung Wilfrids. Dieſer Mann aber war mit dieſem Ausſpruche übel zufrieden. Daher er beſchloß, ob er gleich ſchon 60 Jahr alt war, wieder nach Rom zu gehen, und daſelbſt ſeine Sache weiter zu treiben. Der Pabſt hielt abermal ſeinethalben eine Synode, und dieſe ſprach den Wilfrid von aller Schuld frey. Der Pabſt ſchrieb durch Wilfrid an die Könige von Mercien und Northumberland, und erſuchte ſie um die Wiedereinſetzung des Wilfrid; welche auch endlich, nach vielen Schwierigkeiten,

erfolg-

erfolgte, doch ſo, daß er das Bisthum Hagulſtadt annehmen mußte.

Endlich iſt noch dieſes zu bemerken, daß Egbert, Biſchof zu York, und Bruder des Königs von Northumberland, ums Jahr 744 die erzbiſchöfliche Würde, die von Paulinus an abgegangen war, wieder mit dieſer Stadt verbunden, auch das Pallium von Rom erhalten hat. Von dieſer Zeit an hielten ſich die Erzbiſchöfe von York denen von Canterbury gleich.

III. Zuſtand der Kirche von Weſſex.

Die Bekehrung der Einwohner von Weſſex iſt im ſiebenden Jahrhunderte durch einen Prieſter Birinus (m) bewirkt worden. Dieſer Mann brachte zuerſt den König Cinigiſil und deſſen Bruder Quicelm dahin, daß ſie ſich taufen ließen. Darauf fand er wenige Schwierigkeiten, einen großen Theil der Einwohner zu einem gleichen Entſchluß zu bewegen. Er führte ſein Lehramt vierzehen Jahre, und erbaute viel durch ſeinen heiligen Wandel.

Nach Birinus Tode gab es mit der chriſtlichen Religion in dieſem Reiche etliche Veränderungen. Cenowalch, des Cinigiſil Nachfolger, war ein Götzendiener, und alſo den Chriſten feind. Bald darauf bemächtigte ſich Penda des weſſexiſchen

(m) *Beda* 3, 7.

ſchen Landes, der ebenfalls ein Heide war. Indeſſen nahm Cenowalch, der aus ſeinem Reich verjagt, ſich in Oſtanglien aufhielt, den chriſtlichen Glauben an: und als er wieder in ſein Königreich kam, ließ er ſich die Wiedereinführung und Aufnahme der chriſtlichen Lehre ſehr angelegen ſeyn. In dieſer Abſicht trug Cenowalch, einem Franzoſen, Agilbert, der dortige Gegenden durchreiſte, auf, ſeine Unterthanen in den chriſtlichen Wahrheiten zu unterweiſen. Allein, da dieſer, als der engländiſchen Sprache unkundig, dieſem Geſchäffte nicht recht gewachſen war, ließ Cenowalch den Biſchof Wina, einen Engländer, der eine zeitlang in Frankreich ſtudirt hatte, kommen, errichtete in ſeinem Reich zwey Biſthümer, eines zu Dorcheſter, und das andere zu Wincheſter, und ſetzte in jenes den Agilbert, in dieſes aber den Wina, als Biſchof. Dieſe neue Einrichtung mißfiel den Agilbert. Weil er nun mit ſeinen Beſchwerden beym Könige kein Gehör fand, gieng er wieder nach Frankreich, und wurde Biſchof zu Paris. Bald darauf ſchaffte Cenowalch auch den Wina ab, und machte zum Biſchof in ganz Weſſex den Eleutherius, Agilberts Brudersſohn. Weiterhin, als der Chriſten in dieſem Reich immer mehr wurden, machte man wiederum zwey Biſthümer in Weſſex, eines von Wincheſter, und eines von Shereburn. In dem letztern war Biſchof Adhelm, der zuerſt in lateiniſcher Sprache ſchrieb, und vorher Abt zu Malmesbury war. (welches Wort aus Maidulph-

Adhelm-

Adhelmbury, d. i. das Grab des Maidulph und Adhelm, entſprungen ſeyn ſoll.) Sein Nachfolger hieß Forther, der wegen ſeiner groſſen Erkenntniß in heiliger Schrift berühmt worden iſt.

Sonſt iſt in der weſſexiſchen Kirchengeſchichte bis zum Ende der Heptarchie nichts merkwürdiges.

IV. Zuſtand der Kirche von Mercien.

Die Mercier wurden ziemlich ſpät zum chriſtlichen Glauben bekehrt. Der König Penda bezeigte gar keine Luſt zu dieſer Religion. Doch ließ er geſchehen, (wie ſchon in der merciſchen Geſchichte berührt worden) daß ſein Sohn Peda (n) ſich in Northumberland taufen ließ, weil er des daſigen Königs Prinzeſſinn Alflede, nicht bekommen konnte, er ſey dann ein Chriſt worden. Dieſer Peda nun brachte bey ſeiner Zurückkunft in Mercien vier Prieſter mit ſich, welche an der Bekehrung der Mercier arbeiten ſollten, ums Jahr 643. Unter dieſen vier Männern iſt Diuma allein als Biſchof bekannt worden.

Wie Wolpher auf den Thron kam, verfolgte er, als ein Götzendiener, die Chriſten; bis er ſelbſt ein Chriſt wurde. Nach einigen Biſchöfen in Mercien, die nicht merkwürdig ſind,

(n) *Beda* c. 3, 21.

ſind, wurde durch Vorſchlagung des Theodorus, der Ceadda oder Chad zu dieſer Würde erhoben; von dem ſchon in der Kirchengeſchichte von Northumberland Meldung geſchehen iſt.

Als nachgehends die Anzahl der Chriſten in Mercien immer größer wurde, ſah der König Ethelred für gut an, in ſeinem Reich vier Bisthümer, nämlich zu Lichfield, Worceſter, Hereford und Leiceſter, zu ſtiften.

Es verlohnet die Mühe nicht, die ganze Reihe der auf einander gefolgten unmerkwürdigen Biſchöfe dieſes Reichs herzuſetzen. Wir wollen alſo nur die Erhöhung des Bisthums Lichfield zu einem Erzbisthum anzeigen. Dem König Offa konnte die Gewalt, der ſich die Erzbiſchöfe von Canterbury auch in Mercien anmaaßten, nicht gleichgültig anſehen. Deswegen ließ er den Pabſt ingeheim erſuchen, das Biſchofthum Lichfield zu einem Erzbiſchofthum zu machen. Dieſer war hierzu ganz willig, und ſchickte, doch unter einem andern Vorwande, zween Legaten in England, welche eine Nationalverſammlung der ſieben Reiche anſtellten, und auf derſelben die Erhebung des Bisthums Lichfield zu einem Erzbisthum, ungeachtet aller Widerſprüche des Erzbiſchofs von Canterbury, zu Stande brachten und bekannt machten im Jahr 785. Doch dauerte dieſe Veränderung nicht lange. Denn König Cenulph ließ ſich durch die Erzbiſchöfe von

(o) *Beda* c. 22.

von Canterbury und York bereden, daß er ſelbſt bey dem Pabſt Anſuchung that, die Sache wegen Lichfield wieder auf den alten Fuß zu ſetzen; welches dann auch geſchah, etwan im Jahr 800.

Außer dem bisher erzählten findet ſich nichts denkwürdiges in der merciſchen Kirchengeſchichte.

V. Zuſtand der Kirche von Eſſex.

Das Evangelium wurde zwar zuerſt von Mellitus (p) unter den Oſtſachſen, beſonders zu London, geprediget. Es muß aber die Bekehrung dieſer Leute gar nicht gründlich geweſen ſeyn, weil ſie, nach dem Tode der Könige Sabert und Ethelbert, alle wieder zum Heidenthum übertraten. Aber unter der Regierung Sigebert des guten gieng die Sache beſſer. Dieſer wurde durch den öftern Umgang mit dem König Oſwy veranlaſſet, die chriſtliche Religion anzunehmen. Er brachte hierauf in ſein Reich einen northumberländiſchen Prieſter Namens Cedd (q) im Jahr 655; deſſen ſchon in der northumberländiſchen Kirchengeſchichte gedacht worden. Dieſer Cedd, nachdem er vorher zum Biſchof geweiht worden, hatte in ſeiner Predigt einen geſegneten Fortgang. Weil er oftmals in Northumberland kam, beſchenkte ihn Adel-

(p) *Beda* c. 1, 29. (q) c. 3, 22.

Adelwalt, König von Deire mit einigen Ländereyen, die dieſer Geiſtliche zu Stiftung eines Kloſters in der Gegend Leſtingham anwendete; in welchen einſamen Ort er ſich zum öftern begab, endlich auch daſelbſt an der Peſt ſtarb.

Unter der Regierung der Könige Sebba und Siger entſtund eine Peſt in dieſem Reiche. Siger ließ ſich in den Kopf ſetzen, dieſes Uebel ſey eine Strafe von den Göttern, deren Dienſt man in dieſem Lande verlaſſen habe, und trat wieder zum Götzendienſt über; welches dann viele der Unterthanen nachmachten. Sebba aber blieb bey der chriſtlichen Religion. Nachhero ſchickte König Wolpher, dem Sebba und Siger unterwürfig waren, ſeinen Biſchof Jaroman in Eſſex, um die Einwohner wieder zum chriſtlichen Glauben zu bringen; welche Arbeit auch wohl von ſtatten gieng.

Uebrigens iſt weder in Anſehung der Kirchenlehrer, noch anderer Begebenheiten, in der eſſexiſchen Kirche etwas merkwürdiges, außer dem erzählten, vorgegangen.

VI. Zuſtand der Kirche von Oſtanglien.

Was man von der Einführung der chriſtlichen Religion in dieſes Reich unter dem Redowald meldet, läſſet einen ſo ſchlechten Zuſtand dieſer Religion daſelbſt vermuthen,

daß es beſſer iſt, wenn man die Bekehrung der Oſtangeln in die Zeiten des Königs Sigebert ſetzet. Als dieſer Herr, der in Frankreich in den chriſtlichen Wahrheiten wohl unterrichtet und in eben dieſem Lande getauft worden, in ſein Vaterland und zur Regierung kam, nahm er den Felix (r), den er zum Biſchof weihen ließ, mit ſich, der das Glück hatte, die Oſtangeln haufenweiſe zur chriſtlichen Religion zu bringen. Um aber die Neubekehrten auf dem guten Wege zu erhalten, ließ Sigebert in ſeinem Reiche Schulen anrichten. Hiernächſt trug auch ein irrländiſcher Mönch, Namens Furſeus (s), viel zur Ausbreitung des Chriſtenthums in dieſem Reich bey. Man ſchreibt dieſem Manne ſo gar Wunder zu; welches wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen. Der Biſchof Felix hatte ſeinen Sitz zu Dummock, welches hernach Dumwich genennt worden. Er hatte auch das Vergnügen, den König Cenowalch, der in dieſes Land geflüchtet war, zu taufen.

Wir finden übrigens in der Kirchengeſchichte dieſes Reichs, was gegenwärtigen Abſchnitt betrifft, nichts merkwürdiges mehr zu erinnern, als daß Oſtanglien in zwey Biſthümer, das von Dummock, und das von Elmham, getheilt worden.

VII. Zuſtand

(r) *Beda* c. 3, 18.
(s) C. 19.

VII. Zuſtand der Kirche von Suſſex.

Die Suſſexen ſind am ſpäteſten zur Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit gekommen; welches deswegen nicht zu wundern iſt, weil auch in Weſſex, unter welchem Reich Suſſex einige Zeit geſtanden, die chriſtliche Religion ſpät eingeführet worden iſt. Auch Wilfrid (t) fand erſt durch einige beſondre Zufälle Gelegenheit, ſeine Bekehrungsarbeit mit beſſerm Fortgange zu treiben. Bald nach ſeiner Ankunft, um das Jahr 686, zeigte er den Einwohnern, die eine groſſe Hungersnoth litten, eine bequemere Art zu fiſchen, und machte ſich dadurch bey dem Volk ſehr beliebt, und daſſelbe geneigt, ſeinen evangeliſchen Vortrag anzuhören. Und als zu gleicher Zeit auf eine lange Dürre ein fruchtbarer Regen folgte, ſo glaubten die Leute mit Ueberzeugung, Wilfrid ſey ein göttlicher Mann, und gaben ſeiner Lehre noch williger Gehör. Bey der zunehmenden Anzahl der Chriſten errichtete er zu Selſey einen biſchöflichen Sitz; welcher nach ſeinem Tode zwar eine zeitlang unbeſetzt gelaſſen, nachhero aber wieder an dieſen Ort verlegt wurde; und zum erſten Biſchof den Edbert bekam. Sonſt wird das Leben Wilfrids umſtändlich beſchrieben von Beda c. 5, 20.

O 2 Die

(t) *Beda* c. 5, 12.

Die Inſel Wight iſt, von der Bekehrung ihrer Einwohner an, allezeit unter dem Biſchof von Winchester geſtanden.

* * *

Nun wollen wir auch, zu mehrerer Vollſtändigkeit der engländiſchen Kirchengeſchichte, etwas von den

Kirchenverſammlungen

berühren.

Von den beyden Synoden, die Auguſtinus, wegen Unterwerfung der Kirchen dieſer Länder unter den römiſchen Stuhl, gehalten, iſt ſchon vorher Nachricht gegeben worden.

Im Jahr 673 ſtellte Theodorus (u), Erzbiſchof zu Canterbury, zu Hartfort eine Nationalkirchenverſammlung an, bey welcher alle Biſchöfe in England und viele andre Geiſtliche zugegen waren. Der Erzbiſchof hatte den Vorſitz, und trug darauf an, daß die engländiſchen Kirchen nach den Schlüſſen der alten Kirchenverſammlungen ſollten regiert werden. Er hatte aus vielen nur zehen ausgeleſen, deren Beſtätigung er von der Verſammlung erwartete. Wir wollen davon nur etliche anführen.

Das Oſterfeſt ſoll in allen engländiſchen Kirchen zu einer Zeit, nämlich am erſten Sonntage nach dem Vollmond des März, gefeyert werden.

Kein

(u) *Beda* 4, 5.

Kein Biſchof ſoll in die Gerichtbarkeit eines andern greifen.

Die Biſchöfe ſollen nichts mit den zeitlichen Gütern der Klöſter zu ſchaffen haben.

Kein Geiſtlicher darf ſein Stift, ohne Erlaubniß ſeines Biſchofs, verlaſſen.

Die Ehen können blos durch Ehebruch getrennt werden.

Von dieſen Sätzen wurden neune von der Verſammlung gut geheißen.

Im Jahr 680 hielt Theodorus (x) abermal eine Kirchenverſammlung, in welcher wegen der Irrlehre des Eutyches oder der Monotheleten (d. i. derer, die in Chriſtus nur einen Willen erkannten) eine Unterſuchung angeſtellt und geprüft wurde, ob kein engländiſcher Kirchenlehrer mit dieſem Irrthum angeſteckt ſey; aber niemand vorkam, der dieſe falſche Lehre begünſtigt hätte.

Hernach im Jahr 694 ließ Withred, König in Kent, eine vermiſchte Zuſammenkunft aus der Geiſtlichkeit und dem Adel des Landes veranſtalten. Er ſelbſt hatte den Vorſitz dabey. Unter andern wurde auch beſchloſſen, daß die Kirche das Recht habe, ſich ſelbſt zu regieren, und die königliche Gewalt ſich auf keine Religionsſache erſtrecke. Allein einige leugnen die Wirklichkeit dieſer Kirchenverſammlung; welche wiederum andre ernſtlich behaupten.

Unter eben dieſem Könige wurde im Jahr 697 noch eine ſolche vermiſchte Verſammlung gehalten, in welcher unter andern ausgemacht

 wurde:

(x) *Beda* c. 4. 17.

wurde: daß die bloße Bejahung eines Königs oder Biſchofs ſo viel, als ein Eid, gelten ſolle: daß einem überführten Ehebrecher eine Buße auferlegt, und, wenn er derſelben ſich nicht unterwerfen wolle, die Gemeinſchaft mit der Kirche gänzlich unterſagt ſeyn ſolle: daß ein verklagter Geiſtlicher nur vor geiſtlichen Richtern ſich zu ſtellen habe. Allein auch dieſe Kirchenverſammlung wird nicht ohne Grund für erdichtet gehalten.

Im Jahr 747 wurde zu Clovesho oder Cliff in Mercien wieder eine Zuſammenkunft von zwölf Biſchöfen, vielen vornehmen weltlichen Herren, in Beyſeyn des Königs Ethelbald, angeſtellt, in welcher der Erzbiſchof von Canterbury, Cuthbert, den Vorſitz hatte. Aus den acht und zwanzig Schlüſſen dieſer Verſammlung wollen wir nur zween der merkwürdigſten herſetzen.

Die Prieſter ſollen zuvörderſt ſich ſelbſt eine hinlängliche Erkenntniß in der evangeliſchen Lehre erwerben, und hernach dem Volk das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß und Vater Unſer in engländiſcher Sprache beybringen.

Durch die Allmoſen können keineswegs die Sünden abgebüßt werden.

Bey der Kirchenverſammlung, die im Jahr 765 oder 767, zu Calcuith oder Calchite gehalten worden, hatten den Vorſitz die oben gemeldten zween päbſtlichen Legaten, Gregorius und Theophylactus. Unter den Schlüſſen verdienen folgende einige Aufmerkſamkeit.

Die Fürſten ſollen ihre Länder nach dem Rath der Biſchöfe regieren.

Man ſoll die Gelübde genau vollziehen.

Man darf niemalen von der nicäiſchen Kirchenverordnung abgehen.

Im Jahr 816 hielt Wilfrid, Erzbiſchof von Canterbury zu Calchite wieder eine Zuſammenkunft, bey welcher alle engländiſche Biſchöfe, die northumberländiſchen ausgenommen, ja ſelbſt der König in Mercien, Cenulph, zugegen waren. Man verordnete unter andern, daß man keinen ſchottländiſchen Prieſter, zur Verrichtung irgend eines Theils des Gottesdienſts, in England, ſolle kommen laſſen.

Andere weniger erhebliche Verſammlungen übergehen wir wohlbedächtlich.

Allgemeine Betrachtungen über den Zuſtand der Kirche.

Wir wollen über das, was bisher von der Kirche in England geſagt worden, einige Anmerkungen machen, die vielleicht nicht ohne Nutzen ſeyn werden.

Man muß bey den Erzählungen, von der Bekehrung der Engländer, vor allen Dingen bedenken, daß dieſe Leute, die im ſiebenden Jahrhunderte den chriſtlichen Glauben ergriffen, in den Lehren des Evangelium eben ſo unterrichtet worden ſeyn, wie man dieſelben um die damalige

Zeit vorzutragen pflegte; nämlich, nicht mehr in ihrer urſprünglichen Lauterkeit, ſondern mit allerhand menſchlichen Zuſätzen vermengt.

Man ſchreibet zwar gemeiniglich dem Auguſtinus und ſeinen Gehülfen die Bekehrung der Angelſachſen zu. Allein man würde irren, wenn man dieſen Mann allein für das Werkzeug einer ſo wichtigen Aenderung halten wollte. Die ſchottländiſchen Mönche des h. Columba hatten in Eſſex, Northumberland und Oſtanglien ganz ungezweifelt vielen Theil an der Zurechtweiſung der Einwohner. Auguſtinus predigte freylich das Evangelium in Kent, gleichwie Mellitus unter den Oſtſachſen. Allein es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie, die ſich bey ihrem Vortrage eines Dolmetſchers bedienen mußten, auf einmal ſo viel Eingang in den Gemüthern der Einwohner ſollten gefunden haben, daß ſich ganze tauſende zugleich taufen laſſen; wenn nicht die Gemüther durch andre Lehrer ſchon vorher zu Annahme der chriſtlichen Religion wären vorbereitet worden. Wilhelm von Malmesbury, den wir oben ſo oft angeführt haben, giebet zu verſtehen, daß König Ethelbert ſchon geneigt geweſen ſey, des Auguſtinus Vortrag von der evangeliſchen Wahrheit anzuhören; wozu vermuthlich des Königs chriſtliche Gemahlinn viel beygetragen hat.

Ferner iſt es ſehr leicht, einzuſehen, daß die Unterweiſung in der chriſtlichen Lehre, welche die italiäniſchen Mönche den Engländern gegeben, gar nicht gründlich und hinlänglich müſſe geweſen

ſen ſeyn, weil die Einwohner ganzer Reiche, wie oben an verſchiedenen Orten geſagt worden, bald nach ihrer Bekehrung wieder den Götzendienſt erwählt haben. Vermuthlich ſind alſo dieſe Leute größtentheils ohne gehörige Unterweiſung getauft worden, und hat man genug ſeyn laſſen, eine große Anzahl neuer Chriſten aufweiſen zu können, unbekümmert, ob ſie dieſen Namen mit Recht führen, oder nicht. So haben auch viele der Einwohner, allem Anſehen nach, mehr aus Gefälligkeit gegen ihre Landesherren, als aus einer vollkommenen Ueberzeugung des Verſtandes, den chriſtlichen Glauben angenommen.

Man wundert ſich billig, wie es zugegangen, daß unter ſo vielen Chriſten in dieſen Ländern keine Märtyrer anzutreffen ſind: und warum der hölliſche Geiſt ſich in dieſen Gegenden gar der Ausbreitung der chriſtlichen Lehre gar wenig widerſetzt hat, da er anderswo zu Unterdrückung der neuen chriſtlichen Religion alle ſeine Künſte anwendete.

In der erſten chriſtlichen Kirche gab es heilige Männer: aber eben dieſe waren auch den größten Verfolgungen ausgeſetzt. In England giebet es eine ſehr große Anzahl der Heiligen, und unter ihnen Könige, Fürſten, und ihre Frauen. Auch ſind unter den engländiſchen Heiligen gar viele mit der Gabe Wunder zu thun verſehen geweſen. Allein man findet auch, welches ſchon weit oben bemerket worden, daß die Heiligkeit, nach der Sprache der dortigen Geiſtlichen, darinn beſtanden, daß man entweder ſelbſt ins Kloſter gieng, oder wenigſtens den Klöſtern

Mildthätigkeit erwies. Was aber die ſo vielen beywohnende Wundergabe betrifft, ſo iſt leicht zu merken, daß ſelbige meiſtens auf die Leichtglaubigkeit der Mönche, ſo die Geſchichte ſelbiger Zeiten beſchrieben, beruhe.

Wie viele Mühe es gekoſtet habe, die engländiſchen Kirchen unter den Gehorſam der römiſchen zu bringen, iſt ſchon vorher geſagt worden. Endlich ließ ſich doch der König Oſwy dazu bewegen. Und zuletzt folgten auch die Schottländer dem großen Haufen. Römiſcher Seits ſuchte man die Engländer dadurch in dem Gehorſam der römiſchen Kirche zu erhalten, daß man die geiſtlichen Aemter entweder mit italiäniſchen oder doch in England gebürtigen Prieſtern beſetzte, die ſchottländiſchen aber von allen dieſen Stellen gänzlich ausſchloß.

Man darf nicht glauben, daß die engländiſche Kirche gleich anfangs alles ſchlechthin angenommen habe, was noch heute in der römiſchen üblich iſt. Denn z. E. von dem Bilderdienſt wußte man in England nichts. Auch iſt das eheloſe Leben der Geiſtlichen daſelbſt ſehr ſpät eingeführt worden.

Irrige Lehren in Religionsſachen ſcheinen die engländiſche Kirche in den erſten Zeiten von ihrer Aufrichtung nicht beunruhigt zu haben. Man hielt ſich vielmehr genau an die Schlüſſe der älteſten Kirchenverſammlungen.

Zum Beſchluß wollen wir noch einige Männer namhaft machen, die in der engländiſchen Kirchengeſchichte eine anſehnliche Stelle behaupten.

ABRISS DER HEPTARCHIE.

Chronologiſches und Synchroniſches Verzeichniſs der VII. Angelſæchſiſchen Kœnigreiche von dem Anfange bis auf die Trennung der Heptarchie.

Jahre I. C.													KOENIGE von SCHOTTLAND	KOENIGE von FRANKREICH.	PÆBSTE.
														8 Merovæus.	40 Leo I.
450	49 Ankunft des Hengiſt und Horſa. Man ſetzt ſie in den Beſitz der Inſel Thanet. 50 Eskus und Roene kommen an. Heirath des Vortigernes. Kent wird dem Hengiſt gegeben. 8 Ankunft des Ambroſius. Bürgerlicher Krieg unter den Britten.				KOENIGE von KENT. 1 Hengiſt. Ir. König von Kent.						ANGELSÆCHSISCHE MONARCHEN. Hengiſt K v. Kent.		2 Dongard. 7 Conſtantin.	3 Childerick.	
460	1 Friede zwiſchen den Britten. Britannien wird getheilet. 5 Krieg zwiſchen den Britten und Sachſen. 7 Anfang des Arthur.														1 Hilarius. 7 Simplicius.
470	5 Tod des Vortimer. 6 Ermordung der Britten. 7 Ankunft aes Ella.												9 Congal I.		
480	5 Tod des Vortigernes. Ambroſius allein. 8 Reiſe des Arthur nach Jeruſalem.				88 Eskus.						8 Ella, König von Suſſex.		2 Clodovæus.		3 Felix III.
490	Er ſchlægt die Sachſen. 5 Belagerung von York aufgehoben. Ankunft des Cerdik. 6 Siege des Arthur. 7 Krieg wider den Paſcentius.			KOENIGE von SUSSEX. 1 Ella Ir. Kœnig v. Suſſex.											2 Gelaſius I. 6 Anaſtaſius. 8 Symmachus.
500	3 Hoel, Kœnig von Armorica, führet dem Arthur Hülfsvölker zu. 5 Tod des Ambroſius. Arthur, Kœnig von Britannien.												4 Goran.		
510	11 Schlacht bey Badon. 12 Arthur verheeret das Land der Picten.		KOENIGE von WESSEX. 19 Cerdik Ir. Kœnig v. Weſſex	4 Ciſſa.	12 Octa.						4 Gerdik, Kœnig von Weſſex.			14 Childebert.	14 Hormisdas.
520	8 Er nimmt den Kaiſertitel an.					KOENIGE von ESSEX. 7 Ercenwin. Ir. Kœnig von Eſſex.									3 Johannes I. 8 Felix IV. Bonifacius II.
530	Er gehet nach Armorika, und Modred bemæchtiget ſich des Thrones. 5 Wiederkunft des Arthur. Krieg mit dem Modred.		33 das Kœnigreich wird ſehr vermehret. 34 Chenrick.		4 Hermenrick.						4 Chenrik, Kœnig Weſſex.		5 Eugenius III.		1 Johannes II. 5 Agapetus I. 8 Silverius. 8 Vigilius.
540	2 Schlacht bey Cambalaune. Tod des Arthur und Modred. Zwiſchenregierung.								KOENIGE von NORTHUMBERLAND 7 Ida Ir. Kœnig von Northumberland.						
550	1 Malgon wird erwæhlet.		60 Ceolin.						Bernicien. 9 Adda.	Deire. 9 Alla.	Ceolin, Kœnig von Weſſex.			8 Clotharius I.	5 Pelagius I. 9 Johannes III.
560					3 Ethelbert.				9 Glappa.				8 Kinathel. 9 Aidan.	2 Cherebert.	
570								KOENIGE von OSTANGLIEN. 1 Uffa Ir. Kœnig von Oſtanglien. 3 Titil.	2 Fridulph. 9 Theodorick.						3 Benedictus I. 7 Pelagius II.
580	5 Tod des Malgon. Die Britten ziehen ſich nach Cambrien, welches von den Sachſen das Land Wallis genannt wird.		Er bemæcht. ſich des Landes SUSSEX.	90 Stirbt.		7 Sledda.	KOENIGE von MERCIEN. 5 Crida Ir. Kœnig von Mercien.		6 Athalarick.	98 Tod des Alla.				7 Clotarius II.	Gregorius I.
590	ERZBISCHOEFE. 8 Auguſtin.		8 Ceolulph.			Sabert.	5 Wibba.	9 Redowald.	3 Adelfrid.		3 Ethelbert, Kœnig von Kent.	KIRCHE. 97 Auguſtin kœmmt an. 98 Er wird zu Arles zum Erzb. gew.			
600	5 Laurentius.			7 Empœrung. Ceolulph bringet ſie wieder unter das Joch.								1 Der Pabſt ſchickt ihm das Pallium. 2 Kirchenverſamml. des Auguſtin. Bekehrung des Auguſtin. 5 Tod des Auguſtin.	4 Keneth I. 5 Eugenius IV.		4 Sabinian. 6 Bonifacius III. 7 Bonifacius IV.
610	9 Mellitus.	von YORCK.	11 Cinigiſil. 12 und Quicelm.		6 Ebald.	16 Saxred. Seward und Sigebert.	14 Cearlus.		7 Edwin.		7 Redowald, Kœnig v. Oſtanglien.	4 Abfall der Oſtſachſen. 5 Bekehrung des Ebald.			4 Deus dedit. 7 Bonifacius V.
620	4 Juſtus. 8 Honorius.	Paulin				3 Siegebert der Kleine.	25 Penda.	4 Erpwald.			4 Edwin, Kœnig v Northumberl.	5 Paulin wird zum Biſchof der Northumberlænder geweihet. 7 Bekehrung der Northumberlænder.	2 Ferchard I.	8 Dagobert.	6 Honorius I.
630			5 Cinigiſil allein.					3 Zwiſchenregierung. 6 Sigebert.	3 Zwiſchenregierung. Bernicien. Anfrid. 4 Oswald.	Deire. Osrick.	5 Zwiſchenregierung. 8 Oswald, Kœnig von Northumb.	2 Abfall der Northumberlænder. Flucht des Paulin. 4 Oswald führet die Religion wieder in Northumberland ein. 5 Bekehrnung der Weſtſachſen und Oſtangeln. 636.	3 Donald IV.	8 Clodovæus II.	8 Severinus. 8 Johannes IV.
640		Vacanz.	3 Cenowalch. 5 von dem Penda verjaget. 8 wieder eingeſ.	Adelwalch.	Erombert.			4 Egrick. 4 Annas.	3 Oswy.	4 Oswin.	5 Zwiſchenregierung.		Ferchard II.		1 Theodor. 9 Martin I.
650	Deus dedit.	BISCHOEFE von YORCK. 6 Ceadda. 9 Wilfrid.				Sigebert der Gute. 5 Suithelm.	5 Zwiſchenregierung. Oswy herrſchet. 9 Wolpher.	4 Ethelrik. 5 Adelwalt.		2 Adelwalt.	5 Oswy, Kœnig v. Northumberl.	3 Bekehrung der Mercier. 5 Bekehrung der Oſtſachſen. 9 Wolpher verfolget die Religion. Er bekehret ſich.		5 Clotarius III.	2 Eugenius. 5 Vitalianus.
660	4 Vacanz. 8 Theodor.				4 Egbert.	Sebba und Siger.		4 Aldulph.		Deire wird wieder mit Bernicien vereiniget. Alfred.		6 Er verkauft das Biſsthum London. 8 Theodor kommt an.	8 Maldowin.		9 Adeodatus.
670		8 Boſa.	2 Saxburge. 3 Cenfus Eſevin. 4 und Centuin. 6 Centuin allein.		3 Lotharius.		5 Ethelred.		70 Egfrid.		70 Egfrid, Kœnig v. Northumberl.	8 Wilfrid, Biſchof von Yorck wird abgeſetzt. Kirchenverſamml. zu Hatfield.		Childerick. 4 Thierry I.	6 Domnus. 8 Agathon.
680			5 Cedowalla. 8 Ina.	6 Athun und Berthun. Authun allein.	5 Egrick. 6 Widred und Suabert.	Sebba allein.			5 Alfred.		6 Cedowalla, K. von Weſſex. 9 Ina, Kœnig von Weſſex.	5 Guthbert wird zum Biſchof von Lindisfarne gemacht. 6 Wilfrid wieder eingeſetzt. Tod des Theodor.	8 Eugenius V.		3 Leo II. 4 Benedictus II. 5 Johannes V. 6 Conon. 7 Theodor II. 87 Sergius II.
690	3 Berthold.				5 Widred allein.	4 Sighard und Senofrid.		Alphuald.				6 Kirchenverſ. zu Berghamſtead.	2 Eugenius VI.	1 Clodovæus III. 5 Childebert II.	
700		Johann von Beverley.				5 Offa. 9 Seolred.	4 Cenred. 9 Ceolred.		5 Osred.			3 Wilfrid abgeſetzt. 8 Kirchenverſ. zu Nydd. Wilfrid nach Hagulſtadt geſetzt.	2 Amberkeleth. 5 Eugenius VII.		1 Johannes VI. 5 Johannes VII. 8 Siſinnius. 8 Conſtantin.
710				Albert.			16 Ethelbald.		6 Cenred. 7 Osrick.					1 Dagobert II. 5 Chilperick II.	14 Gregorius II.
720		9 Wilfrid II.	22 Ina bringet SUSSEX unter das Joch, und vereiniget es mit WESSEX. 7 Er gehet nach Rom. 7 Adelard.		5 Ethelbert II. und Edbert.						7 Ethelbald. K. von Mercien.	21 Johann von Beverley verlæſst ſein Biſthum. 27 Einführung des Romeſcot von dem Ina.	3 Mordac.	2 Thierry II.	
730	1 Tatwin. 5 Nothelm. Cuthbert.	ERZBISCHOEFE 35 Egbert.						Beorna und Ethelbert.	2 Ceolulph. 7 Edbert.			5 Tod des Beda.	Elfin. 3 Zwiſchenregierung.	3 Zwiſchenregierung	1 Gregorius III.
740			40 Cudred.		8 Ethelbert allein.	6 Suithred.						4 York wird zum Erzbiſtum gemacht. 7 Kirchenverſammlung zu Cliff 2.		2 Childerick II.	1 Zacharias.
750	9 Bregwin.		4 Sigebert abgeſetzt. 4 Cenulph.				7 Beornred, unrechtmæſ. Beſitzer. 7 Offa.	Beorna allein.	8 Oſulph. 9 Mollon Adelwalt.		7 Offa, Kœnig von Mercien.			2 Pipin.	2 Stephanus II. 3 Stephanus III. 7 Paul I.
760	2 Jambrith oder Jambert.	7 Adelbert.			60 Aldrick.			Ethelred.	5 Alcred.				1 Eugenius VIII. 4 Fergus III. 7 Solviathus	8 Carl der Groſse	8 Stephanus IV.
770									4 Ethelred. 9 Alphuald I.				1 Achajus.		2 Adrianus I.
780	1 Adelard.	1 Eanbald. Lichfield Erzbiſt. Higbert Ardulph.	4 Brithrick.					90 Ethelbert.	9 Osred. 90 Ethelred wieder eingeſetzt. 6 Osred oder Osbald. 6 Ardulph.			4 Abſendung der Legaten Gregorius und Theophylactus. 8 Lichfield zu Calchite zum Erzbisthum gemacht.			
790					4 Edbert Pren. 8 Cudred.		6 Egfrid. 8 Cenulph.	2 von dem Offa umgebracht, welcher ſich Oſtangliens bemæchtiget.			5 Egfrid, Kœnig von Mercien. 6 Cenulph, Kœnig von Mercien.	3 Grab des H. Alban gefunden. 4 Einführung des St. Peterspfenniges. 8 Kirchenverſ. zu Cliff u. Becanceld. 9 Kirchenverſ. zu Finelley.			6 Leo III.
800	4 Wilfrid.		Ecbert.		5 Baldred.				8 Alphuald II. 10 Andred.			3 Kirchenverſ. zu Cliff. 3 Lichfield zum Biſthum gemacht.	9 Congal.		
810		12 Volſius.					19 Cenelm. 19 Ceolulph.					15 Kirchenverſamml. zu Calchite.	14 Dongal.	14 Ludwig der Sanftmüthige.	16 Stephanus V. 17 Paſchal I.
820	9 Theolgild. Ceolnoth.				von dem Ecbert unter das Joch gebracht.	von dem Ecbert unter das Joch gebracht.	1 Bernulph. 3 Ludican. 5 Witglaph. Mercien wird von dem Ecbert zinsbar gemacht.		Northumberland wird zinsbar gemacht.		Ecbert, Kœnig von Weſſex.				4 Eugenius II. 7 Valentin I. 7 Gregorius IV.
830															

Egbert (y), ein engländiſcher Prieſter, begab ſich ums Jahr 716 nach Schottland, und überredete daſelbſt die Mönche des Kloſters Jona, die Ordensregeln des h. Benedictus, anzunehmen, und ſich dem Pabſt zu unterwerfen. Von welchem Dienſt ohne Zweifel die großen Lobſprüche, die man dem Egbert beyleget, herrühren. Da ihn ein unmittelbarer göttlicher Befehl abgehalten haben ſoll, den Sachſen in Deutſchland das Evangelium vorzutragen, ſo ſandte er den Wilbrod oder Witbert an ſeine Statt dahin. Dieſer aber mußte ſich, auf Antrieb des Pipinus, franzöſiſchen Oberhofmeiſters, zu den Friſen begeben, wo er das Evangelium mit gutem Fortgang lehrte, und hernach zu Rom zum Biſchof der Friſen geweiht wurde.

Winfrid, ein engländiſcher Mönch des Benedictusordens, wurde nach Deutſchland geſchickt; und weil ſeine evangeliſche Predigten großen Beyfall fanden, zum Erzbiſchof von Maynz und Legaten des Pabſts durch ganz Deutſchland gemacht. Er ſoll, nach der gemeinen Meynung, eines Wagners oder Rademachers Sohn (z) geweſen ſeyn, und aus dieſer Urſache noch heute in dem maynziſchen biſchöflichen Wappen ein Rad zu finden ſeyn. (welches andere bekanntlich von dem Willigis im eilften Jahrhunderte ſagen) Im Jahr 754 erlitte er den Märtyrertod.

Das

(y) *Beda* c. 3, 27. c. 5. 10. 11. 12.

(z) So nennet er ſelber ſich in einem Briefe an Ethelbald, in der *contin. de geſt. Angl.* 1, 11.

Das vierte Buch.

Welches die Könige in England, von Ecbert bis auf Eduard den Märtyrer, und die erſten Einfälle der Dänen begreifet.

Ehe wir von den Einfällen der Dänen in England reden, wollen wir dieſes Volk etwas näher bekannt machen; doch in einer ſolchen Kürze, die unſre Abſicht, bey einem ſolchen Nebenumſtande, erfordert.

Die Halbinſel Scandien oder Scandinavien, lieget nordwärts in Europa, und begrief auch Norwegen in ſich. Dieſes Land hieß auch Baltia; woher das baltiſche Meer den Namen empfangen. Dieſes Land ſoll, nach der nordiſchen Geſchichtſchreiber Bericht, bald nach der Sündfluth von den Gothen und Schweden bevölkert worden ſeyn.

Da, unter der Regierung des gothiſchen Königs Erick (a), die Gothen ſich ſo vermehrten, daß ſie in ihrem Vaterlande keinen Unterhalt mehr fanden, achtete der König für nöthig, einen Theil ſeiner Unterthanen in die benachbarten Inſeln zu ſchicken, um dieſelben zu bewohnen. Dieſe Pflanzvölker beſetzten nicht nur die nahe gelegenen

(a) *Ion. Kolding.* in Coron.

genen Inſeln, ſondern auch das veſte Land, ſo itzt einen Theil von Jütland ausmachet. Eben dieſe Völker erkannten lange Zeit hindurch die gothiſchen Könige für ihre Oberherren: bis der König Humel ihnen ſeinen Sohn Dan zum Könige gab; von dem die Dänen ihren Namen bekommen. (welches aber Camden. in Brit. p. 108. verlachet). Norwegen ſtund ebenfalls eine zeitlang unter gothiſcher Oberherrſchaft; bis die Einwohner Richter über ſie ſetzten; die aber im neunten Jahrhundert mit Königen vertauſcht wurden (b). Nachdem ſich die Dänen und Norweger alſo von den Gothen und Schweden abgeſondert hatten, wurden ſie bald mächtig genug, dieſe zwey Völker ſelbſt zu bekriegen. Ja, weil ſie in ihrem Lande alle zum Schiffbau nöthige Dinge im Ueberfluß hatten, machten ſie ſich auf dem Meer ſo mächtig, daß ſich ihnen allda niemand widerſetzen konnte. Daher trieben ſie auch Seeräuberey; und die franzöſiſchen, engländiſchen und niederländiſchen Küſten wurden oft von ihnen verheert. Sie waren aber auch ſonſt ſo mächtig, daß Karl der Große die Sachſen nicht bezwingen konnte, ſo lange ihnen die Dänen halfen.

Nachdem aber die Dänen und Norweger auch für ihr Land bald zu zahlreich wurden, ſo war es abermal nöthig, daß ſich ein Theil davon anderswo zu nähren ſuchen mußte. Dieſe Leute nun legten ſich ganz allein auf die Seeräube-

(b) *Suaning.* Chronol. Dan. *Meurſius* hiſt. Dan.

räuberey, und brachten von den Küſten der erſtgedachten Länder ſo reiche Beute davon, daß ſie vielen, auch Vornehmen unter ihren Landsleuten Luſt machten, entweder dieſe wilde Lebensart ſelbſt mit zu treiben, oder doch an derſelben auf andre Weiſe Theil zu nehmen. Daher thaten ſich ganze Geſellſchaften zuſammen, die große Flotten ausrüſteten, welche zum rauben gebraucht, und wovon die gemachte Beute unter die Theilhaber vertheilt wurde. Die Könige dieſer Völker begünſtigten eine ſolche Lebensart, von welcher ſie auch ihren Vortheil zogen; ja ſie commandirten manchmal dergleichen Flotten in eigner Perſon. Von den Franzoſen wurden dieſe Leute, Normänner (weil ſie nordiſcher Herkunſt waren) von den Engländern aber Dänen oder Gothen, genennt. Weil zu den Dänen und Norwegern vermuthlich mit der Zeit auch andre Völker ſich geſellt haben, ſo werden jene Völker von den engländiſchen Geſchichtſchreibern bald mit ihren eignen Namen Dänen und Norweger, bald aber auch, Gothen, Jüten, Dacier, Schweden, Vandaler und Friſen, genennt. Nun von dieſen Leuten wurden auch die Engländer, wie wir weiter unten werden erzählen müſſen, oftmal angegriffen: und weil dieſe Räuber in verſchiedenen Haufen und an immer andern Orten einfielen, ſahen ſich die Engländer nicht im Stande, ſich hierinn genugſam vorzuſehen.

Ehe wir aber nunmehro zur Geſchichte ſelbſt ſchreiten, muß man bemerken, daß die engländiſchen

ſchen und däniſchen Geſchichtſchreiber oft einander ſehr widerſprechen; in den Namen nicht ſelten eine merkliche Verſchiedenheit zeigen; und endlich auch in der Zeitrechnung gar nicht zuſammen ſtimmen. Daher einem Geſchichtſchreiber nicht zu verdenken iſt, wenn er auch wirklich hie und da ſtrauchelt.

Nun fangen wir den gegenwärtigen Abſchnitt wiederum mit Ecbert an; den wir nun als Oberherrn von allen engländiſchen Reichen anzuſehen haben. Er erſtritte dieſe oberſte Gewalt erſt völlig im Jahr 828.

Ecbert, erſter König in England.

Wenn man dieſen Ecbert einen Oberherrn oder Monarchen von England nennet, ſo muß man dabey merken, daß Oſtanglien, Northumberland und Mercien, auch bey dieſer Oberherrſchaft noch, ſeine eigne Könige behalten durfte, die aber freylich Ecberts Vaſallen und ihm zinsbar waren.

Im Jahr 833 landete ein großer Haufe Dänen (die aber ſchon vorher ihr Heil an den engländiſchen Küſten verſucht hatten) bey Charmouth. Sie fanden, bey ihrer unvermutheten Ankunft, gar keinen Widerſtand von Seiten der Einwohner. Daher ſie das Land ungeſtört verwüſteten. Ecbert bildete ſich ein, er werde dieſes räuberiſche Volk ohne ſonderliche Schwierigkeit aus ſeinem Lande jagen können. Weswegen er ihnen nur mit einem Haufen zuſammengerafftes Volk entgegen gieng; von den Ankömm-

kömmlingen aber ſo beherzt empfangen wurde, daß er mit ſeinem Heer die Flucht nehmen mußte. Inzwiſchen verlangten die Dänen damals noch nicht in England zu bleiben; giengen alſo mit ihrer gemachten Beute wieder fort.

Nach zwey Jahren kam ein andrer Hauſe Dänen. Dieſe landeten in Cornwallien, weil ſie erfahren hatten, daß die Einwohner dieſes Landes das Joch der Engländer abzuſchütteln geneigt wären. Sie wurden auch in der That von den Cornwalliern gerne aufgenommen; die zu ihnen ſtießen: worauf ſie mit vereinigter Macht gegen den Ecbert anzogen. Dieſen hofften ſie unbereitet anzutreffen. Allein er war durch den vorigen Verluſt ſo vorſichtig gemacht worden, daß er von ſelbiger Zeit an ſein Kriegsheer immer in Bereitſchaft hielte. Dahero war er, auf die erſte Nachricht von dieſer zweyten Landung, ſogleich im Stande, den Feinden entgegen zu gehen: da es dann bey Hengiſtdun zu einem Treffen kam, in welchem Ecbert einen vollkommenen Sieg erfochte.

Sonſten giebet man auch von Ecbert vor, er habe in einer allgemeinen Verſammlung der ſieben vereinigten Reiche den Schluß veranlaßt, daß man dieſes Land forthin England nennen ſolle. Allein es iſt leicht darzuthun, daß dieſer Name ſchon lange vor Ecbert eingeführt geweſen ſey. Denn Beda, der lange vor Ecberts Zeit geſchrieben, hat ſeine Geſchichte, die Kirchengeſchichte des engländiſchen Volks genennt, da er in derſelben die Begebenheiten aller ſieben

Reiche

Reiche berühret. Ferner nennet Ina, König von Weſſex, ſeine Unterthanen in den von ihm herausgegebenen Geſetzen Engländer, ob dieſelben gleich Sachſen oder Jüten waren. Man wird ſich auch nicht wundern, daß die ſämmtlichen Reiche den Namen von den Angeln bekommen haben, wenn man bedenket, daß das Land, ſo ſie inne gehabt, weit anſehnlicher geweſen ſey, als das, ſo die Sachſen und Jüten beſeſſen haben.

Ecbert ſtarb im Jahr 838 oder 837, und hinterließ einen einigen Sohn, Ethelwolph, als Nachfolger in Weſſex, Eſſex, Kent und Suſſex, und als Oberherrn über die drey übrigen Reiche, welche, wie kurz vorher geſagt worden, noch immer eigene Könige haben durften.

Ethelwolph.

Dieſer König (c) hatte kaum die Regierung angetreten, als wieder eine däniſche Flotte bey Southampton landete, und nach Gewohnheit alles plünderte und verwüſtete. Ethelwolph, ein Fürſt, der die Gemächlichkeit liebte, ſchickte ſeinen Feldherrn Ulfard wider ſie, der ſie ſchlug, und zum Abzuge nöthigte. Allein als bald darauf ein andrer Schwarm Dänen zu Portland ausſtieg, und Ethelwolph einen andern Befehlhaber wider ſie abſchickte, wurde dieſer von jenen geſchlagen. Welches gleich hernach auch einem

(c) *Huntingd.* 5. B. *Annal. Sax.*

einem andern General des Ethelwolph wieder⸗ fuhr. Im Jahr 840 kam noch ein andrer Haufen Dänen in England an, wider welche Ethelwolph in Perſon zu Felde zog, aber von ihnen in einem Treffen überwunden wurde. Es würde bey dieſen Umſtänden um den König und ſeine Länder ſchlimm ausgeſehen haben, wenn nicht die Dänen, nach gemachter Beute, welche ihre Hauptabſicht war, von ſelbſt wieder fortge⸗ gangen wären.

In eben dieſem Jahre wurden die Picten (d) völlig ausgerottet. Denn, nach einem langen Kriege, den ſie mit den Schotten geführt hat⸗ ten, wurden ſie in zwo Schlachten hintereinan⸗ der ſo übel zugerichtet, daß ſie den Schottlän⸗ dern gar nicht weiter widerſtehen konnten. Und weil Keneth II. der König in Schottland, ſehr über ſie erzürnt war, weil ſie ſeinen Vater ums Leben gebracht hatten: ſo wurde von dieſer Zeit an der Entſchluß gefaßt, dieſes Volk gänzlich auszurotten. Welches dann auch mit ſolcher Grauſamkeit geſchah, daß von den Picten ſeit dieſer Zeit gar nichts mehr gemeldet wird.

Weil Ethelwolph glaubte, er allein werde nicht vermögend ſeyn, den öftern Einfällen der Dänen mit Nachdruck zu widerſtehen, ſo be⸗ ſchloß er, dem Adelſtan, ſeinem natürlichen Sohn, die Königreiche Kent, Eſſex und Suſſex, unter dem Namen eines Königs von Kent, abzutre⸗ ten; die oberſte Gewalt über ganz England aber,

(d) *Buchanan. Boëthius. Holingshead.*

aber, nebſt dem Königreich Weſſex, für ſich zu behalten.

Ethelwolph,	Adelſtan,
König in Weſſex.	König in Kent.

Unter dieſer Regierung bekriegte der Walliſer König, Roderick (e), den merciſchen König Berthulph, und zwar mit günſtigem Glück. Ethelwolph ſah ſich genöthigt, dem Fortgange der Waffen Rodericks, wo möglich, durch ſeine Gegenwart Einhalt zu thun, und dem Berthulph zu helfen. So bald Roderick dieſen Entſchluß erfuhr, verſuchte er den gelinden Weg, und bat um Frieden; den er auch von Ethelwolph leichtlich erhielt.

Im Jahr 845 kam abermal ein Schwarm Dänen, Plünderns halber, in England: ſie wurden aber damals geſchlagen, und das Land hatte eine zeitlang Ruhe vor ihnen.

In Northumberland folgten indeſſen Ethelred und Osbert (f) auf einander. Die innerlichen Unruhen dieſes Reichs verurſachten, daß die Dänen öfters ohne Widerſtand in ſelbigen Gegenden anlanden konnten. Als ſie aber im Jahr 851 auch in Weſſex eine Landung unternahmen, und alles plündernd durchſtreiften, wurden ſie von einem General Edelwolphs geſchlagen. Dem ungeachtet kamen ſie im folgenden Jahre auf 300 Schiffen wieder, und lieſen in

(e) *Sim. Dunelm. M. Weſtmon.*
(f) *Flor. Wigorn. Sim. Dunelm.*

in der Themſe ein. Damals richteten ſie eine entſetzliche Verwüſtung weit und breit an, und plagten nicht nur offene Plätze, ſondern auch Städte aufs grauſamſte. Wie ſie aber hörten, daß Ethelwolph und Adelſtan im Begriff wären, ihnen mit einem zahlreichen Kriegsheere den Rückweg abzuſchneiden, giengen ſie eilig gegen die Temſe zurück. Hier kam es dann bey Ockley, in der Provinz Surrey, zu einer Hauptſchlacht, welche die Dänen, nach einer großen Niederlage, verlohren.

In Mercien folgte dem Berthulph der Buthred.

Nach Adelſtans Tode, von dem man aber keine Umſtände aufgezeichnet findet, konnte ſich Ethelwolph nicht entſchießen, ſeinem älteſten Sohn Ethelbald die Länder einzugeben, die er Adelſtan zu regieren anvertraut hatte; wodurch er ſeinen Sohn allerdings beleidigte. Er nahm vielmehr die Regierung ſämmtlicher Reiche ſelbſt wieder auf ſich.

Ethelwolph, wieder allein.

Dieſer König (g) hängte ſich in den letzten Jahren an zween Geiſtliche, die von ganz verſchiedener Art zu denken waren. Suithun, Biſchof von Wincheſter, redete mit dem Könige immerfort von der Eitelkeit dieſes, und von der Herrlichkeit des ewigen Lebens. Aiſtan hingegen, Biſchof von Shereburn, bezeigte über die andächtigen Uebungen des Königs wenig Wohlgefallen:

(g) *Huntingd. Malmesb.* 2. B. 2. K. und de pontif.

gefallen: vielmehr rieth er demſelben beſtändig an, ſich doch in eine ſolche Verfaſſung zu ſetzen, daß er den Dänen, deren Einfälle man immer befürchten mußte, gebührend möge begegnen können. Allein der König, mit deſſen ſtillen Gemüthsart die Vorſtellungen Suithuns mehr als die Rathſchläge Alſtans, übereinſtimmten, lenkte ſich ganz auf die Seite des erſtern, und ergab ſich demſelben völlig. Dadurch nun wurde dieſes Mannes Anſehen merklich vermehrt; dahingegen Alſtan wenig galt. Auf Suithuns Zureden ſoll es geſchehen ſeyn, daß der König den Zehenden aller Einkünfte des Königreichs der Kirche eingeräumt. Ja Ethelwolph gieng in ſeiner Ergebenheit gegen den römiſchen Stuhl ſo weit, daß er nicht ruhig ſeyn konnte, er habe dann in eigner Perſon dem Pabſt ſeine Hochachtung verſichert. Und deswegen unternahm er im Jahr 855 eine Reiſe nach Rom. Hier beſuchte er alle Gattungen heiliger Oerter; ließ das verbrannte Collegium der Engländer, deſſen ſchon oben Meldung geſchehen, ſchöner und anſehnlicher wieder aufbauen; erſtreckte den ſchon oben beſchriebenen Peterspfennig auf das ganze Königreich; und erzeigte ſich noch in andern Stücken gegen die römiſche Kirche ſehr freygebig.

Auf der Rückreiſe nach England gieng Ethelwolph durch Frankreich, und heyrathete daſelbſt Judith, die Tochter Karls des kahlen, die etwan damals zwölf Jahr alt war. Dieſe ungleiche Heyrath gab der Verſchwörung wider Ethelwolph einen neuen Vorwand. Denn in

Abweſenheit des Königs hatte der Biſchof Alſtan, der, wie ſchon gedacht, bey dem Könige nicht viel mehr galt, ſich an den königlichen Prinzen Ethelbald gemacht, der, wie kurz vorher erwähnt worden, ſich von ſeinem Vater beleidigt glaubte. Die Sache wurde für den alten König gefährlich: und ob derſelbe gleich, auf die von dieſer Unruhe erhaltene Nachricht, unverzüglich in England übergieng, ſo würde gleichwohl der Ausbruch des Aufſtandes nicht haben verhindert werden können, wenn nicht etliche friedfertige Große des Reichs ſich ins Mittel geſchlagen und einen Vergleich zwiſchen Vater und Sohn veranlaßt hätten; welcher auch auf die Bedingung zu Stande kam, daß Ethelwolph dem Ethelbald das alte Königreich Weſſex abtreten ſolle. Alſo regierten

Ethelwolph in Kent.	Ethelbald in Weſſex.

Um dieſe Zeit kam in Oſtanglien der Edmund (h), vermuthlich mit Vorwiſſen Ethelwolphs, auf den Thron.

Indeſſen war Ethelwolph ernſtlich bedacht, den Reſt ſeines Lebens recht chriſtlich zuzubringen: Daher keine Gattung andächtiger Uebungen von ihm verabſäumt wurde. Endlich machte er ein Teſtament, nach welchem Ethelbald das Reich, ſo er damals innen hatte, behielt, der nächſte

(h) *Annal. Sax. Flor. Wigorn. Tinmouth.* in Sanctilogio. *Malmesb.*

nächſte Sohn Ethelbert aber Eſſex und Suſſex bekam. Die beyden jüngſten Söhne, Ethelred und Alfred, wurden ſchlecht bedacht. Ethelwolph ſtarb im Jahr 857.

Ethelbald, König in Weſſex. | Ethelbert, König in Kent.

Ethelbald ſtarb im Jahr 860, ohne etwas merkwürdiges gethan zu haben. Was man von ihm meldet, nämlich, daß er ſeines Vaters hinterlaſſene Gemahlinn, Judith, geheyrathet habe, läſſet man dahin geſtellt ſeyn. Nach ſeinem Tode wurden die drey Reiche wieder vereinigt, und ward alſo

Ethelbert, König von England.

Unter ihm kamen die Dänen auch wieder einmal in England; wurden aber von zween weſſexiſchen Grafen wieder zu Schiffe gejagt. Nach einiger Zeit kamen ſie auf die Inſel Thanet; von wannen ſie Ethelbert durch eine Summe Geldes wegzubringen hoffte. Allein dieſe treuloſen Leute nahmen das Geld, und blieben dennoch auf der Inſel. Deswegen rüſtete Ethelbert ein Heer wider ſie aus, und ſuchte ihnen den Rückweg abzuſchneiden. Die Dänen aber verlangten ſich diesmal in keinen Streit einzulaſſen, und machten ſich mit ihrer Beute eilig davon.

Ethelbert ſtarb im Jahr 866. Es folgte ihm aber in der Regierung keiner von ſeinen beyden

den Söhnen, ſondern, vermöge des väterlichen Teſtaments, der nachälteſte Bruder

Ethelred I. König in England.

Die Regierung dieſes Königs (i) war kurz und ſehr unruhig. Wovon wir das weſentliche anzeigen wollen.

Die Northumberländer, die, wie ſchon gemeldet worden, ebenfalls noch ihre eigne Könige haben durften, hatten, weil ſie die entfernteſten waren, immer daran gearbeitet, ſich der fremden Oberherrſchaft zu entziehen. Es gelung ihnen auch endlich, durch eine freye eigenmächtige Wahl ſich einen König zu geben, der Osbert hieß. Dieſer kehrte einſtmalen auf der Jagd in dem Hauſe eines Grafen, Namens Bruern-Bocard, ein; traf aber nicht ihn, ſondern nur ſeine Gemählinn, an. Weil dieſe außerordentlich ſchön war, ſo wurde Osbert heftig in ſie verliebt; und ruhte nicht eher, bis er ſie mit Gewalt zu ſeinem böſen Willen gezwungen hatte. Der Graf wurde durch dieſe Beleidigung aufs höchſte wider den König erbittert, und brachte es, theils durch ſein Anſehen, theils durch die Vorſtellung dieſer Schandthat, dahin, daß die Northumberländer ſich empörten, und den Ella zum König in Bernicien machten. Allein der Graf Bruern war mit dieſer Rache noch nicht zufrieden. Er wollte den Osbert auch von dem Königreich Deire verdrängen. Weil er nun hierzu keinen andern Weg ſah, als die Hülfe einer auswär-

(i) *Malmesb. I. Brompton. Sim. Dunelm.*

auswärtigen Macht, ſo kam er auf den verzweifelten Entſchluß, die Dänen ins Reich zu rufen. In dieſem Vorſatz gieng er ſelbſt in Dänemark, und fand keine Schwierigkeit bey dem daſigen Könige Ivar, ihn zu einer Landung in Northumberland zu bereden. Ivar kam alſo, wider der Einwohner Vermuthen, mit einer anſehnlichen Flotte, und lief in den Humber ein; bemächtigte ſich auch ohne Widerſtand der am mitternächtigen Ufer dieſes Fluſſes gelegenen Länder. Osbert machte freylich Anſtalten zur Gegenwehr; hielt ſich aber doch allein nicht für ſtark genug, dem Feinde begegnen zu können, und bewarb ſich deswegen um den Beyſtand des Ella; der ſich auch dazu willig finden ließ. Ivar gieng mit ſeinem Volk gleich auf York los, wo Osbert ſeine Armee ſammelte. Als dieſer nun den Feind auf ſich anrücken ſah, erwartete er für allzu großer Begierde zu fechten die Ankunft des Ella nicht, ſondern grief die Dänen mit ſeiner Armee allein an; hatte aber das Unglück, nach tapfern Streit geſchlagen und ſelbſt erſchlagen zu werden. Hierauf gieng Ivar auch dem anrückenden Ella entgegen, und ſchlug auch dieſen. Ella blieb in dem Treffen.

Nach dieſen glücklichen Verrichtungen koſtete es den Ivar keine Mühe, ſich des ganzen Northumberlands zu bemeiſtern. Darauf that er einen Einfall in Mercien, wo er überall traurige Merkmaale ſeiner Grauſamkeit hinterließ. Der König in Mercien, Buthred, verband ſich mit Ethelred, ſeiner Gemahlinn Bruder, und

rüſtete ſich, dem weitern Eindringen des Feindes Einhalt zu thun. Ivar, welcher den Buthred unbereitet zu überfallen hoffte, ſtutzte, als er beyde Könige mit einem mächtigen Kriegsheer vor ſich fand. Er getraute ſich daher nicht, dieſe Könige alſofort anzugreifen; ſondern blieb ihnen mit ſeiner Armee vor dem Geſichte ſtehen. Die beyden Könige waren ebenfalls nicht geſonnen, ohne Noth ein Treffen zu wagen: blieben alſo unter den Augen des feindlichen Heers ſtehen. Endlich zogen beyde feindliche Armeen, ohne geſchlagen zu haben, von einander; da Buthred den Feind lieber mit Geld abkaufen, als ſein ganzes Glück einem mißlichen Treffen anvertrauen wollte.

Da es dem Ivar hier nicht nach Wunſch gegangen war, wollte er ſein Glück an einem andern Orte verſuchen. Er ließ alſo ſeinen Bruder Ubba in Northumberland, gieng mit dem Kern ſeiner Völker zu Schiffe, und landete in Oſtanglien. Der König dieſes Landes, Edmund, war ein andächtiger, aber der Kriegsſachen ganz unerfahrner Herr. Daher es den Dänen leicht war, ihn zu ſchlagen. Der König ſelbſt wurde gefangen, und, weil er die vorgeſchlagenen Bedingniſſe nicht eingehen wollte, auf Ivars Befehl enthauptet. In dem neu eroberten Oſtanglien ſetzte Ivar einen däniſchen Feldherrn, Godrim, zum Statthalter. In Northumberland aber machte er den Ecbert, einen ihm ganz ergebenen Engländer, zum Könige.

Hierauf kehrte er im Jahr 871 ſeine Waffen wider den König von Weſſex; weil er einſah,

ſah, daß, ohne die Eroberung dieſes Landes, auch die andern von ihm eingenommenen Provinzen nicht geſichert genug ſeyn würden. Er fiel alſo in Weſſex wirklich ein. Allein der König Ethelred that ihm, unter dem Beyſtande ſeines Bruders Alfred, nachdrücklichen Widerſtand. Wir bemerken von dieſem Kriege nur ſo viel, daß Ethelred ſich neunmal mit den Dänen geſchlagen, und allemal ſich überaus tapfer erwieſen, in der letzten Schlacht aber eine Wunde bekommen habe, die ihm den Tod gebracht, im Jahr 872.

Man rühmet übrigens von Ethelred, daß er nicht weniger fromm, als tapfer, geweſen ſey. Er hinterließ nach ſeinem Tode zwar einen Sohn; der aber nicht zur Regierung kommen durfte, weil, nach Ethelwolphs teſtamentlicher Verordnung, der noch vorhandene jüngſte Bruder, Alfred, auf dem königlichen Thron folgen mußte.

Alfred der Große, König in England.

Auch dieſes Königs Regierung war voll Unruhe und Mühſeligkeit; wie wir aus einem fleiſſigen und glaubwürdigen Geſchichtſchreiber (k) erzählen wollen.

Alfred fand ſein Reich beym Anfange ſeiner Regierung in einem betrübten Zuſtande, und die Dänen waren faſt mitten im Lande. Er mußte alſo gleich in den erſten Monaten wider dieſe Feinde zu Felde gehen. Er lieferte ihnen auch wirk-

(k) *Spelmann.* in vita *Aelfridi M.* Anglorum regis.

wirklich eine Schlacht, in der er das Feld räumen mußte. Allein es hatte dieſer Sieg den Dänen ſo viel Volk gekoſtet, daß ſie ihren Feind nicht verfolgen konnten. Alfred war daher eifrigſt befliſſen, den Abgang ſeiner Armee eilig zu erſetzen. Nachdem er nun dieſes mit einer wunderbaren Geſchwindigkeit bewerkſtelligt hatte, gieng er auf die Dänen, die ein ſolches Unternehmen gar nicht vermuthet hatten, los. Sie wurden auch dadurch in ein ſolches Erſtaunen geſetzt, daß ſie dem Alfred, ungeachtet des vorherigen Sieges, Frieden anboten. Dieſer, obgleich ſeine Völker voll Muth waren, gieng dennoch den Friedensvertrag ein, worinn auch dieſe Bedingung war, daß Alfred ſich in die Händel der übrigen Reiche nicht miſchen ſolle. Dieſes geſchah in Ivars Abweſenheit, als welcher nach Dänemark zurück gegangen war, und die Führung des Kriegs ſeinem Bruder Ubba aufgetragen hatte. Dieſer beſchloß, Mercien anzugreifen. Der König Buthred, ſo dieſes erfuhr, hielt für das beſte, dieſen Feind mit Geld abzuwenden. Die Dänen nahmen das bedungene Geld, und ließen zwar Mercien ein wenig in Ruhe, kamen aber bald darnach dennoch ins Land, und verheerten alles, nach ihrer Gewohnheit. Sie nöthigten dadurch dem Buthred noch eine gröſſere Summe Geldes ab, und verſprachen, ſich aus dem Merciſchen zu entfernen. Allein ſie hatten auch dieſes Geld kaum empfangen, als ſie in ihren Verheerungen fortfuhren. Buthred, der mit Grund beſorgte, er möchte endlich gar für

ſeine

ſeine eigne Perſon nicht mehr ſicher ſeyn, begab ſich nach Rom in das oben beſchriebene Collegium der Engländer, um daſelbſt ſeine übrige Lebenszeit zuzubringen. Die Dänen bemächtigten ſich alſo des merciſchen Reichs ohne Mühe, und ſetzten zum Könige den Ceolulph, einen Bedienten des Buthred; welcher aber, bey ſeinem ſchändlichen Geiz, mit den Merciern übel umgieng, und ſie ausſaugte.

Die Dänen waren mit der Eroberung der Reiche Oſtanglien, Mercien und Northumberland noch nicht zufrieden: ſie wollten auch Weſſex, welches die bekannten vier übrigen Reiche begrief, dazu haben. Indeſſen mußten ſie ſich doch, theils wegen des getroffenen Vergleichs, theils wegen der Tapferkeit der weſſexiſchen Könige, ein wenig ſtille halten. Allein obſchon von dieſen Dänen damals nichts zu beſorgen zu ſeyn ſchien, ſo brach doch aufs neue unvermuthet ein Wetter über Weſſex aus.

Im Jahr 857 nämlich kam ein däniſcher Feldherr, Namens Halfden, mit einer Flotte in Oſtanglien an. Alfred war ſo ſicher, daß er dieſem neuen däniſchen Haufen den ganzen Winter hindurch Zeit ließ, ſich zu einem Einfall in ſein Gebiete zu rüſten. Halfden aber fieng, ſo bald es die Jahrszeit verſtattete, den Feldzug unverſehens an, indem er das Schloß Warham, das veſteſte in Weſſex, überrumpelte. Die Engländer hielten dieſen Streich für eine entſetzliche Treuloſigkeit, weil ſie ſich einbildeten, der Vertrag, den ſie mit den ſchon in England

wohn=

wohnhaften Dänen gemacht hatten, verbände die ganze däniſche Nation. Woran ſie aber freylich ſehr irrten. Indeſſen mußte Alfred in Eile das nächſte beſte Mittel, dieſer Feinde los zu werden, ergreifen. Dieſes war ein Vertrag, den der König vermuthlich mit Geld erkaufen müſſen, kraft deſſen die Dänen verſprachen, nie mehr in Weſſex zu kommen. Dieſen beſchwornen Vergleich aber hielten dieſe Leute ſo gar nicht, daß ſie, bey ihrem Abzuge, einen Haufen engländiſcher Reuter, der ihnen aufſtieß, und wegen des Vergleichs nichts feindſeliges vermuthete, angriefen, und ihrer viele tödteten.

Weil nun Alfred ſehen mußte, daß mit den Dänen nichts auf Treue und Glauben zu handeln ſey, ſtellte er eine Verſammlung ſeines Reichs an, in welcher er anführte, wie treulos dieſes Volk ſey, und wie man kein andres Mittel zur Selbſterhaltung finden könne, als die Tapferkeit. Die Weſſexer fielen dem Könige bey, und entbothen ſich zu einem muthigen Kriegsdienſt. Daher brachte Alfred ein anſehnliches Heer zuſammen, mit welchem er die Dänen etlichemal ſchlug; doch aber zuletzt abermal einen Vergleich mit ihnen ſchloß; den auch die Dänen dieſesmal genauer beobachteten.

Doch währte auch dieſe Ruhe gar nicht lange. Denn bald nach dieſem Vergleich kam ein andrer däniſcher Haufe, unter Anführung des berühmten Roll, in England an. Da aber Alfred in guter Bereitſchaft ſtund, dieſen Ankömmlingen ihre vorgehabte Eroberungen ſchwer

zu machen, und Roll vermuthete, daß hier nicht viel für ihn zu thun ſeyn möchte: beſchloß er, von dieſem Lande abzuſtehen, und ſein Glück in Frankreich zu verſuchen.

Nach dem Abzuge des Roll hatte Alfred einige Zeit erwünſchte Ruhe. Dieſe Zeiten wendete er dazu an, daß er ſein Land vor den fernern Einfällen der Dänen ſicher zu ſtellen trachtete. Es ſchien ihm ein ſichres Mittel zu Erlangung dieſer Abſicht zu ſeyn, daß er eine Flotte ausrüſtete, um die Dänen zur See angreifen zu können. Man konnte ſich von einer Flotte um ſo wahrſcheinlicher einen Vortheil verſprechen, weil die Dänen ſich nur ſolcher Schiffe bedienten, die zur Ueberführung einer ſtarken Anzahl Völker tauglich waren, und alſo zu einem Streit auf dem Meer ſich nicht wohl ſchickten. Dieſer Anſchlag des Alfreds hatte großen Nutzen. Denn die Flotte des Königs war etlichemal hintereinder auf dem Meer wider die Dänen ſehr glücklich. Dieſer erwünſchte Erfolg brachte den Alfred zu dem muthigen Entſchluß, die Dänen auch in den abendländiſchen Provinzen anzufallen, wo ſie ſich durch die Eroberung von Exceter veſt geſetzt hatten. Es geſchah dieſes mit ſo gutem Fortgange, daß die Dänen ſich genöthigt ſahen, ganz Weſſex zu verlaſſen. Sie zogen ſich hierauf in Mercien, wo ſie den König Ceolulph abſetzten. Man weis nicht, was hernach für eine Regierungsart in dieſem Lande eingeführt worden. So viel aber iſt zu merken, daß mit dieſer Veränderung das Königreich Mercien, im

Jahr

Jahr 877 ein Ende genommen, nachdem es gegen dreyhundert Jahr gedauret hatte. Gleiches geſchah um dieſe Zeit, oder etwas vorher, mit Northumberland, welches Land Halfden, nach Abſetzung des damaligen Königs Ecbert, unter ſeine Leute austheilte. Dieſes Königreich hat etwan 330 Jahr gewährt.

Nun ſchien die Reihe auch ſo gar an Weſſex zu kommen. Die Dänen glaubten, das Land, ſo ſie damals beſaßen, würde für ſie mit der Zeit nicht groß genug ſeyn; zumal wenn noch mehrere ihrer Landsleute, wie man vermuthen mußte, kommen ſollten, um ſich ebenfalls in dieſen Ländern niederzulaſſen. Sie erkannten aber zugleich, daß ſie ſich nicht weiter würden ausbreiten können, ſo lange das Königreich Weſſex beſtünde. Dahero beſchloſſen ſie einmüthiglich, dieſes Reich mit zuſammengeſetzter Macht anzufallen. Sie brachten alſo in der größten Stille und Geſchwindigkeit ein fürchterliches Heer zuſammen, und rückten damit in Weſſex ein; da Alfred von dieſem allen gar nichts vermuthete, und daher in gar keiner Verfaſſung wider einen feindlichen Anfall ſtund. Gleich anfangs eroberten ſie Cipenham, eine der ſchönſten und veſteſten Städte des Reichs; welcher Vorgang die Weſſexer in eine ſolche Verwirrung brachte, daß Alfred gar nichts mit ihnen ausrichten konnte, und, nachdem er ſich von jedermann verlaſſen ſah, ſich gefallen laſſen mußte, ſeine Zuflucht unerkannter Weiſe zu einem Schäfer auf die Inſel

Athel=

Athelney, in der Provinz Sommerſet, zu nehmen.

Indeſſen hatte Ubba, der däniſche Feldherr das Land Wallis verheert; und er fieng an, es in der Landſchaft Devon, zu Weſſex gehörig, eben ſo zu machen. Der Graf von Devon warf ſich mit wenigen ſeiner Leute in das veſte Schloß Kinwith; worinnen er aber unverzüglich von den Dänen belagert wurde. Der Graf ſah zum voraus, daß er ſich hier nicht lange würde halten können. Daher faßte er mit den Seinigen den kühnen Entſchluß, ſich durch die Feinde zu ſchlagen. Dieſe Unternehmung gelung ſo wohl, daß die Dänen durch den unvermutheten Anfall in große Verwirrung geriethen, in welcher ihrer eine große Anzahl von der kleinen Beſatzung niedergemacht, Ubba ſelbſt getödtet, und ſeine Hauptfahne, Reafan genannt, erobert wurde; welchen Verluſt die Dänen ſehr ſchmerzlich empfanden, weil ſie dieſer Fahne wunderbare Kräfte zugeſchrieben hatten.

Alfred erhielt in ſeinem verborgenen Aufenthalt nicht ſo bald Nachricht von dieſem glücklichen Streich ſeiner Landsleute, als er Hoffnung faßte, es möchte itzt vielleicht wieder etwas von ihm zum Heil ſeines Reichs unternommen werden können. Er ließ alſo in der Stille etliche ſeiner getreuen Freunde in ſeinem damaligen Aufenthalte zu ſich beſcheiden, und gieng mit ihnen zu Rathe, durch welche Mittel man ſich die anſcheinende günſtige Umſtände zu Nutze machen könnte. Vor allen Dingen hielt er für nöthig, von dem Zuſtande

des däniſchen Heers eine zuverläßige Nachricht einzuziehen. Und er faßte den gefährlichen Entſchluß, dieſes in eigner Perſon zu vollziehen. Zu dem Ende gieng er in dem Aufzuge eines Harfenſchlägers in das däniſche Lager, und fand da Gelegenheit genug, alles, was er wollte, ungehindert in Augenſchein zu nehmen. Wie er nun wahrnahm, daß die Dänen in großer Sicherheit wären, ſo gieng er an ſeinen vorigen Ort zurück, und verabredete allda mit ſeinen Freunden, daß ſie in dem Walde Selwood unvermerkt die kleinen Haufen, ſo ſie hin und wieder zuſammengebracht hatten, verſammlen ſollten. Da dieſes geſchehen war, ſtellte ſich Alfred an die Spitze dieſes Heers, und rückte mit demſelben auf das Lager der Dänen an, die eher alles, als eine Armee unter dem Alfred, vermuthen konnten. In dieſer Beſtürzung grief ſie Alfred mit großer Herzhaftigkeit an, und hatte das Glück, einen vollkommenen Sieg über ſie zu erfechten. Er verfolgte ſie, ohne ihnen Zeit zum Erholen oder Beſinnen zu laſſen; und nöthigte ſie, daß ſie um Friede bitten mußten. Dieſer wurde unter der Bedingung geſchloſſen, daß diejenigen Dänen, die den chriſtlichen Glauben annehmen wollten, in Oſtanglien gewiſſe Gegenden zu ihrem Aufenthalt vom Alfred empfangen; diejenigen aber, ſo ſich hierzu nicht entſchließen könnten, unverzüglich die ganze Inſel räumen und niemalen wieder dahin kommen, zur Verſicherung aber ihm Geiſeln geben ſollten. Gurthorn, der Dänen Feldherr und Statthalter in Oſtanglien, blieb

nebſt

nebſt vielen vornehmen Dänen, auf die erſt gedachte Bedingung, in England, und regierte ſo gar mit dem Titel eines Königs von Oſtanglien; welche Ehre er ohne Zweifel der Vergünſtigung Alfreds zu danken hatte.

Dieſer Vertrag, den Alfred mit den Dänen gemacht hatte, gieng, wie aus dieſer Erzählung ſelbſt erhellet, eigentlich die Dänen an, die erſt in England gekommen waren, um ſich daſelbſt einen Wohnplatz zu verſchaffen. Die Dänen aber, welche ſchon etliche Jahre in England wohnhaft waren, gieng zwar dieſer Vergleich nicht an: doch fanden ſie für gut, da ſie das Schickſal ihrer andern Landsleute ſahen, ſich lieber ebenfalls dem Alfred zu unterwerfen, als durch einen mißlichen Verſuch vielleicht auch das, was ſie damals ruhig beſaßen, zu verlieren. Indeſſen war dieſe Unterwerfung nur aus Furcht und mit einem innerlichen Widerwillen geſchehen. Daher traten einige der Vornehmſten aus ihnen, unter ihrem Anführer Haſtings, zuſammen, und bemühten ſich, den Gurthorn zu bewegen, daß er in Gemeinſchaft mit ihnen einen Einfall in Weſſex thun möchte. Da aber dieſer in dergleichen Unternehmung nicht willigen wollte, fielen dieſe unruhige Dänen die flandriſchen Küſten an, und verheerten hernach auch Brabant, Hennegau, die Picardie und Artois, und machten unermäßliche Beute. Sie gedachten ſodann die kentiſche Küſte unverſehens zu überfallen; fanden aber den Alfred wider ihr Vermuthen in der beſten Verfaſſung, ſie übel zu

empfangen. Weswegen ſie eilend in Frankreich zurück giengen.

Um die engländiſchen Küſten vor den Anfällen der Dänen beſſer zu ſchützen, ließ Alfred abermal eine Flotte ausrüſten, die an den Küſten kreuzen mußte; da dann die Dänen manchen Verluſt erlitten.

Nächſt dieſem ließ Alfred an einigen Orten veſte Plätze anlegen, an andern aber die eingegangenen Beveſtigungen wieder herſtellen. Er ſah aber gar wohl ein, daß alle dieſe Anſtalten zur Sicherheit ſeines Landes den gewünſchten Erfolg nicht haben könnten, ſo lange noch London in däniſchen Händen wäre. Dahero beſchloß er, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen. Er belagerte ſie wirklich, und nöthigte die ſchwache Beſatzung bald zur Uebergabe. Worauf er die Stadt ſchöner und veſter machen ließ, und ſie ſeinem Tochtermann Ethelred anvertraute, dem er den Titel eines Grafen von Mercien gab. Durch dieſe und andre Anſtalten nun erhielt Alfred die Dänen in Furcht und Gehorſam.

Allein Alfred hatte noch einen harten Stoß zu erdulden. Die Dänen, ſo bisher in Frankreich ihre Verheerungen fortgetrieben hatten, und etlichemal in ſelbigem Lande waren geſchlagen worden, kamen wieder auf den Einfall, in England eine Landung zu wagen. Sie fuhren alſo mit einer ſehr zahlreichen Flotte aus, die ſie in zwey Theile abſonderten, deren einer von dem Haſtings angeführt wurde, und in die Temſe einlief, ſofort auch ſich Midletons (in der Grafſchaft

ſchaft Kent; itzt Milton genannt) bemächtigte, und im Lande entſetzliche Verheerung anrichtete. Der andere Theil der däniſchen Flotte fuhr an der Küſte von Kent an, und eroberte den beträchtlichen Ort Appledore. Alfred war damals in Oſtanglien, wohin ihn der Tod des Gurthorn zu kommen veranlaßt hatte. Auf die Nachricht von dem doppelten Einfall der Dänen, fand er am nöthigſten, auf den Haufen in Weſſex zuerſt loszugehen. Von den übrigen Umſtänden dieſes Kriegs melden die alten Geſchichtſchreiber nichts, das eine deutliche Vorſtellung davon geben könnte. Sie berichten nur ſo viel, daß Alfred endlich ſich die Dänen vom Halſe geſchafft habe, ohne zu ſagen, durch welche Mittel oder Zufall ſolches geſchehen ſey. Ein Theil dieſer Dänen gieng wieder in Frankreich. Weil es aber in den meiſten Orten, wo Haſting mit ſeinem Volk geweſen war, nicht viel mehr zu rauben gab; oder die meiſten Landeseinwohner überall ſorgfältiger auf der Hut zu ſeyn anfiengen: ſo entſchloß ſich Haſting gar, in das mittelländiſche Meer zu fahren; da er ſich dann der Stadt Luna im Toſkaniſchen durch eine unerhörte Liſt bemächtigte, und den Ort plündern ließ. Endlich ſchenkte Karl der einfältige dieſem Haſting die Stadt Chartres; allwo ſich dieſer Heerführer auch wirklich wohnhaft niederließ, ſeiner bisherigen Lebensart entſagte, und bis an ſein Ende in einer anſtändigen Stille lebte.

Von dieſer Zeit an hatte Alfred einer ununterbrochenen Ruhe zu genießen. Und es verdie-

net dieſer Reſt ſeiner Regierungsjahre, daß man ihn beſonders betrachtet. Man wird daraus dieſen Fürſten als einen ſehr löblichen Landesherrn kennen lernen.

Wie die in England wohnhafte Dänen ſahen, daß ſie von ihren übrigen Landsleuten keinen Beyſtand mehr zu hoffen hatten, ſo faßten ſie den Entſchluß, ſich der Herrſchaft Alfreds gänzlich zu unterwerfen. Daher derſelbe nunmehr wirklich König von ganz England ward.

Eine der erſten Sorgen des Alfred waren die Geſetze. Da dieſelben bey den faſt unaufhörlichen Kriegen ziemlich in Vergeſſenheit gekommen waren, beſchloß er, eine Sammlung der beſten zu veranſtalten. In dieſe wurden, außer den Geſetzen, die Gott den Juden gegeben, auch die von Ina und Offa obengedachte Geſetze, zum Theil eingetragen; und zu dieſen andre neue gefügt, die Alfred zu geben dienlich fand. Dieſe Geſetze waren ſehr billig eingerichtet; aber über deren Beobachtung wurde veſt gehalten. Beſonders war der König ſehr aufmerkſam auf das Betragen der Richter. Wie er dann einſt in einem Jahr etliche und vierzig ſoll haben hinrichten laſſen, weil ſie pflichtwidrig gehandelt hatten. Hiernächſt machte er die kluge Verordnung, daß man bey peinlichen Streitſachen zwölf Männer nehmen ſoll, um deſto gewiſſer von der That zu urtheilen; und daß die Richter nicht anders, als nach der Entſcheidung dieſer Männer, ſprechen ſollen. Dieſe löbliche Gewohnheit beſtehet noch itzo in England, indem kein Engländer,

der

der eines Verbrechens angeklagt wird, gerichtet werden kann, als von ſeinen Pairs, d. i. von Leuten ſeines Standes. Dieſe Männer müſſen mit Genehmhaltung des Verklagten gewählt werden. Welches ein großer Vorzug für dieſes Volk iſt, indem daſſelbe auf dieſe Weiſe vor aller gewaltſamen Unterdrückung geſichert iſt.

Weil ferner bey den Unordnungen des Kriegs eine große Anzahl Landſtreicher ſich hervorgethan hatte, die den übrigen Einwohnern ſehr beſchwerlich fiel, indem ſie, nach Begehung einer Miſſethat, nicht leicht konnten ausfündig gemacht oder zur Strafe gezogen werden; da ſie nirgend zu Hauſe gehörten: ſo war Alfred bedacht, auch dieſem Unheil abzuhelfen; welches er folgendermaaßen glücklich bewerkſtelligte. Er theilte ganz England in Shiren, d. i. Abtheilungen oder Provinzen, und jede wieder in ſo genannte Hundreds ein, d. i. in ſolche Theile, davon jeder hundert Geſchlechter begrief. Ein jedes Hundred wurde wieder in zehen Zehnden abgetheilt. Nach dieſer gemachten Eintheilung mußte ſich ein jeder Einwohner unter eine von dieſen Zehenden einſchreiben laſſen. Da gaben nun die Zehner auf ihre Untergebene; die Hunderter aber auf die Zehner immer genau Acht. Und durch dieſe Einrichtung (die einige noch älter, als Alfreds Zeiten machen) wurde der Ruheſtand hergeſtellt und erhalten.

In Anſehung des Kriegsweſens machte Alfred folgende Einrichtung. In einer jeden Provinz mußte eine Anzahl Soldaten, unter Anführung

rung des dortigen Statthalters, beſtändig zum Aufbruch in Bereitſchaft ſeyn, um ſich an den von dem königlichen Befehlhaber anzuweiſenden Ort begeben zu können. Dabey mußte auch beſtändig eine Anzahl Schiffe entweder in dem Meer herum fahren, oder doch zum Abfahren zugerüſtet ſeyn. Welche Anſtalten England, ſo lange Alfred regierte, vor den weitern däniſchen Einfällen ſicher ſtellten.

Um auch die Handelſchaft in Gang zu bringen, ließ Alfred eine Anzahl Kauffarteyſchiffe bauen, die er den engländiſchen Handelsleuten lehnte, daß ſie ſich derſelben zu ihrer Handelſchaft bedienen möchten.

Die Sorgen Alfreds erſtreckten ſich auch auf die Künſte und Wiſſenſchaften. Um dieſelben nun in den Gang zu bringen, ließ er von auswärtigen Ländern gelehrte Männer in ſein Reich berufen, und unterhielt ſie durch anſtändige Beſoldungen. Inſonderheit ſtiftete er vier, oder wie andre wollen, drey Schulen zu Oxford, in welchen theils die Gottesgelahrtheit, theils die Sprachlehre und Redekunſt, theils die Logik, Rechenkunſt und Muſik, theils die Meß- und Sternſehekunſt, gelehrt wurden. Die letztgedachten Wiſſenſchaften hatte der berühmte Johann Scot oder Erigena, vorzutragen. Er hat den Namen Scot daher, weil die Einwohner von Irrland, Schotten waren. Denn eigentlich war er ein Irrländer: wovon er den Namen Erigena bekommen hat, weil Erin oder Iren der wahre Name Irrlands iſt. Dieſer

Johannes ſoll von ſeinen Schülern mit Federmeſſern erſtochen worden ſeyn. Uebrigens ſind dieſe Schulen zu Oxford als der Grund der weltberühmten Univerſität dieſer Stadt anzuſehen.

Was die Berathſchlagungen betrifft, die das Reich angiengen, ſo hatte Alfred darinn eine ſolche Einrichtung gemacht. Erſtlich war der geheimde Rath, in welchen niemand gelaſſen wurde, als der bey dem Könige in beſondrer Gnade ſtund. Aus dieſem erſten geheimden Rath wurden die Berathſchlagungen vor den zweyten Rath gebracht, der aus Biſchöfen, Grafen, Vicomten oder Präſidenten der Provinzen, Richtern, und einigen der vornehmſten Thanes, die man hernach Baronen genennt hat, beſtund. Auch in dieſe Rathverſammlung durfte niemand kommen, den der König nicht gerufen hatte. Der dritte war der allgemeine Rath oder die allgemeine Volksverſammlung, die in ſächſiſcher Sprache Wittena-Gemot hieß, und welcher alle diejenigen beywohnen konnten, denen ihre Würde oder Amt ein Recht dazu gaben; ohne daß dieſes von dem Willen des Königs abhieng. Dieſe Verſammlung, die man als den Urſprung des engländiſchen Parlaments anſehen kann, beſtund aus den Biſchöfen zu Canterbury und York; aus den Biſchöfen, Grafen, Vicomten oder Großſherifs der Provinzen, und den Thanes oder Baronen vom erſten Range. Weil dieſe Verſammlungen meiſtens zu London gehalten wurden, ſo bekam dieſe Stadt dadurch

einen großen Glanz und Anſehen vor allen Städten dieſes Reichs. Wie dann Alfred auch die Gewohnheit nach und nach einführte, daß man die Häuſer von Steinen aufbaute, da ſie vorher hölzern waren.

Inſonderheit aber iſt an dieſem Könige die weiſe Eintheilung ſeiner Stunden zu rühmen. Acht Stunden widmete er der Andacht; eben ſo viele den Reichsangelegenheiten; und eben ſo viele dem Studiren und Schlaf.

Man muß auch an dieſem Herrn eine vernünftige Freygebigkeit loben. Er ließ an ſeinem Hofe oder in den Schulen zu Oxford eine Anzahl Kinder von vornehmer Herkunft in denen Wiſſenſchaften unterrichten, deren Erlernung ſie dereinſten dem Vaterlande brauchbar machen konnte. Das allerruhmwürdigſte hierbey aber war, daß der König mit ſeinem Beyſpiel den Unterthanen vorleuchtete; und die Wiſſenſchaften nicht nur bey andern begünſtigte, ſondern auch ſelbſt einen großen Eifer in Erlernung und Betreibung derſelben erwies. Man rühmet dieſen König als einen guten Dichter, Redner, Weltweiſen, Sprachverſtändigen, Baumeiſter, Maßkünſtler und Geſchichtſchreiber. So gar verfertigte er ſelbſt etliche Schriften. Er überſetzte z. E. das Hirtenbuch des Pabſts Gregorius I.; die Troſtgründe des Boethius, und die Kirchengeſchichte des Beda, in die ſächſiſche Sprache. Gleichwohl war die Unwiſſenheit unter den Engländern zu dieſer Zeit noch ſehr groß. Um alſo dieſem Uebel immer mehr

abzu-

abzuhelfen, ließ er die berühmteſten Künſtler auswärtsher in ſeine Dienſte berufen, und beſetzte die Lehrämter zu Oxford mit den tüchtigſten Männern. Der Ruf von der weiſen Regierung dieſes Königs kam bis Rom, ja bis Jeruſalem: und zum Zeichen beſondrer Hochachtung ſchickten der Pabſt ſowohl, als der Patriarch, ihm einige heilige Ueberbleibſel oder Reliquien.

Seine Haushaltung war ebenfalls wohl eingerichtet. Er theilte ſeine Einkünfte (es verſtehen ſich hier nur die von königlichen Kammergütern; weil man von andern Einkünften noch nichts wußte) in zwey Theile. Der eine wurde auf Almoſen, auf Erhaltung der Klöſter, die er geſtiftet, auf den Unterhalt der oxfordiſchen Schulen ꝛc.; der andere aber zur Bezahlung der auswärtigen Künſtler, zu Gnaden gehalten ꝛc. gewendet.

Aus dieſem allen nun, was von dem Alfred nur kürzlich geſagt worden, iſt offenbar, daß man ihm den Beynamen des Großen mit vollkommenem Recht beylegen könne. Er ſtarb im Jahr 900, im zwey und funfzigſten Jahre ſeines Alters; und hinterließ unter andern auch den Ruhm, daß er ſeine Unterthanen eben ſo aufrichtig, als ſie ihn, geliebt habe.

Er hinterließ zween Söhne: wovon Eduard ihm in der Regierung folgte. Der zweyte, Ethelward, war ein ſehr gelehrter Herr.

Eduard I. mit dem Beynamen der Aeltere, König von England, vom Jahr 900.

Die Dänen, ſo in England wohnhaft waren, hatten in den ruhigen Regierungsjahren des Alfred ſich eben ſo wohl erholt, als die Engländer. Sie hatten Muße, ihre öden Felder zu bauen, und überhaupt ihre Sachen auf einen beſſern Fuß zu ſetzen. Und eben dieſer beſſere Zuſtand brachte dieſe Leute aufs neue zu den Gedanken, das Joch der Engländer abzuwerfen. Sie wollten aber doch hierzu eine bequeme Gelegenheit abwarten; welche ſich auch damals erwünſcht darzubieten ſchien.

Der König Ethelbert (1), Alfreds älterer Bruder, hatte zween Söhne hinterlaſſen. Der ältere derſelben, Ethelward, fieng an, auf die Krone Anſprüche zu machen. Als er aber mit ſeinen Vorſtellungen bey den Engländern keinen Eingang fand, begab er ſich zu den Dänen. Dieſe nahmen ihn willig auf: ja ſie erklärten ihn zum Könige von England, indem ſie ſagten, da ſie die Hälfte des Reichs beſäßen, ſo hätten ſie eben ſo viel Recht, einen König zu wählen, als die Weſſexer.

Eduard ſah die gefährlichen Folgen dieſes kühnen Unternehmens bald ein. Daher eilte er, mit einem Kriegsheer die Dänen zu überfallen, ehe ſie ſich recht in Bereitſchaft ſetzen konnten. Seine Ankunft ſetzte ſie auch in große Beſtürzung: und weil ſie außer Stand waren, dem an-

(1) *Annal. Sax. Huntingd.* 5. B.

andringenden Könige zu widerſtehen, ſahen ſie ſich genöthigt, den Ethelward aus ihrem Lande zu verweiſen. Eduard bemächtigte ſich bey dieſer Gelegenheit etlicher Plätze in Mercien, um die Dänen, die ſich in dieſer Provinz ziemlich ausgebreitet hatten, mehr einzuſchränken.

Indeſſen hatte Ethelward (m) ſich in Frankreich begeben; woher er mit einem Heer Normänner in Eſſex landete, und dieſes Landes ſich bemächtigte; weil Eduard ſich von dieſer Seite her nichts feindliches vermuthet hatte. Dieſer unvermuthete Einfall machte auch den Dänen in England neue Hoffnung, bey dieſer Gelegenheit die engländiſche Oberherrſchaft von ſich abzuwälzen. Eduard aber gieng zuerſt auf die Dänen los, und züchtigte ihren Frevel. Hernach war er auch verſchiedenemal wider die Normänner glücklich. Endlich, nachdem Ethelward in einer Schlacht umgekommen war, ſahen ſich die Dänen gezwungen, Friede zu ſuchen; den ihnen Eduard mit der Bedingung gab, daß ſie ihn für ihren Oberherrn erkennen, die Normänner aber nach Frankreich zurückgehen ſollten. Dieſes geſchah in den Jahren 905 und 907. Allein die Dänen konnten nicht lange ruhig bleiben. Im Jahr 910 fiengen ſie wieder Krieg an; in welchem ſie aber ſehr einbüßten, und geſchehen laſſen mußten, daß Eduard ſich ganz Merciens bemeiſterte. Weil Ethelred, der vorhin den Titel eines Grafen von Mercien

(m) *Pontan.* hiſt. Dan. *Annal. Sax.*

cien geführt hatte, dem Eduard, ſeinem Schwager, ſehr gute Dienſte in etlichen Kriegen mit den Dänen gethan hatte, ſo wurde derſelbe wirklicher Graf von Mercien; nach deſſen Abſterben ſeiner Gemahlinn, des Königs Schweſter, Namens Elflede, die Regierung fortführte. Dieſe war eine Prinzeßinn von einem männlichen Geiſte. Sie ließ alſo, während ihrer Regierung, nicht nur etliche Plätze, zur Sicherheit des Landes gegen die Dänen, beveſtigen, ſondern ſie führte ſo gar einen glücklichen Krieg mit den Walliſern; die ſie ſich auch zinsbar machte.

Einige geben vor, im Jahr 915 ſey von dem Eduard die Univerſität Cambridge geſtiftet worden; welches aber andre leugnen. Es läſſet ſich überhaupt wegen Mangel ſicherer Urkunden, in dieſer Sache nichts entſcheiden.

Nach dem Tode der gedachten Elflede im Jahr 918 fand Eduard nicht für rathſam, ſeiner Schweſtertochter, Namens Elswin, Mercien zu laſſen. Er zog alſo dieſes Land ein; und nahm die Elswine zu ſich. Man weis die wahren Urſachen dieſes Verfahrens nicht gewiß.

Die Dänen griefen, nach ihrer Gewohnheit, bald wieder zu den Waffen: waren aber in dem Kriege ſehr unglücklich; und mußten aufs neue den Eduard für ihren Oberherrn erkennen; im Jahr 922.

Die Walliſer, die, wie wir nur erſt geſagt haben, von der Elflede zinsbar waren gemacht worden,

worden, wollten, nach dieſer Regentinn Tode, dieſe Steuer nicht weiter entrichten, und hängten ſich an die Dänen, denen ſie wider Eduard Hülfe ſchickten. Allein dieſer König kam mit ſeinem Heer plötzlich auf ſie angerückt, und die Walliſer mußten, nach einer erlittenen Niederlage, ſich zu Entrichtung der vorigen Abgabe wieder verſtehen. Die Britten in Cumberland unterwarfen ſich dem Eduard ebenfalls.

Eduard hatte durch ſeine tapfere Thaten ſich in ganz England Furcht, und auch auswärts Hochachtung, erworben; als er im Jahr 925 ſtarb.

Er hatte mit einer Schäferstochter, Egwine Namens, der er ſich als Beyſchläferinn bediente, unter andern Kindern auch den Adelſtan erzeugt, der ihm in der Regierung folgte. Die fabelhafte Erzählung von dieſer Egwine übergehen wir wiſſentlich.

Von einer andern rechtmäßigen Gemahlinn wurden ihm zween Söhne und ſechs Töchter gebohren. Und von der dritten Gemahlinn bekam er zween Söhne und zwo Töchter.

Unter dieſes Königs Regierung hatte der obengedachte normänniſche Anführer, Roll, ſich in Frankreich, und zwar in Neuſtrien, ſo veſtgeſetzt, daß er daraus nicht mehr vertrieben werden konnte. Es überließ ihm alſo der franzöſiſche König Karl der Einfältige alles Land in Neuſtrien, ſo zwiſchen der Seine und Epte lag, unter der Bedingung, des Königs Tochter Giſelle zu heyrathen, und ſich taufen zu laſſen.

Adel-

Adelſtan oder Athelſtan, König in England.

Von der erſtern rechtmäßigen Gemahlinn des Eduard war zwar Edwin vorhanden, der eigentlich auf dem Throne folgen ſollte. Allein weil er zum Regiment noch zu jung war, erhielt Adelſtan, der Sohn der Beyſchläferinn Egwine, die königliche Würde. Welches mit deſto größerm Recht geſchah, weil derſelbe eine edle Gemüthsart und gute Auferziehung mit einer großen Erfahrenheit in Staats- und Kriegsſachen ſchon vor der Regierung, verbunden hatte. Gleichwohl waren nicht alle Engländer mit dieſer Wahl zufrieden. Daher verbanden ſich einige der Vornehmſten, mit dem Vorſatz, den Edwin auf den Thron zu bringen. Alfred, das Haupt der Zuſammenverſchwornen, hatte ſchon Anſtalten gemacht, den Adelſtan in Winchester zu überfallen, und ihm die Augen auszuſtechen. Der Anſchlag wurde aber verrathen, und Alfred gefangen genommen. Dieſer wollte ſein Verbrechen nicht geſtehen, und erbot ſich, zu Rom vor dem Pabſte ſeine Unſchuld durch einen Eid zu beſtätigen. Man ließ ihn dorthin bringen. Er ſchwur den Eid: fiel aber, gleich nach deſſelben Ablegung, in eine Ohnmacht, die ſich in dem Tode endigte.

Die Dänen fiengen um dieſe Zeit aufs neue an, ſich zu regen. Da ihnen aber Adelſtan mit einer Armee auf den Hals kam, ehe ſie ſich genug gerüſtet hatten, ſo unterwarfen ſie ſich dem Könige; und dieſer verzieh ihnen: ja er gab ihrem Könige

Könige Sithrick ſeine Schweſter zur Ehe, mit der Bedingung, daß er ſich taufen ließe. Nach Sithricks Tode fiel Adelſtan mit einem Heer in Northumberland ein; aus was für Urſachen, iſt unbekannt. Kurz, er bemächtigte ſich dieſes ganzen Landes; das Schloß zu York ausgenommen. Die zween Söhne des Sithrick, Anlaff und Godfrid, ſahen ſich genöthigt, zu entweichen; und der däniſche König Reginald that eben dieſes. Anlaff hatte ſich in Irrland; Godfrid aber zu dem ſchottländiſchen Könige Conſtantin, geflüchtet. Adelſtan begehrte dieſes letztern Auslieferung vom Conſtantin: allein Godfrid entwiſchte glücklich. Er trieb hierauf einige Zeit Seeräuberey: begab ſich hernach von ſelbſt zu dem König Adelſtan; gieng aber nachhero auch von dieſem wieder hinweg; ohne daß man weiter einige Nachricht von ihm aufweiſen kann.

Anlaff (n) hingegen ergrief ziemlich gewiſſe Mittel, ſich an dem Adelſtan, wegen ſeiner Verjagung zu rächen. Er machte ſich an den König von Schottland, und bewegte denſelben durch allerhand ſcheinbare Vorſtellungen, mit Adelſtan einen Krieg anzufangen. Um dieſen aber mit deſto beſſern Fortgange unternehmen zu können, hetzte Conſtantin die Walliſer wider Adelſtan auf, und ſchickte ihnen Hülfsvölker. Allein Adelſtan war unverſehens mit einer Armee in Wallis; lieferte dem daſigen Könige Hoel ein

(n) *Malmesb. Huntingd.*

ein Treffen, und ſiegte. Die Walliſer aber mußten ihren Frevel durch eine größere Steuer, die man ihnen auflegte, büßen. Hierauf wendete Adelſtan ſeine Kriegsmacht gegen Schottland; bemächtigte ſich allda etlicher Plätze, und nöthigte dadurch den Conſtantin, der die vom Anlaff verſprochene Hülfe aus Irrland vergeblich erwartet hatte, um Friede zu bitten. Adelſtan bewilligte denſelben auf ſehr vortheilhafte Bedingungen, indem er dem ſchottländiſchen Könige alle ihm abgenommene Plätze wieder einräumte; durch welche Großmuth er ſeinen Feind ſich verbindlich zu machen hoffte: welche Hoffnung aber fehl ſchlug, indem Conſtantin von dieſer Zeit immer Kriegszurüſtungen machte.

Indeſſen begieng Adelſtan eine That, die, wenn ſie wahr iſt, ſeinen Ruhm nicht wenig vermindern muß. Ein Vornehmer des Hofes gab des Königs Bruder, Edwin, bey dem Adelſtan heimlich an, als hätte ſelbiger an der oben gedachten Zuſammenverſchwörung wider den König Theil gehabt. Adelſtan war ſo übereilt, daß er dieſem Vorgeben glaubte, und den Edwin, den er nicht öffentlich wollte umbringen laſſen, auf ein Schiff ohne Segel und Steuerruder ſetzen, und alſo dem Meer übergeben ließ. Edwin, ſeinen Tod vor ſich ſehend, ſtürzte ſich ins Meer, nachdem er vorher ſeine Unſchuld hoch betheuert hatte. Adelſtan ließ hernach, zur vermeynten Büßung ſeines Brudermords, das Kloſter Midleton, in der Provinz Dorſet, bauen.

Doch

Doch es zweifeln einige alte Geſchichtſchreiber an dieſer ganzen Erzählung.

In Schottland fuhr indeſſen Conſtantin mit ſeinen Zurüſtungen unablåßig fort. Und Anlaff hatte Mittel gefunden, die Irrlånder, Walliſer und die Dånen in Northumberland auf ſeine Seite zu ziehen. Dieſe Bundsgenoſſen hatten die Anſtalten zum Kriege ſo heimlich gemacht, daß Anlaff mit einer Flotte von 600 Schiffen in den Humber einlief, ehe Adelſtan in dieſen Gegenden die geringſte Veranſtaltung wider die Feinde gemacht hatte. Gleichwohl verwirrte dieſer unerwartete Einfall den Muth Adelſtans nicht. Er brachte vielmehr in möglichſter Geſchwindigkeit eine Armee zuſammen, und gieng mit ſelbiger auf ſeine Feinde los, da ſie ſich ſeiner nicht verſahen. Da kam es dann zu einem blutigen Treffen; in welchem Adelſtan den Sieg davon trug, und Conſtantin, nebſt vielen Vornehmen auf dem Platze blieb. Die Folgen dieſes Sieges waren, daß Adelſtan viele Oerter in Schottland eroberte; die Walliſer aber durch eine abermalige Erhöhung der Steuer züchtigte, und ihnen alles Land zwiſchen der Wye und Saverne abnahm. Die northumberlåndiſchen Dånen wurden für das künftige etwas ſtrenger gehalten. Hierauf grief Adelſtan die Britten in Cornwallien an, die ebenfalls an dieſem Kriege Theil genommen hatten, und nahm ihnen die Stadt Exceter weg.

Endlich ſtarb dieſer König im Jahr 941, und man kann ihm das Lob eines rechtſchaffenen Lan-

desfürſten nicht ſtreitig machen. Seine Tapferkeit leuchtet aus ſeinen Thaten helle genug hervor. Von ſeiner Sorgfalt, die Gerechtigkeit in ſeinem Lande zu handhaben, zeugen die Geſetze, die er zu des Alfreds Sammlung gethan. Er verſtattete nicht, daß Klöſter und Kirchen Freyſtätte für Miſſethäter ſeyn ſollten. Unter ſeine nützlichſten Verrichtungen aber gehört die Ueberſetzung der heiligen Schrift in die ſächſiſche Sprache, die damals in England üblich war. Durch dieſe und andre rühmliche Thaten erwarb ſich Adelſtan auch eine große Hochachtung bey den mächtigſten ausländiſchen Königen.

Weil Adelſtan keine Söhne hinterlaſſen hatte, ſo wurde der älteſte unter den rechtmäßigen Söhnen Eduard des Aeltern, auf den königlichen Thron geſetzt. Dieſer war

Edmund I. König in England.

Weil Edmund kaum achtzehen Jahr alt war, da er zur Regierung kam, ſo wagten es die Dänen abermal, einen Verſuch um die Erhaltung ihrer Freyheit zu thun. Anlaff, der dieſes Vorhaben erfuhr, wollte ſich einer ſo ſchönen Gelegenheit bedienen, zu dem Beſitz von Northumberland zu gelangen. Er bewarb ſich alſo um Hülfe bey Olaus, König von Norwegen; der ihm auch ſolche wirklich leiſtete. Mit dieſen Hülfsvölkern that er einen Einfall in Northumberland, und bemächtigte ſich der Stadt York durch Verrätherey, worauf ſich mehrere Städte an ihn ergaben. Nachdem er nun von Northumber-

humberland Meiſter war, fiel er auch in Mercien ein; wo er von ſeinen Landsleuten mit Freuden empfangen wurde. Edmund verlohr bey dieſem Glück ſeiner Feinde den Muth keinesweges. Vielmehr brachte er in möglichſter Geſchwindigkeit eine Armee zuſammen, mit der er auf die Feinde los gieng. Beyde Theile lieferten eine Schlacht, in welcher mit ſolcher Tapferkeit geſtritten wurde, daß bis in die Nacht hinein keine von beyden Armeen ſich einiges Vortheils rühmen konnte. Indem nun die Heere bereit waren, mit dem folgenden Tage das Treffen zu erneuern, bemühten ſich die Erzbiſchöfe von Canterbury und York die ganze Nacht hindurch, einen Vergleich zwiſchen den Streitenden zuwege zu bringen. Welche Bemühung auch nicht vergeblich war, indem noch dieſelbe Nacht ein Friede geſchloſſen wurde, nach welchem Edmund den Dänen ein ziemliches Stück Land abtreten mußte. Worauf dann Anlaff zum Beſitz von Northumberland, welches durch dieſen Vertrag noch merklich vergrößert wurde, gelangte. Allein Anlaff beſaß ſein Reich nicht lange in Ruhe. Denn, weil er ſeine Unterthanen mit ungewöhnlichen Auflagen beſchweren mußte, um die Schulden zu bezahlen, die er bey dem norwegiſchen Könige, wegen geleiſteter Hülfe, gemacht hatte; ſo wurden dieſelben zum Theil ſchwürig, und die Einwohner von Deire erwählten ihnen zum Könige den Reginald, des Anlaff Bruderſsohn. Anlaff wollte dieſen Nebenkönig mit Gewalt vertreiben; Reginald aber ſich

mit Gewalt auf dem Thron behaupten. Es kam alſo zu einem öffentlichen Kriege zwiſchen beyden Fürſten im Jahr 944. Edmund wollte dieſe innerliche Unruhe ſich zu Nutz machen, und rückte unvermuthet in Northumberland ein. Da niemand daſelbſt zum Widerſtande gefaßt war, hätte er gar leicht das ganze Reich erobern können. Er begnügte ſich aber damit, daß er den Reginald im Reiche beſtätigte; beyde northumberländiſche Könige aber zwang, ihm den Eid der Treue zu ſchwören, und ſich taufen zu laſſen.

Allein gleich nach Edmunds Abzuge empörten ſich die beyden däniſchen Könige, mit Zuziehung der Dänen in Mercien und des Königs von Cumberland. Edmund aber eilte auf dieſe Nachricht mit einer Armee in Mercien, und eroberte daſelbſt etliche wichtige Plätze. Er gieng hierauf mit gleicher Geſchwindigkeit in Northumberland, und überfiel beyde Könige, ehe ſie ihre Macht geſammlet hatten. Ja er trieb ſie dergeſtalt in die Enge, daß ſie, aus Beſorgniß, dem Edmund in die Hände zu fallen, ſich gar aus der Inſel hinweg begaben. Die Dänen mußten ſich hierauf abermal unterwerfen, und dem Edmund den Eid der Treue ſchwören. Hiernächſt rückte der König mit ſeinem Heer in Cumberland ein, um den daſigen König, wegen ſeiner Verbindung mit den Dänen, zu züchtigen. Er bemeiſterte ſich dieſes Landes ohne Mühe. Zugleich glaubte er, dieſe Eroberung am beſten anzuwenden, wenn er dieſes ganze Land dem Könige von Schott-

land ſchenkte, mit der Bedingung, daß ihm ſelbſt die Oberherrſchaft darüber bleiben; der König in Schottland aber verbunden ſeyn ſollte, ihm zu huldigen, und bey Feyerlichkeiten, auf Verlangen, an dem Hofe des Königs von England zu erſcheinen. Dieſes geſchah, im Jahr 945, und aus dieſem Vorgange iſt vermuthlich die Sage entſtanden, daß die Könige in Schottland von dieſer Zeit an Vaſallen der Könige von England geweſen wären.

Außer dieſen kriegeriſchen Verrichtungen hat Edmund doch auch ſonſt für den innerlichen Wohlſtand ſeiner Länder Sorge getragen. Einige von ihm herkommende Geſetze zeugen von ſeiner landesväterlichen Sorgfalt. Wir bemerken darunter nur das Geſetz, nach welchem bey einer Diebsrotte allemal der älteſte zum Strange verurtheilt wurde.

Endlich verlohr dieſer gute König ſein Leben im Jahr 948 auf folgende Weiſe. Als er ein gewiſſes Feſt feyerlich begieng, ſah er, daß ein Miſſethäter, Namens Leolph, der aus dem Reiche war verbannt worden, ſich erkühnte, an einer der Tafeln zu ſitzen. Er befahl, den Böſewicht zu greifen. Dieſer aber zog ſeinen Dolch. Welche Kühnheit den König ſo aufbrachte, daß er den Frevler ſelbſt bey den Haaren zum Saal hinaus ſchleppte; wobey aber der Ruchloſe die Gelegenheit erſah, den König durch einen Dolchſtich zu ermorden, etwan im fünf und zwanzigſten Jahre ſeines Alters. Edmund hinterließ zween unmündige Söhne, Edwy und Edgar.

Daher zur königlichen Würde erhoben wurde ſein Bruder

Edred.

Auch unter dieſem Könige thaten die Dänen einen Verſuch, ſich in Freyheit zu ſetzen. Sie vermutheten von dem neuen Könige nicht ſo viel Entſchloſſenheit und Geſchicklichkeit, als nöthig war ihnen widerſtehen zu können. Ueberdies hatten ſie ſich mit Macolm König in Schottland, in ein Bündniß eingelaſſen. Allein Edred brachte, auf die erſte Nachricht von dem Vorhaben der Dänen, eine Armee zuſammen, mit der er ganz unerwartet in Northumberland einfiel, und dadurch die Dänen ſo beſtürzte, daß ſie ſich ihm auf willkührliche Bedingungen unterwarfen. Edred legte ihnen Geldbußen auf, und ſtrafte etliche der Anſtifter zur Empörung. Darauf gieng er auf Schottland zu, um ſich auch an daſigem Könige zu rächen. Dieſer aber wollte es zu keinen weitern Feindſeligkeiten kommen laſſen, ſondern bat um Frieden, und leiſtete die gebührende Huldigung.

Die Dänen konnten noch nicht ruhig bleiben. Sie beriefen den Anlaff wieder ins Land; und dieſer war mit ſeinen Anſtalten und Angriffen ſo geſchwind, daß er ganz Northumberland einnahm, ehe Edred im Felde erſcheinen konnte. Allein Anlaffs Regiment währte nicht lange. Weil er mit ſeinen Unterthanen zu hart umgieng, ſo jagten ſie ihn fort, und erwählten an ſeine Statt den Erick. Indeſſen hatte Anlaff doch

noch einige Anhänger, die mit der Gegenpartey immer zu ſtreiten hatten. Dieſe innerliche Unruhe gab dem Edred Gelegenheit, mit einer Armee in Northumberland zu gehen; wo er, weil niemand in Bereitſchaft wider ihn ſtund, und Erick ſelbſt in Schottland entflohen war, alles einnahm. Bey dieſen Umſtänden legten ſich die Dänen von neuem aufs Bitten, und erhielten auch von dem großmüthigen Könige nicht nur Verzeihung, ſondern auch ihren König Erick wieder, der nur eine Geldſumme zahlen und den Eid der Treue ablegen mußte. Als aber der König ſich auf dem Rückwege befand, waren die Dänen ſo treulos, daß ſie ſein Heer, da niemand etwas Böſes befürchtete, überfielen, und daſſelbe unfehlbar würden zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht die Entſchloſſenheit des Königs und die tapfere Gegenwehr ſeiner Leute der Sache einen guten Ausſchlag gegeben hätte. Nun gieng Edred zurück in das feindliche Land, des Vorhabens, dieſe Treuloſigkeit nach Strenge zu beſtrafen. Die Dänen aber demüthigten ſich abermal, und erboten ſich, alles, was Edred verlangen würde, zu thun: ſie ſagten dem Erick den Gehorſam auf, und tödteten Amak, einen Sohn Anlaffs, als einen Rädelsführer. Durch dieſe Demüthigung ließ Edred ſich wieder beſänftigen. Doch beſetzte er die haltbaren Orte des Landes mit Engländern; hub die königliche Würde in Northumberland auf; machte das Land zu einer Provinz, und ſetzte einen Engländer, Graf Oſulph, als Statthalter dahin, im

Jahr 954. Und von dieſer Zeit an waren die Dänen gezwungen ruhig zu bleiben.

Als Edred die erwünſchte Stille in ſeinem Reich hergeſtellt ſah, fieng er an, ſich der Andacht zu ergeben, d. i. er räumte dem damals berühmten Abt des Kloſters zu Glaſton, Namens Dunſtan, eine völlige Gewalt über ſein Gemüth ein. Ohne dieſes Mannes Rath unternahm er nichts: er überließ ihm die Beſorgung ſeiner Einkünfte: ja er hielt es für eine Ehre, bisweilen von dieſes Abts eigner Hand gezüchtigt zu werden. Auf ebendeſſelben Anrathen wurde das Kloſter zu Glaſton auf königliche Koſten ſehr prächtig zu erbauen angefangen, aber nicht vollendet. Die Mönche, ſeine Anhänger, riefen ihn überall als einen Heiligen aus. Doch machte ihm ſein Stolz viele Feinde; wovon ſich die Wirkung unter der nachmaligen Regierung zeigte.

Edred ſtarb im Jahr 955. Seine Söhne Elfrid und Bedfrid, folgten ihm, wegen ihrer Jugend, nicht auf dem Thron; als welchen Edwy, ſeines Bruders Edmund Sohn, beſtieg. Aus dieſem und mehrern vor erzählten Beyſpielen ſcheinet ziemlich gewiß zu ſeyn, daß die Nachfolge der Könige in England von der Wahl der Geiſtlichkeit und des Adels abgehangen.

Edwy, König in England.

Dieſer wegen ſeiner außerordentlichen Schönheit berühmte König (o), ließ, in Anſehung des Dun-

(o) *Flor. Wigorn. Sim. Dunelm. Huntingd.*

Dunſtan, ganz andre Geſinnungen, als ſein Vorfahrer, blicken. Gleich beym Antritt der Regierung forderte er von ihm Rechenſchaft wegen der königlichen Einkünfte, die er unter Händen gehabt hatte. Nächſt dieſem wurden allen Ordensbrüdern ihre Kirchenämter genommen, und denen Geiſtlichen gegeben, die keine Kloſtergelübde gethan hatten. Durch welche Verfügung das Anſehen Dunſtans merklich geſchwächt, und derſelbe veranlaßt wurde, in ein Kloſter in Flandern zu gehen.

Indeſſen unterließen die aufgebrachten Mönche nicht, den König Edwy als den allergottloſeſten Menſchen überall auszuſchreyen: wodurch ſie endlich ſo viel erhielten, daß ſich in Mercien eine Anzahl Mißvergnügter hervor that, zu deren Haupt ſich des Königs Bruder, Edgar, ſelbſt aufwarf. Nachdem er ſich Mercien verſichert hatte, gieng er in Northumberland und Oſtanglien, und zog die Dänen daſelbſt leicht auf ſeine Seite. Edwy, über dieſen unvermutheten Vorgang beſtürzt, wußte ſich nicht anders zu rathen, als dadurch, daß er ſich mit Weſſer, deſſen Einwohner ihm getreu geblieben waren, begnügen, die übrigen abgefallenen Länder aber fahren ließ.

Die Engländer und Dänen, die nun wieder einen eignen König haben wollten, ſtritten lange darüber, ob man einen Engländer oder Dänen zu dieſer Würde erheben ſolle. Die Dänen wollten, um ihres Vortheils willen, durchaus haben, man ſolle noch mehr Volk aus Däne-

mark herüber kommen laſſen: Die Engländer aber widerſetzten ſich dieſem Vorſchlage aus allen Kräften: und endlich wurde der Edgar von beyden Völkern zum Könige von Mercien erwählt im Jahr 959

Edwy,	Edgar,
König in Weſſex.	König in Mercien.

Edwy zog den Verluſt dieſer Länder ſich ſo ſehr zu Herzen, daß er bald hierauf ſtarb, nachdem er etwan vier Jahre regiert hatte. Die meiſten Geſchichtſchreiber, ſo Mönche waren, beſchrieben den Edwy als einen ſehr gottloſen Mann, der, unter andern Laſtern, auch der Untreue gegen ſeine Gemahlinn ſchuldig ſey, und ſich eine Beyſchläferinn gehalten habe. Sie ſagen noch ſo vieles anderes Böſe von dieſem Könige, daß alle ihre hieher gehörigen Erzählungen miteinander den Glauben verlieren.

Nach Edwy Tode regierte alſo als König von ganz England

Edgar, der Friedfertige.

Dieſer König (p) war zwar, bey dem Antritt ſeiner Regierung, erſt ſechzehen Jahr alt: er zeigte aber durch ſeine weiſe und kluge Anſtalten, daß, vor dem Mannesalter, ein großer und männlicher Geiſt in ihm ſey.

Zuvörderſt rief er den Dunſtan wieder zurück, und gab ihm das Biſthum Worceſter.

Hernach

(p) *Flor. Wigorn. Wilh. Malmesb. Matth. Weſtmon.*

Hernach wußte er durch ſeine ganze Regierung hindurch den Frieden im Lande zu erhalten; wovon er den Beynamen, der Friedfertige, bekam. Er hatte aber ein friedliches Regiment nicht durch viele gewonnene Schlachten, auch nicht durch eine gewiſſe Trägheit des Geiſtes, ſondern blos durch gute Einrichtungen, ſich verſchafft. Er hielt nämlich, vornehmlich in den nordlichen Provinzen, immer ein zahlreiches Kriegsheer auf den Beinen, welches allezeit bereit war, einer androhenden Empörung und auch auswärtigen Feinden, entgegen zu gehen. Dabey ließ er überaus zahlreiche Flotten ausrüſten, wodurch das Meer und die Küſte, ſowohl vor den Seeräubern, als auch andern Feinden von außen her, ſicher geſtellt wurde. Durch dieſe weiſe Anſtalten erhielt **Edgar** ſeine Unterthanen im Gehorſam, und ſeine Feinde und auch auswärtige Fürſten, in Furcht. Dadurch geſchah es, daß die Könige von **Wallis**, Irrland und der Inſel **Man** ihm, als Oberherrn, den Eid der Treue leiſteten.

Da bisher eine gräuliche Anzahl Wölfe in **England** unbeſchreiblichen Schaden an dem Vieh gethan hatten, war **Edgar** ſorgfältig darauf bedacht, dieſem Landübel abzuhelfen. Zu dem Ende mußten ihm die **Walliſer**, ſtatt der jährlichen Steuer an Geld und zahmen Vieh, dreyhundert Wolfsköpfe liefern. Und dann wurde allen, die eines Verbrechens ſchuldig waren, aufgelegt, nach Beſchaffenheit ihrer Mißhandlung, eine gewiſſe Anzahl Wolfszungen zu bringen.

bringen. Durch dieſe Anſtalt wurden die Wölfe gar bald mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Ein andres Unheil im Lande kam von der Ungerechtigkeit der Richter her. Ungeachtet Alfred, wie oben geſagt worden, in dieſem Stück ſehr genaue Aufſicht gehalten hatte, ſo machten doch die vielen Kriege, die ſeine Nachfolger führen mußten, daß man auf das Verhalten der Richter weniger Acht haben konnte. **Edgar** nahm dieſen Verfall der Gerichte zu Herzen: er durchreiſte ſelbſt ſeine Länder, um die Klagen wider die böſen Richter zu vernehmen. Sodann machte er die gute Verordnung: daß ein jeder Richter, der aus Unwiſſenheit wider die Geſetze ein Urtheil ſprechen würde, um eine Summe Gelds geſtraft; der Richter aber, der vorſetzlich wider die Geſetze etwas beſchlöße, mit der Abſchaffung beſtraft werden ſolle.

Die Geiſtlichkeit hatte unter der Regierung **Edgars** ihre güldene Zeit. Denn dieſer König erwies gegen die Klöſter eine ſolche Freygebigkeit, daß dieſe heiligen Oerter zu unermäßlichen Reichthümern gelangten. Daher rühmen auch die geiſtlichen Geſchichtſchreiber dieſen Herrn über die Maaße. Eine ſo übermäßige Mildthätigkeit aber kam großen Theils von dem Anſehen her, in welchem Dunſtan bey dem Könige ſtund. Weil nun dieſer Mann, aus mehr als einer Urſache, merkwürdig iſt, ſo wollen wir auch von ihm insbeſondere ſo viel erzählen, als nöthig iſt, ihn näher kennen zu lernen.

Dunſtan

Dunſtan wurde im Jahr 925 zu Glaſton gebohren. Sein Vater war Herſtan, und ſeines Vaters Bruder Athelm, Erzbiſchof zu Canterbury. Dieſer letztere ließ den Dunſtan in den nöthigen Künſten unterrichten, und ſchickte ihn ſodann an den Hof des Königs Adelſtan, damit er von demſelben eine Beförderung erhalten möchte. Allein die Neider trieben den Dunſtan bald vom Hofe hinweg, indem ſie denſelben dem Könige als einen nichtswürdigen Menſchen ſchilderten. Nachdem aber der König den Dunſtan nachher näher kennen gelernt, ſo ſchenkte er ihm einige Ländereyen in der Gegend Glaſton. Dunſtan nahm mit ſich dahin etliche andächtige Männer, und lebte mit ihnen nach Art der Mönche. Adelſtans Nachfolger, Edmund, war dem Dunſtan ebenfalls gewogen, und ſtiftete deswegen in ſelbiger Gegend ein Kloſter, worüber er dem Dunſtan die Aufſicht gab. Unter dem Edred ſtieg das Anſehen Dunſtans am Hofe auf den höchſten Gipfel; wie unter dieſem Könige berührt worden; wo wir auch von den Schickſalen dieſes Mannes unter dem Edwy ſchon etwas geſagt haben. Daß Edgar denſelben zum Biſchof von Worceſter gemacht habe, iſt ſchon oben gemeldet. Wir ſetzen nur hinzu, daß Dunſtan von dem Könige hernach zum Erzbiſchof von Canterbury verordnet worden. Weil es aber mit dieſer Wahl nicht gar zu geſetzmäßig zugegangen war, ſo mußte Dunſtan, unter dem Vorwande, das Pallium zu holen, nach Rom reiſen, und ſeiner Wahl wegen ſich beym Pabſt rechtfer-

rechtfertigen. Der Pabſt, der die Brauchbarkeit dieſes Mannes wohl erkannte, beſtätigte dieſe Wahl ohne Anſtand, und machte ihn gar zu ſeinem Legaten in England.

Nachdem Dunſtan (q) ſein Anſehen genug beveſtigt zu haben glaubte, fieng er aufs neue an, auf die Ausführung ſeines ehemaligen Vorhabens, nämlich die weltliche Geiſtlichkeit von den Kirchenämtern zu verdrängen, und ſie den Mönchen zuzuwenden, alles Ernſts zu denken. Er begrief leicht, daß er von Seiten des Adels hierbey große Hinderniſſe zu gewarten habe. Daher ſuchte er ſein Vorhaben auf eine andre Weiſe zu erreichen. Er wußte das unordentliche Leben der weltlichen Geiſtlichkeit: ja ſelbſt das Volk mußte daſſelbe bemerken. Er und ſeine Mönche bemühten ſich demnach unter der Hand, die Leute auf das Bezeigen der weltlichen Geiſtlichen aufmerkſam zu machen, damit die Mönche, mit jenen verglichen, recht heilig erſcheinen möchten. Dieſe Bemühung gieng gut von ſtatten, und die Mönche kamen täglich in größere Hochachtung. Der König, der eine große Meynung von der Mönche Heiligkeit hatte, war es leicht, zu ihrem Vortheil einzunehmen. Um alſo dieſe ſogenannte Kirchenverbeſſerung vorzunehmen, wurde von Dunſtan, mit königlicher Bewilligung, eine Kirchenverſammlung ausgeſchrieben; bey welcher der König ſelbſt erſchien, und in ſeiner Rede deutlich zu verſtehen gab, daß er für die Mönche

(q) *Riewallenſ.* 3. B.

Mönche geſinnt ſey. Nachdem der König das unehrbare Leben der weltlichen Geiſtlichen lebhaft abgeſchildert hatte, vermahnte er ernſtlich, auf eine Beſſerung in dieſem Stück zu denken, und trug die Ausführung dieſes Werks dem Dunſtan, und den Biſchöfen von Winchester und Worceſter, die beyde dem Dunſtan anhiengen, auf. Niemand unterſtund ſich, der Geſinnung des Königs zu widerſprechen. Die drey Prälaten alſo ſchritten ohne Verweilen zur Ausführung des aufgetragenen Geſchäffts, und es wurden alle Geiſtliche, die keinen Orden hatten, von ihren Stellen verjagt, und in dieſelben lauter Mönche geſetzt. Dieſes Unternehmen konnte dem Pabſt nicht anders, als höchſt angenehm ſeyn, weil durch die Erhöhung der Mönche ein Weg gebahnt wurde, das Verbot der Prieſterehen nachmals deſto leichter durchzutreiben, da demſelben ſich die engländiſchen Prieſter bisher ſtandhaft widerſetzt, und die ſogenannten weltlichen Geiſtlichen die Freyheit hatten, zu heyrathen. So viel von Dunſtans Verrichtungen unter dieſem Könige.

Uebrigens war dieſer Fürſt, in Anſehung der Liebeshändel, nicht von allem Tadel frey; obgleich die geiſtlichen Geſchichtſchreiber weit nicht ſo viel Lärmens davon machen, weil er ein Fürſt nach ihrem Sinn war, als beym Edwy, der ihnen wenig Gunſt erwies. Edgar hängte ſich alſo zuerſt an eine Nonne, die er aus dem Kloſter nehmen ließ. Hernach bediente er ſich der Elflede; die von einigen für ſeine rechtmäßige

Gemahlinn gehalten wird. Wenigſtens folgte ihm der mit ihr erzeugte Sohn Eduard in der Regierung. Er hatte, außer dieſen, noch eine Weibsperſon von geringer Herkunft lieb gewonnen, die er auch in ſeinem Eheſtande beybehielt.

Hierauf kam dem Könige die Schönheit zu Ohren, mit welcher des Ordang, Grafen von Devonshire, Tochter, Elfride, begabt war. Er wollte aber doch auch gewiſſere Nachricht von dem Grunde oder Ungrunde dieſes Gerüchts einziehen, und gab dem Grafen Ethelwold, ſeinem Liebling, im geheim auf, von der Schönheit der jungen Gräfinn den Augenſchein zu nehmen. Dieſer hatte das Frauenzimmer nicht ſo bald erblickt, als er aufs heftigſte in ſie verliebt wurde, und daher ſich, ungeachtet aller Bedenklichkeiten, die er hiebey haben mußte, ſogleich entſchloß, in ſeinem eignen Namen um dieſe Perſon anzuhalten; welche ihm auch von den Aeltern nicht verſagt wurde. Ethelwold vollzog die Heyrath, aber ingeheim, indem er vorgab, daß er aus wichtigen Gründen dieſe Verehligung verborgen halten müſſe. Hernach gieng er zu ſeinem Könige zurück, und beredete denſelben, es fehle ſo viel, daß die junge Gräfinn die gerühmte beſondere Schönheit beſitze, daß ſie vielmehr unter die mittelmäßigen Geſtalten gehöre. Alles, was ihr einen Vorzug geben könnte, ſey der große Reichthum ihres Vaters. Der König glaubte dieſem Vorgeben, und wurde, in Abſicht auf dieſe Perſon, gleichgültig: Als Ethelwold dieſes merkte, hielt er bey dem Könige um Erlaubniß an, dieſes

Frauen=

Frauenzimmer, blos ihres großen Vermögens wegen, heyrathen zu dürfen: welches dann auch der König gerne geſchehen ließ. Ethelwold verbarg ſeine Frau auf einem Landgute, und vermied ſorgfältigſt alle Gelegenheit, daß ſie nach Hofe kommen ſollte. Allein dieſer heimliche Streich wurde dem Könige bald verrathen. Er ließ aber ſeinen hierüber gefaßten Zorn nicht merken, ſondern that eine Reiſe in die Gegend, wo Ethelwolds Frau ſich aufhielt: gieng ſodann auf dieſes Landgut zu, und verlangte von Ethelwold gerade heraus, das ſchöne Frauenzimmer, ſo ihm ehemals gerühmt worden ſey, zu ſehen. Ethelwold erſchrack hierüber aufs heftigſte: er konnte aber vom Könige nur ſo viel erhalten, daß er, um zum Empfang des Königs die nöthigen Befehle zu ertheilen, auf etliche Augenblicke voran hineingehen durfte. Hier geſtund er ſeiner Frau den ganzen Handel, und bat ſie fußfällig, wenigſtens keine Reizungen gegen den König zu gebrauchen. Sie verſprach es, putzte ſich aber ſo reizend auf, und bezeigte ſich ſo, daß der König ſogleich heftig in ſie verliebt wurde. Der König ließ ſeine Liebe nicht merken, und machte dadurch den Ethelwold ganz ſicher. Bald hernach aber wurde derſelbe, als er auf königlichen Befehl in Northumberland reiſen mußte, in einem Walde todt gefunden. Weil nun der König über dieſen Mord keine Unterſuchung anſtellen ließ, und bald darauf des Ethelwolds Wittwe heyrathete, ſo war leicht zu errathen, wer die Ermordung veranlaßt habe.

Aus dem nun, was bisher erzählt worden, machen wir den gegründeten Schluß, es ſey bey dem Edgar eine Miſchung von guten und böſen Eigenſchaften zu finden geweſen. Dieſes Urtheil iſt vielleicht richtiger, als derjenigen, die dieſen Fürſten für allzufromm, oder derjenigen, die ihn für gar zu gottlos, ausſchreyen. Daß die Geiſtlichen, aus eigennützigen Urſachen, zu viel Gutes von demſelben geſchrieben, dargegen manche böſe That unbemerkt übergangen haben, läſſet ſich faſt mit Gewisheit glauben. Endlich ſtarb Edgar im Jahr 975, nur 32 Jahr alt, und wurde von den Mönchen als ein Heiliger ausgerufen.

Ihm wurde zum Nachfolger geſetzt

Eduard II. der Märtyrer;

deſſen Mutter wir ſchon vorher unter den Liebeshändeln Edgars genennt haben. Es war aber auch ein Sohn, Ethelred, vorhanden, den Edgar mit Ethelwolds Gemahlinn, Elfride, erzeugt hatte.

Nach Edgars Abſterben fieng man in einigen Gegenden Englands an, die Mönche wieder von ihren Dienſten zu verjagen, und an ihre Stelle weltliche Geiſtliche zu ſetzen. Doch hielten es noch verſchiedene Große mit den Mönchen. Die Parteyen waren dergeſtalt über einander erbittert, daß man beynahe zu den Waffen gegriffen hätte. Dieſes aber unterblieb, weil es, wegen der Beſetzung des engländiſchen Throns, Streitigkeiten ſetzte. Ethelred hatte einen ſtarken

ken Anhang, weil viele den Eduard, als den Sohn einer unrechtmaßigen Gemahlinn, nicht zu ihrem Könige haben wollten. Weil aber Ethelred keine Hoffnung gab, daß er die Mönche beſonders begünſtigen wolle, ſo that Dunſtan und ſein Anhang das äußerſte, die Krone dem Eduard zuzuwenden. Als demnach eine Verſammlung, wegen Erwählung eines unter beyden Prinzen, gehalten wurde, ſtund Dunſtan unvermuthet auf, faßte den Eduard bey der Hand, gieng, in Begleitung der andern Biſchöfe, mit ihm in die Kirche, und ſegnete denſelben als König ein. Die Großen des Reichs murrten zwar über dieſen gewaltſamen Eingriff in das gemeine Wahlrecht: doch, weil ſie das Volk auf Dunſtans Seite ſahen, ließen ſie es ſo geſchehen.

Wie Dunſtan ſich den Eduard durch dieſen Dienſt höchlich verbunden gemacht hatte, alſo war es dieſem Prälaten etwas leichtes, zumal unter dem Titel der Vormundſchaft, die ganze königliche Gewalt allein auszuüben. Bey dieſer ſchönen Gelegenheit nun ſäumte Dunſtan nicht, die Mönche in dem Beſitz der erhaltenen Kirchendienſte zu erhalten. Allein er fand ſehr ſtarken Widerſtand, ſo lange der König noch minderjährig war. Zwar ſuchte er, durch allerhand ſogenannte Wunderthaten ſeinen Vorſchlägen ein göttliches Anſehen zu geben: allein er konnte doch ſeine Abſicht nicht eher erreichen, bis ſich ein Fall begab, der, wenigſtens dem Volk, ein unläugbares Wunderwerk zu ſeyn ſchiene. Es that näm-

lich Dunſtan in einer Kirchenverſammlung, welcher die Geiſtlichen ſowohl, als die Großen des Reichs, beywohnten, einen Vortrag, daß man die Ordensmänner in ihren neuerlich erhaltenen geiſtlichen Bedienungen ungeſtört laſſen ſolle. Vermuthlich würden die Ordensmänner damals von den zahlreich anweſenden Herren des Reichs ihren Wunſch nicht erhalten haben, wenn nicht auf einmal das Verſammlungszimmer unter den Füßen der Anweſenden eingeſtürzt wäre; durch welchen Fall alle verwundet worden, Dunſtan und die Biſchöfe ausgenommen, deren Stühle unbeweglich ſtehen blieben. Man könnte zwar leicht wider dieſes Wunderwerk wichtige Einwendungen machen: allein, wir begnügen uns, die Sache erzählt zu haben. Genug, dieſer Zufall vermehrte in den Gemüthern des Pöbels die Ehrerbietung gegen die Geiſtlichkeit ungemein.

Im Jahr 979 kam Eduard auf eine erbärmliche Weiſe ums Leben. Der König kam eines Tags auf einer Jagd nahe an das Schloß, wo Elfride mit ihrem Sohn Ethelred wohnte. Er gieng ganz allein dahin: und die Elfride lud ihn höflich ein. Er wollte aber nichts weiter, als ein Glas Wein, annehmen. Kaum fieng er an zu trinken, ſo wurde er von jemand von hintenher durch den Leib geſtochen. Der verwundete König eilte auf ſeinem Pferde davon; verblutete ſich aber bald ſo ſehr, daß er vom Pferde fiel, und von demſelben gar zu tode geſchleift wurde. Die Elfride ließ den Leichnam durch nachgeſchickte

Leute in einen Brunnen werfen, um auf dieſe Weiſe die That zu verbergen. Allein der Körper wurde gefunden, und in dem Kloſter Shaftsbury beygeſetzt, wo derſelbe viele Wunder gethan haben ſoll. Von dieſer unſchuldigen Ermordung haben die Mönche, die Verehrer des Eduard, ihm ohne Zweifel den Beynamen des Märtyrers gegeben.

Zuſtand der Kirche von England.

Von der Vereinigung der ſieben Königreiche an, bis auf das Ende der Regierung Eduard des Märtyrers.

In dieſem Zeitabſchnitte, den wir zu beſchreiben haben, werden wir nicht ſehr viel merkwürdiges, in Abſicht auf die Religion, finden. Die faſt ununterbrochenen Kriege, die Zerſtörung der Kirchen und Klöſter, in denen die Denkmaale der damaligen Geſchichte verwahrt lagen, machen, daß ſich von Religionsmerkwürdigkeiten ſehr wenig ſagen läſſet. Und dieſes faſſen wir in folgender Erzählung zuſammen.

Von der Regierung Ethelwolphs zeiget man einen königlichen Brief vor, von dem Zehenden, welcher der Geiſtlichkeit angewieſen wird. Wir wollen dieſen Brief nicht herſetzen, weil viele mit gutem Grunde zweifeln, ob er ächt ſey.

Unter den Königen, Ethelbald, Ethelbert und Ethelred I. iſt das merkwürdigſte die von den Dänen vollbrachte Zerſtörung verſchiedener Klöſter.

Unter Alfred dem Großen wurden ſo viele Mönche durch die Dänen ermordet, daß Alfred auswärtige Ordensleute berufen mußte, um die von ihm neu wieder erbaute Klöſter damit zu beſetzen. Denn die halb zerſtörten Klöſter hatten die weltlichen Geiſtlichen für ſich wieder herſtellen laſſen.

Eben die beſtändigen Kriege hatten eine tiefe Unwiſſenheit auch in Sachen der Religion, unter die Engländer gebracht: welcher abzuhelfen, Alfred die Univerſität zu Oxford etwan im Jahr 886 geſtiftet; wie man am wahrſcheinlichſten dafür hält.

In eben ſolcher Abſicht wurde von Eduard dem ältern die Univerſität Cambridge angelegt. Wiewohl andre ihren Urſprung viel älter machen; noch andre hingegen ihn erſt ins Jahr 1110 ſetzen. Unter dieſer Regierung ſoll Pabſt Formoſus (r) durch eine Bulle den König mit allen ſeinen Unterthanen in Bann gethan haben, weil man die Biſthümer in Weſſex einige Jahre unbeſetzt gelaſſen.

In

(r) *Wilh. Malmesb. Spelman.* Conc. Vol. I.

In einer deswegen gehaltenen Kirchenverſammlung wurde die Wiederbeſetzung der ledigen Biſchofthümer beſchloſſen; und Plegmund, Erzbiſchof von Canterbury, mußte nach Rom gehen, um die Aufhebung des Banns zu erhalten.

Die römiſchen Schriftſteller wiſſen ſich viel mit dieſer Bannbulle, und wollen daraus die große Gewalt, die der Pabſt auch ſelbſt über die Könige in England ausgeübt habe, erweiſen. Allein es iſt unſtreitig, daß dieſe Bulle mit der Zeitrechnung keinesweges übereinſtimme, und alſo mit Grund ſehr verdächtig gehalten werde.

Was mit den Mönchen und den weltlichen Geiſtlichen unter den letzten Regierungen vorgegangen, iſt ſchon daſelbſt erzählt worden.

Von dem Eheverbot bey den Geiſtlichen iſt bereits oben bemerkt worden, daß die engländiſche Geiſtlichkeit, die Mönche ausgenommen, ſich desfalls nicht binden laſſen; obgleich Dunſtan in dieſer Abſicht ſich große Mühe gegeben, und eben deswegen unter andern auf die Ausſchaffung der weltlichen Geiſtlichkeit aus den Kirchendienſten ſo angelegentlich gedrungen hat, weil die weltlichen Prieſter großen Theils beweibt waren.

Die Kirchenverſammlungen dieſer Zeit waren meiſtens vermiſchte Verſammlungen, weil ſie aus dem Adel und der Geiſtlichkeit beſtunden, und in denſelbigen ſowohl die Angelegenheiten der Kirche als des Staats in Berathſchlagung kamen. Eine blos geiſtliche Verſammlung findet

man von der Monarchie Ecberts bis auf Eduard den Märtyrer, nirgend angezeigt. Eine der merkwürdigſten unter allen dieſen Verſammlungen iſt die, welche unter Adelſtan zu Grätley gehalten worden. Welcher mit Recht diejenige beygefügt wird, die in Beyſeyn des Edgar angeſtellt worden; von der wir aber ſchon unter dieſem Könige Nachricht gegeben haben.

Außer dieſem hat man noch andre Kirchenverordnungen, die gemerkt zu werden verdienen.

Dahin gehören folgende, die den Odo, Erzbiſchof von Canterbury, zum Verfaſſer haben:

Die Fürſten ſollen den Rathſchlägen der Biſchöfe in allen Stücken folgen.

Die Biſchöfe ſollen ihre Pflicht, ohne einige Nebenabſichten, beobachten.

Das Faſten an den Mittwochen, Freytägen und Quatembern, ſoll gehalten werden.

Sodann ſind auch unter Edgars Regierung etliche Verordnungen herausgekommen; worunter folgende waren:

Die Prieſter ſollen ein Handwerk lernen, damit ſie im Nothfall ihr Brod verdienen können.

Man ſoll vor dem Genuß des heiligen Abendmahls weder eſſen noch trinken.

Man ſoll kein Blut eſſen.

Es

Es iſt übrig, aus dieſem Zeittheile noch etliche vor andern angeſehene Perſonen zu nennen.

Als Heilige werden um dieſe Zeit gerühmt Suithin oder Suithun, Biſchof von Wincheſter: ingleichen Humbert, Biſchof von Oſtanglien; und König Alfred der Große.

Auch wurde unter dieſe Zahl geſetzt Johannes Scot, Erigena; von welchem ſchon oben etwas gemeldet worden. Für itzt fügen wir noch hinzu, daß Scot die Meynung des Paſchaſius vom heiligen Abendmahl, daß nämlich der Leib Jeſu im Sacrament eben derjenige dem Fleiſch und Bein nach ſey, den Maria gebohren habe, widerlegt habe; welches Buch aber verlohren gegangen. Indeſſen ſchließet man mit Grund aus dem Innhalt dieſes Buchs, daß die Lehre von der Transſubſtantiation in England noch nicht müſſe angenommen worden ſeyn, weil man einen Mann in dieſes Land berufen, der dieſelbe Lehre in der vorgedachten Schrift noch bey ſeinem Aufenthalt in Frankreich beſtritten hatte.

Als Gelehrte dieſer Zeit verdienen nachſtehende genennt zu werden.

Aſſerius, ein Mönch von Menevia oder St. David, den Alfred nicht anders bewegen konnte, zu ihm zu kommen, als mit der Bedingung, daß er ſechs Monate am Hofe, und ſechs Monate wieder in ſeinem Kloſter leben dürfe. Er beſchrieb Alfreds Leben bis in deſſen fünf und vierzigſtes Jahr; von welchem Abſatz an es von einem neuern Geſchichtſchreiber fortgeſetzt worden.

Florens

Florens von Wincheſter, und andre haben vieles aus dem Aſſerius genommen.

Werefrid, Biſchof von Worceſter, überſetzte die Geſpräche Gregorius des Großen in die ſächſiſche Sprache.

Plegmund, Erzbiſchof von Canterbury, wurde für einen ausnehmend gründlichen Gottesgelehrten gehalten.

Neot, ein Abt, der wegen ſeiner Gelehrſamkeit und tugendhaften Lebens ſehr berühmt war, hat der Stadt Neotſtown oder St. Needs den Namen gegeben, weil er daſelbſt begraben worden.

Odo, von Geburt ein Däne, bekam zeitlich Luſt zur chriſtlichen Religion; weswegen er von ſeinem Vater fortgejagt wurde: da er ſich dann zu einem engländiſchen Herrn begab, der ihn taufen und überhaupt wohl unterrichten ließ. Seine gute Aufführung als Prieſter erwarb ihm das Biſchofthum Shereburn: und König Edmund, bey dem er beſonders in Gnaden ſtund, mußte ihn ſehr nöthigen, das Erzbisthum Canterbury anzunehmen. Von Dunſtan iſt ſchon alles nöthige geſagt worden.

Das

Das fünfte Buch
der
Engländiſchen Geſchichte.

Von dem engländiſchen König Ethelred II. an bis auf die Eroberung der Normänner.

Ethelred II. König von England.

Nach Eduards Tode konnte Ethelred II. (a) von dem Throne nicht weiter ausgeſchloſſen werden, ob er gleich erſt zwölf Jahr alt war. Dunſtan mußte alſo denſelben krönen im Jahr 979, obgleich ſehr ungerne, weil er voraus wußte, daß er und ſeine Mönche unter dieſem Könige wenig angenehmes erfahren würden. Allein auch das Reich ſelbſt gerieth unter dieſer Regierung in einen elenden Zuſtand, da der König faul, geizig, und mit noch andern Fehlern behaftet war, die einen ſchlechten Regenten machen. Weil er alſo ſich nicht in eine ſolche Verfaſſung ſetzte, darinn er allen Feinden hätte begegnen können, ſo bekamen die Dänen in England aufs neue Luſt, wider die Engländer aufzuſtehen; zumal da von Zeit zu Zeit friſche Haufen

(a) *Malmesb.* 2. B. *Brompton.*

ſen ihrer Landsleute hie und da in England landeten, und, weil ihnen nirgends recht konnte Widerſtand gethan werden, alles verheerten. In dieſen Kriegsläuften hatte der Herzog von Mercien, Elfrick, dem Ethelred ſehr gute Dienſte gethan. Aber dieſer ſtarb zum Unglück im Jahr 983.

Indeſſen war das Anſehen der Mönche und des Dunſtan, wie dieſer voraus gemerkt hatte, unter Ethelred ſehr weit gefallen. Das Volk ſelbſt fieng an, die Hochachtung gegen die Ordensbrüder faſt ganz zu verlieren, weil ſie ſahen, daß die Mönche, welche ſich ſo vieler Wunder rühmten, und von ihrem Gebet ſo viel Aufhebens machten, von Gott keine Erlöſung von den feindlichen Uebeln erhalten könnten. Dieſe Geringſchätzung nahm mehr und mehr zu, da man die Abneigung des Königs von den Mönchen deutlich wahrnahm; welcher einſtmalen das Biſchofthum Rocheſter verheeren ließ, da deſſen Biſchof ihm in einer gewiſſen Sache nicht zu Willen ſeyn wollte. Dunſtans Anſehen aber war gänzlich verloſchen, und man merkte faſt ſein Daſeyn nicht einmal mehr. Daher er, vermuthlich aus Verdruß, im Jahr 990 ſtarb. Bald ſtarb auch Dunſtans und der Mönche Freund, Oswald, Erzbiſchof von York. Und der Tod der ſtärkſten Beſchützer der Mönche, nebſt einer anſteckenden Krankheit, endigte von ſelbſt den großen Streit zwiſchen den Ordensmännern und weltlichen Geiſtlichen.

Im Jahr 991 kam wieder eine große Anzahl Dänen in England an. Es zog ihnen zwar Brechnock, Herzog von Oſtanglien, mit einem Heer entgegen; wurde aber geſchlagen. Ethelred, der in gar keiner kriegeriſchen Verfaſſung ſtund, wußte ſich nicht anders zu helfen, als den Dänen, nach dem unvorſichtigen Rath Siricks, Erzbiſchof von Canterbury, eine große Summe Geldes zu bezahlen, damit ſie ſich aus England entfernen möchten. Dieſes Mittel hatte die Wirkung, daß mehrere von dieſem Volke Luſt bekamen, ebenfalls ihren Vortheil durch eine Landung zu verſuchen.

Als im Jahr 993 wiederum Dänen ankamen, und alles verheerten, ſchickte ihnen Ethelred eine Armee, unter Anführung dreyer Grafen, entgegen. Allein die Heerführer ergriefen zuerſt die Flucht: und die Armee wurde alſo geſchlagen.

Die von den Dänen in England ſo oft erhaltenen Vortheile machten dem däniſchen Könige Sueno und dem Könige von Norwegen, Olaus, Luſt, in Perſon einen Zug dahin zu thun. Sie kamen alſo im Jahr 994 mit einer großen Flotte: belagerten gleich anfänglich London; mußten aber, wegen des ſtarken Widerſtands, wieder abziehen. Sie giengen alſo weiter ins Land, und verfuhren nach Gewohnheit ihrer Landsleute mit den Einwohnern. Ethelred nahm in dieſer Noth ſeine Zuflucht wieder zum Gelde, indem er durch Verſprechung einer gewiſſen Summe von beyden Königen erhielt, daß ſie England verlaſſen wollten. Olaus beſuchte

vor ſeinem Abzuge den Ethelred, der ihn überredete, ſich taufen zu laſſen. Olaus machte ſich eidlich anheiſchig, nie wieder in England zu kommen; welches er auch getreulich hielt. Sueno aber ließ bey ſeiner Abreiſe eine Flotte zurück, um durch deren Gegenwart die Engländer in Furcht und dahin anzuhalten, daß ſie das verſprochene Geld zahlten. Als nun die völlige Bezahlung nicht bald genug erfolgte, ſo wurde der Anführer der däniſchen Flotte dadurch ſo aufgebracht, daß er in verſchiedenen Gegenden Englands alles durch ſeine Verheerungen zu Grunde richtete; wobey ihm nicht der geringſte Widerſtand geſchah. Es war alſo ein Glück für England, daß dieſe Dänen von dem Herzoge der Normandie, Richard II. wider den König von Frankreich zu Hülfe gerufen wurden, der jenen von ſeinen Ländern jagen wollte; welches im Jahr 999 geſchah.

Jedoch die Dänen kamen, nach Beſtätigung des Richard, ſchon im Jahre 1001 wieder in England zurück. Sie fielen, wo es ihnen beliebte, ein, und plünderten alles aus. Kein Menſch hatte das Herz, ſich ihren Raubereyen zu widerſetzen, und der König ſelbſt lebte in der peinlichſten Furcht. Um ſich nun von dieſer zu befreyen, bot er den Dänen abermal ein Stück Geld an, wenn ſie England verlaſſen würden. Dieſe giengen den Vorſchlag ein, und giengen nach erhaltener Bezahlung, wieder heim. Die Auflage, die man wegen dieſes Geldes machen mußte, nennte man Danegeld; welche auch nachhero

nachhero noch lange fortgeführt worden. Es blieben aber bey dem Abzuge der Dänen viele von ihnen in England, wo ſie unter den Landeseinwohnern zu leben verlangten. Dieſe neue Einwohner maaßten ſich gar bald einer ungebührlichen Gewalt über die Engländer an, theils weil ſie reicher, als dieſe waren, theils weil ſie hoffen konnten, von ihren übrigen Landsleuten, die in England wohnhaft waren, allenfalls unterſtützt zu werden.

Indeſſen war Ethelreds Gemahlinn, Elgive (b), geſtorben. An deren Stelle vermählte ſich der König mit der Emme, einer Schweſter des vorgedachten normandiſchen Herzogs, Richard II. Indem nun der König auf den Beyſtand ſeines Schwagers Rechnung machte, faßte er den grauſamen Entſchluß, alle in ſeinen Ländern wohnende Dänen auf einmal ermorden zu laſſen. Dieſer Anſchlag wurde auch aufs genaueſte ausgeführt, und die Dänen auf einen Tag aufs grauſamſte getödtet. Der König ließ ſo gar die Schweſter des Sueno enthaupten. Welches alles im Jahr 1002, im November geſchah; und vermuthlich nicht von allen Dänen in ganz England, ſondern nur von denen, die ſich erſt neuerlich darinn niedergelaſſen, zu verſtehen iſt.

Durch

(b) *Ran. Higd.* Cap. 6. *Huntingd. Ioh. Walling. Malmesb.*

Durch dieſe That zog Ethelred ſeinem Lande ein großes Unheil auf den Hals, da er hoffte, durch dieſes Mittel ſich Ruhe zu verſchaffen. Denn als König Sueno von dieſem Blutbade und ſeiner Schweſter Tode Nachricht bekam, faßte er ſogleich den Entſchluß, dieſe Grauſamkeit nachdrücklich zu rächen. In dieſer Abſicht rüſtete er eine ſehr zahlreiche Flotte aus; brachte aber vorher den Hugo, Statthalter in Cornwallien, durch Geſchenke auf ſeine Seite, damit derſelbe ihm bey ſeiner Anlandung nicht hinderlich ſeyn möchte. Nach dieſer genommenen Vorſicht landete Sueno mit ſeinem Volk ungehindert in Cornwallien, bemächtigte ſich im erſten Schrecken der Stadt Exceter, und ließ, nachdem alle Einwohner niedergemacht worden, die Stadt anzünden. Welches er bey noch mehrern Städten that. Nun hatte zwar Ethelred, den Alfrick, Herzog von Mercien, mit einem anſehnlichen Heer wider die Feinde geſandt. Allein dieſer Fürſt, den der König vorhin einmal ſehr beleidigt hatte, bediente ſich dieſer Gelegenheit, ſeine Rachbegierde zu ſtillen, indem er ſich, eben zu der Zeit, da man mit dem Feinde anbinden wollte, krank ſtellte, und alſo ſeine Armee im Angeſicht des Feindes, aber ſo unordentlich, zurück zog, daß es den Dänen ſehr leicht fiel, ſie zu ſchlagen. Sueno verheerte und verbrannte hierauf noch etliche Plätze, und gieng auf den Winter nach Hauſe. Im folgenden Frühjahr aber kam er wieder in Oſtanglien angefahren. Der Statthalter Ulfketel ſtellte dem Feind eine Armee entgegen,

gegen, die er an einem vortheilhaften Ort ihr Lager ſchlagen ließ. Hier kam es nun zu einer ſehr blutigen und zweifelhaften Schlacht, in welcher die Dänen einen Sieg, aber mit großem Verluſt auf ihrer Seite erfochten. Dieſer Ulfketel war wohl der einige unter Ethelreds Bedienten, der es treu mit ſeinem Herrn meynte. Die übrigen alle waren entweder vom Sueno beſtochen, und verriethen ihm alles, was berathſchlagt wurde; oder ſie waren doch ſonſt, aus Mangel der Hochachtung gegen ihren Herrn, nicht befliſſen genug, ihre Schuldigkeit zu erfüllen. Unter dieſen Umſtänden würde es um den Ethelred und ſein Land geſchehen geweſen ſeyn, wenn nicht eine im Jahr 1005 eingefallene Hungersnoth den Sueno gezwungen hätte, England zu verlaſſen.

Die Engländer hatten ſich aber dieſes Abzugs nicht lange zu erfreuen, maaßen im folgenden Jahre eine andre däniſche Flotte in Kent anfuhr. Die Anſtalten, ſo Ethelred wider ſie machte, waren ſo ſchlecht, daß ihm auch dieſesmal nichts übrig blieb, die Räuber vom Halſe zu ſchaffen, als daß er ihnen viel Geld für ihren Abzug bezahlte.

Hierauf verheyrathete der König ſeine Tochter an den Edrick, mit dem Beynamen Streon, den er zum Herzoge von Mercien gemacht hatte. Allein dieſe Heyrath war übel gewählt, weil Edrick von den Dänen beſtochen war, und ihnen alſo alles verrieth, was man zu des Landes Beſten unternehmen wollte.

Im Jahr 1008 verlangten die Dänen, ſo zuletzt in England eingefallen waren, daß man ihnen eine eben ſo große Summe Geldes, als das erſte mal, zahlen ſolle, weil man ihnen einen jährlichen Tribut verſprochen habe. Ethelred ſah nun endlich einmal ein, daß es niemalen möglich ſeyn werde, die Geldbegierde dieſes Volks zu ſtillen. Daher faßte er den Entſchluß, den er ſchon längſt hätte nehmen ſollen, nämlich eine anſehnliche Flotte aufzuſtellen, mit welcher man die Dänen von fernern Anfällen abhalten könnte. Die Befehlhabung über dieſe Flotte wurde dem Brithrick, Edricks Bruder, anvertraut. Durch dieſe Anſtalt wurden die Dänen einige Zeit von den engländiſchen Küſten entfernt. Aber Brithrick hinderte durch ein unvorſichtiges Verfahren den weitern Vortheil, den man von dieſer Flotte hätte erhalten können. Er hatte wider einen gewiſſen vornehmen Herrn, Namens Ulnoth, einen Haß gefaßt. Deswegen beſchuldigte er ihn allerhand Mißhandlungen. Ulnoth konnte voraus vermuthen, daß er, bey dem groſſen Anſehen Brithricks, zu kurz kommen würde. Daher gieng er freywillig aus dem Reiche, verleitete aber etliche Seeofficiere, ihm mit ihren Schiffen zu folgen. Mit dieſen ſtreifte er auf den Küſten von England. Und da Brithrick mit ſeiner Flotte auf ihn losgehen wollte, wurden viele Schiffe durch einen heftigen Sturm zu Grunde gerichtet.

Dieſer Verluſt und die Uneinigkeit der Befehlhaber der Flotte machte die Dänen ſo kühn,

daß

daß ſie im folgenden Jahre mit zwey Flotten wieder in England kamen, und die Landſchaft Kent ausplünderten. Ethelred brachte zwar ein mächtiges Kriegsheer zuſammen, ſetzte ſich damit zwiſchen die däniſche Armee und ihre Schiffe, und würde vermuthlich den Dänen einen Streich beygebracht haben, wenn nicht der treuloſe Edrick dem Könige gerathen hätte, daß er ſich ja in kein mißliches Treffen einlaſſen, ſondern lieber den Feinden Gelegenheit machen ſolle, wieder heim zu ziehen. Alſo entkamen die Dänen dieſer Gefahr; giengen aber nicht in ihr Vaterland zurück, ſondern ſetzten ſich auf der Inſel Thanet veſt; von da aus ſie den Winter über beſtändig in die benachbarten Länder Streifereyen thaten. Ein großes Unglück für die Engländer war auch dieſes, daß der rechtſchaffene Herzog von Oſtanglien, Ulfketel, mit ſeiner Armee von den Dänen geſchlagen wurde. Denn dadurch wurde ihnen dieſe ganze Provinz zu Theil: welches auch aus dieſer Urſache ſehr vortheilhaft für ſie war, weil ſie aus dieſem Lande Pferde genug für die Reuterey bekommen konnten, woran es ihnen bisher gefehlt hatte. Dieſes geſchah im Jahr 1009. Die Dänen trieben hierauf ihre Eroberungen ſo weit, daß dem Könige keine Stadt mehr übrig blieb, als Canterbury und London; in welche letztere er ſich einſchloß, und nicht das Herz hatte, ſich im Felde ſehen zu laſſen. Jedoch, die Dänen beſtürmten im Jahr 1012 auch Canterbury, eroberten die Stadt, und nachdem ſie dieſelbe geplündert,

legten ſie ſie in die Aſche. Dieſem Elend abzuhelfen, wußten der König und ſeine Räthe kein andres Mittel, als Geld, womit man der Feinde Abzug erkaufen ſolle. Sie forderten acht und vierzig tauſend Pfund; und zogen, nach deren Auszahlung wieder heim.

Allein im Jahr 1013 kam Sueno mit einer großen Flotte in den Humber eingelaufen, bemächtigte ſich, da er nirgends Widerſtand antraf, Oſtangliens und Northumberlands ohne Mühe; und gieng, nachdem er ſeinen Sohn Canut zum Befehlhaber in dieſen Ländern beſtellt hatte, ſchnell vor London, in der Hoffnung, die Stadt zu überrumpeln. Da er aber einen unvermuthet tapfern Widerſtand hier fand, zog er wieder ab, und verheerte einſtweilen Weſſex. Jedoch er ſah wohl ein, daß er London in ſeiner Gewalt haben müſſe. Derohalben gieng er abermals auf die Stadt los; aus welcher aber Ethelred mit den Seinigen ſchon entwichen und zu ſeinem Schwager in die Normandie geflüchtet war. Da ſich auf dieſe Weiſe die Stadteinwohner ohne Haupt ſahen, nahm ſie keinen Anſtand, dem Sueno ſich zu ergeben; welcher auch daſelbſt zum Könige von England ausgerufen wurde, im Jahr 1014.

Sueno, König von England.

Seine erſte königliche Verrichtung war, daß er dem Lande eine ſchwere Steuer auflegte, um davon die Dänen, ſo ihm bey dieſen Unternehmungen beygeſtanden waren, zu bezahlen. Er

ſtarb

ſtarb gleich im folgenden Jahr 1015, eines ſchnellen Todes; und wird, wegen ſeiner gar kurzen Regierung, von einigen Geſchichtſchreibern gar nicht unter die engländiſchen Könige geſetzt.

Ethelred, zum zweytenmal König.

Nach Sueno Tode machten die Dänen ſeinen Sohn Canut zum Könige. Die Engländer aber ließen ihren entwichenen Ethelred in geheim einladen, wieder zu ihnen zu kommen, und verſprachen, ihn durch ihren Beyſtand auf den Thron zu bringen. Ethelred ließ ſich endlich überreden, und kam in ſein voriges Reich zurück. Da nun die Engländer ſehnlich wünſchten, des däniſchen Jochs los zu werden, lief dem König eine ſolche Menge Volks zu, daß er in kurzem eine zahlreiche Armee beyſammen hatte. Die Engländer huldigten ihm aufs neue: und der König that ihnen lauter ſchöne Verſprechungen. Canut, der ſich dergleichen nicht eingebildet hatte, hielt nicht Stand, als Ethelred auf ihn anrückte, ſondern gieng, ohne ein Treffen zu wagen, zu Schiffe und nach Hauſe, nachdem er vorher den Geißeln, die er bey ſich hatte, Hände und Füſſe abhauen und ſie am Ufer liegen laſſen. Man müßte ſich allerdings über dieſen plötzlichen Abzug des Canut wundern, wenn man nicht wüßte, daß der Bruder des Canut, Namens Harald, Willens geweſen ſey, das däniſche Reich, welches er in ſeines Vaters Sueno Abweſenheit verwaltete, nach deſſen Abſterben ſich zuzueignen. Um dieſes nun zu hintertreiben, nahm

Canut ſo ſchnell ſeinen Rückzug; wie die däniſchen Geſchichtſchreiber melden.

Da Ethelred (c) auf dieſe Weiſe ſeiner Feinde los worden war, verfiel er wieder in ſein voriges Leben. Er beſchwerte das Volk mit übergroßen Auflagen; und übte auch gegen einzelne Perſonen Grauſamkeit aus. Wie er dann zween Grafen Morkard und Sifferth, die ihm allezeit treu geblieben waren, auf eine bloße Verleumdung des Edricks, heimlich ermorden ließ, und ihre Güter einzog. Edmund, Ethelreds Prinz, verliebte ſich nachmals in Sifferths Wittwe, Algithe, die man in ein Kloſter geſteckt hatte, und nahm ſie, ſeines Vaters Verbot ungeachtet, zur Ehe.

So bald Canut ſich der däniſchen Regierung verſichert hatte, kam er wieder mit einem zahlreichen Heer in England. Ethelred, der damals unpäßlich war, übergab die engländiſche Armee der Befehlhabung ſeines Prinzen, Edmund, und des merciſchen obengedachten Herzogs, Edrick. Edmund merkte, oder hatte ſchon vorher bemerkt, daß Edrick es heimlich mit den Dänen halte. Weil er nun dieſes Mannes Untreue nicht ſtrafen durfte, da derſelbe in ſehr großem Anſehen ſtund, ſo ſonderte er das Heer in zwey Haufen, deren einer unter ihm, der andere unter Edrick, ſtund. Dieſer merkte die Urſache der Abſonderung leicht. Da ihm alſo ſeine Verſtellung nicht mehr diente, ergrief er öffentlich die Partey der Dänen, und gieng mit

(c) *Flor. Wigorn. Matth. Malmesb.*

mit vielen Soldaten und einem anſehnlichen Theil der Flotte zu ihnen über. Dieſem Abfall folgten noch mehrere Engländer, und die Sache Ethelreds kam in die ſchlechteſten Umſtände. Den Canut hinderte alſo gar nichts, ſeine Eroberungen nach Belieben fortzuſetzen. Ja er beſchloß, auf Edricks Anrathen, den König ſelbſt in Weſſex anzugreifen. Edmund bemühte ſich zwar äußerſt, eine Armee zu ſammlen. Allein die Mercier weigerten ſich, auf Edricks Anſtiften, wider die Dänen zu fechten, wenn nicht der König ſelbſt ſie anführte. Edmund ſuchte demnach ſeinen Vater, der ſich krank ſtellte, zu bewegen, die Befehlhabung ſeines Kriegsheers in Perſon zu übernehmen. Weil dieſer aber immer in der Furcht ſtund, man ſuchte ihn bey einer ſolchen Gelegenheit dem Feinde in die Hände zu liefern, ſo ließ er ſich zu Uebernehmung des perſönlichen Commando durchaus nicht bewegen. Daher geſchah es, daß die Armee ſich völlig zerſtreute. Edmund unterließ bey dieſen gefährchen Umſtänden nicht ſeinem Vater zuzureden, daß er ſich doch ſelbſt zu ſeinem Heer begeben möge: und endlich bequemte ſich Ethelred hierzu: worauf denn Edmund eine anſehnliche Heersmacht zuſammen brachte. Allein der König war kaum bey der Armee angekommen, als ihn ſeine vorige Furcht überfiel, und dahin brachte, daß er in großer Eile nach London zurück gieng. Sobald der König ſich entfernt hatte, giengen alle merciſche Soldaten, die nur unter dem Könige dienen wollten, von der Armee

weg, und Edmund wurde genöthigt, ſich zurück zu ziehen, und alſo dem Canut freye Hände zu Eroberungen zu laſſen. Doch that er noch einen Verſuch, ſich gegen die Feinde zu verſtärken, indem er ſich mit Uthred, Grafen von Northumberland, wider die Dänen verband. Canut aber gieng dieſem neuen Feinde ſchnell zu Leibe, und nöthigte ihn, ſich ihm zu unterwerfen.

Bald hierauf im Jahr 1016 ſtarb Ethelred, im funfzigſten Jahre ſeines Alters, und hinterließ England in dem kläglichſten Zuſtande.

Edmund II. mit dem Zunamen Eiſenrippe, König von England.

Nach Ethelreds Tode erklärten die Dänen ihren Canut, die Engländer aber den Edmund, der ſich bisher ſo rühmlich hervor gethan hatte, zum Könige von England (d). Beyde Herren hatten einen ſtarken Anhang. Daher es unter ihnen immerzu Schlachten gab, die aber nichts entſchieden. Canut trachtete durch Eroberung der Stadt London dem Krieg auf einmal den Ausſchlag zu geben. Er grief alſo die Stadt in Edmunds Abweſenheit an. Die Einwohner aber wehrten ſich ſo ſtandhaft, daß Edmund Zeit bekam, die Stadt durch eine Volkhülfe zu einer längern Vertheidigung zu ſtärken. Hierdurch wurde Canut zwar gezwungen, damals die Belagerung aufzuheben: er kam aber bald bey

(d) *Simeon Durham. Huntingd. Matth. Weſtmon. Malmesb.*

bey abermaliger Entfernung Edmunds, wieder unverſehens vor London, in Meynung, ſie zu überrumpeln. Allein er fand auch damals alles zum hartnäckigſten Widerſtande gefaßt: wodurch dann Edmund Zeit gewann, mit einer Armee zum Entſatz der Stadt herbey zu kommen. Canut gieng dem anrückenden König entgegen, und es kam zu einer Schlacht, in welcher auf beyden Seiten ſo muthig und ſtandhaft gefochten wurde, daß bis gegen die Nacht keines der beyden Heere ſich einiges Vortheils über das andre rühmen oder des Siegs anmaaßen konnte. Inzwiſchen war Edmund entſchloſſen, mit dem folgenden Tage die Schlacht von neuem anzufangen. Aber Canut gieng noch in ſelbiger Nacht mit ſeinen Leuten zu Schiffe, und kreuzte einige Zeit an den engländiſchen Küſten: auf einmal aber ſetzte er ſeine Leute ans Land, und gieng wieder vor London; mußte aber auch dieſesmal unverrichteter Dinge abziehen. Der Krieg würde, allem Vermuthen nach, glücklich für die Engländer ausgefallen ſeyn, wenn nicht Edmund die Unvorſichtigkeit gehabt hätte, den Edrick, deſſen Untreue ihm ſo genau bekannt war, wieder in Dienſte zu nehmen. Dieſer Treuloſe, als er ſah, daß die Dänen von den Engländern immer mehr in die Enge getrieben würden, gab dem Edmund den ſchädlichen Rath, er ſollte den Dänen nicht ſo heftig zuſetzen laſſen, weil dieſe ſonſt zur Verzweiflung gebracht werden, und alsdenn ſo hartnäckig fechten möchten, daß man die ſchon erhaltenen Vor-

theile vielleicht wieder verlieren müßte. In der letzten Schlacht aber bey Aſſeldun (itzt Ashdown in der Grafſchaft Eſſex) entdeckte Edrick ſeine wahre Geſinnung, indem er mitten unter dem Gefechte zu dem däniſchen Heer übertrat: durch welche That die Engländer ſo verwirrt wurden, daß ſie nur auf die Flucht dachten, und nicht mehr in Ordnung zu bringen waren. Die beſten Heerführer des Edmund blieben in dieſer Schlacht. Gleichwohl verlohr Edmund den Muth noch nicht. Er that vielmehr ſein äußerſtes, dem Feinde noch einmal unter Augen gehen zu können. Seine Unterthanen, denen die Noth von ſelbſt unter Augen leuchtete, liefen ihm haufenweiſe zu; wodurch dann in kurzer Zeit wieder ein Heer verſammelt wurde, mit welchem der König ſich getraute dem Feinde die Spitze zu bieten. Da beyde Armeen einander im Geſicht ſtunden, wollte keiner von beyden Königen zuerſt das Zeichen zum Angriff geben, aus Sorge, durch eine unglückliche Schlacht alles zu verlieren. Damit aber doch etwas entſcheidendes geſchehen möge, ließ Edmund, der ſtark (daher er den Namen Eiſenrippe bekam) und beherzt war, dem Canut zu einem Zweykampf herausfordern. Dieſer aber, der klein von Perſon und ſchwach war, ließ einen ſo ungleichen Zweykampf abbitten, und dabey ſagen, daß, wenn es mit dem Kampf auf die Erſparung des Menſchenbluts abgeſehen ſey, er gar gerne die Hände zu einem gütlichen Vertrag bieten wolle. Dieſen Vorſchlag nahmen die vornehmen Herren und Befehlha-

fehlhaber des Edmund mit Freuden an; da hingegen Edmund doch lieber eine Schlacht gewagt hätte. Doch er mußte ſich für diesmal bequemen, und der Vergleich lief auf eine Theilung des Reichs hinaus. Edmund bekam Weſſex, d. i. alles Land, das der Temſe gegen Mittag lieget, nebſt London, und einem Theil des alten Königreichs Eſſex. Dem Canut aber wurde angewieſen das Königreich Mercien, welches zugleich Northumberland und Oſtanglien begrief.

Bald darauf im Jahr 1017, wurde Edmund, auf Anſtiften des untreuen Edricks, durch Meuchelmörder ums Leben gebracht. Er hinterließ zween Söhne, Edmund und Eduard.

Den an Edmund begangenen Mord mißbilligte ſelbſt Canut; ließ ſich aber ſein Mißfallen nicht merken.

Nach Edmunds Tode nun bearbeitete Canut (e) ſich eifrigſt, die königliche Gewalt über ganz England zu erlangen. Er berief deswegen eine allgemeine Verſammlung der Stände in Weſſex, und ſtellte darinn vor, daß von Edmunds Söhnen deswegen keiner dem Vater nachfolgen könne, weil in dem vorgedachten Vergleich verabredet worden ſey, es ſolle derjenige von beyden Königen, der den andern überleben würde, auch ſämmtliche Länder des Verſtorbenen überkommen. Man mochte auf der andern Seite hierwider einwenden, was man wollte, ſo beharrte Canut auf ſeiner Forderung, und ließ ſich

(e) *Wilh. Malmesb.* 20. B. *Henr. Huntingd.*

ſich deutlich merken, daß er allenfalls mit Gewalt ſich verſchaffen würde, was in der Güte nicht zu erhalten wäre. Alſo wurde er von den Ständen für einen König von ganz England erklärt, und ihm von allen gehuldigt.

Gleich beym Anfange ſeiner Regierung theilte er England in vier große Statthalterſchaften, nämlich, in Mercien, wohin er den Edrick; in Northumberland, wohin er den Erick; in Oſtanglien, wohin er den Turkil, als Statthalter ſetzte; und in Weſſex, welches er ſelbſt unmittelbar beherrſchte. Alſo war

Canut, mit dem Beynamen der Große,

König von ganz England.

Dieſer Fürſt erachtete gar leicht, daß die Engländer ſich ihm blos aus Furcht unterworfen hätten, und alſo keine Gelegenheit des fremden Jochs ſich zu entledigen vorbey laſſen würden. Er fand alſo, nach genauer Erwägung, vornehmlich zwey Dinge, als die beſten Mittel, ſich in dem Reiche veſt zu ſetzen. Das eine war, daß er ſich bey den Engländern beliebt zu machen ſuche: das andere, daß er die, ſo ihm verdächtig ſcheinen konnten, aus dem Wege räume. Um alſo erſtlich die Liebe der Unterthanen zu gewinnen, ließ er die Erklärung bekannt machen, daß er unter Dänen und Engländern nicht den geringſten Unterſchied machen wolle: daß jede Provinz nach ihren alten eingeführten Geſetzen regiert, und alle Uebelthäter, ohne Unterſchied des Volks, nach

der

der Schärfe beſtraft werden ſollen. Durch dieſes Verhalten erwarb Canut ſich gar bald die allgemeine Liebe der Unterthanen.

Nun glaubte er, auch das zweyte Mittel zur Beveſtigung ſeines Throns anwenden zu dürfen; d. i. alle Perſonen, die ihm gefährlich zu ſeyn ſcheinen konnten, aus dem Mittel zu thun. Von dem vorigen Könige waren, wie gedacht, zween Söhne, Edmund und Eduard, vorhanden. Obgleich dieſe beyde Prinzen noch ſo jung waren, daß Canut von ihnen nicht leicht etwas nachtheiliges befürchten konnte: ſo machte ihm ihre Anweſenheit in England doch immerfort Unruhe. Daher hielt er für gut, ſie nach Dänemark zu ſenden. Derjenige aber, ſo ſie überzuführen hatte, bemitleidete ihren Zuſtand, und führte ſie zu dem Könige von Schweden. Dieſer aber, der dem Canut keine Urſache zum Unwillen geben wollte, ſchickte dieſe Prinzen weiter an ſeinen Vetter, den ungariſchen König Salomo, der ſie gern aufnahm und erziehen ließ. Er verheyrathete ſo gar eine ſeiner Töchter an den Edmund; und ſeiner Gemahlinn Schweſter an den Eduard.

Noch waren zween Söhne des Ethelred II. in England, beyde hießen Edwy. Dieſe mußten auf Canuts Befehl das Reich verlaſſen.

Endlich ſtunden dem Canut noch im Wege die beyden Brüder Edmunds, Alfred und Eduard, welche, nebſt ihrer Mutter Emme, zu dem normandiſchen Herzog, Richard II. ihrer Mutter Bruder, geflüchtet waren. Um alſo vor

dieſen

dieſen mehr geſichert zu ſeyn, faßte er den Anſchlag, die erſtgedachte königliche Wittwe, Emme, zu heyrathen; und hinwiederum ſeine Schweſter, Eſtrithe, dem Richard zur Frau anzutragen. Beyde Vorſchläge wurden eingegangen, und das zweyfache Verlöbniß vollzogen; zugleich aber in den Ehevertrag des Canuts und der Emme die Bedingniß eingerückt, daß die Kinder, die aus dieſer Ehe würden erzeugt werden, das Recht der Erbfolge in England haben ſollten. Ueber welche ungerechte Ausſchließung die beyden Söhne der Emme billig höchſt mißvergnügt waren.

Da Canut von dieſer Seite her ſicher zu ſeyn glaubte, nahm er ſich vor, auch diejenigen Groſſen des Reichs, die ihm gefährlich ſeyn konnten, auf die Seite zu ſchaffen. Dieſe waren nun vornehmlich, der Herzog von Mercien, der Herzog von Oſtanglien, und der Graf von Northumberland. An Edrick, deſſen Untreue Canut wohl kennen mußte, kam die Reihe zuerſt. Dieſer Edrick machte nämlich einmal dem Canut den Vorwurf, er habe die ihm geleiſtete Dienſte, und beſonders den letzten durch Ermordung des Edmunds erwieſenen, noch nicht belohnt. Darauf antwortete der König: weil Edrick die Unverſchämtheit habe, ein Verbrechen, das man ihm bisher nur muthmaßlich Schuld gegeben habe, zu geſtehen, ſo ſolle er auch dafür Strafe leiden. Zugleich befahl er, dem Edrick auf der Stelle den Kopf abzuſchlagen; welches auch geſchah. Hiernächſt wurde

der

der Graf von Northumberland unter einem gewiſſen Vorwande aus dem Königreiche verwieſen. Der Herzog von Oſtanglien, der nichts beſſer vermuthen konnte, entwich freywillig aus dem Reich. Außer dieſen ſchaffte Canut noch verſchiedene ihm verdächtige Große aus dem Wege, und beſetzte ihre Stellen mit ſolchen Männern, die er für treuer hielte. Und von dieſer Zeit an war es in England ganz ruhig.

Als im Jahr 1019 ein Krieg zwiſchen den Dänen und Vandalern entſtund, ſahe Canut für nöthig an, in Dänemark über zu gehen, und den Krieg perſönlich zu führen. Er nahm, um mehrerer Sicherheit willen, die vornehmſten engländiſchen Herren, und die ſtreitbarſte Mannſchaft der Engländer mit ſich, über welche er dem Goodwin, einem Sohn des Ulnoth, die Befehlhabung auftrug. Dieſer Goodwin, der auch ſonſt viele Geſchicklichkeit und Tapferkeit beſaß, wagte wider die Feinde einen kühnen Streich. Denn in der Nacht vor dem Treffen, welches Canut den Vandalern liefern wollte, that Goodwin, ohne jemandes Vorwiſſen, einen Einfall in das feindliche Lager, machte viele Feinde nieder, und jagte die andern in die Flucht. Nach der Strenge des Kriegsrechts hätte Goodwin freylich eben ſowohl Strafe, als Lob, verdienet, indem er ohne des oberſten Feldherrn oder des Königs Vorwiſſen etwas unternommen hatte. Allein Canut war ſo billig, daß er vielmehr auf das rühmliche bey dieſer That ſah, und deswegen

den Goodwin zum Grafen von Kent machte. Nach dieſem glücklich geendigten Kriege kehrte Canut in England zurück, und war ernſtlich befliſſen, den Wohlſtand ſeines Reichs zu befördern.

Doch im Jahr 1025 mußte er wieder eine Reiſe in Dänemark thun, weil dieſes Land von den Schweden war angegriffen worden. Er war aber in dieſem Kriege ziemlich unglücklich.

Doch erſetzte Canut (f) dieſen Verluſt im Jahr 1027 gar reichlich. Er hatte noch Anſprüche auf das norwegiſche Reich. Weil nun zur ſelbigen Zeit Olaus regierte, der wenig Geiſt beſaß, ſo glaubte Canut, eben damals die beſte Gelegenheit zur Gültigmachung ſeiner Anforderungen in Händen zu haben. Um aber bey der vorhabenden Unternehmung deſto ſicherer zu gehen, ſuchte er vorher die vornehmſten Norweger durch Beſtechungen auf ſeine Seite zu bringen; welches ihm auch gelung. Hierauf landete er unvermuthet mit einer anſehnlichen Flotte in Norwegen. Olaus wurde über dieſen Einfall höchſt beſtürzt; noch mehr aber darüber, daß er ſehen mußte, wie vornehmlich ſeine Großen dem Canut zufielen. Er ſah alſo nichts vor ſich, als die Entweichung aus ſeinem Königreich. Worauf dann Canut zum König dieſes Reichs gekrönt wurde. Olaus that nachmalen einen Verſuch, ſich wieder einzuſetzen; wurde aber von den Norwegern ſelbſt getödtet.

Mit

(f) *Rog. Houeden. Malmesb. Dunelm.*

Mit dieſer Eroberung ſchien Canut zufrieden zu ſeyn. Denn von dieſer Zeit an nahm er allerhand ſogenannte andächtige Uebungen vor. Das Kloſter zu Edmundsbury ließ er anſehnlich vergrößern, und vermehrte deſſen Einkünfte. Hierauf nahm er eine Reiſe nach Rom vor; in welcher Stadt er ſich gegen die Kirchen ſehr freygebig erwies. Das beſte aber, ſo er durch dieſe Reiſe ſchaffte, war die Zollfreyheit für die Engländer durch Italien, ſo er vom Kaiſer Konrad; und eben dieſe Freyheit durch Frankreich, die er von daſigem König erhielt.

Sein Tod erfolgte im Jahr 1036, nachdem er neunzehen Jahr regiert hatte. Man hat ihm den Beynamen des Großen gegeben, den er freylich verdient hat, wenn die Eroberung vieler fremder Länder einen dieſes Namens würdig machet. Doch kann man auch nicht in Abrede ſeyn, daß Canut in den letzten Jahren ſeines Regiments ſich auf einer beſſern Seite gezeigt hat. Man rühmet an ihm eine beſondre Demuth, Beſcheidenheit, Gerechtigkeit, Gottesfurcht. Schmeicheleyen waren ihm verhaßt. Kurz, er wurde auf die Letzte von ſeinen Unterthanen geliebt, und von Auswärtigen hochgeſchätzt.

Er hinterließ drey Söhne in mannbarem Alter. Dem älteſten, Sueno, den einige für unehelig oder untergeſchoben halten, gab er Norwegen; dem zweyten Harald, England; dem dritten, Canut oder Hardicanut, Dänemark.

Um der folgenden Geſchichte willen müſſen wir etwas von Begebenheiten in der Norman-

die hier kürzlich berühren. Nach Richard II. Tode regierte Richard III. aber nur ein Jahr; da ihm dann ſein Bruder Robert folgte. Dieſer arbeitete an beſſern Glücksumſtänden der beyden Prinzen Alfreds und Eduards, deren ſchon unter Canut gedacht worden. Er ließ dem Canut vorſtellen, wie billig es ſey, dieſem Prinzen wenigſtens etwas von ihrem väterlichen Reich einzuräumen. Canut aber zog den Robert durch allerhand nichtige Verſprechungen auf. Daher dieſer endlich mit Gewalt für dieſe Prinzen ein Reich gewinnen wollte, und eine anſehnliche Flotte ausrüſtete, mit der er ſie in England führen wollte. Allein die Flotte wurde durch einen harten Sturm größtentheils zertrümmert: und Robert ſtarb, ehe er noch einmal etwas für dieſen Prinzen unternehmen konnte. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Wilhelm, von dem wir hernach viel zu erzählen haben werden.

Harald, mit dem Beynamen Haſenfuß, dritter däniſcher König von England, vom Jahr 1036.

In dem Heyrathcontract des Canut und der Emme war, wie oben gemeldet, ausgemacht worden, daß nur die aus dieſer Ehe erzeugte Kinder den engländiſchen Thron beſteigen ſollten. Weil nun Canut, wie kurz vorher angezeigt worden, nicht den Canut oder Hardicanut, den Sohn der Emme, ſondern den Harald, zum Könige von England verordnet hatte, ſo murreten

ten die Engländer, und waren mit dieſem Könige nicht zufrieden. Die Dänen hingegen drangen auf die Beſtätigung der Verordnung des verſtorbenen Königs. Bey dieſen zweifelhaften Umſtänden fiel dem Harald ein, ſich der Schätze ſeines Vaters zu Winchester zu bemächtigen. Dieſes glückte ihm; und dieſer Fang ſetzte ihn in den Stand, die Zuneigung der ihm abgünſtigen Großen zu erkaufen. Daher ihm in einer allgemeinen Verſammlung von Mercien die mehrern Stimmen zufielen. Allein die Engländer in Weſſex riefen, durch Anſtiften des Goodwin, den Hardicanut zum Könige von Weſſex aus. Harald, der die Macht von Weſſex kannte, widerſetzte ſich dieſem Beginnen gar nicht.

Indeſſen zauderte Hardicanut, ſein neues Reich perſönlich anzutreten. In deſſen Abweſenheit verwaltete Goodwin das Regiment mit einer Gewalt, die einer unumſchränkten nicht viel ungleich war. Harald urtheilte ganz recht, daß er ſich Weſſex leicht bemächtigen könnte, wenn er Goodwin auf ſeiner Seite hätte. Er ſuchte alſo denſelben zu gewinnen: und es gelung ihm auch dieſer Verſuch. So fort wußte Goodwin die Sache ſo geheim und liſtig einzufädeln, daß die meiſten Vornehmen in Weſſex, bey dem Ausbleiben des Hardicanut, auf Haralds Seite traten, und ihn zu ihrem Könige machten.

Dieſe Veränderung war der Emme gar nicht anſtändig. Da ſie aber kein Mittel vor ſich ſah, ihrem Sohn Hardicanut die engländi-

ſche Krone zuzuwenden, ſo gerieth ſie auf den Einfall, einen von denen mit Ethelred erzeugten Söhnen zu der königlichen Würde zu helfen. Damit man aber von ihrer Abſicht nichts muthmaaßen und ſie in keinem Verdacht anzufangender Unruhen haben möchte, fieng ſie an ein ſehr eingezogenes Leben zu führen, beſuchte die Kirchen ſehr fleißig, und ſtellte ſich, als ſorgte ſie blos für ihrer Seele Wohlfahrt. Da ſie nun glaubte ſich ganz unverdächtig gemacht zu haben, hielt ſie bey dem Harald um die Erlaubniß an, ihre Söhne, Alfred und Eduard, aus der Normandie zu ſich kommen zu laſſen. Dieſes wurde ihr erlaubt: und die Prinzen kamen, unter vielen Freude- und Liebes-Bezeigungen der Engländer, bey ihrer Mutter an. Allein der ſchlaue Goodwin merkte der Königinn Abſicht gar bald. Er ſtellte die von der Anweſenheit dieſer Prinzen zu beſorgende Gefahr dem Könige vor: und der König gab dem Goodwin Vollmacht, bey dieſer Sache zu verfahren, wie es ihm am dienlichſten ſcheinen würde. Der König mußte ſich alſo, nach Goodwins Rath, anſtellen, als beſorgte er von dem Prinzen nichts böſes, um ſie deſto ſicherer und in Ausführung ihrer Anſchläge unbehutſamer zu machen. Nach einiger Zeit ließ der König die Prinzen zu ſich laden, um ſie vor ihrer Rückreiſe zu ſprechen. Die Emme war über dieſen Antrag mit Recht in Sorgen, und kam ungerne daran, ihre Söhne dem König in die Hände zu liefern. Indeſſen durfte ſie doch auch ihren Argwohn nicht merken laſſen.

Sie fand alſo für das einzige Mittel, ſich, ſo gut ſichs thun ließe, zu helfen, daß ſie nur den Alfred zu dem Könige gehen ließ, den Eduard aber unter einem Vorwande bey ſich behielt. Goodwin gieng dem Alfred, der nur wenige Normänner bey ſich hatte, entgegen, empfieng ihn in des Königs Namen auf das freundlichſte, und führte ihn mit ſeiner Begleitung in das Schloß Guilford, unter dem Vorgeben, ſie hier mit einigen Erfriſchungen zu bedienen. Aber eben hier wurde Alfred mit ſeinen Leuten gefangen genommen, und, nachdem man ihm die Augen ausgeſtochen, in ein Kloſter geſperrt, wo er bald darauf geſtorben. Auf dieſe traurige Nachricht entfloh Eduard in die Normandie: die Emme aber ſuchte ihre Zuflucht bey dem Grafen von Flandern, Balduin, der ihr die Stadt Brügge zum Aufenthalt anwies.

Im Jahr 1039 ſtarb Harald, da eben Hardicanut den Schluß gefaßt hatte, das ihm durch die Wahl zugefallene Königreich Weſſex durch die Waffen zu gewinnen. Harald, der ſelbſt nichts merkwürdiges gethan hat, bekam den Beynamen Haſenfuß, entweder wegen ſeiner Geſchwindigkeit, oder, wie andre meynen, weil er einen haarigen Fuß hatte. Nach ſeinem Tode wurde von den Dänen und Engländern zum König erwählt der

Canut II. oder Hardicanut,
vierter däniſcher König von England.

Das Wort Hardi, ſo man ſeinem Namen vorgeſetzt, ſoll eine ſtarke, dauerhafte Leibesbeſchaffenheit bedeuten. Hardicanut war, wie gedacht, eben im Werk, ſein Recht auf die weſſexiſche Krone geltend zu machen, als er die Nachricht von ſeiner Erwählung zu einem Könige von England erhielt. Er gieng alſo unverzüglich in dieſes Reich über, wo er mit groſſen Freudenbezeigungen aufgenommen wurde. Goodwin war unter den erſten, die dem Könige huldigten; ob er gleich im Herzen deſſelben Ankunft ungerne ſah.

Gleich anfangs begieng der König eine häßliche That, indem er, aus einem unvernünftigen Zorn, den Leichnam ſeines Bruders Harald ausgraben und in die Temſe werfen ließ. Hierauf legte er dem ganzen Königreich eine ſchwere Steuer auf, um die Schiffſoldaten ſeiner mitgebrachten Flotte, die er in Dänemark zurück ſchickte, davon zu bezahlen. Die Engländer wurden unwillig, daß ſie abermal eine Auflage leiden ſollten: und inſonderheit widerſetzte ſich die Stadt Worceſter mit der größten Heftigkeit. Dieſes brachte den König zu einer ſolchen Wut, daß er Befehl gab, die Stadt zu zerſtören und die Einwohner auszurotten. Dieſer Befehl wurde vollbracht, doch den Einwohnern einſtweilen

weilen erlaubt, ſich auf die Inſel Bevercy, in der Saverne, zu begeben.

Bald hernach kam Eduard, Ethelreds II. Sohn, an des Canut Hof, und begehrte die Beſtrafung des Goodwin, der deſſelben Bruder Alfred umgebracht habe. Hardicanut ließ ſich geneigt finden, die Sache zu unterſuchen: und Goodwin wurde vorgefordert, ſich zu verantworten. Allein weil er den Geiz des Königs kannte, ließ er ein Ruderſchiff koſtbar ausrüſten, beſetzte ſolches mit achtzig Soldaten, deren ganze Rüſtung aus Gold und Silber beſtund, und beſchenkte damit den König; welcher auch durch dieſes Geſchenke ſo geblendet wurde, daß er von dem Goodwin weiter nichts als einen Eid forderte, daß er an der Ermordung Alfreds unſchuldig ſey, und damit ihn wieder laufen ließ.

Um dieſe Zeit wurde Canuts Schweſter, Gunilde (g) an den Kaiſer Heinrich III. verheyrathet; vor ihrer Abreiſe aber die Hochzeitfeyerlichkeit mit ſolcher Pracht gehalten, daß man lange hernach mit Verwunderung davon redete.

Hardicanut ſtarb plötzlich auf der Hochzeit eines däniſchen Herrn, im Jahr 1041, und im dritten ſeiner Regierung. Man kann aus dem bisher erzählten von der ſchlimmen Gemüthsart dieſes Königs leicht ein Urtheil fällen. Seine Grauſamkeit und Schwelgerey machten ihn im

 ganzen

(g) *Matth. Weſtmon. Brompton.* Chron.

ganzen Reich höchſt verhaßt: und man wird nicht ſehr irren, wenn man ſeinen Tod für unnatürlich hält.

Eduard III. mit dem Beynamen der Bekenner, König von England.

Weil Hardicanut ohne Leibeserben verſtorben war, ſo ſchien Eduard, Ethelreds II. Sohn, derjenige zu ſeyn, der vor andern einen großen Anſpruch auf den engländiſchen Thron thun konnte. Aber es war doch auch noch Eduard, ein Sohn Edmunds Eiſenrippe, vorhanden, der ſich, wie oben gedacht worden, in Ungarn aufhielt. Auch lebte noch Sueno, ein Sohn Canut des Großen. Dieſe beyden durfte man doch auch nicht ſo ſchlechterdings außer Augen ſetzen: kurz, es zeigten ſich bey Beſetzung des königlichen Stuhls ſolche Schwierigkeiten, die für England traurig hätten werden können. Der oftgedachte Eduard hatte ſich eben noch nicht durch ſolche Thaten hervor gethan, die von ſeiner Regierung etwas Gutes hätten hoffen machen. Vielleicht würde er alſo zur königlichen Würde nicht gelangt ſeyn, wenn ihm nicht jemand angerathen hätte, des Goodwins Gunſt zu ſuchen. Ungeachtet Eduard und Goodwin kurz vorher Widerſacher geweſen waren, ſo glückte es doch dem erſtern, die Neigung des letztern zu erlangen. Wir müſſen hier eines und das andere von dieſem Herrn ſagen, damit man leichter verſtehen möge,

möge, wie viel an deſſen Gunſt damals gelegen geweſen ſey.

Goodwin beſaß einen Geiſt, der über alle damals lebende Großen des Reichs weit erhoben war. Er hatte ſich durch ſeine Verdienſte ſchon ein Anſehen gemacht, als er in dem Kriege wider die Vandaler, unter Canut, Gelegenheit hatte, ſich auf die oben erzählte Weiſe aufs neue hervor zu thun. Nach dieſem Feldzuge wurde er zum Grafen von Kent, Suſſex und Surrey gemacht. Nach der Thyra, Graf Ulphons Tochter, heyrathete er die Githe, eine Schweſter des Sueno, der hernach König von Dänemark wurde: und mit dieſer erzeugte er ſieben Söhne und eine Tochter, Edithe. Die ausnehmende Gnade, in der er bey Canut dem Großen ſtund, ſein durchdringender Verſtand, ſeine Verbindung mit ſo großen Häuſern, das Großſchatzmeiſteramt, die Statthalterſchaft in Oxford und Hereford, die ſein älteſter Sohn verwaltete, gaben freylich dem Goodwin ein ſo überwiegendes Anſehen und Gewalt, daß es faſt unmöglich war, ohne ihn etwas erhebliches auszurichten. Es hatte alſo freylich Eduard ſchon viel gewonnen, daß er dieſes Mannes Beyſtand erhielt, wobey er aber doch die Bedingung eingehen mußte, Goodwins Tochter Edithe zur Frau zu nehmen (h).

Nach

(h) Es wird zwar in dieſer Geſchichte eines und das andere, den Goodwin und Eduard betreffend, von Brompton und Huntingdon mit veränderten

Nach dieſen Vorbereitungen berief Goodwin eine allgemeine Verſammlung, und brachte es durch ſein Anſehen und Künſte, wie auch durch eine nachdrückliche Rede, dahin, daß Eduard von den Engländern (denn die Dänen waren vermuthlich zu dieſer Verſammlung nicht geruffen worden) zum Könige gemacht wurde.

Man ſaget, es wären von Goodwin in dieſer Rede die Drangſalen, ſo die Engländer vorhin von den in England wohnenden Dänen (wovon wir auch ſchon oben gemeldet haben) erdulden müſſen, ſo lebhaft vorgebildet worden, daß man in eben dieſer Verſammlung den einmüthigen Schluß gefaßt habe, alle Dänen aus dem Reich zu jagen. Dieſe Erzählung ſcheinet freylich wider alle Wahrſcheinlichkeit zu ſeyn, weil man faſt nicht begreifen kann, wie die Dänen, welche den Engländern an Anzahl und Macht wenigſtens gleich, wo nicht überlegen, geweſen, von dieſen letztern ſo leichte und auf einmal haben können aus England getrieben werden; zumal kein Geſchichtſchreiber eines Kriegs gedenket, der dieſerwegen zwiſchen beyden Völkern wäre geführt worden. Indeſſen da von der Regierung Eduards des Bekenners an der Dänen in der engländiſchen Geſchichte keine Meldung mehr gethan wird, eben als wenn ſie nie in England geweſen wären, ſo muß doch wohl etwas

ärderten Umſtänden erzählt; es verlohnet aber die Mühe nicht, dieſerwegen ſich in einigen Streit einzulaſſen.

(i) *Brompton. Pontan.* hiſt. Dan.

etwas dergleichen mit ihnen vorgegangen ſeyn. Doch wir laſſen dieſe ſo ſchwer zu entſcheidende Sache auf ihrem Werth und Unwerth beruhen, und kommen wieder auf den Eduard.

Dieſer Fürſt (k) beſaß faſt keine von den Eigenſchaften, die einem Regenten unentbehrlich ſind. Es fehlte ihm ſowohl am Geſchick als Munterkeit, die Geſchäffte eines Landesherrn zu verrichten. Daher nahmen die Großen des Reichs Gelegenheit, ihre Gewalt immer weiter auszudehnen, und in Ihren Statthalterſchaften faſt nach ihrem Gutdünken zu ſchalten, die königlichen Befehle hingegen nicht anders, als wenn ſie es für ſich dienlich fanden, zu beobachten. Inſonderheit maaßte ſich Goodwin im Reich einer Gewalt an, die der königlichen ſelbſt nicht viel nachgab. Eduard merkte dieſes freylich, und warf deswegen einen bittern Haß auf Goodwin. Doch durfte er ſeinen Unwillen nicht merken laſſen. Er verſchob aber doch die Verheyrathung mit der Edithe, ſo lange es thunlich war. Endlich vermählte er ſich zwar wirklich mit ihr, enthielt ſich aber eines genauern Umgangs mit derſelben. Edithe verbarg klüglich ihren darüber empfindenden Verdruß, und vertrieb ihre Grillen durch Uebungen der Andacht und durch die Wiſſenſchaften. Inzwiſchen würde die übergroße Gewalt des Goodwin dem Könige gewiß gefährlich worden ſeyn, wenn dieſelbe nicht durch ein andres Gegengewicht wäre gemin-

(k) *Ailred. Rieuall. Ingulph.*

gemindert worden. Dieſes waren der Graf Saward von Northumberland, und Leofrick, Herzog von Mercien. Jener hatte ſich durch ſeine Tapferkeit und andere Tugenden; dieſer aber durch große Verdienſte, in dem Reich ein beſonderes Anſehen erworben. Dieſe beyde Herren bemühten ſich gemeinſchaftlich, den Zuwachs der Macht des Goodwin zu hindern, und hingegen das Anſehen des Königs gegen denſelben zu unterſtützen.

Hier können wir das unverantwortliche Bezeigen Eduards gegen ſeine Mutter Emme nicht unberührt laſſen. Der König hatte auf ſeine Mutter einen tödtlichen Haß geworfen, weil ſie ſich nicht nur mit ihres erſtern Gemahls Feinde Canut, verehligt, ſondern auch eingewilligt hatte, daß die Kinder dieſer zweyten Ehe, mit Ausſchließung der aus der erſtern, auf dem engländiſchen Throne folgen ſollten. Dieſen Haß nun ließ Eduard erſtlich dadurch ausbrechen, daß er ſeine Mutter aller Schätze, die ſie zu Wincheſter aufbewahrt hatte, beraubte, und ihr etwas ſehr weniges zum Lebensunterhalt übrig ließ. Hernach klagte er ſie eines unerlaubten Umgangs mit dem Biſchof von Wincheſter an, und nöthigte ſie, die Prüfung des ſogenannten Ordeal auszuſtehen; welche darinn beſtund, daß die beſchuldigte Perſon mit verbundenen Augen über neun glüende Pflugeiſen gehen mußte. Wer nun von dieſen Eiſen nicht beſchädigt wurde, der wurde

(l) *Brompton; Ioh. Knighton.*

wurde für unſchuldig erklärt. Dieſe Prüfung ſoll die königliche Mutter ohne alle Beſchädigung ausgeſtanden haben. Im Jahr 1052 erlöſte ſie der Tod von dem trübſeligen Leben, darein ſie ihr Sohn geſetzt hatte.

Um dieſe Zeit machte der König von Norwegen, Sueno, ein Sohn Canut des Großen, viele Kriegszurüſtungen, indem er ſein Recht an die Krone von England mit Gewalt ausführen wollte. Eduard machte, auf erhaltene Nachricht, zwar Gegenanſtalten; die aber vielleicht wenig würden genutzt haben, wenn nicht zu eben der Zeit, im Jahr 1043, ſich ein Krieg zwiſchen Dänemark und Norwegen angeſponnen hätte, welcher den Sueno an der Ausführung ſeines Vorhabens hinderte.

Im Jahr 1046 kam wieder ein Haufen däniſcher Seeräuber, die einige Gegenden der engländiſchen Küſten verheerten. Sie wurden aber durch die guten Gegenanſtalten Goodwins, Siwards und Leofricks, wieder abgetrieben.

In eben dieſem Jahre wurde England abermals von außen her beunruhiget. Swan, Goodwins Sohn, hatte, wegen einer entführten Aebtißin, das Königreich verlaſſen müſſen. Weil er nun von dem Könige keine Verzeihung ſeiner Miſſethat erhalten konnte, fieng er an, öffentliche Feindſeligkeiten gegen England auszuüben, indem er die Kauffarteyſchiffe beraubte, und die engländiſchen Küſten plünderte. Jedoch es wurde durch Mittelsperſonen der König mit dem Swan ausgeſöhnt, und dieſem ſein

Verbrechen vergeben; welches freylich vornehmlich aus Furcht vor dem mächtigen Goodwin geſchehen ſeyn mag. Uebrigens mehrte dieſer Vorfall den Haß des Königs gegen Goodwin nicht wenig. Und die Normänner, welche in großer Anzahl an dem königlichen Hofe ſich befanden, unterließen nicht, dieſen Affect in dem Gemüth des Königes zu unterhalten. Dieſe Normänner ſtunden bey dem König in beſondern Gnaden, weil derſelbe in ihrem Lande war erzogen worden. Goodwin konnte ſein Mißvergnügen hierüber nicht verbergen: und eben dadurch machte er ſich dieſe Leute zu Hauptfeinden, die alle Gelegenheiten ergriefen, ſeine Handlungen dem Könige auf der häßlichen Seite vorzuſtellen. Inſonderheit war Robert, Erzbiſchof von Canterbury, ein Normann, aufs höchſte wider Goodwin erbittert.

Es zeigte ſich auch bald eine Veranlaſſung, da der König beynahe ſeinen Widerwillen gegen Goodwin (m) hätte ausbrechen laſſen. Euſtachius, Graf von Boulogne, beſuchte den Eduard, ſeiner Gemahlinn Bruder. Vor ſeiner Abreiſe geſchah es, daß einige von ſeinen Leuten zu Douvre mit den Engländern in einen Streit, ja Handgemenge, geriethen, in welchem etliche von des Grafen Gefolge getödtet wurden, und der Graf ſelbſt, der den Seinigen helfen wollte, kaum mit dem Leben davon kam. Wegen dieſer Beleidigung forderte Euſtachius eine hinläng-

(m) *Wilh. Malmesb. Annal. Saxon.*

hinlängliche Genugthuung. Der König befahl auch ſogleich dem Goodwin, die von Douvre nach der Schärfe zu züchtigen. Allein Goodwin, unter deſſen Statthalterſchaft dieſe Leute gehörten, weigerte ſich auf eine ſehr hochmüthige Weiſe, den Befehl des Königs zu vollziehen. Welcher Ungehorſam den König ſehr erbitterte. Aber es war noch nicht rathſam, daß er ſeinen Zorn hätte merken laſſen. Indeſſen ließ er in geheim dem Siward und Leofrick wiſſen, daß er willens ſey, den Hochmuth Goodwins zu beſtrafen. Allein dieſer bekam hievon Nachricht, und fieng unverweilt an, ſich in einen guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Der König ließ ihn hierauf vor eine allgemeine Verſammlung fordern: und Goodwin erſchien mit einer ſolchen Begleitung, bey der er nichts befürchten durfte. Bey dieſer Stellung der Sachen war es nun wieder nicht zu rathen, gegen Goodwin Gewalt zu brauchen. Daher wurde derſelbe, auf einige Entſchuldigungen, frey geſprochen.

Wie nun Eduard ſah, daß dem Goodwin mit Gewalt nicht beyzukommen wäre, ſo trachtete er etliche von deſſelben Freunden durch Geſchenke zu gewinnen; welches auch gut von ſtatten gieng. Nachdem dieſer Schritt geſchehen war, befahl der König dem Goodwin, ſich und ſeine Söhne abermal vor einer allgemeinen Verſammlung zu ſtellen. Allein Goodwin bekam Wind davon, daß man ſie in Verhaft zu nehmen gedenke; wollte alſo, ohne einen Sicherheitsbrief oder Geiſeln, nicht erſcheinen. Auf dieſen Unge-

horſam wurde Goodwin nebſt den Seinigen aus dem Reiche verbannt. Welchem Urtheil er ſich auch unterwerfen mußte, weil ihn ſeine Freunde verließen. Hierauf ſperrte der König auch ſeine eigne Gemahlinn, Goodwins Tochter, in das Kloſter **Wakewell** ein. Goodwin aber begab ſich zu ſeines Sohns Toſtons Schwiegervater, dem Grafen von Flandern; und Harald gieng in Irrland. Die Bedienſtungen des Goodwin und ſeiner Söhne wurden andern Perſonen, und zwar die anſehnlichſten dem Alfgar, Sohn des **Leofrick**, gegeben.

Unterdeſſen arbeitete Goodwin immer an ſeiner Wiederherſtellung. Ja er wagte es, eine Art von Gewalt zu brauchen. Der Graf von Flandern gab ihm etliche Schiffe, welche da und dort die engliſchen Küſten beunruhigten. Allein dieſe Streifereyen halfen zur Hauptſache nichts. Deswegen ließ Goodwin bey dem flandriſchen Grafen nicht eher mit Bitten nach, bis ihm derſelbe endlich eine anſehnliche Flotte überließ. Auf dieſe Nachricht rüſtete **Eduard** ebenfalls eine Flotte aus, und gab die Befehlhabung darüber ſeinem Schweſterſohn, **Radulph** von **Mantes**, und einem, Namens Odda. Dieſe vereitelten alle Unternehmungen Goodwins; weswegen derſelbe wieder in Flandern zurückfuhr, ſich anſtellend, als hätte er allen weitern Unternehmungen auf **England** völlig abgeſagt. Dabey aber hielt er ſeine Flotte immer in dem Stand, in See gehen zu können. Da es nun geſchah, daß **Eduard**, aus unbekannten Urſachen, beyden vor-

gedachten

gedachten Männern die Befehlhabung über ſeine Flotte nahm, und zugleich etliche andere Seeofficiere abſetzte: verurſachte dieſe Veränderung, daß die Matroſen haufenweiſe davon liefen. Goodwin erfuhr dieſes nicht ſo bald, als er mit ſeiner Flotte eine Landung auf der Inſel Wight that, und daſelbſt wartete, bis die Schiffe ſeines Sohns Harald zu ihm ſtießen. Nach geſchehener Vereinigung lief Goodwin in die Temſe ein, und ſchiffte nahe an London. Eduard wollte hier unverzüglich eine Schiffſchlacht wagen: Allein ſeine Räthe hielten ihn davon ab, und riethen vielmehr, dem Goodwin glimpflich zu begegnen. Hier ſpielte der ſchlaue Goodwin ſeine Perſon vortrefflich. Er erniedrigte ſich ungemein, und ſprach von lauter Unterwerfung und Gehorſam gegen den König, und that die Erklärung, daß er gar nicht gekommen ſey, den König zu bekriegen, ſondern ſich vor den Beleidigungen ſeiner Feinde ſicher zu ſtellen. Endlich erreichte Goodwin durch dieſes Bezeigen ſeine Abſicht. Auf Vermittelung einiger Herren des Hofes nahm der König den Goodwin zu Gnaden an. Man ſprach ihn auch in einer allgemeinen Verſammlung von allen Beſchuldigungen frey: und der König gab ihm alle Aemter, die ihm und den Seinigen abgenommen worden, wieder. Doch mußte Goodwin, wegen ſeines künftigen Wohlverhaltens, Geiſeln geben; wozu er ſeinen Sohn Ulnoth, und ſeinen Enkel Hacun, nahm. Darauf ließ der König auch ſogar ſeine Gemahlinn, Goodwins Tochter, wieder an den Hof zu ſich holen.

Der Erzbiſchof von Canterbury, Goodwins Feind, wurde, als ein Störer der gemeinen Ruhe, aus dem Reiche verbannet.

Wie es nun von da an eine zeitlang in England ruhig hergieng, ſo legte der Herzog von der Normandie, Wilhelm der Baſtard, bey dem Eduard einen Beſuch ab. Während des Aufenthalts des Wilhelm ſoll Eduard denſelben ingeheim und nur mündlich zu ſeinem Nachfolger auf dem engländiſchen Thron ernennt haben. Es mag nun dieſes Vorgeben gegründet ſeyn oder nicht, ſo bediente ſich wenigſtens Wilhelm nachmals deſſelben, um die engländiſche Krone zu erhalten.

Indeſſen nahm Goodwins Macht täglich noch mehr, als vor ſeinem Falle zu: und Eduard würde endlich, allem Vermuthen nach, ſeiner Krone wegen nicht gar ſicher geweſen ſeyn, wenn nicht der Tod dieſen Herrn im Jahr 1053 hingeriſſen hätte. Man weis von ſeiner Todesart nur ſo viel, daß er über der königlichen Tafel plötzlich geſtorben ſey. Sein Sohn Harald bekam alle Aemter ſeines Vaters; und die, ſo Harald vorher begleitet hatte, wurden dem Alfgar, Leofricks Sohn, zugewendet. Sonſt zog der Tod Goodwins keine Veränderungen nach ſich. Sein Sohn Harald behielt, wie des Vaters Aemter, alſo auch des Vaters Freunde; ja er erhielt dieſelben um ſo leichter und beſtändiger, je weniger er von ſeines Vaters Trotz und Hochmuth an ſich hatte, und je gehorſamer er ſich gegen den König bezeigte. Gleichwohl war ihm

dieſer

dieſer nicht gewogen, es ſey, daß er den goodwiniſchen Namen haßte, oder daß er mit Recht beſorgte, es möchte ihm der Sohn, deſſen freundlicheres Bezeigen die Herzen der Großen und des Volks einnahm, noch fürchterlicher, als der Vater werden. Doch durfte der König dieſe Geſinnung nicht äußern, ſondern mußte dem Harald freundlich thun.

Bisher war die Regierung des Königs (n) ohne Kriege verfloſſen. Doch im Jahr 1054 entſtund ein Streit, in welchen Eduard mit verwickelt wurde. Der König von Schottland, Macbeth, hatte ſich des Reichs Cumberland bemächtigt, welches Macolm, einer aus dem Geſchlecht der Könige von Cumberland, anſprüchig machte. Eduard nahm ſich des Macolm an, und ſandte den Siward mit einer Armee ab, denſelben in das Reich einzuſetzen. Siward gewann eine Hauptſchlacht wider den Feind, und Macolm erhielt Cumberland. Bald hierauf ſtarb der tapfere Siward. Nach deſſen Abſterben machte der König zum Statthalter von Northumberland den Toſton, Bruder des Harald. Aus was Urſachen der König dieſen Schritt zur Vergrößerung des goodwiniſchen Hauſes, welches er haßte und fürchtete, gethan habe, läſſet ſich nicht errathen.

Alfgar, ein Bruder der Gemahlinn des Haralds, hatte wider die Ruhe des engländiſchen Reichs gefährliche Anſchläge gefaßt. Man ent-

(n) *Sim. Dunelm.*

deckte ſelbige, und Alfgar wurde des Landes verwieſen. Er begab ſich aber zu dem Griffin, Könige von Wallis, der deſſen feindſelige Geſinnungen möglichſt unterhielt. Beyde thaten ſogar einen Einfall in die Landſchaft Hereford, und ſchlugen deren Statthalter Radulph von Mantes. Allein als ſie weiter rücken wollten, begegnete ihnen Harald mit einer Armee, und ſchlug ſie in die Flucht. Er bemühte ſich aber ſofort, für ſeinen Schwager Alfgar Gnade bey dem Könige zu erhalten; der ihn auch in ſeine vorige Bedienungen wieder einſetzte.

Dieſe letztern Thaten Haralds, nebſt ſeinem fortdauernden leutſeligen und gütigen Bezeigen, vermehrten die Hochachtung des ganzen Volks gegen ihn ungemein: und jedermann ſagte, daß nach Eduards Abſterben, niemand würdiger, als er, ſey, die engländiſche Krone zu tragen. Eduard konnte dieſe allgemeine Liebe gegen Harald nicht anders, als mit Verdruß und Furcht, wahrnehmen. Er urtheilte daher, daß es ſchwer ſeyn würde, einem Auswärtigen, als der Herzog der Normandie war, das Reich zuzuwenden. Daher fiel ihm ein, den Eduard, einen Sohn ſeines Bruders, des Edmund Eiſenrippe, aus Ungarn, wo er ſich bisher, wie oben gedacht, aufgehalten hatte, kommen zu laſſen. Dieſes geſchah, und Eduard kam im Jahr 1057, mit ſeinem jungen Sohn, Edgar, in England an. Die Engländer bezeigten gegen ihn, als den Sohn eines beliebten Königs, viele Zuneigung: und es würde vielleicht nicht gefehlt haben, daß

er nach des Königs Tode auf den engländiſchen Thron gekommen wäre, wenn er nicht ſein Leben, bald nach ſeiner Ankunft in England, geendigt hätte. In eben dieſem Jahre ſtarb auch Leofrick, Herzog von Mercien, deſſen Tugenden von den Geſchichtſchreibern gelobt werden.

Nach dem Tode des Prinzen Eduard wurden bey dem Harald die ehemaligen Gedanken, ſich mit der Zeit auf den Thron zu ſchwingen, aufs neue rege. Der Edgar, Eduards Sohn, war noch ſehr jung, und alſo von ihm keine Hinderniß, in Abſicht auf die königliche Würde, zu befürchten. Indeſſen mußte Harald ſeine Anſchläge geheim halten. Vor allen Dingen hielt er öfters bey dem König um die Zurückgabe ſeines Bruders Ulnoth, und ſeines Brudersſohns Hacun, an, welche, wie ſchon oben geſagt, vom Goodwin dem Könige als Geiſeln waren überliefert worden, und die der König weiter zum Herzoge von der Normandie geſchickt hatte. Von dieſem, ſagte der König, müßte Harald die Geiſeln fordern laſſen. Harald nahm dieſen Vorſchlag an, und reiſte, mit des Königs Genehmhaltung, in die Normandie; wurde aber gleich anfangs durch Sturm an die Küſten der Picardie verſchlagen, wo ihn der Graf von Ponthieu verwahrlich aufbehielt, ein gutes Löſegeld hoffend. Allein Harald ließ dem Herzoge von der Normandie ſeine damalige Umſtände zu wiſſen thun: und dieſer verlangte von dem Grafen, den Harald loszulaſſen; welches auch geſchah. Wie Harald an des Herzogs Wilhelm Hofe ange-

kommen war, ſo gieng dieſer mit ſich ſelbſt zu Rathe, was er mit dieſem Gaſt anfangen ſolle. Er fand nicht rathſam, den Harald gar zurück zu behalten; weil dieſes theils ſchändlich, theils ſeinen Abſichten hinderlich würde geweſen ſeyn. Und doch ſchien es auch nicht fürträglich, dem Harald die Abſichten, ſo Wilhelm auf den engländiſchen Thron hatte, zu entdecken. Gleichwohl aber entſchloß ſich der Herzog zu dem letztern. Er eröffnete alſo dem Harald, daß er Hoffnung habe, dermaleinſt die engländiſche Krone zu erhalten. Er erſuchte denſelben vorläufig um ſeinen künftigen Beyſtand, und verſprach ihm dafür die größte Erkenntlichkeit und anſehnlichſten Belohnungen. Zugleich ſuchte er den Harald, durch Vorſtellung der Schwierigkeiten, die er, falls er mit ihm zu gleicher Zeit nach dem Reich trachten ſollte, finden würde, von ſeinem Vorhaben abwendig zu machen. Harald mußte ſich, wie leicht zu erachten, bey den damaligen Umſtänden, dem Könige gefällig bezeigen, und lauter Gutes verſprechen. Zu einer Belohnung der zu leiſtenden Dienſte bedung er ſich zum Schein eine von des Herzogs Töchtern zur Ehe aus. Welches der Herzog auch gar gerne bewilligte. Doch wurde die Vermählung wegen der zarten Jugend der Prinzeßinn damals nicht vollzogen. Uebrigens mußte Harald bey dem Evangelium ſchwören, daß er dem Herzoge das Verſprochene leiſten wolle.

Nachdem Harald wieder nach Hauſe gekommen war, kehrte er ſich an den Eid, den er für erzwun-

erzwungen anſah, weiter nicht mehr. Sein einiges Bemühen gieng dahin, daß er ſich der Zuneigung der Großen und des Volks immer mehr verſicherte. Hierzu mußten ſich auch bald Gelegenheiten zeigen.

Die Walliſer empörten ſich im Jahr 1063 unter ihrem Könige Griffin. Aber Harald und ſein Bruder Toſton brachten dieſelben bald wieder zum Gehorſam. Und als Griffin hernach noch einmal die Waffen ergrief, gieng Harald auf die Walliſer los, und nöthigte ſie, ihm den Kopf ihres Königs zu ſchicken.

Hernach geſchah es, daß Toſton, Statthalter in Northumberland, den Einwohnern dieſer Provinz mit ſo vieler Härte und Ungerechtigkeit begegnete, daß dieſe ſich endlich empörten, und ihn fortjagten. Harald ſollte, auf Befehl des Königs, ſeinen Bruder wieder einſetzen. Als dieſer nun mit ſeinen Völkern an die Gränze von Northumberland kam, ließen die Einwohner durch Abgeordnete demſelben alle Mißhandlungen ſeines Bruders vorſtellen, und die Erklärung thun: Sie gedächten ſich keineswegs ihrer Abhängigkeit von England zu entziehen: ſie hätten aus Noth die Waffen ergriffen; wollten ſich aber dem König augenblicklich wieder unterwerfen, wenn ſie nur einen erträglichern Statthalter bekämen. Hier war nun Harald ſo unparteyiſch, daß er die ganze Sache an den König berichtete: zugleich erhielt er durch ſeine Bitte Gnade für die Northumberländer: und endlich ſchlug er, als einen andern Statthalter, vor den Morkard,

Alfgars, des Herzogs von Mercien, Sohn. Durch dieſe beyden Verrichtungen, aus welchen Tapferkeit und Großmuth hervor leuchteten, verſchaffte Harald der Liebe und Achtung gegen ihn ſich einen anſehnlichen Zuwachs.

Eduard war übrigens der Reichsnachfolge wegen ganz unbekümmert. Er beſchäfftigte ſich vornehmlich mit der Wiederaufbauung der Kirche und des Kloſters zu Weſtmünſter. Nachdem dieſe Gebäude völlig aufgeführt waren, berief der König alle Biſchöfe und Große des Reichs nach London, damit ſie von dem Pracht der Einweihung Zeugen ſeyn möchten. Aber eben damals wurde er tödtlich krank. Dem ungeachtet befahl er die Feyerlichkeit der Einweihung vor ſich gehen zu laſſen. Bey dieſer allgemeinen Verſammlung nun gedachte Harald an ſeine eigne Angelegenheit, wegen der Nachfolge auf dem königlichen Stuhle. Er wußte alſo die verſammelten Herren dahin zu bringen, daß ſie beſchloſſen, Abgeordnete an den König zu ſchicken, die ihn erſuchen ſollten, wegen eines Reichsnachfolgers eine deutliche Verfügung zu thun. Allein Eduard antwortete, ſie möchten in ihrer Verſammlung denjenigen zu ſeinem Nachfolger erwählen, den ſie für den tüchtigſten hielten. Und bald darauf ſtarb er im Jahr 1065. Uebrigens war dieſer König, wie man aus ſeinem Verhalten leicht abnimmt, von einer ſtillen und friedfertigen Gemüthsart. Seine Gütigkeit zeigte ſich inſonderheit durch die reichen Almoſen, die er austheilen ließ. Von ſeiner Frömmigkeit machet

machet man beſonders viel Rühmens: und wegen derſelben hat er vermuthlich den Beynamen des Bekenners empfangen. Nachgehends wurde er vom Pabſt Alexander II. gar unter die Heiligen geſetzt. Sonſt ſaget man auch, Eduard habe die Wundergabe beſeſſen, die Kröpfe durch bloßes Anrühren zu heilen; ja ſogar eben dieſe Heilungskraft auf ſeine Thronfolger fortgepflanzt. Wenigſtens halten die engländiſchen Könige bekanntlich noch den Gebrauch, daß ſie jährlich zu einer gewiſſen Zeit kröpfichte Leute berühren. Man ſchreibet dem Eduard noch mehrere Wunderthaten zu, bey deren Erzählung wir uns nicht aufhalten können. Noch müſſen wir anführen, daß Eduard die weſſexiſchen, merciſchen und däniſchen Geſetze, von welchen die letzten in Nortshumberland, die erſtern aber in Weſſex und Mercien galten, in eine Sammlung gebracht habe, die ſie im Königreich allgemein machten, und Geſetze des Eduard genennt wurden.

Nach dem Tod Eduards (o) wurde

Harald II.

König von England, vom Jahr 1066.

Die Geſchichtſchreiber ſind nicht einig, ob Harald von der allgemeinen Verſammlung freywillig, oder gezwungen zum Könige ſey erwählt worden. Genug, er wurde auf den Thron erhoben. An den Prinz Edgar, der durch die Geburt ein unſtreitiges Recht zur Krone hatte, dachte

(o) *Annal. Sax. Malmesb. Ingulph. Huntingd.*

dachte niemand. Was aber den Herzog Wilhelm von der Normandie betrifft, ſo hatte er allem Anſehen nach, kein andres Recht an dem engländiſchen Thron, als die oben gemeldte mündliche Beſtimmung des Königs Eduard. Weil nun Wilhelm ſah, daß man den Harald, ungeſehen aller Rechte des Edgar, zum Könige gemacht, da doch derſelbe zu dieſer Würde gar keinen Schein eines gerechten Anſpruchs hatte vorweiſen können, ſo war es freylich kein Wunder, wenn er ſich für vielmehr berechtigt hielte, nach dem Königreich England zu trachten, als der Harald. Auf der andern Seite konnte Harald behaupten, Eduard habe weder den Wilhelm noch ſonſt einen Ausländer, ohne Einwilligung der engländiſchen Stände, zu ſeinem Nachfolger beſtellen können; er aber ſey durch eine rechtmäßige Wahl zu der königlichen Würde erhoben worden. Allein bey dieſem allen verliert das Recht Edgars nicht das geringſte von ſeiner Kraft, und iſt ihm durch ſeine Uebergehung in der Wahl unſtreitig Unrecht geſchehen.

Die Regierung Haralds wurde bald unruhig. Sein Bruder Toſton war über das oben gemeldte Betragen gegen ihn in der größten Erbitterung, und nur auf Rache bedacht. Da er von ſeinem Schwiegervater, dem Grafen von Flandern, einige Schiffe erhalten hatte, landete er mit denſelben auf der Inſel Wight; die er auch plünderte. Wie aber Harald gegen ihn anrückte, gieng er wieder zu Schiffe, um ſich

gegen

gegen die mitternächtigen Provinzen Englands zu wenden; da er dann in den Humber einlief, und die Provinz York verheerte. Harald achtete nicht für rathſam, ſich von den mittägigen Ländern Englands zu entfernen: Daher befahl er dem Morkard, Statthalter in Northumberland, dem Toſton Einhalt zu thun. Er ſelbſt blieb zu London, um auf diejenigen wachſam zu ſeyn, die etwan dem Edgar anhangen möchten. Um aber allem Mißvergnügen vorzubeugen, beſließ er ſich, dem Edgar ſowohl, als ſeinen vermuthlichen Anhängern, allerhand Gefälligkeiten zu erweiſen. Ja er gab vor, er habe die engländiſche Krone nur auf ſo lange angenommen, als Edgar Alters halben der Regierung noch nicht fähig ſey. So bald derſelbe aber das gehörige Alter erreicht haben würde, ſey er bereit, ihm die Krone zu übergeben. Er machte auch den Prinz zum Grafen von Oxford, und ließ zu ſeiner Erziehung die beſten Anſtalten machen.

Inzwiſchen war Morkard mit ſeinem Bruder Edwin bemüht, den Toſton zu vertreiben. Es glückte ihnen auch, denſelben zu nöthigen, daß er wieder zu Schiffe gehen mußte. Er ſuchte hierauf zwar bey dem ſchottländiſchen Könige Beyſtand; erhielt aber nichts. Darauf wollte er hie und da in England die Küſten beunruhigen, wurde aber durch einen Sturm an die norwegiſchen Küſten verſchlagen. In Norwegen regierte damals der König Harald (p), mit dem Beynamen

(p) *Flor. Wigorn.*

Beynamen Harfager. Da Toſton denſelben im Begriff fand, noch mehrere von den orkadiſchen Inſeln zu erobern, that er ihm den Vorſchlag, lieber eine Landung auf England zu wagen. Er ſtellte dem Könige vor, es ſey England dermalen mit ſich ſelbſt uneins: ſein Bruder, der König, ſey überall verhaßt: Edgar, und der Herzog von der Normandie, hätten einen ſtarken Anhang in ſelbigem Reiche: es würde alſo leicht ſeyn, ſich deſſelbigen zu bemächtigen. Der König ließ ſich durch dieſe Gründe bereden, und machte zu dieſer Unternehmung alle Anſtalten.

Auf der andern Seite ſetzte ſich auch der Herzog von der Normandie in Bewegung, und in eine Verfaſſung, die ſeinem Vorhaben in Anſehung Englands gemäß war. Um doch aber die gütlichen Wege vorher zu verſuchen, ſchickte er Abgeordnete an den König Harald, die ihn ermahnen ſollten, die Krone abzulegen, und ihm, dem Herzoge, abzutreten, weil dieſelbe ihm vom Eduard ſey zugedacht worden: er ließ ihn zugleich an den gethanen Eid erinnern; und endlich, im Fall der Weigerung, den Krieg ankündigen. Harald verſetzte: das Recht Wilhelms ſey ſchlecht gegründet, weil kein König in England die Gewalt habe, dieſes Reich, ohne Vorwiſſen der Reichsſtände, an jemand, noch weniger an einen Auswärtigen zu vermachen: er, Harald, ſey rechtmäßig erwählt: werde auch das Reich niemand in der Güte abtreten, ſondern ſich in deſſen Beſitz zu behaupten ſuchen. Seinen Eid betref-

betreffend, ſo ſey derſelbe erzwungen und verbinde ihn alſo nicht.

Harald wußte wohl, daß er mit einem gefährlichen Feinde zu thun habe. Er fand alſo zu ſeiner Sicherheit kein dienlicheres Mittel, als die Liebe des Volks gegen ſich zu vermehren. Dieſes zu erhalten, befreyte er die Engländer von einem Theil der bisherigen Auflagen, und war beſonders auf die genaueſte Ausübung der Gerechtigkeit bedacht. Dadurch gewann er die Zuneigung der Unterthanen in einem ſolchen Grad, daß dieſelben bereit ſchienen, für einen ſolchen König ſich und das Ihrige aufzuopfern.

Wilhelm hingegen, der dieſes alles wohl wußte, ſah nur ein einiges Mittel vor ſich, in ſeinem Vorhaben glücklich zu werden; nämlich eine überwiegende Macht. Um dieſe zuſammen zu bringen, forderte er den Beyſtand ſeiner Stände auf. Allein dieſe weigerten ſich, unter allerhand Vorwande, ihm zu Willen zu ſeyn. Demnach mußte Wilhelm bey einzeln bemittelten Perſonen ſeines Herzogthums Beyſtand ſuchen, und dieſes ſchlug wohl aus. Denn einer, Namens Wilhelm Fitz-Osberne, unternahm für ſeine Perſon allein, vierzig Schiffe auf ſeine Koſten auszurüſten. Dieſer Vorgang munterte ſo viele Begüterte zu einem Geldvorſchuß auf, daß der Herzog mehr Geld bekam, als er gehofft hatte. Weil aber dieſes noch nicht zu einer ſo wichtigen Unternehmung zureichte, ſo ſuchte er Hülfe bey dem Könige von Frankreich; aber vergebens. Außer dieſem war der Herzog auch

bedacht,

bedacht, ſeiner Unternehmung einen Schein des Rechts zu geben. Er erſuchte alſo den Pabſt, ſein Vorhaben öffentlich gut zu heißen; welches der Pabſt auch that, und zugleich alle diejenigen mit dem Bann bedrohte, die ſich des Herzogs Unternehmen widerſetzen würden. Allein in England wenigſtens hatte dieſer Bann gar keine Wirkung: und Harald brachte eine anſehnliche Armee und Flotte zuſammen, mit der er dem Angreifer die Spitze zu bieten entſchloſſen war. Da aber Wilhelm mit ſeinem Einfall verzog, fieng Harald an, um dem Volk die Laſt des Krieges etwas zu erleichtern, ſeine Soldaten auseinander gehen zu laſſen. Als eben hierzu ſchon der Anfang gemacht wurde, bekam Harald Nachricht, daß der König von Norwegen, in Begleitung des Toſton, mit einer ſehr zahlreichen Flotte in die Thyne eingelaufen ſey. Der König wurde durch dieſe unerwartete Zeitung freylich ſehr beſtürzt: doch ließ er ſich dadurch nicht verwirren, ſondern bemühte ſich, ſeine Völker wieder zu ſammeln. Indeſſen waren die Norweger, nachdem ſie um die Thyne herum alles verheert hatten, wieder zu Schiffe gegangen, und in den Humber eingelaufen. Sie eroberten York, und waren auf die Einnehmung Northumberlands bedacht. Unterdeſſen rückte Harald mit ſtarken Schritten heran, und ſtieß auf die Feinde bey Stamford. Nachdem er ſich der Brücke bey dieſem Ort durch einen hitzigen Streit bemächtigt hatte, ſo kam es zwiſchen ihm und den Norwegern zu einer blutigen Schlacht, in welcher er endlich einen

vollkom=

vollkommenen Sieg erhielt. Harfager und Toſton ſelbſt kamen ums Leben: und der Reſt der Norweger konnte mit genauer Noth auf wenigen Schiffen entkommen. Die Beute, ſo ſie zurück laſſen mußten, war ſehr groß. Aber Harald begieng den Fehler, daß er ſie ganz für ſich behielt, und nicht, wie ſonſt gewöhnlich war, unter die Armee gleich austheilen ließ.

Im Herbſtmonat dieſes Jahres landete der Herzog Wilhelm bey Pevenſey (itzt Pemſey) in der Provinz Suſſex, zu einer Zeit, da Harald ſeine Ankunft nicht vermuthet hatte. So bald Wilhelm mit ſeinen Leuten ans Land geſtiegen war, ſendete er die Flotte in die Normandie zurück, damit ſeine Leute, wenn ſie kein Mittel zur Flucht vor ſich ſahen, deſto tapfrer ſtreiten möchten. Nach ſeiner Ankunft ließ er ein Ausſchreiben bekannt machen, indem er die Beweggründe ſeiner Ankunft meldete; die aber in der That ſehr ſeicht waren, und daher bey den Engländern keinen Eindruck machten.

So bald Harald des Herzogs Ankunft erfuhr, machte er ſich wider denſelben unverzüglich auf den Weg. Seine Armee war zwar durch das Durchgehen der mißvergnügten Soldaten merklich geſchwächt worden. Aber bey ſeiner Ankunft in London bot ihm der ganze Adel ſeine Dienſte wider Wilhelm an; wodurch dann ſein Heer wieder anſehnlich wurde. Wilhelm ſchickte ſofort nochmals Geſandte an den König Harald, die ihn auf eine trotzige Art zu Abtretung der königlichen Würde anmahnen

mußten. Harald aber ſchickte ebenfalls Abgeordnete an den Herzog, und ließ das Zumuthen eben ſo trötzig abſchlagen, und gieng auf den Feind los. Beyde Theile ſuchten durch Kundſchafter von des Gegentheils Beſchaffenheit genaue Nachricht einzuholen: und alle engländiſche Ausſpäher berichteten einmüthig, daß Wilhelms Armee in dem beſten Zuſtande ſich befinde. Deswegen bemühte ſich Gurth, ſeinen Bruder Harald zu bewegen, daß er ſich itzt in kein Treffen einlaſſen, oder, wenn er ja ſchlagen wolle, wenigſtens nicht ſelbſt dem Treffen beywohnen, ſondern ihm, Gurth, die Befehlhabung auftragen ſolle. Allein Harald hielt dieſen Antrag ſeinem Ruhm für nachtheilig, und blieb auf dem Entſchluß, eine Schlacht zu wagen. Wilhelm ſetzte ſich inzwiſchen mit ſeinem Kriegsheere an einem vortheilhaften Ort. Ehe man aber noch zu einem Treffen ſchritte, ließ Wilhelm dem Harald nochmals Vorſchläge zu einer gütlichen Auskunft thun; die aber von dieſem nicht angenommen wurden. Daß alſo die Entſcheidung dieſes Handels blos von dem Glück der Waffen abhieng. Es kam alſo den vierzehenden Tag des Wintermonats, an Haralds Geburtstage, bey Heathfield, (itzt Battel) in Suſſex, zu einem höchſt merkwürdigen Treffen, in welchem beyde Theile mit einem wunderwürdigen Muth und Standhaftigkeit, von ſieben Uhr Morgens, bis gegen das Ende des Tages, fochten, ohne einander den Sieg zu laſſen. Wilhelm verſuchte zwar eine Kriegsliſt, indem er den Seinigen

befahl,

befahl, ſich mit veſtgeſchloſſenen Gliedern zurück zu ziehen, als wären ſie zum Weichen genöthigt worden; hernach aber, als die Engländer auf ſie, als Geſchlagene, andrungen, ſich auf einmal wieder zu ſetzen, und die Feinde anzugreifen. Allein, obgleich die Engländer durch dieſe Liſt ziemlich beſtürzt, und ihrer eine große Menge niedergemacht wurden, ſo brachte doch Harald ſeine Leute auf einem nahen Hügel wieder in Ordnung, und empfieng die anrückenden Normänner dergeſtalt, daß dieſer ſehr viele umkamen; und der Sieg aufs neue ungewiß blieb. Endlich ließ Wilhelm die Engländer in dieſer vortheilhaften Stellung noch einmal angreifen: und bey dieſem Angriff geſchah es, daß Harald durch einen Pfeilſchuß ſein Leben verlohr. Dieſer Todesfall benahm den Engländern allen Muth, und ſie fiengen an, ſich mit der Flucht davon zu machen. Die Normänner verfolgten ſie, ſo lange es die Dunkelheit erlaubte, und machten ihrer eine große Menge nieder.

Nach dieſem großen Siege fiel Wilhelm mit ſeiner ganzen Armee auf die Knie, und dankte Gott für den verliehenen Beyſtand. Die Todten ließ er von beyden Völkern begraben: und die Leichname des Königs und ſeiner beyden Brüder, Gurth und Lewin, die man unter den Erſchlagenen gefunden hatte, ſchickte er ihrer Mutter Githe zu.

Ein ſolches Ende nahm Harald, ein Fürſt, dem man das Lob der Tapferkeit, Gütigkeit, Sanftmuth, Leutſeligkeit und Großmuth, nicht

abſprechen; und dem man nur dieſen Vorwurf machen kann, daß er allzu begierig nach der Krone getrachtet, und dieſelbe, mit Ausſchließung des rechtmäßigen Erben Edgar, zu erhalten gewußt hat.

Er hatte zwo Gemahlinnen. Von der erſtern, deren Name nicht bekannt iſt, hatte er Edmund, Goodwin, und Magnus; die ſich nach ihres Vaters Tode nach Irrland begaben. Von der zweyten wurde gebohren Wolf.

Und hiermit endigte ſich in England die Herrſchaft der Angelſachſen, welche von Hengiſt an, über ſechs hundert Jahre gewähret hatte.

Zuſtand der Kirche von England.

Von Ethelred II. bis auf die Eroberung der Normänner, von 979 bis 1066.

In dem zehenden und eilften Jahrhunderte, von dem wir itzo reden, iſt die Unwiſſenheit, wie in dem übrigen Europa, alſo auch in England, faſt allgemein geweſen. In England beſonders iſt dieſes um ſo weniger zu verwundern, da auch in dieſem Zeittheile die

Kriege

Kriege unter den Engländern faſt nie ausgegangen ſind. Dahero wollen wir nur etwas weniges von den Lehrſätzen, Kirchenverſammlungen, und einigen merkwürdigen Perſonen dieſer Zeit melden.

Daß die Lehre von der Transſubſtantiation um dieſe Zeit in England (q) noch nicht angenommen worden ſey, kann man ziemlich zuverläßig aus den ſächſiſchen Homilien oder geiſtlichen Reden, (von denen man noch eine Ueberſetzung hat, die dem Elfrick zugeſchrieben wird) ſchließen. Wir wollen aus einer derſelben eine entſcheidende Stelle herſetzen: „das heilige „Abendmahl iſt der Leib Chriſti nicht leibli„cher, ſondern geiſtlicher Weiſe. Wenn der „heilige Apoſtel Paulus von den Iſraeliten re„det, ſo läſſet er ſich alſo vernehmen: Ich will „euch nicht verhalten, daß unſere Väter alle un„ter der Wolke geweſen, daß ſie alle durchs „Meer gegangen, = daß ſie alle von einerley „geiſtlichen Speiſe gegeſſen, und von einerley „geiſtlichen Trank getrunken. Denn ſie tranken „von dem Fels, der mitfolgte; und dieſer Fels „war Chriſtus. Dieſer Fels, an dem das „Waſſer floß, war nicht Chriſtus ſeiner eignen „Natur nach, ſondern ein Vorbild Jeſu Chriſti, „welcher dieſe liebreiche Ermahnung an alle Gläu„bige thut: Wenn jemand dürſtet, der komme zu „mir, und trinke ꝛc.„ Dieſer Meynung ſtimmet vollkommen bey Elfrick, Erzbiſchof von Canterbury,

(q) *Anglia ſacra* P. I.

bury, in einem an die engländiſche Geiſtlichkeit geſchriebenen Brief, aus dem folgende Worte der Anführung werth ſind: „Das Opfer des „heiligen Abendmahls iſt weder der Leib, in wel„chem unſer Heiland für uns gelitten, noch das „Blut, das er für uns vergoſſen: ſondern es iſt „eben der Leib und eben das Blut, geiſtlicher „Weiſe, auf eben die Art, als das Manna, wel„ches vom Himmel gefallen, und das Waſſer, „das aus dem Felſen gefloſſen.„ Alſo war die Transſubſtantiation, wenigſtens im zehenden Jahrhunderte, in England nicht als eine Glaubenslehre angenommen.

Hingegen iſt nicht zu leugnen, daß man die Anrufung der heiligen Maria und andrer Heiligen (r) in dieſem Zeitpunkt ſchon getrieben habe.

Die letzte Oelung war ebenfalls gebräuchlich. Doch wurde ſie den Kranken nicht eben nur in den letzten Zügen ertheilt.

In der Kirchenverſammlung zu Engsham wurde unter andern

> den Prieſtern der eheloſe Stand eingeſchärft; und befohlen, daß jedermann am Freytage faſten ſolle.

Die Kirchengeſetze des Canut und Eduard des Bekenners haben faſt ganz allein die großen Vorrechte und Freyheiten der Kirche und Geiſtlichkeit zum Gegenſtande.

Das

(r) *Collier* eccl. hiſt. *Spelmann*. concil. Tom. I.

Das Recht, Biſchöfe und Aebte zu erwählen (s), konnte die engländiſche Geiſtlichkeit noch nicht für ſich allein erhalten. Denn die Könige von England mengten ſich in dieſe Wahlen, entweder durch Empfehlungen, oder dadurch, daß ſie ſich weigerten, die Prälaten, die ihnen nicht anſtunden, in den Beſitz ihrer Lehngüter zu ſetzen; maaßen es den Königen nicht gleichgültig ſeyn konnte, ob dieſer oder jener zum Biſchof gemacht würde, da dieſe Leute bey dem Volk in dem größten Anſehen ſtunden, und, wegen ihrer Lehngüter, auch an den Staatsangelegenheiten Theil nahmen.

Unter den Erzbiſchöfen von Canterbury bemerken wir nur den Stigand, welcher von dem König Eduard dem Bekenner, an die Stelle des von eben dieſem Könige verjagten Robert geſetzt worden; und wir bemerken ihn deswegen, weil er ſein erzbiſchöfliches Amt, ohne nach des Pabſts Verbot zu fragen, und ohne das Pallium von Rom erhalten zu haben, verwaltet hat.

Wir bemerken auch hier, daß, auf Begehren des ſchwediſchen Königes Olaus Scot Kunung (t), der die chriſtliche Religion annehmen wollte, aus England als Miſſionarien dahin geſchickt worden, Siegfrid, Archidiaconus von York, Eskil, Gunigild ꝛc. welche Männer faſt alle von den Ungläubigen, unter denen ſie das Evangelium lehrten, den Märtyrertod erlitten.

(s) *Ingulph.* hiſt.
(t) *Ioh. Magnus. Gothor. et Suenon.* hiſt. 17. B. *Leuen.* hiſt. Succ.

Es wird nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn wir auch von dem Unterſchied der Kirchſpiele (u) einige Nachricht geben.

Als Auguſtinus, der erſte Biſchof der Sachſen, von dem Könige von Kent einige Ländereyen zu ſeinem und ſeiner Mönche Unterhalt bekommen hatte, und den Pabſt Gregorius I. um die rechte Anwendung dieſer Einkünfte befragt hatte; bekam er den Beſcheid, daß der vierte Theil dieſer Einkünfte zur Erhaltung der geringern Geiſtlichkeit anzuwenden ſey. Alſo ernährte ſich die Geiſtlichkeit ſowohl von ihren Ländereyen, als den täglichen Opfern der Chriſten. Anfänglich nun war in jedem Stift, welches ein ganzes Königreich begrief, nur eine Kirche. Dieſe zu beſuchen, mußte den Chriſten, als ihre Anzahl immer größer wurde, freylich beſchwerlich ſeyn. Es war alſo nöthig, mehrere Kirchen, oder vielmehr Kapellen, zu bauen, und, zu Verrichtung des Gottesdienſtes, Prieſter dahin zu ſchicken; welche Prieſter aber noch an keine gewiſſe Kirche gebunden waren, ſondern von ihren Biſchöfen bald da bald dorthin geſchickt wurden, und nach einiger Zeit wieder zu ihren Biſchöfen zurück kamen. Nun dieſe nach und nach neu erbauten Kirchen oder Kapellen waren nur als Theile der Haupt- oder biſchöflichen Kirche anzuſehen, welcher allein alle die Geſchenke, ſo den niedrigern Kirchen gemacht wurden, zugehörten: und die Prieſter mußten alles, was dieſer oder jener Kapelle geſchenkt wurde, dem Biſchof

(u) *Collier.* hiſt. eccl. *Stillingfleet.* eccleſ. *Caſſ. Spelman.* concil. Tom. I.

Biſchof beliefern. Nachdem aber der Chriſten in dieſem Lande immer mehr würden, war es nöthig, für eine jede dieſer Kapellen einen eignen Prieſter zu beſtellen; die hernach von den Biſchöfen, den Landesherren zu Gefallen, beſtändig bey dieſen Kirchen gelaſſen wurden. Doch damit dieſe Prieſter und ihre Kirchen nicht etwan ihre Abhängigkeit von der Hauptkirche vergeſſen möchten, ſo behielten ſich die Biſchöfe noch immer die Einkünfte der Unterkirchen vor. Weil aber dieſe Einrichtung die Wohlthäter der Kirchen verdroß, indem ſie ſahen, daß nur ein Theil ihrer Gaben den niedern Kirchen und ihren Prieſtern abgegeben wurde, ſo fanden die Biſchöfe für gut, fürterhin nur den dritten oder vierten Theil der Einkünfte von den Unterkirchen, nebſt dem Recht der Taufen und Leichenbegängniſſe, zu begehren. Durch dieſe neue und billigere Verfügung wurden viel mehrere angereizt, entweder neue Kirchen zu ſtiften, oder die alten zu bereichern; wodurch dann die Zahl der Kirchen anſehnlich vermehrt wurde. Die Biſchöfe ſelbſt, deren Einkünfte auch bey der neuern Einrichtung dennoch zunahmen, bauten hie und da in ihren Ländereyen Kirchen. Auf dieſe Weiſe nun entſtunden die Pfarrkirchen. Endlich überließen die Biſchöfe den Prieſtern der Pfarrkirchen nicht nur die Einkünfte und Geſchenke ganz, oder doch faſt ganz; ſondern ſie erlaubten ihnen auch, die Sacramente in ihren Kirchen auszutheilen. Und daher kam die Eintheilung der Pfarrkirchen, die um die Zeit des Edgar oder Canut des Großen zu Stande kam.

Beſondre Abhandlung,

von der

Regierungsart, den Geſetzen, Sitten, Gebräuchen und Sprache der Angelſachſen.

Nach der unglücklichen Trennung des römiſchen Reichs in das Morgen- und Abendländiſche, kam es bekanntlich mit dem abendländiſchen römiſchen Reich gar bald dahin, daß demſelben im fünften Jahrhunderte von den Herulern ein Ende gemacht wurde. Um dieſelbige Zeit aber wurde nicht nur Italien von den Herulern, Oſtgothen und Longobarden überſchwemmt, ſondern es hatten auch andre Länder Europens ein gleiches Schickſal. Gallien überfielen die Weſtgothen, Franken und Burgunder. Spanien wurde mit Pflanzvölkern der Catten, Alanen und Sueven angefüllt. In Deutſchland breiteten ſich die Sachſen, Sueven und Bojer weit aus. Und Großbritannien wurde mit Sachſen, Angeln und Jüten angefüllt. Es iſt ganz natürlich, daß dieſe Völker in den eroberten Ländern ihre Gebräuche und Geſetze eingeführt haben. Man darf daher faſt ohne Bedenken ſagen, daß die itzigen Geſetze des größten Theils von Europa den mitternächtigen Völkern ihren Urſprung zu danken haben.

Was nun Großbritannien inſonderheit betrifft, ſo iſt ja wohl leicht zu begreifen, daß die Sachſen, welche über die Britten mit ſo vieler Mühe Meiſter worden ſind, nicht die Geſetze der überwundenen Einwohner, ſondern die ihrigen, im Lande werden eingeführt haben. Man kann alſo den Urſprung der angelſächſiſchen Geſetze in Britannien nirgend anders woher, als aus Deutſchland, holen. In der That findet ſich auch unter den Geſetzen der Franken, Sachſen, Sueven, Longobarden, und andrer mitternächtigen Völker, eine ſolche Aehnlichkeit, daß man einen gemeinſchaftlichen Urſprung derſelben deutlich merken kann. Noch größer aber iſt dieſe Aehnlichkeit unter den Geſetzen der Angelſachſen, die Großbritannien eingenommen, und der deutſchen Sachſen. Von welcher Aehnlichkeit der Engländer Brady beſonders gehandelt hat. Es mag zur Zeit der Heptarchie in dieſem oder jenem der ſieben Reiche einige Veränderung hierinn gegeben haben: Allein daraus folget nicht, daß die Geſetze von den brittiſchen ſeyn hergenommen worden.

Jedoch wir wenden uns zu der Regierungsart, die von jenen Eroberern in England eingeführt worden.

Die Sachſen hatten in Deutſchland keinen König. Ihr Land, das ſie bewohnten, war in zwölf Statthalterſchaften getheilt, deren jede einen Statthalter hatte, der in einer allgemeinen Verſammlung des Volks erwählt wurde. Dieſe Verſammlungen hießen Wittena-Gemot; wie

wir

wir oben an ſeinem Orte ſchon geſagt haben. In Kriegszeiten wurde ein Oberfeldherr von der Volksverſammlung erwählt; deſſen Vorrechte aber ſo genau nicht bekannt ſind. Hengiſt aber nahm, ſo bald er Kent erobert hatte, den Namen eines Königs an: welches hernach diejenigen ſächſiſchen Herren, ſo in England Länder eingenommen hatten, ebenfalls thaten; daher die bekannten ſieben Königreiche daſelbſt entſtanden ſind. Doch waren dieſe Könige gewiſſer maaßen jeder von der Wittena-Gemot ſeines Reichs, abhängig. In Sachen, die alle ſieben Reiche angiengen, wurde eine allgemeine Verſammlung derſelben angeſtellt. Von einer unumſchränkten Gewalt über die Unterthanen wußten dieſe Könige anfänglich nichts. Es war alſo die königliche Gewalt damals aus der monarchiſchen, ariſtocratiſchen, und, wie es ſcheinet, auch democratiſchen Gewalt zuſammen geſetzt. Um aber von dieſer Regierungsart eine richtigere Vorſtellung zu bekommen, wollen wir ſehen, aus welcher Art von Leuten das angelſächſiſche Volk beſtanden habe.

Von dem Könige ſoll hernach geredet werden. Was alſo die Königinnen betrifft, ſo bebeſtund ihr ganzer Vorzug in dem nächſten Range nach ihrem Gemahl. In Regierungsſachen durfte ſie ſich nicht mengen; ob ſie gleich die Gnadenbriefe nebſt dem Könige unterſchrieben. Der Name Queen, den man den Königinnen dama beylegte, bedeutete nur einen Gefährten oder Gefährtinn (comes). Nachgehends nennte

man

man diejenigen ſo, die am meiſten um den König waren. Und noch weiterhin bedeutete Queen überhaupt einen großen Herrn; und war alſo beyderley Geſchlecht gemein.

Die dritten, dem Range nach, waren die Söhne des Königes, und die Prinzen von dem königlichen Hauſe. Dieſe nennte man Clytons (x). Man würde ſich Bedenken machen müſſen, dieſes Wort aus dem griechiſchen κλυτὸς, berühmt, anſehnlich, herzuleiten, wenn nicht auch Edgar ſich in dem Titel, totius Angliae *baſileus*, ebenfalls eines griechiſchen Worts bedienet hätte. Man gab alſo dieſen Namen zuerſt nur den königlichen Prinzen oder Söhnen; hernach aber blos den Prinzen vom königlichen Geblüte. Weiterhin bediente man ſich bey den königlichen Prinzen des Worts Atheling; von dem Wort Adel oder Edel. Die Endung, ing, in dieſem Worte bedeutet das Geſchlecht oder die Herkunft. So hieß der Sohn des Edgar, Edgaring ꝛc.

Nach den Prinzen folgen die Earlordmänner oder Ealdormänner, welches eigentlich einen alten Mann bedeutet; weil man zu Beſetzung ſolcher Stellen, als dieſe Leute verwaltet haben, vermuthlich bejahrte Männer zu nehmen gewohnt war. Auch bey andern Völkern geben die Namen der Vornehmen Senator, Seigneur, Signor ꝛc. eben dieſe Gewohnheit

(x) *Selden.* Titles of Honor. *Wilb. Malmesb.* de reg. 1. B.

heit zu erkennen. Die Ealdormänner waren alſo unter den Engländern die Vornehmſten des Adels, welchen man die anſehnlichſten Ehrenſtellen im Reich zu begleiten gab. Weil dergleichen Perſonen auch oft Statthalterſchaften bekamen, ſo bedeutete Ealdormann bisweilen den Statthalter einer Provinz, bisweilen aber nur einer Stadt. Dieſe Würden dauerten unter der Heptarchie nur ſo lange, als ſie der König jemand laſſen wollte. Hernach aber wurden ſie den Perſonen auf Lebenslang gegönnt. Uebrigens regierten nicht alle Ealdormänner mit gleicher Gewalt. Einige waren nichts, als Statthalter, die im Namen des Königs Recht ſprachen, und nur gewiſſe Nutzungen einnehmen durften. Andre aber beſaßen ihre Provinz als ein von der Krone abhangendes Lehn; zogen aber die Einkünfte für ſich ein. In den kleinern Städten und Flecken gab es ebenfalls Ealdormänner, die aber, wie leicht zu erachten, nur Unterobrigkeiten waren. Für die vorgemeldten Ealdormänner aber wurde hernach der Name Graf, als eigen, behalten. Eigentlich erſtreckte ſich die Gewalt eines Ealdormanns blos auf bürgerliche Sachen: in Kriegsangelegenheiten aber hatte er nichts zu ſagen. Denn in einer jeden Provinz war hierzu ein ſogenannter Heartogh, d. i. Heerführer, beſtellt (welches Wort, wie man leicht ſiehet, das deutſche Herzog iſt). Deſſen Amt von des Statthalters gänzlich unterſchieden war; wie er auch nicht unter demſelben ſtund. Es geſchah aber doch nachgehends,

daß das Amt eines Statthalters oder Grafen und Herzogs in einer Perſon vereinigt wurde. So heißen die Statthalter von Weſſex, Mercien und Oſtanglien, bald Herzoge, bald Grafen.

Außer den bisher erzählten gab es noch andre ſehr anſehnliche Bedienungen bey den Sachſen. Die erſte war der Aldermann des ganzen Reichs; und bedeutete etwan ſo viel als ein Oberrichter, Lieutenant des Königs. Es iſt aber dieſe Stelle nur zweenen zu Theil worden.

Die zweyte Bedienung war der Kanzler, der über alles, was vor das königliche Gericht gebracht wurde, das Endurtheil ſprach; auch die Gnadenbriefe verfaßte und unterzeichnete.

Die dritte war der Oberfeldherr; auf ſächſiſch, Kuningshold, d. i. Anführer oder Feldherr des Königs. Dieſer hatte die oberſte Aufſicht im Kriegsweſen (ſein Amt aber währte nur ſo lange, als der Krieg.

Nach den Grafen und Herzogen waren die High-Shereeves oder Groß-Sherifs der Provinzen; dieſe obrigkeitliche Perſonen wurden von dem Könige in die Provinzen geſchickt, wo keine Grafen waren, damit ſie daſelbſt in ſeinem Namen Gerechtigkeit handhaben möchten. Lateiniſch nennte man ſie Cuſtodes prouinciarum, oder Vicecomites. Den letzten Namen führten ſie nicht deswegen, weil ſie unter den Grafen ſtunden, ſondern weil ſie das Amt eines Grafen, da, wo keiner war, verwalteten. Nachdem weiterhin die Vicomtes unter die Pairs des Reichs

gerech-

gerechnet worden, ſo blieb der Name Sherif blos den Unterobrigkeiten, die das Amt der alten Vicecomitum führten.

Unter den Groß-Sherifs waren die Thanes, welches bey den Sachſen einen Diener bedeutete. Dieſer gab es dreyerley Gattung. Zur erſten Art gehörten die Thanes des Königes, welche gewiſſe Ländereyen von der Krone zu Lehen trugen, und dem Könige allein huldigten. Hieher gehörten ſowohl diejenigen, welche nur Lehngüter, obgleich keine Bedienungen, beſaßen, als diejenigen, welche beydes hatten. Und dieſe erſte Gattung der Thanes hat nachgehends den Namen der Pairs bekommen und machet den hohen Adel aus. Die Normänner brauchten, ſtatt des Namens Thanes, das Wort Baron. Die zweyte Gattung der Thanes nennte man Midle-Thanes, oder die mittlere Gattung der Bedienten. Dieſe hatten nur mittelmäßige Ländereyen; (wenn ſie anders dergleichen inne hatten) oder ſie trugen ſolche von den Barons zu Lehen. Von den Normännern wurden dieſe Leute Vavaſſors genennt. Die dritte Gattung der Thanes beſtund aus Perſonen, die ihre Ländereyen von den Midle-Thanes zu Lehen hatten, und eigentlich Leute waren, die von ihren Einkünften adelich lebten, ob ſie gleich keinen Rang der Edelleute hatten; und dadurch von dem Pöbel ſich unterſchieden, daß ſie keine Handthierung trieben. Uebrigens kann man vielleicht die Thanes der dritten Gattung nicht unfüglich mit denen, die man in England Gentlemann nennet;

die

die Thanes der zweyten Klaſſe aber mit den ſogenannten Chevaliers oder Rittern, vergleichen.

Unter dem Volke, als dem letzten Stande des Reichs, gab es wiederum zwo Gattungen: die eine machte das freye Volk, die andre die Leibeignen, aus. Die erſte Klaſſe nennte man Ceorlen (oder Kerl); welche aus Kaufleuten, Künſtlern und Einwohnern auf dem Lande beſtund. Die Thanes der dritten Gattung und die Ceorls waren ſo unterſchieden, daß die erſtern ihre Güter, wenn nur dem Herrn gewiſſe Gebühren entrichtet würden, teſtamentlich vermachen oder ſonſt veräußern durften; welches den Ceorln nicht frey ſtund, weil ſie gleichſam nur Pachter waren. Die Ceorls, ſo Ländereyen hatten, wurden durch den Ehrennamen Sockmen von den übrigen unterſchieden, die aus Noth ſich vom Handwerk nähren mußten.

Die Leibeignen waren wieder zweyerley. Einige waren recht eigentlich Leibeigene, als die nichts eigenes beſaßen, und nur ums Brod ihren Herrn dienten. Andre hatten kleine Häuſer, die ſie von der Gütigkeit ihrer Herren beſaßen. Dieſe bauten die Felder ihrer Herren; wovon ſie auch einigen Nutzen zogen; doch durften ſie, ohne ihrer Herren Einwilligung nirgendhin ziehen. Nachgehends wurden ſie Villains (von Villa) genennt. Wenn dieſe Leibeigene freygelaſſen wurden, kamen ſie in den Stand der Ceorlen. Uebrigens hatte bey den Angelſachſen kein Herr das Recht Lebens und Todes über ſeine Leibeignen.

Die Einwohner der Städte, welche man Burghwittan oder Bürger nennte, wurden von obrigkeitlichen Perſonen, ſo ſie aus ihrem Mittel erwählten, regiert. Dieſe hießen Aldermänner; welches aus dem vor erklärten Wort Ealdormann entſtanden iſt.

Um die Handlung in größre Aufnahme zu bringen, wurde durch ein Geſetz verordnet, daß ein Kaufmann, der etlichemal über See geweſen, den Namen und Vorrechte eines Thane bekommen ſolle.

Nachdem wir die verſchiedenen Stände des ſächſiſchen Volks beſehen haben, wollen wir auch anzeigen, wie dieſes Volk regiert, und wie die Gerechtigkeit unter demſelben verwaltet worden. Daher müſſen wir handeln

Von den Gerichtshöfen.

Da ein ziemlicher Theil von dem, was wir hier zu ſagen haben, ſchon unter dem Alfred vorgekommen iſt, ſo wollen wir hier nur hinzuſetzen, was dort noch nicht berührt worden. Wir haben oben geſagt, daß Alfred der Große England in Shiren, dieſe wieder in Trithings oder Lathes, und dieſe in Hundreds oder Wapentaks, und dieſe Hunderte in Zehner, eingetheilt habe. Die Abtheilung in Shiren war zwar ſchon zu Ethelwolphs Zeiten üblich: doch brachte Alfred alles in beſſere Ordnung. Die Shiren alſo begrieſen ein ganzes Land, das der Gerichtbarkeit eines Grafen unterworfen war; daher

daher ſie auch Grafſchaften genennt wurden. Einige dieſer Shiren waren in Trithings, andre in Lathes, andre in Wapentaks, abgetheilt; deren jede etwan drey oder vierhundert Häuſer begrief. Jedes Hundert wurde weiter in ſeine Zehner getheilt. Und nach dieſer Eintheilung wurden auch die Gerichtshöfe gemacht.

Das niedrigſte Gericht alſo war der Zehen. Es beſtund aus zehen Häuptern von Haushaltungen, d. i. zehen Herren von ſo viel Rittergütern, mit allen ihren Vaſallen, Arbeitsleuten und Leibeignen, die insgeſammt als ein Theil ihrer Familie angeſehen wurden. Daher zehen ſolche Haushaltungen freylich ein anſehnliches Stück Land ausmachen konnten. Jedes Zehend (Tything) übte, als eine kleine Republik, eine gerichtliche Gewalt in ihrem Gebiete aus, und war von einer Shire nur nach dem Umfange und der Anzahl der Einwohner unterſchieden. Dieſe Zehner nun mußten für einander Bürge werden, wie jeder Herr für ſein Haus insbeſondre. Alle Unterthanen des Reichs mußten in eine ſolche Zehend eingeſchrieben ſeyn: und jede Zehend hatte ein Haupt oder Vorſitzer, Tithing-Man oder Burgsholder genennet, der das Gericht verſammelte. Wenn ſich ein Miſſethäter vor dieſem Gerichte zu erſcheinen weigerte, mußten die neun andern Bürgſchaften ihn dem Gericht ausliefern. Keiner, der in ſeiner Zehend etwas verſchuldet hatte, durfte in einer andern Zehend aufgenommen werden. Die zehen Häupter von den Häuſern, aus denen ein

Zehend beſtund, hießen Freeburghs, d. i. freye Bürgſchaften.

Das zweyte Gericht, von unten an gerechnet, war der Hundreds oder Hunderte. In demſelben führte einer der anſehnlichſten Aldermänner ſelbigen Hunderts den Vorſitz, und hatte den Biſchof oder einen Archidiaconus, wegen der geiſtlichen Angelegenheiten zum Beyſtande.

Das dritte Gericht war der Trithings oder Lathes. Daſelbſt richtete man die Sachen der Privatperſonen, die unter verſchiedenen Hunderten ſtunden; welche Hunderte aber zuſammen nur eine Trithing ausmachten. Außer dieſem Gericht hatte jeder Thane des erſten Ranges ein ähnliches Gericht, indem er über die Händel ſeiner Unterthanen ſprach.

Wenn Leute von unterſchiedenen Trithings Streitigkeiten hatten, ſo wurden ſie vor das Gericht der Provinz gebracht, welches Shire-Gemot oder Folkmote hieß. In demſelben hatten den Vorſitz der Biſchof und der Ealdorman.

Es gab aber noch ein höheres Gericht, welches man das Gericht des Königs nennte, weil entweder der König ſelbſt, oder ſein Großkanzler, darinn präſidirte. Hier wurden die Urtheile der Untergerichte unterſucht. Und hievon ſind ohne Zweifel die Gerichte der Commnus Plaids und der Bank des Königs entſtanden.

Es iſt noch das anſehnlichſte Gericht übrig, oder die oft genannte allgemeine Verſammlung des Königreichs, nämlich

die Wittena-Gemot oder Mycel-Synod.

von welchem wir in vier Abſchnitten handeln wollen.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Urſprunge der Wittena-Gemot.

Es ſind einige der Meynung, die Wittena-Gemot oder das Parlament in England habe ſeinen Urſprung blos der Willfährigkeit der Könige zu danken. Es hätten nämlich einige dieſer Herren bisweilen freywillig die Vornehmſten des Volks zuſammen berufen, und mit ihnen über wichtige Reichsſachen Rath gehalten: und daraus ſey hernach eine Gewohnheit, und das vermeynte Recht des Volks, in Reichsangelegenheiten etwas zu ſagen, entſtanden. Der Hauptgrund, auf welchen dieſes Vorgeben gebaut wird, iſt dieſer, daß England bis auf die Zeit Eduards des Bekenners nie unter einer einigen Regierung vollkommen vereinigt geweſen; daher auch an keine allgemeine Verſammlung

ſämmtlicher Provinzen, und alſo auch an keine Art eines Parlaments zu gedenken ſey.

Man kann aber hierauf folgendes antworten. Man muß die allgemeine Wittena-Gemot und die beſondern Wittena-Gemot jedes Reichs für ſich, nicht mit einander vermengen. Wenn es alſo gleich nie eine allgemeine Wittena-Gemot gegeben hätte, ſo könnte doch das Parlament gar recht von den beſondern Wittena-Gemot hergeleitet werden. Wer demnach leugnen will, daß das heutige Parlament in England von den Wittena-Gemot hergeleitet werden. Wer demnach leugnen will, daß das heutige Parlament in England von den Wittena-Gemot der Sachſen entſprungen ſey, der muß beweiſen, daß es weder beſondre, noch allgemeine Volksverſammlungen gegeben habe. Daß es beſondre Wittena-Gemot in jedem der engländiſchen Reiche gegeben habe, läſſet ſich etwan folgender maaßen erweiſen. Ina, der König von Weſſex, läſſet ſich in der Vorrede ſeiner Geſetze ſo heraus: „Ich Ina, von Gottes Gnaden, König der Weſtſachſen, habe auf Anrathen und die Ermahnungen des Cendreds, meines Vaters, des Hedda, meines Biſchofs, aller meiner Aldermänner, der Aelteſten und Weiſen meines Königreichs verordnet ꝛc.„ Und in einem Gnadenbrief Berthulphs, Königs von Mercien, finden ſich dieſe Worte: „Weil mit einmüthiger Genehmhaltung des gegenwärtigen zu Kingsbury der Angelegenheiten des Königreichs wegen verſammleten Raths.„ In eben dieſem

dieſem Briefe lautet die Unterſchrift ſo: „Ich „Bertulph, in Gegenwart aller Biſchöfe und „aller Großen meines Königreichs.„ Hieraus nun ſchließet man die Wirklichkeit der beſondern Wittena-Gemot nicht ohne Grund.

Daß es aber auch allgemeine Verſammlungen ſämmtlicher Reiche gegeben habe, kann man etwan daher wahrſcheinlich folgern; weil ſich, ohne eine ſolche Verſammlung, nicht begreifen läſſet, wie ein Oberbefehlhaber oder Monarch der ſieben Reiche habe können verordnet werden. Einige Geſchichtſchreiber nennen wirklich etliche ſolche allgemeine Wittena-Gemot. Z. E. eine in der Provinz Gloceſter, in welcher Ina, der König der Weſtſachſen, durch das Anſehen des eſſexiſchen Königs Sebba, der derſelben mit allen andern engländiſchen Fürſten beygewohnt, zum Monarchen der Angelſachſen ſey erwählt worden. Ingulph führet einen Gnadenbrief von dem merciſchen Könige Witglaph an, darinn dieſe Worte ſtehen: „In „Gegenwart meiner Herren, des Ecberts, Kö„nigs der Weſtſachſen, des Ethelwoiphs, ſei„nes Sohns, der Biſchöfe und der größten „Herren von England, in der Stadt London, „darinn wir alle verſammlet ſind ꝛc. Aus dieſen Grüden ſchließet man, daß es auch allgemeine Verſammlungen ſämmtlicher Reiche gegeben haben müſſe.

Es iſt auch der Beweis für dieſe Verſammlungen nicht zu verwerfen, den man von einem ähnlichen Gebrauch andrer Völker Europens her-

hernimmt. Denn ſolche Verſammlungen hatten die Sachſen in Deutſchland; die Oſtrogothen und Longobarden in Italien. Die Franzoſen hatten ihre Sanes und Parlamente; die Spanier ihre Cortes.

Und endlich fordert man mit Recht von denen, die das Alterthum dieſer Zuſammenkünfte leugnen, daß ſie aus tüchtigen Urkunden darthun ſollen, welche dann die Herren oder Könige geweſen ſeyn, die ſolche Verſammlungen in ihren Reichen zuerſt eingeführt haben.

Zweyter Abſchnitt.

Von denen, die der Wittena-Gemot beygewohnt haben.

Daß der hohe Adel in England, d. i. die Ealdormänner und Thanes der erſten Ordnung, den Reichsverſammlungen beygewohnt haben, daran zweifelt niemand. Aber ob die Thanes der zweyten und dritten Ordnung und die Ceorlen bey dieſen Zuſammenkünften durch ihre Abgeordnete zu erſcheinen das Recht gehabt haben, das wird von einigen in Zweifel gezogen. Da die Gemeinen in England dieſes Recht gegenwärtig beſitzen, ſo würde dieſer Streit unnöthig ſeyn, wenn es nicht ſchiene, daß diejenigen, welche den Gemeinen dieſes Recht ſtreitig machen wollen, den Königen eben dadurch eine

eine Gewalt geben wollen, dieſes Vorrecht des niedern Standes, wenn es ihnen belieben möchte, wieder aufzuheben.

Die Beweiſe derjenigen, welche den Gemeinen das Recht, den Reichsverſammlungen beyzuwohnen, abſprechen wollen, ſind nachſtehende. Sie ſagen, die niedern Thanes und Ceorls hätten keine eigene Ländereyen gehabt, und wären, ob ſie gleich Freye geweſen, doch nur Pachter des höhern Adels geweſen. Es ſey alſo ſehr unwahrſcheinlich, daß der hohe Adel den untern Stand ſo ſehr werde erheben, und demſelben gleiche Rechte, als ſie hatten, in Reichsangelegenheiten zu ſprechen, zugeſtanden haben. Zudem ſey das gemeine Volk damals viel weniger geachtet worden, als heutiges Tages in England geſchehe.

Hierauf pfleget man zu antworten: Wenn dieſes, daß man von einem Höhern Ländereyen bekommen hat, einen zu den Reichsverſammlungen unfähig machen ſollte, ſo müßten auch die vom höhern Stande nicht bey denſelben erſcheinen dürfen; weil ſie eben ſowohl ihre Ländereyen vom Könige, als die Gemeinen von dem Adel, bekommen hätten. Und hernach ſey es billig, daß man das Volk bey den Auflagen, wovon daſſelbe den größten Theil erlegen mußte, auch etwas habe ſprechen laſſen.

Allein bey einer Sache, wie die gegenwärtige iſt, läſſet ſich nichts durch bloße Wahrſcheinlichkeiten entſcheiden. Man fordert Beweiſe, daß dieſes oder jenes wirklich ſo geweſen ſey, oder nicht.

Daher bringen beyde ſtreitende Theile noch andre Beweisgründe vor. Die, ſo das Recht des untern Standes bey den Reichsverſammlungen widerſprechen, berufen ſich auf das Wort Wittan ſelbſt. Dieſes bedeutet, nach ihrem Vorgeben, ſo viel als, Ealdormann, Maior natu, Princeps, Optimus, Nobilis, Dux etc. und wurden alſo durch daſſelbe nur Grafen und Thanes des erſten Rangs angedeutet. Daß aber das Wort Wittan dergleichen Bedeutung habe, beweiſet man theils daher, weil die Geſchichtſchreiber, die ſich der lateiniſchen Sprache bedienet, dieſes Wort auf die erſt angezeigte Weiſe überſetzt haben: theils daher, weil Alfred die Stelle in Beda Kirchengeſchichte (3. B. 9. K.), wo von den Maioribus natu, und von Ducibus und Miniſtris die Rede iſt, in ſeiner Ueberſetzung durch Ealdormen ausgedruckt habe.

Diejenigen hingegen, ſo die Rechte des gemeinen Volks hier behaupten, wollen aus eben dieſen Gründen einen Beweis für ſich ziehen (y).

Allein es dürfte den meiſten Leſern ekelhaft ſeyn, einen ſo wichtigen Streit in eine grammatiſche Zänkerey verwandelt ſehen. Wir wollen andre Beweiſe hören. Man ſuchet demnach das Recht de Gemeinden aus tüchtigen Zeugniſſen zu beſtätigen, und führet aus dem Huntingdon folgende Stelle, ſo die Abſetzung des weſſexiſchen

(y) Ich muß bekennen, daß ich die Bündigkeit beyderſeitiger Schlüſſe aus der Bedeutung dieſes Worts nicht einſehen kann.

ſchen Königs Sigebert betrifft, an: „Da der „König Sigebert einer Ruchloſigkeit ergeben „war, die ſich nicht beſſern ließ, kamen die Groſ„ſen und das Volk von Weſſex zuſammen, und „er wurde mit einmüthiger Genehmhaltung ab„geſetzt.„ Hier, ſagen ſie, geſchehe ausdrücklich des Volks, als eines mit verſammelten Theils, Meldung. Aus Ethelwolphs Gnadenbriefe wegen der Zehenden, wurden folgende Worte hieher gezogen: „Dieſe Dinge ſind von dem „Könige, den Barons und dem Volk bewilligt „worden.„ Ferner bedienet man ſich zu dieſem Beweis nachſtehender Stelle aus Ethelreds Gnadenbriefe für die Abtey Wolpherhampton: „Dieſes ſind die Verordnungen des Sigerick, „Erzbiſchofs von Canterbury, in den Streit„händeln, die vor dem König Ethelred, dem „Erzbiſchof von York, den Biſchöfen, Aebten „Rathsherren, den Häuptern und dem Volk des „ganzen Landes, geführt worden.„ Ich übergehe noch eine Stelle eben dieſes Innhalts aus einem andern Gnadenbriefe.

Der Gegentheil verſetzet auf dieſen Beweis: die angeführten Zeugniſſe wären nicht mehr in ihrer Urſprache, der ſächſiſchen, ſondern nur in Ueberſetzungen, vorhanden, von deren Richtigkeit man nicht gewiß ſeyn könne. Jene Schriftſteller beſchrieben die Sache nur, wie ſie zu ihrer Zeit, nicht aber, wie ſie in den ältern Zeiten, üblich geweſen ſey. Und höchſtens könne aus den angeführten Stellen nur eine Gegenwart des Volks,

nicht aber ein Recht deſſelben, in Reichsſachen zu ſprechen, geſchloſſen werden.

Einen andern Beweisgrund, den die Verfechter des Volks aus dem Wort Procurator nehmen wollen, mag ich, als gar ſchwach, nicht berühren. Doch kann ich den Beweis nicht übergehen, den man für des Volks Rechte daher nimmt, daß es noch itzt in England kleine Dörfer gebe, welche Abgeordnete ins Parlament ſchicken, und dieſes Recht nicht anders, als unter den ſächſiſchen Königen, können erhalten haben, da ſie noch Städte oder anſehnliche Flecken geweſen ſind.

Dieſes ſind nun die Gründe beyder ſtreitenden Theile, von deren Richtigkeit die Leſer urtheilen mögen. Doch müſſen wir hiebey noch bemerken, daß die Gnadenbriefe, aus denen wir etliche Stellen angeführt geleſen haben, von einigen, nicht ohne Urſache, für untergeſchoben und verdächtig angeſehen werden.

Endlich wollen wir ganz kürzlich das anführen, was bey dieſem ganzen Streit das wahrſcheinlichſte ſeyn mag. Die Gewalt, Geſetze und Verordnungen zu machen, entſpringet ganz natürlich aus dem Eigenthum der Güter: und die Perſonen, welche die Geſellſchaft der Geſetzgeber ausmachen, beſitzen ihre Gewalt vermöge des Rechts, ſo ſie an gewiſſe Länder haben; oder, vermöge eines Vorzugs des Ranges oder Standes, der die Glieder der Geſellſchaft unterſcheidet. Die Sachſen, die ſich nachgehends in England niedergelaſſen, hatten ſchon in ihrem Vaterlande

die

die Gewohnheit, ſich Mann für Mann zu verſammeln, um Geſetze zu machen. Und, vermöge dieſer Gewohnheit, erſchienen, nach ihrer Niederlaſſung in England, alle diejenigen, unter die das Land getheilt worden war, ebenfalls bey den ſächſiſchen Parlamentern oder Verſammlungen. Nach dem Lehengeſetz waren alle Gutbeſitzer (Land-Holders) gehalten, ſich in den Lehengerichten einzufinden, und hatten das Recht, den Geſetzen und Verordnungen, die in Vorſchlag kamen, ihre Einwilligung zu geben oder zu verſagen. Als, nach Vereinigung der ſieben Königreiche, das ganze Reich, wie ſchon gedacht, in viele Tythings eingetheilt worden war, ſo begab ſich eines von den Gliedern eines jeden Tythings oder Fleckens in die Wittena-Gemot, um das Beſte der Grafſchaft, welche er mit vorſtellte, beſorgen zu helfen. Man nennte ſie Witen oder Preudhommes: und dieſe waren die vorſitzenden Richter oder Gerefan jeder Tything oder Zehende. Weil nämlich nicht eine jede Perſon von jeder Tything bey den Verſammlungen erſcheinen konnte, ſo war es ganz natürlich, daß ein von der kleinen Geſellſchaft erwählter Abgeordneter die Stelle dieſer ſeiner Geſellſchaft bey den großen Zuſammenkünften vertreten mußte. Woraus dann erhellet, daß die Gemeinen oder Lehenleute (Landholders) jederzeit ein Theil der Geſellſchaft der Geſetzgeber ſeyn müſſen.

Dritter

Dritter Abſchnitt.

Von der Gewalt der Wittena-Gemot, und von den Angelegenheiten, die in derſelben abgehandelt werden.

Um von dieſer Sache richtig urtheilen zu können, müſſen wir drey Fragen unterſuchen: 1) Bey wem die Macht, Geſetze zu geben, geſtanden? ob bey dem Könige, oder bey dem allgemeinen Rathe, oder bey beyden zugleich? 2) Ob der König die Gewalt gehabt, dem Volk, ohne Genehmhaltung der Wittena-Gemot, eine Auflage zu machen? 3) Ob dieſe Verſammlung das Recht gehabt habe, Könige zu ſetzen und abzuſetzen?

Was alſo die erſte Frage betrifft, ſo behaupten einige, die Gewalt, Geſetze zu geben, ſey bey dem Könige allein geſtanden. Sie wollen dieſes aus einigen Ausdrücken beweiſen, derer ſich die ſächſiſchen Könige in ihren Geſetzen bedienet, und aus welchen zu folgen ſcheinet, daß ſie, die Könige, ganz allein, ohne Zuthun einer Verſammlung, die Verfaſſer derſelben geweſen ſeyn. Allein der Gegentheil leugnet die Folge, ſo aus gewiſſen Ausdrücken gezogen wird,[1] und führet aus den neuern Zeiten Beyſpiele ähnlicher Redensarten an, aus denen gewiß niemand folgern wird, daß ein König von England das Recht,

Geſetze

Geſetze zu machen, allein beſitze. Hiernächſt gründen ſie ihre Meynung auf Zeugniſſe des Alterthums; unter welchen wir nur etliche herſetzen wollen. In der Vorrede zu den weſtſächſiſchen Geſetzen, die Ina herausgegeben hat, ſtehet ausdrücklich, daß ſie auf Anrathen und mit Einwilligung der Biſchöfe, der Großen, der Grafen, Weiſen, Aelteſten und des Volks des ganzen Königreichs, ſeyn gemacht worden. Ferner lieſet man in den Geſetzen Adelſtans am Ende folgende Worte: „Alles dieſes iſt in einer allgemei„nen Verſammlung oder Synode, die zu Grät„ley gehalten worden, bey welcher der Erzbiſchof „Elfin, nebſt allen Großen, die der König Adel„ſtan zuſammenbringen können, gegenwärtig „geweſen, beſtätigt und verordnet worden.„ Eben dergleichen findet man auch in einem Gnadenbriefe des Canut, der noch in dem königlichen Archiv vorhanden iſt.

Vierter Abſchnitt.

Von der Gewalt der Wittena-Gemot in geiſtlichen Angelegenheiten.

Da die Angelſachſen von ihrem Vaterlande her den Gebrauch gehabt, alles, was das ganze Volk angieng, vor eine allgemeine Verſammlung zu bringen: ſo war es kein Wunder, daß ſie, wie oben etlichemal gemeldet worden, auch

auch ihre Religionsſachen in ihren Verſammlungen vornahmen. Sie beobachteten hierinn die Geſetze der Billigkeit. Denn da die geiſtlichen Angelegenheiten entweder den geiſtlichen Stand allein, oder alle Einwohner eines Landes, ſoferne ſie Chriſten ſind, betreffen: ſo war es ganz wohl gethan, daß man die erſtere Art der Sachen der Geiſtlichkeit beſonders überließ; welche dann deswegen ihre eigene blos geiſtliche Zuſammenkünſt hielte; die andre Gattung Angelegenheiten aber einer allgemeinen Verſammlung geiſtlicher und weltlicher Perſonen auszumachen übergab. Daß es aber bey den Angelſachſen auf die erſt angezeigte Weiſe gehalten worden ſey, wollen wir aus der Geſchichte ſelbſt erweiſen. Es iſt oben an ſeinem Orte ſchon erzählt worden, daß man im Jahr 673 eine Kirchenverſammlung gehalten habe, in welcher Theodorus, Erzbiſchof von Canterbury, den Vorſitz hatte; bey welcher aber auch der König und die Großen des Reichs zugegen waren. Unter **Eduard** dem ältern wurden in eben der Verſammlung, wo man einen Vergleich zwiſchen dieſem Könige und Gurthorn ſtiftete, auch Kirchengeſetze gegeben, die in der Vorrede Senatus conſulta heißen, weil ſie von den **Wittan** oder Großen von **Weſſex** und Oſtanglien gemacht worden. Unter dieſen Geſetzen waren etliche wegen der Abtrünnigen, des Faſtens, der Unzucht, der Beſſerung der Ordensmänner ꝛc. abgefaßt. Hieraus iſt ohne Widerſpruch offenbar, daß dieſe bürgerlichen Verſammlungen auch Geſetze, die Religion betref-

fend

ſend, gemacht haben. Ja man kann darthun, daß auch ſelbſt Biſchöfe von der Wittena-Gemot erwählt und abgeſetzt worden ſeyn; wie ſolches die Beyſpiele des Wilfrid, Biſchofs von York; Erkenwald, Biſchofs von London; Wulſtans, Biſchofs von Worcheſter; Brithelms, Biſchofs von Dorcheſter; und Roberts, Erzbiſchofs von Canterbury, genugſam bekräftigen.

Nun iſt es aber auch Zeit, wie wir kurz vorher verſprochen haben,

von dem Könige,

ſeinen Vorrechten, Einkünften und Nachfolge, etwas zu melden. Die Regierungsart der Sachſen war in Deutſchland ariſtokratiſch. Es nahmen aber die ſächſiſchen Feldherren, ſo bald ſie in England Eroberungen gemacht hatten, den Namen der Könige an; wodurch aber ihre Gewalt keinesweges uneingeſchränkt wurde. Daß aber die königliche Gewalt mit der Zeit immer höher mag getrieben worden ſeyn, läſſet ſich wohl vermuthen. Doch melden uns hievon die ſächſiſchen Geſchichtbücher nichts hinlängliches. Dahero wollen wir nur anzeigen, welches die anſehnlichſten Vorrechte der Könige unter dieſem Volk geweſen ſeyn.

1) Hatte der König die Gewalt, daß er die Bedienſtungen der Grafen, Vicomten und andrer bürgerlichen und Kriegsbedienten, vergab. Doch meynen einige, daß dieſes nicht ſchlechter-

dings ohne Mitwiſſen der Wittena-Gemot geſchehen ſey.

2) Hatten die in einer Wittena-Gemot gemachte Geſetze keine Gültigkeit, ohne des Königs Einwilligung.

3) Konnte der König Miſſethäter begnadigen. Es verſtehet ſich aber dieſes nur von ſolchen Verbrechen, die den Staat ſelbſt betrafen. Die Beleidigung einer Privatperſon aber konnte von dem Könige nicht geſchenkt werden, ohne daß vorher dem beleidigten Theile gehörige Genugthuung geſchehen wäre; welche Genugthuung in ſächſiſcher Sprache, **Wiregild**, d. i. Schadloshaltung, hieß.

4) Beſaß der König das Recht, Münzen prägen zu laſſen, und dieſes Recht auch andern zu ertheilen.

Ob 5) das Recht, Friede und Krieg einzugehen, dem Könige allein, oder zugleich der gemeinen Verſammlung, eigen geweſen ſey, getrauen wir uns ſchlechterdings nicht zu beſtimmen.

Was die **Einkünfte** des Königs betrifft, ſo waren dieſelben dreyerley. Die erſte Gattung beſtund in gewiſſen Stücken, ſo die Stände zum Unterhalte des Königes liefern mußten: als, Korn, Heu, Vieh ꝛc. Die zweyte Art der Einkünfte kam von gewiſſen Kammergütern, die aber an die Krone gebunden und zu gewiſſen Bedürfniſſen beſtimmt waren; mit welchen der König nicht nach freyem Belieben ſchalten durfte. Drittens gaben die Auflagen, die man dem Volk

durch

durch eine Wittena-Gemot bisweilen in Nothfällen aufbürdete, eine andre Gattung der königlichen Einkünfte ab.

Die Krönung eines Königes wurde nicht für ſchlechterdings unentbehrlich angeſehen; maaßen einige, auch rechtmäßige Könige ſich gar nicht krönen ließen. Eben ſo wenig war die Verrichtung der Krönung an einen gewiſſen geiſtlichen Sitz gebunden. Doch verrichtete dieſelbe meiſtentheils ein Erzbiſchof, oder auch ein Biſchof der Hauptſtadt eines jedweden Reichs. Die Geſtalt der Krone war ſehr verſchieden; und es iſt nicht der Mühe Lohn, ſich dabey aufzuhalten.

Von der Nachfolge in dem Reiche, zu den Zeiten der Angelſachſen.

Hier giebt es wieder dreyerley Meynungen. Die erſte derjenigen, die behaupten wollen, die Krone oder das Reich ſey ſowohl in der Heptarchie, als auch nachmals, ſchlechterdings erblich geweſen. Die zweyte, daß die Krone niemals anders, als durch Beyſtimmung des Volks, jemand aufgeſetzt worden; welches auch geſchehen ſey, wenn gleich ein Sohn ſeinem Vater nachgefolgt. Drittens meynen einige, es hätten die Könige die Nachfolge im Reiche dem würdigſten unter ihren Kindern oder Anverwandten durch ein Vermächtniß zuwenden können.

nen. Wir wollen jede dieſer Meynungen, mit den Gründen ihrer Vertheidiger oder Widerſprecher, ganz kurz vortragen.

Diejenigen, ſo die engländiſche Krone für blos erblich halten, berufen ſich auf das, was in der Heptarchie, und auch nachhero beobachtet worden; als woraus offenbar erſehen werde, daß das Reich jedesmal bey dem Geſchlechte der erſten Könige geblieben, und hierinn keine Ausnahme, als bey den däniſchen Königen, zu finden ſey.

Aber die, welche England für ein Wahlreich wollen gehalten wiſſen, bemerken gar recht aus eben dieſer Geſchichte, daß das vorgebliche Erbrecht keinesweges ſo durchgängig wahrgenommen werde, indem es vielmehr verſchiedene male geſchehen ſey, daß ein Bruder des Königs deſſen Kindern, und entferntere Anverwandte den nähern, in der Regierung vorgezogen worden. Wenn gleich bisweilen Söhne ihren Vätern in einer ununterbrochenen Reihe nachgefolgt seyn, ſo beweiſe dieſes eben ſo wenig ein Erbreich, als die ins dritte Jahrhundert fortgedauerte Nachfolge der öſterreichiſchen Prinzen auf dem kaiſerlichen Thron dergleichen in Deutſchland beweiſen würde. Nicht zu gedenken, daß man in einigen alten Schriftſtellern, von Beſetzung des königlichen Stuhls in England, die Redensart finde: Electus eſt in regem.

Diejenigen endlich, welche den engländiſchen Königen das Recht zuſprechen wollen, die Krone jemand nach ihrer Willkühr zuzuwenden oder zu

ver-

vermachen, führen erſtlich das ähnliche Beyſpiel der Könige in Frankreich an, welche bisweilen, weit in das zweyte Geſchlecht hinein, einen Nachfolger beſtimmt hätten; woher es auch gekommen ſey, daß dieſes Reich ſo oft getheilt worden. Von ſolchen Theilungen habe man ſelbſt in der engländiſchen Geſchichte einige Beyſpiele: als, des Penda, des Ethelreds, des Oswy ꝛc. die man oben in ihrer Geſchichte nachleſen kann. Insonderheit ſtützet ſich dieſe Meynung auf das Verfahren Canuts des Großen, als welcher durch ſein Vermächtniß den mit der Emme von der Normandie gemachten Ehevergleich geändert, indem er an ſtatt des Hardicanut, der nach dem Vergleich König werden ſollte, den Harald zu ſeinem Nachfolger verordnet hat. Hieraus ſcheinet zu folgen, daß Canut hierinn eine vollkommene Freyheit entweder gehabt, oder doch mit Recht zu haben, geglaubt haben müſſe.

Jedoch wir laſſen dieſen Streit fahren, der, wenigſtens in den gegenwärtigen Zeiten, ganz keinen Nutzen haben kann.

Von den Geſetzen der Angelſachſen.

Die älteſten Geſetze in England, von denen man Nachricht hat, ſind diejenigen, die Ethelbert, und hernach Ina, herausgegeben haben. Noch berühmter ſind die Geſetze Alfreds des Großen. Nachdem England in

zwey Haupttheile, in Weſſex und Mercien, getheilt wurde, ſo hatte jedes dieſer Reiche ſeine eigne Geſetze. Canut der Große that, mit Genehmhaltung einer allgemeinen Verſammlung, noch die däniſchen hinzu. Daher es damals in England dreyerley Arten von Geſetzen gab, die weſſexiſchen, merciſchen und däniſchen; die hernach von Eduard dem Bekenner in eine Sammlung gebracht wurden. Jedoch wir wollen nur überhaupt etwas von den engländiſchen Geſetzen bemerken.

Die Geſetze waren entweder ſolche, die das bürgerliche, oder ſolche, die das peinliche Recht ausmachten. Die bürgerlichen waren wieder zweyerley, in Anſehung der Arten von Ländereyen, die man Blockland und Sockland nennte. Die Ländereyen, ſo man Blockland nennte, waren beynahe eben das, was man ſonſt unter Allodialgütern verſtehet, nämlich, erbliche und eigenthümliche Güter, die der Beſitzer nach Gefallen veräuſſern konnte, ob er ſie gleich von einem Herrn zu Lehen hatte. Man nennet dieſes ſonſt, Feudum honoratum. Dergleichen Ländereyen beſaßen nur der Adel und die Vornehmſten des Volks. Die Ländereyen aber, die man Sockland nennte, hatten die Ceorlen, welche ihrem Herrn gewiſſe Zinſe bezahlten, und gewiſſe Dienſte in Perſon leiſten mußten.

Wir kommen aber auch auf das peinliche Recht. Alfred der Große hatte verordnet, daß jeder Beſchuldigte von ſeinen Pairs gerichtet werden ſolle. Was es damit für eine Bewandniß

niß habe, iſt ſchon unter Alfreds Verrichtungen deutlich beſchrieben worden. Weil aber doch dieſe Einrichtung noch itzt in England gilt, ſo wollen wir nur die Bedeutung des Worts Pair etwas beleuchten. Es giebt alſo in England zween Stände unter den Unterthanen, nämlich, die Pairs des Königreichs, und die Gemeinen. Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, Vicomten, Baronen, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ſind Pairs des Königreichs, und auch Pairs untereinander oder gegeneinander, ſo daß der unterſte Baron ein Pair mit dem vornehmſten Herzog iſt. Das übrige Volk gehöret zu den Gemeinen. In dieſer Abſicht iſt der geringſte Künſtler, Pair mit einem jeden Edelmann, der unter dem Range eines Barons ſtehet. Wenn man alſo ſaget, es werde jedweder von ſeinem Pair gerichtet, ſo heißet dieſes ſoviel, daß die Pairs des Königreichs durch Perſonen ihres Standes gerichtet werden, d. i. von den übrigen Herren, die, eben ſo wohl als ſie, Pairs des Königreichs ſind. Ein gemeiner Mann wird durch Leute von dem Stande der Gemeinen gerichtet, die in ſo ferne ſeine Pairs ſind; wenn auch gleich übrigens ein noch ſo großer Unterſchied der Güter oder der Herkunft zwiſchen ihm und ihnen wäre. Es iſt aber zwiſchen den erſtern und letztern Pairs und ihrem Gerichte dieſer Unterſchied, daß von jenem ein jeder beſonders das Recht hat, ſeine Stimme zur Verurtheilung eines andern Pairs zu geben: da hingegen die, ſo zu den Gemeinen gehören, blos durch zwölf Perſonen ihres

Standes gerichtet werden. Dieſe zwölf Perſonen thun nur, nachdem ſie der Unterſuchung des Verbrechens beygewohnt haben, den Ausſpruch, daß der Beklagte des Verbrechens wirklich ſchuldig ſey; worauf ihn dann der Richter entweder verurtheilet oder losſpricht.

Wir kommen aber wieder auf das alte peinliche Recht. Wenn alſo ein Verbrechen noch zweifelhaft war, ſo mußte der Angeklagte einen Eid ſchwören. Hernach bedienten ſie ſich in zweifelhaften Fällen des Ordeal, d. i. der Feuer- und Waſſerprobe. Die Feuerprobe beſtund darinn, daß man dem Beſchuldigten entweder ein Stück glüendes Eiſen zu halten oder zu tragen gab; oder denſelben mit verbundenen Augen zwiſchen neun glüend gemachten und in einer gewiſſen Entfernung von einander gelegten Pflugeiſen durchgehen hieß. Wurde er nicht beſchädigt, ſo erklärte man ihn für unſchuldig; im andern Fall aber, für ſchuldig. Die Feuerprobe wurde nur bey vornehmen Perſonen; die Waſſerprobe aber bey geringen Leuten und Leibeigenen, gebraucht. Dieſe Waſſerprobe war ſo beſchaffen, daß man entweder dem Beklagten Hände und Füße band, und ihn ins Waſſer ſchmieß; da er dann, wenn er unterſank, für ſchuldig, andernfalls für unſchuldig gehalten wurde: (Andre ſagen das Gegentheil, nämlich, daß das Unterſinken ein Zeichen der Unſchuld, und das Obenſchwimmen ein Anzeigen der Schuld) oder daß man den Angeklagten ſeine

Hand

Hand bis an den Knöchel oder Elnbogen in ſiedendes Waſſer ſtecken hieß; da dann wiederum das Beſchädigtwerden oder das Gegentheil die Schuld oder Unſchuld bewies. Die dritte Art, die Wahrheit zu erforſchen, war, daß die ſtreitenden Theile mit einander kämpfen mußten. Der Sieg des einen Theils war ein Beweis ſeiner Unſchuld. Endlich bedienten ſie ſich auch Brods und Käſes, welches vorher verwünſcht worden war, zur Entdeckung der Wahrheit. Ein Stück von dieſem Brod oder Käſe mußte der Beſchuldigte nüchtern verſchlucken; da ſie dann glaubten, es müſſe dieſes Stück dem Schuldigen im Halſe ſtecken bleiben, oder ſonſt ſchlimme Wirkungen nach ſich ziehen.

Die Strafen, ſo den Verurtheilten aufgelegt wurden, waren meiſtens Geldbuſen. Dieſe aber zu beſtimmen, ſtund nicht in der Willkühr des Richters, ſondern es war hier alles, ſowohl in Anſehung der ſündigenden Perſon, als auch des Verbrechens, durch die Geſetze genau vorgeſchrieben. Manchmal, aber ſehr ſelten, konnte auch die Todesſtrafe mit Gelde abgekauft werden. So machte es Goodwin, als er der Ermordung Alfreds beſchuldigt wurde. Allein dieſes Beyſpiel beweiſet nicht viel; weil man aus der Geſchichte weis, daß Goodwin durch ſeine Macht und Anhang vor der Todesſtrafe ohnehin genug geſichert geweſen ſey. Was die Todesſtrafen anbelanget, ſo waren dieſelben geſetzt auf die Verrätherey wider den König, oder das Reich,

oder den Herrn, dem jeder unterworfen war: ferner auf den vorſetzlichen Todſchlag, und auf den Diebſtahl. Eine im Jähzorn oder aus Uebereilung begangene Mordthat wurde nur mit Gelde gebüßt. Gleichwie auch auf den Diebſtahl erſt ganz ſpäte die Todesſtrafe gelegt wurde, da der Dieb in ältern Zeiten ſich mit Gelde loskaufen konnte.

Von den Sitten und Gebräuchen der Angelſachſen.

Die Angelſachſen hatten in ihrem Vaterlande ſich faſt allein auf kriegeriſche Verrichtungen gelegt. Selbſt bey ihren Verſammlungen erſchienen ſie bewaffnet; und wenn ſie ihre Zufriedenheit bezeigen wollten, ſo ſchlugen ſie ihre Waffen zuſammen. Ihre ordentlichen Waffen waren der Degen, die Kolbe, die zweyſchneidige Axt und der Wurfſpies. In Schlachten warfen ſie erſtlich ihre Spieſe auf den Feind: alsdann giengen ſie näher an denſelben. Die Zaghaftigkeit zog einer Perſon die größte Schande zu. Um dieſen Vorwurf zu vermeiden, ließen ſie ſich, bey entſtandenen Streitigkeiten, faſt niemals verſöhnen, ſondern die Feindſchaften wurden unter den ſtreitigen Geſchlechtern meiſtens ſo lange fortgepflanzt, bis eines von beyden ausgerottet worden war. Bey dieſen Gewohnheiten war es nicht zu wundern,

daß die Sachſen alle Furcht vor dem Tode verlohren.

In der Religion waren die Sachſen ſehr eifrig, ſowohl als ſie noch Götzendiener, als da ſie Chriſten worden waren. Daher folgten ſie den Mönchen mit einer unbeſchränkten Unterwerfung in allem, was man ihnen verſicherte, das zum beſten Gottesdienſt gehöre. Und eben daher kam auch die große Menge Klöſter in England. Ja aus eben dieſer Urſache geſchah es, daß nicht wenige Fürſten und andre Standesperſonen beyderley Geſchlechts den letzten Theil ihres Lebens in den Klöſtern zubrachten.

Der Trunkenheit aber waren die Angelſachſen ſehr ergeben; und alle dawider gegebene Geſetze konnten dieſem Laſter nicht abhelfen.

Die Wiſſenſchaften konnten unter dieſem Volke in England nicht in die Höhe kommen, weil die faſt unausgeſetzten Kriege nicht viel daran gedenken ließen.

Die Zeit rechnete man unter den Sachſen nach den Nächten. Sie ſagten alſo z. E. vierzehen Nächte, wo wir vierzehen Tage ſagen.

Ihre Ländereyen ſonderten ſie durch breite und tiefe Gräben von einander ab. Es thaten dieſes ſelbſt ihre Könige. Wie dann Offa, König von Mercien, einen Graben von achtzig Meilen führen ließ, um ſein Reich von dem Lande Wallis zu ſcheiden. Ein ſolcher Graben ſonderte Mercien auch von Oſtanglien ab. Andrer nicht zu gedenken.

Von

Von der Sprache der Angelſachſen.

Wir wollen über dieſe Sache nur etliche allgemeine Anmerkungen machen. Die engländiſche oder angliſche Sprache mag ihrem Urſprunge nach, nicht viel von der däniſchen unterſchieden geweſen ſeyn, weil die alten Schriftſteller dieſe beyde Sprachen durch einander, bald die cimbriſche, bald ſcandinaviſche, bald gothiſche nennen. Aber dieſe Sprache war von der ſächſiſchen unterſchieden; doch ſo, daß dieſe Völker einander noch ziemlich verſtehen konnten. Nach der Vereinigung der ſieben Königreiche bekam die ſächſiſche Sprache die Oberhand, weil die damaligen Könige Sachſen waren. Das reine Angliſche wurde alſo nach und nach vergeſſen, oder wenigſtens nicht zu der gewöhnlichen Sprache gebraucht. Als die Dänen hernach in England kamen, brachten ſie nicht mehr die alte däniſche, ſondern eine Sprache mit ſich, die aus der Sprache verſchiedener Nachbarn von Dänemark entſtanden war. Dieſe Sprache, die ſchon vorher von den Dänen in Northumberland, Mercien und Oſtanglien eingeführt worden war, wurde unter dem Canut die Sprache des Hofes. Daher ſahen ſich auch die Weſtſachſen genöthigt, wenigſtens viele Worte und Ausdrücke der däniſchen Sprache in die ihrige zu miſchen. Unter Eduard dem Bekenner aber wurde die ſächſiſche Sprache wieder am

Hofe

Hofe eingeführt. Daher auch die mitternächtigen Provinzen dieſes Reichs dieſe Sprache lernen mußten. Unter eben dieſem Könige fieng auch die normänniſche Sprache an in England gebraucht zu werden. Denn Eduard war nicht nur der Sohn einer normänniſchen Prinzeßinn, ſondern er bediente ſich der normänniſchen Sprache gar oft, weil er in der Normandie erzogen war. Die vielen Normänner, die damals in England und am Hofe waren, machten dieſe Sprache noch mehr bekannt. Es war aber die normänniſche Sprache eine Vermiſchung der däniſchen und franzöſiſchen; bey welcher die letztere die Oberhand behielt. Wilhelm der Eroberer breitete ſeine Landesſprache, wie leicht zu erachten, in England noch mehr aus. Und da er auch ſeine Geſetze in ſeiner Sprache heraus gab, auch immer mehrere Normänner ſich in England häuslich ſetzten, ſo wurde die normänniſche Sprache ſo gemein, als die ſächſiſche.

Alſo iſt die engländiſche Sprache aus der Vermiſchung folgender Sprachen entſtanden: 1) aus der brittiſchen oder celtiſchen; woraus die Sachſen ohne Zweifel einige Wörter und Redensarten genommen haben; 2) aus der lateiniſchen, die man, bey der Ankunft der Sachſen gemeiniglich in Britannien redete; 3) aus der alten angliſchen oder däniſchen; 4) aus der neuern däniſchen; 5) aus der reinen ſächſiſchen; 6) aus der normanniſchen. Diejenigen, ſo die engländiſche Sprache genauer zu unterſuchen ſich Mühe

gegeben

gegeben haben, unterſcheiden in derſelben vornehmlich dreyerley Mundarten. Die erſte, ſo aus der brittiſchen, lateiniſchen und ſächſiſchen zuſammengeſetzt iſt; von welcher noch ein Ueberbleibſel in der von Alfred überſetzten Kirchengeſchichte des Beda vorhanden iſt. Die zweyte Mundart kann man die däniſchſächſiſche nennen. Dieſe war in den mitternächtigen Provinzen Englands üblich; und Ueberbleibſel davon zeiget man in einigen alten Ueberſetzungen der Evangelien. Die dritte Mundart iſt aus den beyden erſten, und aus dem Normänniſchen zuſammengeſetzt. Dieſe Mundart war hauptſächlich unter Eduard dem Bekenner und Wilhelm dem Eroberer gebräuchlich; hat aber, durch den Zuſatz vieler franzöſiſcher Wörter, zumal ſeit Heinrich II. eine beträchtliche Veränderung gelitten.

Das ſechſte Buch.

Welches die Geſchichte unter Wilhelm dem Eroberer, Wilhelm dem Rothen, Heinrich Beauclerk, und Stephanus, begreifet.

Wilhelm I. mit dem Zunamen der Baſtard, oder der Eroberer.

Bey der Unternehmung Wilhelms auf England muß man ſich in der That über manchen dabey vorkommenden Umſtand verwundern. Erſtlich, daß er ſo gar keinen tüchtigen Grund anführen konnte, auch nie anführte, auf welchen er ſein Recht auf England gebaut hätte. Zweytens muß man erſtaunen über die faſt unerhörte Kühnheit dieſes Herrn. Daß ein Herzog der Normandie das Herz gehabt, einen König von England, der ihm ja weit an Macht überlegen ſeyn mußte, in ſeinem Lande anzufallen, ohne ſich vorher nur den geringſten Anhang in ſelbigem Reiche gemacht zu haben: daß er einen König angegriffen, dem ſeine Unterthanen mit der größten Willigkeit ihren Beyſtand und Dienſt erwieſen: daß er nicht beſorgt, er möchte von Frankreich in dieſem Vornehmen gehindert werden; wie man mit Grund befürch-

befürchten mußte: daß er in einem fremden Lande, wo er nicht einmal ſicher hätte zurück fliehen können, es dennoch gleich auf ein Haupttreffen ankommen laſſen: dieſes alles zeiget eine wunderbare Kühnheit an. Wenn man aber auch bedenket, daß Frankreich, wider alle Staatsregeln, bey dieſer Unternehmung ſtille geſeſſen, eben, als wenn der glückliche Ausgang dieſer Verrichtung gar keine bedenkliche Folgen für daſſelbe haben konnte: ferner, was für große Hinderniſſe Wilhelm bey ſeinen eignen Landesſtänden zu dieſem Feldzug angetroffen; und wie ihm doch gleichwohl von ſolchen Orten und Perſonen, wo er wenig hoffen durfte, nachdrücklich unter die Arme gegriffen worden: wie glücklich er nach einem harten Streit in dem Haupttreffen geweſen: und daß er ſich durch eine einzige gewonnene Schlacht eines Reichs bemächtigt, welches die Römer, Sachſen und Dänen, nach ſo vielen glücklichen Treffen, kaum unter ihren Gehorſam zwingen können: wenn man dieſes alles erwäget, ſo wird man wohl nicht zweifeln können, daß die göttliche Fürſehung hier im Verborgenen ihre Leitungen getrieben habe. Denn man darf wohl ſagen, daß dieſes gleichſam der erſte Schritt geweſen ſey, durch den England zu der Hoheit und Ehre, die es itzt beſitzet, geſtiegen iſt. Dieſer Wilhelm verdienet alſo wohl, daß wir ihn näher kennen lernen, und Acht haben, durch welche Wege der Fürſehung derſelbe ein Reich einbekommen habe, zu dem er durch ſeine Geburt gar keine Hoffnung haben konnte.

Die Normandie war von dem franzöſiſchen Könige, Karl dem einfältigen, dem däniſchen Feldherrn Roll, gezwungen geſchenkt worden. Dieſer Fürſt oder Herzog, und ſeine Nachfolger, waren mehr bedacht, ſich den Beſitz dieſes anſehnlichen Landes zu verſichern, als, große Erberungen zu machen. Sie bemühten ſich, die Liebe ihrer Unterthanen durch Gerechtigkeit und Gelindigkeit zu erlangen. Und dadurch geſchah es, daß die Verſuche, die Frankreich bisweilen zu Wiedereroberung dieſer ſchönen Provinz that, allemal fruchtlos abliefen.

Unter den ſieben Herzogen der Normandie, von Roll an, bis auf Wilhem den Baſtard, war der vierte, Richard II. berühmt. Er hatte erſtlich zur Gemahlinn genommen die Judith von Bretagne, mit der er den Richard, Robert und Wilhelm erzeugte. Von ſeiner zweyten Verheyrathung mit der Eſtrithe Canuts des Großen Schweſter, iſt oben ſeines Orts geredet worden.

Nach ſeinem Tode folgte in der Regierung ſein Sohn Richard III. obgleich Robert ſich aus allen Kräften dawider ſetzte. Weil Richard III. ſchon im zweyten Jahre ſeiner Regierung ſtarb, ſo gab man dem Robert, ich weis nicht, mit was Grunde, Schuld, er habe ſeinen Bruder durch Gift aus dem Wege geſchafft. Dem ſey, wie ihm wolle, ſo führte Robert ein ſehr löbliches Regiment, und erwarb ſich dadurch bey ſeinen Unterthanen Liebe, gleichwie durch ſeine Tapferkeit bey den Ausländern

Hochachtung. Wie dann der franzöſiſche König Heinrich I. es blos dem Beyſtande Wilhelms zu danken hatte, daß er den Thron von Frankreich beſteigen konnte. Für welchen Beyſtand auch der König dem Herzoge die Städte Chaumont und Pontoiſe abtrat. Wie glücklich ferner der Herzog ſowohl wider einige Aufrührer ſeines Landes, als auch wider den Herzog von Bretagne, geweſen, iſt hier der Ort nicht, anzuführen. Robert hat ſich niemals mit einer rechtmäßigen Gemahlinn verbunden; wovon man die Urſachen nicht angeben kann. Einſtmal aber warf er eine heftige Liebe auf eine Kürſchners Tochter, Harlotte; die er auch zur Stillung ſeiner unreinen Liebe mißbrauchte, und aus dieſem Beyſchlafe den Wilhelm erzeugte.

Dieſen Wilhelm ließ Robert mit aller Sorgfalt erziehen, weil er ihn zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte. Indeſſen fiel dem Robert ein, nach Jeruſalem eine andächtige Reiſe zu thun, vielleicht um durch dieſe Wallfahrt die Sünde zu büßen, die er durch die Wegräumung ſeines Bruders Richard III. begangen haben ſoll. Um nun aber, auf den Fall ſeines Nichtwiederkommens, dem Wilhelm die Nachfolge in der Normandie zu verſichern, verſammlete er die Stände dieſes Herzogthums, und erſuchte ſie, ſeinen Sohn, falls er ſelbſt nicht wieder kommen ſollte, zu ihrem Landesherrn zu machen, und ihn dieſes durch einen Eid zu verſichern. Die Landesſtände willigten nicht nur in dieſes Begehren, ſondern ſchwuren auch dem Robert

darüber; ja ſie leiſteten ſo gar im voraus dem Wilhelm den Eid der Treue. Hiernächſt ernennte Robert den Alan, Herzog von Bretagne, ſeinen Vetter und Vaſallen, zum Seneſchall von der Normandie, und gab ihm Vollmacht, in ſeiner Abweſenheit das Regiment zu verwalten. Seinen Sohn aber führte er ſelbſt nach Paris, und übertrug die Sorge ſeiner Erziehung dem Könige Heinrich.

Bald nach Roberts Abreiſe erhuben ſich allerhand Unruhen in der Normandie; welche zu ſtillen, der Herzog von Bretagne etwas ſcharfe Mittel brauchen mußte. Allein er wurde bald darauf mit Gift vergeben. Da nun nicht lange hernach auch die Nachricht von Roberts Tode einlief, ſo fiengen einige vornehme Normänner, die von den alten Herzogen abſtammten, an, ſich öffentlich um die herzogliche Würde zu bearbeiten. Allein die Stände der Normandie erklärten, daß ſie durch ihren Eid verbunden wären, das Herzogthum dem Wilhelm zuzuſtellen. Deswegen ließen ſie auch denſelben von dem Könige in Frankreich durch Abgeſandte zurück fordern. Der König hatte zwar nach Roberts Tode Luſt bekommen, ſich der Normandie zu bemächtigen, und den jungen Wilhelm vielleicht auf die Seite zu ſchaffen. Allein, weil die normandiſchen Stände ſelbſt den Wilhelm zu ihrem Herrn haben wollten, ſo fand der König für rathſamer, die Ausführung ſeines Vorhabens auf eine andre Zeit zu verſparen. Daher ließ er den Wilhelm abfolgen: welchem dann die

Stände zu Rouen den Eid der Treue leiſteten, und ihm den Radulph von Gace, ſeinen Connetable, zum Hofmeiſter gaben.

Gleichwohl wurde es in der Normandie noch nicht ruhig; und die Vornehmen wollten von ihren Anſprüchen an das Herzogthum nicht abſtehen. Doch getrauten ſie ſich noch nicht, öffentlich loszubrechen. Hingegen konnte der König von Frankreich ſeine Begierde nach der Normandie nicht länger mehr unterdrücken. Daher belagerte er plötzlich das veſte Schloß Tillieres: bekam es auch mit der Bedingung in ſeine Gewalt, daß er die Veſtungswerker daran ſchleifen laſſen ſollte. Er that es: ließ ſie aber bald darauf wieder herſtellen. Hernach bemächtigte er ſich noch etlicher Plätze: bis ihn Radulph, durch Entgegenſtellung eines mächtigen Heeres, an weitern Eroberungen hinderte.

Da die vornehmen Normänner ſahen, daß Frankreich, ſtatt den Wilhelm, aus Erkenntlichkeit gegen des Vaters Dienſte, zu ſchützen, ſelbſt ein Feind ihres Herzogs worden ſey, trugen ſie nunmehr kein Bedenken, öffentlich nach der herzoglichen Würde zu trachten. Der erſte, ſo den Wilhelm zu verdrängen ſuchte, war Roger von Tresny, der mit des Roll Geſchlechte in einer Verwandſchaft ſtund. Allein derſelbe wurde von des Herzogs General, Roger von Beaumont, geſchlagen und getödtet. Nach dieſem ſtund auf Wilhelm, Graf von Arques, ein Sohn Richards II. Er wurde von dem Könige in Frankreich unterſtützt. Allein der

noch

noch junge Herzog Wilhelm gieng an der Spitze ſeines Heers ſo tapfer auf ſeinen Feind los, daß ſich dieſer in ſeine Stadt Arques einſchließen mußte. König Heinrich kam ihm zwar zu Hülfe: wurde aber ſelbſt geſchlagen, und genöthigt, den Aufrührer zu verlaſſen; der ſodann des Landes verwieſen wurde.

Guido von Burgund, ein neuer Prätendent, bediente ſich der Liſt, und hatte ſeine Nachſtellung ſowohl eingefädelt, daß es wenig fehlte, den Wilhelm ſelbſt zu Valognes zu fangen. Allein dieſer entkam mit genauer Noth. Wilhelm ſuchte bey einem ſo gefährlichen Feind um Hülfe bey dem Könige Heinrich an, und erhielt ſie, zu jedermanns Verwunderung. Und alsdann wurde Guido geſchlagen, gefangen; aber doch von Wilhelm großmüthig wieder losgelaſſen.

Dieſe Thaten erweckten gegen den Wilhelm allenthalben eine große Hochachtung. Heinrich wurde darüber eiferſüchtig, und hetzte dahero den Grafen von Anjou wider ihn auf. Jedoch Wilhelm war wider den vereinigten Feind glücklich. Und mußte der König Heinrich den Frieden durch die Zurückgabe des unlängſt eroberten Schloſſes Tillieres erkaufen.

Der König Heinrich ſtarb bald hernach, und hatte zum Nachfolger ſeinen Sohn Philipp I. welcher wegen ſeiner Jugend, unter der Vormundſchaft des Grafens von Flandern, Balduin, deſſen Tochter Mathilde, der Herzog Wilhelm unlängſt zur Ehe genommen hatte,

 ſtund.

ſtund. Dieſer Vormund war befliſſen, zwiſchen Frankreich und der Normandie ein gutes Vernehmen zu unterhalten. Und dieſes Friedens bediente ſich Wilhelm, die innerliche Ruhe ſeines Landes veſt zu ſetzen. Er verjagte dahero alle unruhige Köpfe, zog ihre Güter ein, und beſchenkte damit ſeine mütterliche Anverwandte und Anhänger. So ſetzte er auch in einer Verſammlung der normandiſchen Biſchöfe den Erzbiſchof von Rouen, Mauger, ſeinen Oheim, ab, weil derſelbe an den Empörungen wider ihn Theil genommen hatte.

Nun hätte Wilhelm geruhig leben können. Allein ſein Ehrgeiz trieb ihn zu der gefährlichen Unternehmung auf England an. Da wir den Ausgang des erſtern Feldzugs ſchon im vorigen Buch erzählt haben; ſo wollen wir nur da fortfahren, wo wir ſtehen geblieben ſind, und melden, was nach derſelben Hauptſchlacht weiter vorgegangen iſt.

Nach Wilhelms (a) Siege war unter den Engländern eine ſehr große Beſtürzung. Sie hatten ihr Haupt verlohren, und ſahen keinen geſchickten Anführer vor ſich. Das ſiegende Heer Wilhelms ſtund nicht gar weit von London, wohin ſich die meiſten Großen des Reichs begeben hatten. Haralds Kinder waren in Irrland geflohen. Gleichwohl nahm Wilhelm noch Anſtand, ſogleich auf London anzurücken. Er wollte, welches er gleich bey ſeiner Ankunft hätte thun ſollen, ſich, auf den Fall eines unglücklichen Schick-

(a) *Wilh. Pictavienſ. Wilh. Thorn.*

Schickſals, einen Ort verſchaffen, dahin er ſich ziehen könnte. Daher beſchloß er, Douvres anzugreifen. Obgleich der Ort ſehr veſt, und mit engländiſchen Generals und Soldaten angefüllt war, und alſo lange hätte widerſtehen können: ſo machte doch die heftige Beſtürzung der Engländer, daß man den Ort in wenigen Tagen einnahm. Worauf Wilhelm denſelben viel ſtärker beveſtigen ließ.

Indeſſen war in London eine große Uneinigkeit. Einige wollten, man ſolle ſich dem Wilhelm unverzüglich unterwerfen. Andre, man ſolle mit ihm Unterhandlung pflegen, und für die Freyheiten der Hauptſtadt und des Reichs darinn ſorgen. Andre riethen, man ſolle zu einem tapfern Widerſtande Anſtalt machen. Indeſſen rückte Wilhelm vor London, und beſetzte die Vorſtadt Southwark. Er hielt ſich hier etliche Tage ſtille, um die Engländer etwan deſto leichter zur Unterwerfung zu bewegen. Allein die Einwohner ließen ſich vielmehr von dem Grafen Morkard und Edwin anreizen, daß ſie einen Ausfall thaten. Man jagte ſie aber gar leicht wieder in die Stadt zurück. Hiebey befand ſich nun Wilhelm in einer großen Verlegenheit. Er durfte nicht daran gedenken, in England weiter fort zu rücken, ohne London in ſeiner Gewalt zu haben. Und doch durfte er auch an keine förmliche Belagerung dieſer Stadt, zumal bey ſo ſpäter Jahreszeit, gedenken. Daher ſuchte er bey den Einwohnern durch Schrecken zu erhalten, was ſich durch Gewalt nicht

zwingen ließ. Er ſteckte die Vorſtadt Southwark in Brand: er verheerte die Gegend um London, um den Einwohnern die Hoffnung der nöthigen Lebensmittel zu benehmen. Allein dieſe Mittel hätten wohl nicht viel gefruchtet, wenn nicht die Geiſtlichkeit, ſo in London war, die Anſchläge Morkards und Edwins vernichtet hätte. Dieſe Grafen waren willens, den Prinz Edgar zum Könige von England zu machen. Und es ſchien ſelbſt das Volk geneigt zu ſeyn, dieſen Vorſchlag anzunehmen. Allein die Geiſtlichen beſorgten, Edgar möchte ſchwerlich im Stande ſeyn, das Reich, und ſie bey ihren geiſtlichen Gütern, zu ſchützen: hingegen hatten ſie ſich den Wilhelm als einen frommen Herrn beſchreiben laſſen; von dem ſie ſich alſo gute Hoffnung zu machen hatten. Kurz, die Geiſtlichen widerſtunden den Anſchlägen Morkards und Edwins ſo nachdrücklich, daß dieſe aus Verdruß ſich von London hinweg, und in die mitternächtigen Gegenden Englands, begaben. Sobald dieſes geſchehen war, gieng Stigand, Erzbiſchof von Canterbury, nebſt dem Erzbiſchof von York, und dem Prinz Edgar, hinaus zum Wilhelm. Dieſer empfieng ſie überaus freundlich: geſtund ihnen alle ihre Bedingungen, die aber nicht bekannt ſind, zu: und bekräftigte ſeine Zuſage eidlich. Worauf jene Geiſtliche, nebſt dem Prinz Edgar, dem Herzoge ebenfalls ſchwuren, als wenn er ſchon König des Landes geweſen wäre. Andre Große machten es eben ſo. Inzwiſchen rückte Wilhelm mit ſeiner Armee noch

näher,

näher, als wollte er die Stadt wirklich belagern. Dieſes hatte die Wirkung, daß die obrigkeitlichen Perſonen der Stadt beſchloſſen, dem Herzoge die Schlüſſel der Stadt zu übergeben. Dieſes geſchah: der Herzog nahm ſie alle leutſelig auf, und verſicherte ihnen eidlich, ſie bey ihren Freyheiten zu erhalten. Die Engländer giengen noch weiter. Sie merkten wohl, um was es dem Herzoge vornehmlich zu thun ſey. Daher boten ſie ihm die königliche Krone an. Wilhelm ſtellte ſich, als hätte er großen Anſtand, das Erbieten anzunehmen. Zum Schein gieng er mit ſeinen Freunden darüber zu Rathe; und dieſe riethen ihm leicht erachtlich an, die angetragene Würde nicht auszuſchlagen. Derohalben that der Herzog die Erklärung, daß er, auf ihr Erſuchen, die Krone annehmen wolle. Hierauf wurde das Weihnachtfeſt zur feyerlichen Krönung ausgeſetzt. Weil dem Erzbiſchof von Canterbury von dem Pabſte die erzbiſchöflichen Verrichtungen, wegen ungerechter Abſetzung Roberts, unterſagt waren, (wiewohl Stigand an das päbſtliche Verbot ſich gar nicht kehrte) ſo trug Wilhelm Bedenken, ſich von dieſem Geiſtlichen krönen zu laſſen. Welche Verrichtung alſo der Erzbiſchof von York verſah. Vor der Krönung wurden erſtlich die Engländer, hernach die Normänner, öffentlich gefragt, ob ſie dieſen Wilhelm zu ihrem Könige haben wollten? welche dann mit ja antworteten. Hierauf mußte Wilhelm den Eid ſchwören, den man den ſächſiſchen Königen abzufordern pflegte: nämlich „daß er die Kirche und

„ihre Diener ſchützen; das Volk nach der Bil„ligkeit regieren; gerechte Geſetze machen, und „über deren Beobachtung halten wolle ꝛc.„

Dem Vorgang der Stadt London folgte, zu jedermanns Erſtaunen, in kurzer Zeit das übrige England, ohne daß man Gewalt oder Kunſt nöthig gehabt hätte, ſie zu dieſer Unterwerfung zu bringen. Außer dieſem Umſtande würde es wahrhaftig dem Wilhelm ſchwer gefallen ſeyn, ſich zum Könige von ganz England zu machen. Dieſes geſchah im Jahr 1066.

Gleich nach der Krönung bemächtigte ſich der König der Schätze, die Harald zu Wincheſter geſammelt hatte. Dieſe wurden theils unter die normänniſchen Befehlhaber, theils unter die Kirchen und Klöſter, vertheilt. Ja ſelbſt der Pabſt wurde davon beſchenkt. Ein freywilliges Geſchenk, welches man den Engländern mit einer höflichen Art abforderte, füllte die leere Schatzkammer wieder aus.

Hiernächſt ſuchte der König ſich das Zutrauen und Liebe der Engländer zu erwerben. Deswegen war allen Officieren und Soldaten aufs ſchärfſte verbothen, jemand von den Einwohnern zu beleidigen; vielmehr ein freundliches und liebreiches Bezeigen gegen dieſelben anbefohlen. Dieſe Verordnung machte den Engländern gute Hoffnung von ihrem neuen Könige.

Bey dem allen traute Wilhelm den Engländern, die ſich ihm nur aus Furcht untergeben

hatten, nicht recht. Er begab ſich deswegen auch aus London hinweg, und legte in etliche Städte ſtarke Beſatzungen. Jedoch auch dieſes ließen ſich die Engländer, als eine nöthige Vorſicht, gefallen. Ja ſelbſt Morkard und Edwin unterwarfen ſich dem Könige gutwillig. Welchen dann auch derſelbe ſehr liebreich begegnete, und in ihrer Gegenwart, den Prinz Edgar, den die Engländer ſehr liebten, reichlich beſchenkte.

Nach dieſem fiel es dem Wilhelm (b) ein, in die Normandie eine Reiſe zu thun; vermuthlich um ſich daſelbſt in ſeiner neuen Herrlichkeit zu zeigen. Ein Entſchluß, der einem Eroberer wohl nicht zu rathen war. Indeſſen blieb es bey dem Vorſatz: und Wilhelm glaubte, ſich in ſeiner Abweſenheit theils durch die normänniſchen Beſatzungen, theils durch Mitnehmung der mächtigſten Herren, des Beſitzes von England genug verſichert zu haben. Dieſe Herren, ſo der König mit ſich in die Normandie führte, waren, Prinz Edgar, Stigand, Morkard, Edwin und mehrere andre. Zum Regimentsverweſer beſtellte er in ſeiner Abweſenheit, ſeinen Bruder Odo, der auch Biſchof zu Bayeux war, und Wilhelm Fitz-Osberne. Die Normänner nahmen ihren Herrn mit unbeſchreiblicher Freude auf: und Wilhelm blieb den ganzen Winter in ſeinem väterlichen Lande.

In

(b) *Wilhelm. Malmesb. Ioh. Brompton.*

In der langen Abweſenheit Wilhelms (c) gab es in England ſehr ſchlimme Händel. Die beyden Reichsverweſer plagten, aus einem unerſättlichen Geldhunger, die Engländer ſo lange und grob, daß es hie und da Unruhen und Aufſtände gab. Die Einwohner von Kent lehnten ſich am erſten, unter Anführung des Euſtachius, Grafen von Boulogne, auf; waren aber in ihrer Unternehmung unglücklich. Hierauf erhub ſich einer, Namens Edrick, wider die königliche Regierung: und verfuhr mit allen Normännern, die ihm vorkamen, aufs grauſamſte.

Dieſe Nachrichten bewogen den König, ohne längern Verzug wieder in England zu kommen. Seine Ankunft ſtillte auch die ausgebrochenen Unruhen. Allein von dieſer Zeit an wurde auch das Mißtrauen auf die Engländer bey Wilhelm immer größer, und er hatte freylich vielleicht Urſache genug, auf die aufrichtige Ergebenheit der Engländer keinen großen Staat zu machen. Dieſe mußten auch in der That ihrem Könige abgeneigt werden, da derſelbe kein Bedenken trug, ſeine Normänner den Engländern bey allen Gelegenheiten öffentlich vorzuziehen; ſo gar, daß er öfters die Klagen der Engländer gegen jene nicht anhörte. Die Normänner ſelbſt zogen durch ihr ſtolzes Bezeigen gegen die Engländer, welche ſie als ein von ihnen bezwungenes Volk betrachteten, ſich einen bittern Haß der Einwohner zu. Wilhelm machte

(c) *Flor. Wigorn. Malmesb. Rich. v. Hoveden.*

machte auch dadurch ſich bey den Engländern verdächtig und verhaßt, daß er die beyden Reichsverweſer, welche in ſeiner Abweſenheit das Volk ſo hart mitgenommen hatten, nicht einmal wegen dieſes übeln Verhaltens zur Rede ſetzte; vielweniger beſtrafte. Alles dieſes und noch mehr andres brachte die Engländer dergeſtalt auf, daß ſie kein Bedenken trugen, ihren Unwillen auch äußerlich merken zu laſſen. Wilhelm wußte dieſes wohl. Daher war er ſorgfältig auf der Hut, einem gefährlichen Ausbruch dieſes Mißvergnügens vorzubeugen, und zu ſeiner Sicherheit alle ihm dienlich ſcheinende Mittel zu ergreifen.

Nach des Königs Zurückkunſt langte auch bald ſeine Gemahlinn Mathilde in England an, und wurde gekrönt. Sie gebahr im Jahr 1067 noch einen Prinzen, den man Heinrich nennte; nachdem ſie in der Normandie ſchon den Robert, Richard und Wilhelm, zur Welt gebracht hatte.

Im folgenden Jahr 1068 war Wilhelm darauf bedacht, endlich diejenigen zu belohnen, durch deren Tapferkeit er England erobert hatte. Da nun hierzu ſeine eigne Schätze keineswegs hinreichend waren, ſo ſah er ſich genöthigt, das den Engländern ſo verhaßte, und vom Eduard abgeſchafte, Danegeld zu fordern. Weil aber dieſe Forderung nichts anders, als Mißvergnügen, erregen konnte, ſo ſuchte der König, ehe er die Auflage ausſchreiben ließ, den Edwin, der wegen ſeiner Verdienſte in großem Anſehen ſtund,

auf

auf ſeine Seite zu ziehen. Zu dem Ende verſprach er, ihm eine ſeiner Töchter zur Ehe zu geben. Wodurch Edwin gewonnnen wurde, daß er die Geldauflage dem Volke, ſo viel möglich, auf der guten Seite vorzuſtellen, und alle gefährliche Bewegungen zu hindern ſuchte. Hingegen war Aldred, Erzbiſchof von York, äußerſt wider den König aufgebracht, und würde demſelben viel zu ſchaffen gemacht haben, wenn er nicht um dieſe Zeit geſtorben wäre. Alſo wurde das Danegeld mit aller Schärfe eingetrieben, der Widerwille der Engländer aber gegen ihren König dadurch gar ſehr vermehrt.

Bald darauf brachen die Unruhen völlig aus. Die Einwohner von Exceter (d) weigerten ſich zuerſt, dem Könige den Eid zu leiſten, und eine normänniſche Beſatzung einzunehmen. Wilhelm glaubte nöthig zu ſeyn, dieſes Unweſen gleich in der Geburt zu erſticken, und dieſe Stadt, andern zum Schrecken, aufs ſtrengſte zu züchtigen. Deswegen rückte er noch im Winter vor die Stadt. Die Einwohner wollten ſich anfänglich dem Könige unterwerfen: Allein Githe, die Mutter des Harald, hetzte ſie auf, daß ſie den Entſchluß faßten, ſich zu wehren. Der König aber fuhr, ungeachtet der ſtrengen Jahrszeit, in Beſtürmung der Stadt fort; und es war an dem, daß die Stadt ſollte mit Sturm erobert werden. Da legten ſich nun die Einwohner aufs Bitten, und ſuchten, vornehmlich durch das Fle-

(d) *Flor. Wigorn. Henr. Huntingd.*

Flehen der Geiſtlichkeit, beym Könige Gnade. Dieſe erhielten ſie auch. Es wurde aber in der Stadt ein veſtes Schloß gebaut, und normänniſche Beſatzung dahin gelegt.

Der König hatte von dem eingetriebenen Danegeld ſeine Schulden nicht bezahlt, ſondern dieſes Geld in ſeine Schatzkammer gelegt. Um alſo die Schulden einmal zu tilgen, ſah er ſich genöthigt, auf ein neues Geldmittel zu denken. Dieſes neuerſonnene Mittel war dieſes, daß er eine Unterſuchung anſtellen ließ, wer ehehin die Waffen für den Harald ergriffen habe; um derſelben Güter einziehen zu können. Die Engländer mochten wider dieſes harte Verfahren einwenden, was ſie wollten, ſo gieng des Königs Wille fort, und es kam eine beträchtliche Menge eingezogener Güter in des Königs Gewalt. Mit dieſen Gütern zahlte er theils ſeine Schulden, theils beſchenkte er diejenigen damit, ſo ihm gute Dienſte gethan hatten. Und auf eben dieſe Weiſe wurde England mit ſehr vielen Normännern beſetzt, deren Vortheil es allerdings erforderte, den König auf dem Throne zu erhalten.

Die Engländer (e) konnten den Verluſt ihrer Güter keineswegs gleichgültig anſehen. Sie ſuchten alſo des Ihrigen mit Gewalt wieder habhaft zu werden. Edwin, Graf von Cheſter, dem der König ſein Wort wegen einer Prinzeßinn nicht gehalten hatte; Morkard, ſein Bruder, Graf von Northumberland; und dann Bletwyn, König von Wallis, traten in eine Ver-

(e) *Ord. Vitalis. Annal. Sax. Sim. Dunelm.*

Verbindung wider den König zuſammen. Wilhelm urtheilte, daß er alle mögliche Geſchwindigkeit gebrauchen müſſe, dem ausbrechenden Uebel Einhalt zu thun. Daher brachte er in großer Eile ſeine Völker zuſammen, ließ etliche Oerter, um ſeinen Rückzug zu decken, beveſtigen, und gieng ſofort auf ſeine Feinde los. Dieſe hatten ſich eines ſo baldigen Anzugs von dem Könige nicht verſehen. Auch hatten ſie einen viel größern Zulauf von den geſammten Provinzen des Reichs gehofft. Kurz, ſie getrauten ſich nicht, dem Könige die Spitze zu bieten. Sie nahmen alſo ihre Zuflucht zu ſeiner Gnade; welche ihnen auch der König zu ſtatten kommen ließ. Sodann belagerte er die Stadt York, die an der Empörung Theil genommen hatte. Die Stadt ſah ſich ebenfalls genöthigt, des Königs Gnade zu ſuchen; die ſie zwar ebenfalls erhielt, aber eine große Geldſtrafe erlegen, und geſchehen laſſen mußte, daß man in ihr ein Schloß beveſtigte, und daſſelbe mit Normännern beſetzte. Auf gleiche Weiſe wurden noch mehrere Empörer von dem Könige begnadigt. Hingegen ließ derſelbe viele andre ins Gefängniß werfen, die an der Empörung gar keinen Theil genommen hatten. Er ließ ferner in Lincoln, Cambridge ꝛc. veſte Schlöſſer anlegen. Dieſes verurſachte unter den Engländern einen ſolchen Schrecken, daß Morkard, nebſt mehrern Vornehmen, und auch der Prinz Edgar, für rathſamer hielten, ihre Sicherheit außer Landes zu ſuchen. Sie begaben ſich alſo zu dem Könige von Schottland, Malcolm,

Mac=

Macmoir; welcher ſie nicht nur gerne aufnahm, ſondern ſogar die Margaretha, älteſte Schweſter des Edgar, zur Ehe nahm; von welcher die Mathilde, Großmutter Heinrichs II. Königs von England, gebohren wurde.

Wilhelm war zwar über die Entfernung ſo anſehnlicher Perſonen ganz vergnügt, doch konnte er daraus ſchließen, wie unerträglich den Engländern ſeine Regierung ſeyn müſſe. Um ſie alſo recht im Zaume zu halten, ließ er ihnen erſtlich alles Gewehr abnehmen. Hernach ließ er befehlen, daß kein Engländer zu Nacht nach acht Uhr Licht oder Feuer mehr haben ſolle; welche Zeit durch das Läuten einer gewiſſen Glocke jedermann angezeigt wurde. Dieſes geſchah im Jahr 1069.

Der Unwille der Engländer nahm indeſſen immer mehr zu. Inſonderheit ließen die Northumberländer, welche nichts weniger, als eine knechtiſche Unterwerfung, gewohnen konnten, ihren aufgebrachten Sinn gar deutlich merken. Wilhelm, der dieſes erfuhr, beſchloß, ihnen den Robert Cumin, einen normänniſchen Herrn, der von einer ſtrengen Gemüthsart war, zum Statthalter zu geben. Indeſſen hatten einige Northumberländer, die in Dänemark geflohen waren, den dortigen König Sueno beredet, daß er eine Landung in England wagen ſolle, weil er eben itzt einen großen Zulauf mißvergnügter Einwohner finden würde. Es kamen alſo wirklich zweyhundert däniſche Schiffe, unter Befehlhabung des Osborne, Bruders des däniſchen

Königs, zu eben der Zeit in England an, da Cumin mit ſieben hundert Normännern in Northumberland einrückte, ſeine Statthalterſchaft anzutreten. Die Northumberländer faßten ſogleich den Entſchluß, dieſe Normänner aus dem Wege zu ſchaffen. Sie vollzogen auch ihren Entſchluß ſo unvermuthet, daß ſie alle dieſelben Normänner, nebſt dem neuen Statthalter, niedermachten. Sobald die däniſche Flotte gelandet hatte, ſo lief alles haufenweis herbey, um ſich dem däniſchen Heer beyzugeſellen. Auch die in Schottland entwichene Herren ſchlugen ſich nebſt einiger Mannſchaft zu den Dänen. Dieſe rückten hierauf vor York, um dieſe Stadt zu belagern. Sie eroberten dieſelbe auch gar bald mit Sturm, und machten die ganze Beſatzung nieder; beſetzten hingegen die Stadt mit Engländern.

Wilhelm hatte Urſach, dieſen Einfall der Dänen nicht für gering zu achten. Weil er nun wohl wußte, daß dieſe Leute von ſeinen mißvergnügten Unterthanen ins Land wären gerufen worden, ſo trachtete er, ſie durch einige Handlungen der Gnade und Gerechtigkeit zu befriedigen. Dahero ließ er einige Gefangene los, einige Vertriebene wieder kommen, und etliche ſchuldige Normänner nach der Schärfe ſtrafen. Nachdem er ſich hierdurch wieder einigen guten Willen zuwege gebracht hatte, ſo gieng er auf die Dänen und Northumberländer los. Allein der König konnte hier nicht viel ausrichten. Denn die Dänen hatten ſich an einen ſo vortheilhaften

haften Ort gelägert, daß ſie ohne große Gefahr nicht konnten angegriffen werden. Und der König hielt nicht für rathſam, mit einer Schlacht alles ſein Glück auf das Spiel zu ſetzen. Dahero ſuchte er den däniſchen Feldherrn durch große Geſchenke zu beſtechen, und zum Abzuge aus England zu bewegen. Dieſes gieng glücklich von ſtatten: und Osborne fuhr mit ſeiner Flotte, ohne weiter etwas zu unternehmen, wieder in Dänemark zurück; wo er aber von ſeinem Bruder übel empfangen wurde. Darauf unternahm Wilhelm die Belagerung der Stadt York; die von einer engländiſchen und ſchottländiſchen Beſatzung, unter Befehlhabung des Grafen von Walthof, ſo hartnäckig vertheidigt würde, daß der König vielleicht würde haben abziehen müſſen, wenn nicht der Hunger die Einwohner genöthigt hätte, ſich zu ergeben. Der König bezeigte ſein Wohlgefallen über des Grafen beſondre Tapferkeit, und ließ, um ſeinetwillen, die Stadt mit einer anſehnlichen Geldbuße durchkommen. Den Grafen ſelbſt aber machte er nachgehends zum Grafen von Northumberland. Nach der Einnahme der Stadt York verheerte Wilhelm ganz Northumberland auf eine faſt unerhört grauſame Weiſe, ſo daß er in der ganzen Provinz nicht ein Haus ſtehen ließ; wodurch dann die Einwohner in die erbärmlichſten Umſtände geſetzt wurden, und ihrer ganze Tauſende für Hunger verſchmachteten.

Wie nun Wilhelm einſah, daß er vor den Engländern nie ſicher ſeyn würde, wenn er ſie

nicht gänzlich außer Stand ſetzte, ſich wider ihn erheben zu können, ſo bediente er ſich zu Erhaltung dieſes Endzwecks folgender Mittel: Erſtlich benahm er den Engländern alle Bedienungen, die ihnen einige Gewalt über ihre Landsleute gaben. Hernach theilte er alle Lehen, die ſie von der Krone hatten, unter die Normänner und andre Ausländer, die er mit ſich gebracht hatte, aus. Weil aber deren Anzahl nicht ſo groß war, als der ehemaligen Beſitzer dieſer Güter, ſo bekamen einige der Ausländer ganz unmäßig große Ländereyen. Und auf dieſe Weiſe wurde England faſt ganz in die Hände der Ausländer geliefert. Daher verloſchen auch die Namen der Ealdormänner und Thaner; an deren ſtatt man Comten, Vicomten, Barons, Vavaſſors, Ecuyers, und andre normänniſche oder franzöſiſche Titel, einführen ſah. Die Geiſtlichkeit gieng hiebey auch nicht ungeplagt aus. Da dieſe bisher gewiſſe Lehngüter von den vorigen Königen beſeſſen hatten, die von allen Kriegsdienſten befreyt waren: ſo mußten nun, auf Wilhelms Befehl, die Kirchengüter ſowohl, als die übrigen, eine gewiſſe Anzahl Reuter zur Zeit des Kriegs ſtellen. Auch legte der König einen großen Theil ſeiner Soldaten in die Klöſter, von denen ſie verpflegt werden mußten.

Noch nicht genug. Der König wollte, zu deſto mehrerer Sicherheit, ſich auch die Geiſtlichen (f) vom Halſe ſchaffen, deren Macht ihm verdäch-

(f) *Ingulph. Roger. Hoveden.*

verdächtig ſeyn konnte. Um dieſes zu erhalten, berief er zween Legaten von Rom, die zu Weſtmünſter eine Kirchenverſammlung hielten, und auf derſelben den Erzbiſchof von Canterbury, nebſt etlichen andern Biſchöfen, unter meiſtens unerheblichen Vorwänden, abſetzten. Etliche andre, wider welche die Kirchenverſammlung nichts beträchtliches aufbringen konnte, trieb der König eigenmächtig von ihren geiſtlichen Stellen.

Dieſes Verfahren des Königs gab den Engländern deutlich zu verſtehen, daß es damit bloß auf ihre gänzliche Unterdrückung abgeſehen ſey. Daher wollten ſie noch einen Verſuch für ihre Befreyung wagen. Das Haupt der Empörer war Friederik, Abt von Sanct Alban. Und es war beſchloſſen, den König mit ſeinen Normännern aus dem Reich zu jagen, und den Edgar zum Könige auszurufen. Dieſes Vorhaben wurde ſo ſorgfältig verſchwiegen, daß die Zuſammenverſchwornen eine Armee beyſammen hatten, ehe der König die geringſte Nachricht davon bekommen konnte. Dieſer Vorfall beunruhigte den König über die Maaßen. Lanfranc, der Erzbiſchof von Canterbury, rieth ihm, er ſollte hier gütliche Wege einſchlagen, und verſuchen, ob mit den Zuſammenverſchwornen Unterhandlungen zu einem Vergleich zu halten wären. Der König erhielt, was er ſuchte. Man kam von beyden Seiten zuſammen. Der König hörte alle Klagen geduldig an, und verſprach eidlich, denſelben abzuhelfen. Hierauf ließen die Zu-

ſammenverſchwornen ihre Armee auseinander gehen, in der Hoffnung, das königliche Verſprechen bald erfüllt zu ſehen. Allein der König dachte an nichts weniger, als die Erfüllung ſeiner Zuſage. Er ließ gleich hernach etliche der Verſchwornen hinrichten; andre fortjagen; andre gefangen behalten. Edgar entfloh wieder in Schottland. Dieſes geſchah im Jahr 1070.

Dem ungeachtet ruhten die Engländer (g) noch nicht. Ein Haufe Mißvergnügter verſammlete ſich im Jahr 1071 auf der Inſel Ely; welches nicht ſowohl eine eigentliche Inſel, als ein mit einem Moraſt umgebener Ort war. Daſelbſt war ein reiches Kloſter, deſſen Abt an dieſem Aufſtande Theil hatte. Auf dieſe Inſel kam auch Morkard, nebſt etlichen Biſchöfen. Die Mißvergnügten, als ſie zahlreich genug beyſammen waren, machten zu ihrem Heerführer den Eberhard oder Hereward, einen Bruderſohn des Biſchofs von Peterborough: einen Mann, der für den tapferſten ſeiner Zeit gehalten wurde. Er war unter Eduard des Landes verwieſen worden, und um dieſe Zeit wieder gekommen, ſein väterliches Erbgut anzutreten; welches er aber in den Händen der Normänner antraf. Dieſen Mann fürchtete Wilhelm ſelbſt nicht wenig, weil er von deſſen Tapferkeit wohl überzeugt war. Dieſer Eberhard nun hatte in größter Eilfertigkeit die Inſel Ely aufs Beſte verwahren laſſen, ſich und ſein Volk mit einer unglaub-

(g) *Sim. Dunelm. Annal. Sax. Ingulph. Matth. Paris.*

glaublichen Menge Lebensmittel verſehen, und zu einem langen Widerſtande alle dienliche Anſtalten gemacht. Wilhelm kam zwar, ohne langes Verweilen, mit ſeiner Armee an die Inſel. Allein er würde ſich ihrer ſchwerlich mit Gewalt bemeiſtert haben, zumal da der König von Schottland in die mitternächtigen Provinzen eingefallen war, wenn ihm nicht ein guter Anſchlag mit Vortheil aus dem Handel geholfen hätte. Es hatte nämlich das Kloſter von Ely viele Ländereyen außer der Inſel, von denen ſie die Einkünfte zogen. Man gab alſo dem Könige den Rath, die Ländereyen des Kloſters einzuziehen. Denn dadurch würde die daſelbſtige Geiſtlichkeit bewogen werden, alles zu thun, um nur ihre Güter zu behalten. Der König that dieſes, und theilte ſämmtliche Ländereyen des Kloſters unter ſeine Normänner aus. Dadurch wurden die Mönche ſo gerührt, daß ſie ihren Abt nöthigten, einen Vergleich mit dem Könige zu verſuchen. Dieſer verſprach alſo dem König, ihm die Inſel in die Hände zu liefern, wenn dem Kloſter ſeine Güter wieder ausgeliefert würden. Der König nahm dieſen Antrag mit Freuden an: und der Abt half auch dem Könige zum Beſitz der Inſel. Doch ſaget uns keiner der Geſchichtſchreiber, auf welche Weiſe dieſes geſchehen ſey. Der König ließ ſofort alle Häupter der Zuſammenverſchwornen aufs ſchärfſte beſtrafen. Eberhard aber kam ungeſtraft davon, weil er ſich mit dem Degen in der Fauſt durch einen Haufen königlicher Soldaten einen Weg öffnete.

Indeſſen verheerte Macolm(h), der König von Schottland, die mitternächtigen Länder Englands, und verfuhr, wenn einigen Geſchichtſchreibern zu glauben iſt, mit den Einwohnern aufs grauſamſte. Wilhelm ſäumte ſich alſo nicht, ſo bald er mit Ely fertig war, dieſem Feind Einhalt zu thun. Allein Macolm zog ſich, bey Annäherung des Königes, in Schottland zurück, weil er den Krieg in die Länge zu ſpielen willens war. Aber eben dieſes war dem Wilhelm nicht gelegen. Daher faßte er den Anſchlag, den Krieg in Schottland ſelbſt zu ſpielen. Macolm wurde durch dieſe Unternehmung erſchreckt, und ließ dem Wilhelm einen Vergleich anbieten. Dieſer gieng ſelbigen gerne ein, und nach Beſtimmung beyderſeitiger Gränzen, leiſtete Macolm dem Könige von England die Huldigung; man kann aber nicht ſagen, ob wegen Cumberland, oder wegen ganz Schottland. Uebrigens hatten ſich unter dieſem Macolm viele Engländer wohnhaft in Schottland niedergelaſſen. Unter denſelben war auch Cospatrick, bisheriger Statthalter in Northumberland, der in des Königs Ungnade gefallen war. Dieſe Statthalterſchaft bekam ſofort der obengedachte Graf Waltehof, der einzige Engländer, dem der König günſtig war.

Im Jahr 1073 that der franzöſiſche König Philipp (i) unvermuthet einen Einfall in die Nor=

(h) *Annal. Sax. Rog. Hoveden. Polyd. Vergilius. Ingulph.*

(i) *Malmesb. Annal. Sax.*

Normandie. Allein Wilhelm ſetzte unverzüglich mit einer Armee von lauter Engländern in ſein Herzogthum über, und nöthigte ſeinen Feind in kurzer Zeit, Friede zu machen.

Um eben dieſe Zeit begab ſich auch der Prinz Edgar, der ſeines bisherigen unſtäten Lebens müde war, zu Wilhelm, und unterwarf ſich ihm. Der König nahm ihn gerne auf, und gab ihm etwas zu ſeinem anſtändigen Unterhalt. Man findet auch nicht, daß dieſer Prinz nachhero von ſeiner Treue gegen den König im geringſten abgewichen ſey.

In dieſem Jahre ſchickte auch der Pabſt Gregorius VII. einen Nuntius an den König Wilhelm, und ließ erſtlich die Rückſtände des Peterpfennigs fordern; hernach aber auch dem Könige zumuthen, ihm wegen England zu huldigen. Allein Wilhelm ſchlug die Huldigung ſchlechterdings ab. Wegen des Peterpfennigs aber verſprach er, Richtigkeit zu machen. Zu gleicher Zeit befahl er allen ſeinen Unterthanen, keinen andern für einen rechtmäßigen Pabſt zu erkennen, als den, ſo er, der König, dafür halten würde. Bey dieſer Herzhaftigkeit Wilhelms, fand der Pabſt nicht gut, auf ſeiner Forderung zu beſtehen; und ſchwieg ſtille.

Im Jahr 1074 entſtund abermal eine Zuſammenverſchwörung wider Wilhelm (k), die um ſo gefährlicher war, weil ſelbſt vornehme Normänner

(k) *Malmesb. Annal. Sax. Matth. Pariſ. Flor. Wigorn.*

männer die Häupter davon abgaben. Dieſe waren Radulph von Guaer, Graf von Suffolk, und ein Bretagner von Geburt; ſodann Roger von Bretueil, Graf von Hereford. Der König hatte ſie vor den Kopf geſtoßen, weil er zu einer Heyrath, die zwiſchen beyden Häuſern geſtiftet werden ſollte, ſeine Einwilligung zu geben ſich weigerte. Als nun der König in der Normandie abweſend war, vollzogen beyde Herren dieſe Verlöbniß dennoch. Bey dieſer Gelegenheit ſtellten ſie ein großes Mahl an, zu welchem ſie verſchiedene Vornehme, beſonders auch den Graf von Waltehof, luden. Da ſämmtliche Gäſte vom Wein erhitzt waren, thaten dieſe Häupter der Empörung öffentlich eine lebhafte Vorſtellung der Drangſalen, welche die Engländer vornehmlich, nicht weniger aber auch die Normänner, unter dieſem Könige leiden mußten: und ſetzten eine Ermahnung hinzu, durch einen herzhaften Entſchluß aller dieſer Beſchwerden ein Ende zu machen. Dieſer Vortrag fand bey den Anweſenden Beyfall, und man faßte den einmüthigen Entſchluß, die Waffen zu ergreifen. Ja ſelbſt der Graf von Waltehof trat in der Weinhitze dieſer Verbindung mit bey. Allein, gleich den andern Tag, da der Kopf vom Weine frey war, erkannte Waltehof den groſſen Fehler, den er hier durch ſeine Uebereilung begangen habe: und die Ueberlegung der übeln Folgen, die dieſer etwan mißlingende Anſchlag für ihn ſelbſt ſo wohl, als alle ſeine Landsleute, nach ſich ziehen müßte, brachte ihn zu einer ernſtlichen

Reue.

Reue. Unverweilt entdeckte er ſein Anliegen dem Lanfranc, Erzbiſchof von Canterbury. Dieſer lobte ſeine Reue, und gab ihm den Rath, ſich dem Könige unverzüglich zu Füßen zu werfen, und ihm alles aufrichtig zu entdecken. Waltehof reiſte ſofort zu dem Könige, entdeckte ihm die ganze Verſchwörung, und bat um Gnade. Wilhelm verzieh ihm auch ohne Anſtand ſein böſes Vorhaben; und eilte, wieder in England zu kommen. Allein er fand, daß die Wachſamkeit und Geſchwindigkeit des Biſchofs von Bayeux, der in ſeiner Abweſenheit die Regierungsgeſchäffte beſorgte, ſchon die ganze Empörung gedämpft habe. Radulph von Guaer mußte in Dänemark entfliehen.

Weil Wilhelm hiernächſt erfuhr, daß es auch in den weſtlichen Provinzen ſeines Reichs unruhige Köpfe gäbe, ſo eilte er dahin, und beſtrafte alle Verdächtige oder Schuldige mit der äußerſten Schärfe. So gar wiederrief er die dem Waltehof zugeſagte Vergebung, und ließ dieſen rechtſchaffenen Herrn öffentlich enthaupten; den jedermann bedauerte. Den Abt von Croyland, der ſich merken ließ, daß er den Graf für unſchuldig hingerichtet halte, ſetzte er ab, und an ſeine Stelle den Ingulph, einen Mönch; deſſen Geſchichte von Croyland wir verſtehen, wenn wir ſeinen Namen anführen. Und obgleich die Engländer an der letzten Verſchwörung nicht Theil hatten, ſo nahm doch der König daher aufs neue einen Vorwand, einige um ihre Güter

andre

andre um ihre Freyheit zu bringen. Um dieſe Zeit alſo, kann man ſagen, daß die Engländer in eine wirkliche Knechtſchaft gerathen ſeyn.

Nun hätte Wilhelm (l) in einer ziemlichen Ruhe leben können, wenn nicht im Jahr 1077, ſein Sohn Robert, von dem franzöſiſchen Könige aufgehetzt, von ihm verlangt hätte, daß er ihm die Normandie, vermöge eines gethanen Verſprechens, abtreten ſolle. Er fieng auch ſchon wirklich an, ſich als einen unumſchränkten Herrn dieſes Herzogthums aufzuführen. Wilhelm kam unverzüglich mit einer Armee Engländer in die Normandie: fand aber ſeinen Sohn in der beſten Verfaſſung, und einen Widerſtand, den er ſich von ihm nicht vermuthet hätte. Ja es fehlte wenig, daß Wilhelm in einem Scharmützel von ſeinem Sohne, der ihn nicht kannte, erlegt worden wäre. So bald aber Robert ſeinen Vater erkannte, hub er ihn auf, und half ihm aus dem Gedränge; unterwarf ſich auch bald darauf demſelben freywillig; der ihn zwar, dem Anſehen nach, wohl aufnahm, dennoch aber von dieſer Zeit an nicht mehr recht gewogen ſoll geweſen ſeyn. Für dieſesmal nahm er ihn mit ſich nach England; wo er ihm im Jahr 1078 einen Feldzug wider die eingedrungenen Schottländer auftrug. Welcher Krieg aber ſich bald durch einen Vergleich endigte. Um eben dieſe Zeit ließ Wilhelm den Tour zu London bauen, um

(l) *Wilh. Malmesb. Rog. Hoveden. Flor. Wigorn. Matth. Pariſ. Polyd. Vergil. Sim. Dunelm.*

um die Einwohner dieſer Stadt deſto leichter im Zaum halten zu können.

Hiernächſt führte der König eine Art der Schätzung, die dem römiſchen Cenſus ganz ähnlich war, ein. Damit nämlich die Ausländer, ſo in England Güter beſaßen, nicht von allen Laſten frey ſeyn möchten, ſo mußte durch das ganze Reich ein ſehr genaues Verzeichniß von dem Vermögenszuſtand eines jeglichen Einwohners verfertigt, ja auch die darauf haftenden Schulden bemerkt werden. Das Buch, worein dieſes alles geſchrieben wurde, nennte man Dooms-Day-Bock, d. i. Buch des Gerichtstages: und daſſelbe wurde in der königlichen Schatzkammer aufbewahrt. Wilhelm, der ſehr geldgierig war, machte ſodann Auflagen auf alle Habſeligkeiten der Engländer; und es war offenbar, daß dieſer Fürſt den Vorſatz gefaßt habe, dieſen Leuten nichts, als was zu ihrem Unterhalt unentbehrlich war, übrig zu laſſen. Dadurch nun, und durch die vielen Geldſtrafen, ſetzte der König ſeine Einkünfte auf eine ſehr große Summe, und ſeine Schatzkammer wurde ererſtaunlich bereichert. Denn ſein Kriegsheer koſtete ihn nichts: weil er die Einrichtung gemacht hatte, daß die Normänner, denen er die Güter der Engländer geſchenkt hatte, eine gewiſſe Anzahl ſeiner Soldaten zugleich mit unterhalten mußten. Auf dieſe Weiſe unterhielt er ohne ſeine Koſten ein Heer von 60000 Mann.

Sonſt hatte dieſer Herr auch eine übermäßige Liebe zur Jagd. Um dieſer ein Genüge zu thun,

ließ er in der Provinz Hant, in einer Gegend von dreyßig Meilen im Umfange, Kirchen und Häuſer niederreißen, um daſelbſt einen Wald für das Wildpret zu ziehen.

Für ſeine Normandie hatte er ebenfalls eine übertriebene Neigung. Daher war er Vorhabens, die normänniſchen Geſetze, ſtatt der ſächſiſchen, einzuführen. Da ſich dieſes nicht thun laſſen wollte, ſo änderte er wenigſtens verſchiedenes an den Gerichten der Engländer. Auch gab er ſich alle erſinnliche Mühe, die normänniſche (m) Sprache in England durchgängig üblich zu machen. Zu dem Ende ließ er überall Schulen errichten, darinn das Normanniſche gelehrt wurde; und es war allen Aeltern auf das ſchärfſte befohlen, ihre Kinder in dieſe Schulen zu ſchicken. Er gab ſogar ſeine Geſetze in normänniſcher Sprache heraus. Allein durch dieſes alles konnte weiter nichts erhalten werden, als daß aus Vermiſchung der normänniſchen und engländiſchen Sprache, eine dritte entſtund, da weder die eine noch die andre ganz rein war.

Im Jahr 1084 machte Canut (n), König von Dänemark große Zurüſtungen zu einer Landung auf England, zu welcher ihn die vielen Engländer, die in ſein Reich geflüchtet waren, aufmunterten. Wilhelm, der erfuhr, daß es mit dieſen Anſtalten auf ſein Reich abgeſehen ſey, ließ eine große Anzahl auswärtiger Völker kommen, um ſich deren, ſtatt der Engländer, denen er

(m) *Ingulph.* (n) *Wilh. Malmesb. Rog. Hoved.*

er hier nicht traute, bedienen zu können. Zur Bezahlung dieſer fremden Soldaten legte er eine ungewöhnliche ſtarke Steuer auf ein jedes Stück Feld. Allein obgleich Canut von ſeinem Einfall in England abſtund, ſo wurde dieſes Geld dennoch in dem königlichen Schatz behalten.

Im Jahr 1085 kam Edgar auf den Einfall, eine Reiſe in die Morgenländer zu thun, und wider die Ungläubigen zu ſtreiten. Es wurde ihm dieſes von Wilhelm gar leicht erlaubt: und er trat auch ſeine Reiſe mit etliche hundert Edelleuten dahin an.

Ob nun gleich Wilhelm (o) bey ſolchen Umſtänden einer vollkommenen Ruhe hätte genießen können; ſo machte er doch im Jahr 1086 auf einmal ſehr große Kriegszurüſtungen. Der König von Frankreich muthmaaßte mit Grunde, daß dieſe Veranſtaltungen auf ihn zielten. Daher ſuchte er das ihm drohende Ungewitter durch einen Vertrag abzuwenden; welcher auch geſchloſſen wurde. Doch brach bald hernach dieſes glimmende Feuer durch eine Scherzrede in volle Flammen aus. Weil nämlich Wilhelm ſehr dick von Leibe war, ſo fragte der König von Frankreich einen Normann, wie bald wohl der König von England aus dem Wochenbette gehen würde? Auf dieſe Rede ließ Wilhelm dem Philipp antworten: Er wolle, wenn er aus dem Wochenbette gehe, in der Kirche U. L. F. zu Paris zehen tauſend Lanzen, ſtatt der Wachskerzen, opfern.

(o) *Polyd. Vergil. Ord. Vital. I. Brompton.*

opfern. (Die Kindbetterinnen ſollen nämlich daſelbſt die Gewohnheit gehabt haben, bey ihrem erſten Vorgange Wachskerzen zu opfern. Welcher Gebrauch auch noch in manchen deutſchen Ländern üblich iſt.) Er erfüllte auch ſeine Drohungen, indem er im Jahr 1087, mitten im heiſſeſten Sommer, mit einer Armee in Frankreich übergieng, und etliche Orte grauſam verheerte. Allein die große Hitze verurſachte ihm ein Fieber. Und die Krankheit wurde durch einen heftigen Stoß an dem Sattelknopf, da er über einen Graben ſetzen wollte, ſo ſehr verſchlimmert, daß **Wilhelm** merkte, es ſey ſein Lebensende vorhanden. Auf ſeinem Krankenlager zu Rouen bezeugte er eine große Reue über viele ſeiner Handlungen; auch ſelbſt über die ungerechte Bemächtigung des engländiſchen Throns. Er verordnete alſo viele Allmoſen für die Armen und die Klöſter; ließ auch alle Gefangene losgeben; vermuthlich, um dadurch ſeine Uebelthaten abzubüßen. Sodann ſorgte er für die Reichsnachfolge. Zu dem Ende berief er ſeine vornehmſten Befehlhaber zu ſich, und bezeugte ihnen, daß er wohl erkenne, ein Reich, ſo ihm von Rechtswegen nicht gehört habe, an niemand vermachen zu dürfen: wenn man ihn aber ſeines Wunſches gewähren wolle, ſo ſolle man ſeinen zweyten Sohn **Wilhelm** nach ihm zum Könige in Engtland machen. Denn ſeinem älteſten Sohn Roberr hatte er die **Normandie** zuerkannt. Um ſeiner Seits alles mögliche zu thun, ſchrieb er an den Lanfranc,

und

und empfahl demſelben ſeinen Sohn Wilhelm (der auch den Brief ſelbſt in England mit ſich nehmen mußte) auf das nachdrücklichſte. Bald darauf ſtarb Wilhelm in dem Flecken Hermentrude, bey Rouen, in dem ein und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er zwey und funfzig Jahr in der Normandie, und ein und zwanzig in England, regiert hatte.

Wilhelm war ſehr wohl gewachſen, und ſchön von Angeſicht. Sein majeſtätiſches und ernſthaftes Anſehen wußte er zu rechter Zeit durch eine einnehmende Freundlichkeit zu mildern. Man rühmet von ihm auch eine außerordentliche Leibesſtärke. Von ſeiner Keuſchheit oder Unkeuſchheit läſſet ſich, bey den verſchiedenen Erzählungen, nichts gewiſſes ſagen. Seiner Neigung zur Jagd haben wir ſchon oben erwähnt. Seine Haushaltung war ſehr wirthſchaftlich eingerichtet; und ſeine Ausgaben kamen ſeinen Einkünften gar nicht gleich. Doch ließ er bey Feyerlichkeiten auch ſeinen ganzen Pracht ſehen. Man kann ihm das Lob der Klugheit, Wachſamkeit, Tapferkeit nicht abſprechen. Aber man muß auch geſtehen, daß ſeine Geldſucht ſehr groß geweſen ſey. Von ſeiner Gnade, die von einigen ſehr erhoben wird, wiſſen wir eben keine ſonderliche Beyſpiele aufzuſtellen: vielmehr haben wir geſehen, daß er oft mit den Verbrechern und Mißvergnügten ſehr ſtrenge verfahren ſey.

Wilhelm II. mit dem Beynamen der Rothe, vom Jahr 1087.

Wilhelm II. (p) war, wie gedacht, noch vor ſeines Vaters Abſterben, mit einem Schreiben von demſelben an den Lanfranc, in England gekommen. Hier fanden ſich nun freylich, ſowohl von Seiten der Engländer, als auch der Normänner, nicht geringe Schwierigkeiten bey dem Beſtreben dieſes Prinzen um die königliche Krone. Die Normänner inſonderheit ſchienen vor ſeiner grauſamen Gemüthsart einen Abſcheu zu haben. Allein der Erzbiſchof zu Canterbury, Lanfranc, und der Großſchatzmeiſter Eudos, wußten alle Hinderniſſe glücklich wegzuſchaffen. Der Großſchatzmeiſter überlieferte ihm erſtlich die unglaublich großen Schätze des Königs Wilhelm. Hernach hatte derſelbe auch die Vorſicht gebraucht, ſich beyzeiten der Plätze, Douvre, Winchester und etlicher andrer gegen Mittag, zu verſichern. Lanfranc, der bey den Normännern und Engländern in großem Anſehen ſtund, wußte nach und nach die Vornehmſten beyder Völker, zum Vortheil des jungen Wilhelms, zu gewinnen. Zugleich ſprengte man unter das Volk aus, es werde dieſer Wilhelm ganz anders, als ſein Vater, regieren; er werde die beſchwerlichen Einrichtungen wegen der Jagd abſchaffen, und jedermann Gerechtigkeit wiederfahren

(p) *Ioh. Brompton. Rog. Hoved. Eadmer.* hiſt. Wilh. I. et II. *Ord. Vital.*

fahren laſſen. Den Morkard und Ulnoth hatte Wilhelm, wider ſeines Vaters letzte Verordnung, noch nicht aus dem Gefängniß gelaſſen; daher er von dieſen keine Hinderniß zu beſorgen hatte. Kurz, die Sache wurde ſo wohl geſpielt, daß Wilhelm im Jahr 1087 auf ſeines Vaters Thron erhoben wurde.

Das Glück, nicht aber lobenswürdige Eigenſchaften hatten dieſem Prinzen, der damals etwan dreyßig Jahr alt war, und den Beynamen der Rothe, von ſeinem rothen Haar empfangen hatte, die königliche Würde verſchafft. In Anſehung des Geldgeizes gab er ſeinem Vater nichts nach; nur mit dieſem Unterſchiede, daß der Vater das geſammelte Geld aufbehielte; der Sohn aber alles wieder durch Verſchwendung verſchleuderte. Auf die Religion ſchien er wenig Aufmerkſamkeit zu haben. Sonſt hatte er ein böſes Gemüthe, welches, weil es durch keine gute Erziehung gebeſſert worden, ihn zu vielen Unanſtändigkeiten antrieb. Weil er von Jugend auf an die Waffen und ein ſtrenges Befehlen gewöhnt war, ſo hatte er in der That ein wildes Weſen an ſich genommen. Blos eine große Herzhaftigkeit war an ihm zu loben; wenn dieſe anders für ſich allein ein Lob verdienet. Inzwiſchen bemühte ſich Wilhelm, beym Anfang ſeiner Regierung ſeine wahre Gemüthsart zu verbergen: ja man hoffte, er werde den guten Rathſchlägen des Lanfrancs in ſeinen Unternehmungen folgen.

Ueber dieſen öftern Umgang des Königs mit Lanfranc wurde Odo, Biſchof von Bayeux, der unlängſt erſt ſeines Gefängniſſes entledigt worden war, eiferſüchtig. Lanfranc hatte den vorigen König beredet, dieſen Odo in Verwahrung nehmen zu laſſen: und deswegen konnte dieſer nicht leiden, daß jener bey dem Könige ſo viel gelten ſolle. Um ſich alſo ſowohl an Lanfranc zu rächen, als auch ſich ſelbſt wieder in das ehemalige Anſehen zu ſetzen, faßte er im Jahr 1088 den Vorſatz, den Wilhelm vom Throne zu ſtoßen, und deſſen ältern Bruder Robert darauf zu ſetzen. Sofort bearbeitete er ſich unter der Hand, die Gemüther einiger Engländer und Normänner zu gewinnen, und auf Roberts Seite zu bringen. Nachdem man nun zum Beſten des Robert eine anſehnliche Partie zuſammen gebracht hatte, gab man ihm davon Nachricht. Der Herzog nahm den Antrag mit Freuden an, und verſprach, mit einer genugſamen Anzahl Normänner in England unverzüglich anzukommen. Unterdeſſen hatten die Häupter der Zuſammenverſchwörung, Geiſtliche und Weltliche, ſich jeder eines oder etlicher veſten Plätze im Reich verſichert: und wenn Robert damals gleich mit genugſamer Mannſchaft in England übergegangen wäre, ſo würde er ſich vermuthlich an ſeines Bruders Statt glücklich auf den Thron geſchwungen haben. Allein, weil er, aus einer natürlichen Trägheit, zauderte, und ſein Geld unnöthig ausgab, ſo gerieth der ganze Anſchlag ins Stecken. Denn Wilhelm,

der

der wachſam und thätig war, ſuchte durch Lanfrancs Beyſtand die Gemüther der Engländer, die ihm abgeneigt waren, wieder zu gewinnen. Dieſes glückte auch dergeſtalt, daß Wilhelm in kurzer Zeit eine Flotte zuſammenbringen, und mit einem Heer Engländer auf den Odo losgehen konnte. Dieſer hatte Rocheſter und Pevenſey beſetzt; auf die Nachricht aber von des Königs Ankunft ſich in Pevenſey geworfen; welchen Ort er nicht einmal gehörig hatte beveſtigen laſſen. Hier mußte er ſich nun freylich bald an den König ergeben; der ihm nur unter der Bedingung Gnade zuſagte, daß er ihm auch Rocheſter verſchaffen wolle. Man führte den Odo deswegen vor dieſe Stadt, in welcher Euſtachius, Graf von Boulogne, commandirte, daß er ſich mit dieſem wegen der Uebergabe beſprechen ſolle. Euſtachius aber merkte bald, daß Odo nur gezwungen wegen der Uebergabe handle: nahm ihn alſo zum Schein gefangen; womit dann die Unterhandlung ein Ende hatte. Wilhelm mußte alſo Rocheſter belagern, worinn eine große Anzahl vornehmer Normänner ſich befand. Die Stadt mußte ſich, wegen einer daſelbſt eingeriſſenen Seuche, an den König ergeben. Die Normänner bekamen zwar freyen Abzug; wurden aber aller ihrer Güter und Bedienungen auf Lebenslang verluſtig gemacht. Odo entfloh zu dem Herzog Robert. Und eben ſo brachte Wilhelm auch die übrigen Verſchwornen theils durch Gewalt, theils durch Güte, wieder zum Gehorſam.

Nach hergeſtellter Ruhe erwarteten die Engländer, wegen des geleiſteten Beyſtandes, einige Erkenntlichkeit von ihrem Könige; der aber ſo weit davon entfernt war, daß er ſie vielmehr härter, als ſein Vater, drückte. Lanfranc that ihm deswegen eine wohlgemeynte Vorſtellung; die aber von dem Könige nicht wohl aufgenommen wurde. Und im Jahr 1089 ſtarb dieſer Erzbiſchof, der von beyden Völkern, wegen ſeiner Verdienſte, ſehr bedauert wurde.

Nach dem Tode dieſes Mannes zeigte ſich Wilhelm (q) in ſeiner wahren Geſtalt; da er bisher, aus Scheu vor dieſem Prälaten, ein wenig an ſich gehalten hatte. Seine Begierde und Bemühung nach Gelde, welches er doch gleich wieder unverantwortlich verſchwendete, waren ohne Maaß. Er bediente ſich derohalben der ſchändlichſten Mittel, Geld zuſammen zu ſcharren. Wenn geiſtliche Aemter ledig wurden, ſo ließ er ſelbige eine zeitlang unbeſetzt, und zog indeſſen die Einkünfte derſelben in ſeinen Schatzkaſten. Wenn es ihm hernach gut dünkte, ſo verkaufte er die geiſtliche Stelle an den Meiſtbietenden.

Zu dem Geldgeiz des Wilhelm (r) kam nun auch der Ländergeiz. Denn es fiel ihm ein, die Normandie ebenfalls ſich zu unterwerfen. Er machte alſo im Jahr 1090 große Zurüſtungen; von denen Robert nichts böſes vermuthete. Auf einmal

(q) *Wilh. Thorn.*
(r) *Malmesb. Hoveden. Dunelm. Brompton. Ord. Vital.*

einmal fiel er in die Normandie ein, und bemächtigte ſich etlicher Plätze; weil der Herzog in gar keiner Verfaſſung zur Gegenwehr ſtund. In dieſer Noth rief Robert den König von Frankreich zu Hülfe; der auch mit einer Armee herbey kam, ſich aber bald durch Wilhelm bereden ließ, an dem Kriege weiter keinen Theil zu nehmen, und ſeine Völker zurück zu ziehen. Alſo ſah Robert ſich aufs neue der ganzen Macht ſeines Bruders blos geſtellt; der noch dazu im Begriff war, die Hauptſtadt Rouen durch Verratherey in ſeine Gewalt zu bekommen. Inzwiſchen war der Herzog ſo glücklich, ſeinen jüngern Bruder Heinrich zu gewinnen, daß er ihm mit Geld und Volk beyſtund. Heinrich ließ ſeine erſte Beſchäfftigung ſeyn, die Verrätherey zu Rouen zu nichte zu machen; welches ihm auch gelung. Sodann vereinigte er ſich mit ſeinem Bruder, und nöthigte durch einen tapfern Widerſtand den Wilhelm, einen Frieden im Jahr 1091 einzugehen. Nach dieſem Friedensſchluß mußte Robert dem Wilhelm alle an der normandiſchen Küſte eroberte Plätze überlaſſen. Auch wurde ausgemacht, daß die Länder desjenigen unter den Brüdern, der ohne Kinder ſterben würde, dem andern erblich zufallen ſollten.

Weil in dieſem Friedensſchluſſe des Heinrichs gar nicht gedacht worden war, auch Robert ihm ſein Verſprechen, wegen Zurückgebung der ehemals entriſſenen Ländereyen, nicht gehalten hatte, wurde derſelbe ſo aufgebracht, daß er ſich mit Gewalt zu verſchaffen ſuchte, was in der

 Güte

Güte nicht zu erhalten war. Er überrumpelte alſo den wichtigen Platz Mont St. Michel: welche Eroberung den Robert ſo erſchreckte, daß er von Wilhelm Hülfe ſuchte. Dieſer kam auch mit Hülfsvölkern in die Normandie; und Heinrich wurde in itztgenannter Stadt belagert. Dieſe mußte ſich auch, nach einer langen Belagerung, ergeben; und Heinrich, dem ein freyer Abzug verſtattet wurde, irrte lange Zeit in elenden Umſtänden herum.

Der Aufenthalt Wilhelms in der Normandie hatte dem Macolm, Könige von Schottland, Luſt gemacht, einen Einfall in Northumberland zu thun; aus welchem Lande er große Beute wegführte. Wilhelm beſchloß, gleich nach ſeiner Zurückkunft, die Künheit der Schottländer empfindlich zu beſtrafen. Weil er aber beſorgte, es möchte Robert ſich bey dieſer Gelegenheit der abgetretenen Plätze in der Normandie wieder bemächtigen; ſo beredete er denſelben mit allerhand ſchmeichelhaften Vorſtellungen, daß er ihm mit einer Armee wider die Schottländer zu Hülfe zog. Ob nun gleich die vereinigte Armee in den moraſtigen und gebirgichten Gegenden Schottlands viel Leute verlohr, und überhaupt der Feldzug ſchlechten Fortgang hatte: ſo wollte doch der König von Schottland den Feind lieber durch einen Vergleich wieder aus ſeinem Lande ſchaffen, als es auf einen mißlichen Streich ankommen laſſen. Daher kam es auch zu einem Friedensvertrage, vermöge deſſen Macolm dem Wilhelm ebenfalls huldigte, aber

auch

auch etliche Herrſchaften in England erhielt. Der Prinz Edgar, der in Schottland geflüchtet war, bekam Erlaubniß, wieder in England kommen zu dürfen. Nach geſchloſſenen Frieden verlangte Wilhelm die dem Robert gethane Verheiſſungen keinesweges zu erfüllen. Weswegen dann dieſer voll Unmuth wieder in ſein Land zurück gieng, und den Edgar mit ſich dahin nahm.

Im Jahr 1092 ließ Wilhelm die Stadt Carlisle, nicht weit vom Zuſammenfluß des Eden, Peteril und Caude, wieder aufbauen, um dadurch den öftern Einfällen der Schotten in das mitternächtige England leichter Einhalt zu thun. (Dieſe Stadt iſt das Luguballum oder Luguvallium der Britten und Römer; und das Luel der Sachſen.)

Unterdeſſen fuhr Wilhelm (s) fort, alle Gelegenheiten zum Geldſammeln aufmerkſam wahrzunehmen. Die Engländer ſowohl, als die Normänner, hatten Urſache, über ihren König zu ſeufzen. Es ſchien auch im Jahr 1093, als würden dieſe Leute von ihrem harten Herrn befreyet werden, indem den König eine Krankheit befiel, die er ſelbſt anfänglich für tödtlich hielt. Dieſer Gelegenheit bedienten ſich die Biſchöfe, dem Könige ſein bisheriges Verhalten zu Gemüthe zu führen, und inſonderheit ihn zu bewegen, daß er die ſchon einige Zeit erledigte Pfründen doch wieder einmal beſetzen möge. Wilhelm

 beſtellte

(s) *Huntingd. Knyghton. Brompton. Brady.*

beſtellte auch in der That etliche geiſtliche Aemter, und verordnete unter andern den Anſelm, Abt zu Bec, zum Erzbiſchof von Canterbury; welcher aber dieſe Stelle durchaus nicht annehmen wollte. Jedoch des Königs Krankheit bekam ein beſſeres Anſehen. Sobald er dieſes merkte, fieng er an, die Erfüllung ſeiner gethanen Verheiſſungen aufzuſchieben. Und nachdem er völlig geneſen war, wiederrief er ſeine Befehle von Loslaſſung gewiſſer Gefangenen. Mit einem Wort, er machte es nach ſeiner Geneſung faſt ärger, als zuvor.

Hierauf kam der ſchottländiſche König (t) der genommenen Abrede gemäß, nach Gloceſter, um daſelbſt noch eins und das andre ſtreitige mit dem Wilhelm auszumachen. Dieſer aber begehrte, ehe man ſich in etwas einließe, daß der König von Schottland ihm vorher huldigen ſolle. Macolm verſprach ſolches, nach dem Gebrauch, an den Gränzen beyder Reiche zu thun. Da aber Wilhelm darauf beſtund, daß es zu Gloceſter geſchehen müſſe, gieng Macolm erzürnt nach Hauſe. Bald darauf that er, nach Gewohnheit, einen Einfall in Northumberland. Aber der Statthalter dieſer Provinz, Robert von Mowbray, brachte in der Stille und mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit ein Heer zuſammen, mit dem er die ſichern Schottländer auf einmal überfiel, und ſie in die Flucht jagte; in welcher Unordnung, unter vielen andern,

(t) *Dunelm. Rich. Hagulſtad. Flor. Wigorn. Buchanan.*

dern, der König ſelbſt nebſt ſeinem Sohn, ums Leben kam. Wir bemerken noch hier beyläufig, daß Macolm einen Feldherrn, Walter, hatte, dem er, zur Belohnung ſeiner Dienſte, die Bedienung eines Stuart, d. i. Oberhofmeiſters, übertrug. Von dieſem Mann kommt das Geſchlecht der Stuarte her, die lange Zeit in Schottland und England als Könige regiert haben. Nach Macolms Tode wurden die königlichen Söhne übergangen, und von den Schottländern des Königs Bruder Donald zum Könige gemacht. Dieſer jagte alle Engländer aus ſeinem Reiche. Hernach that er einen Einfall in England. Wilhelm ſchickte ihm den Duncan, einen natürlichen Sohn des vorigen Königs von Schottland, mit einem Heer entgegen, der den zurückweichenden Donald ſo nahe verfolgte, daß derſelbe ſich in eine Schlacht einlaſſen mußte; in welcher er geſchlagen, und genöthigt wurde, ſich auf eine der Inſeln Hebrides zu begeben. Duncan machte ſich die Beſtürzung der Schottländer zu Nutze, und ließ ſich ſogleich zum Könige von Schottland krönen.

Weil Robert (u) mit Recht mißvergnügt war, daß Wilhelm ſein Verſprechen ſo gar nicht gehalten hatte, und aus einigen Anſtalten vermuthen ließ; daß er ſich ſelbſt Genugthuung ſchaffen wolle, ſo gieng Wilhelm im Jahr 1094 geſchwind mit einer Armee in die Normandie, um

(u) *Annal. Sax. Flor. Wigorn.*

um entweder noch mehrere Plätze zu erobern, oder die abgetretenen mit Macht zu erhalten. Er hielt zwar mit Robert eine Unterredung; die ſich aber fruchtlos zerſchlug. Worauf dann Wilhelm die Feindſeligkeiten anfieng, und durch Beſtechung etliche Orte in ſeine Gewalt bekam. Sobald aber Robert Hülfe von Frankreich bekam, giengen ſeine Sachen beſſer. Daher war Wilhelm darauf bedacht, den König von Frankreich durch eine anſehnliche Geldſumme von dieſer Verbindung abzuziehen; welches auch glücklich bewerkſtelligt wurde. Alſo ſah ſich Robert der Macht ſeines Bruders ganz blos geſtellt; und er würde vermuthlich ſeine Normandie damals verlohren haben, wenn nicht Wilhelm im Jahr 1095 durch einen Einfall der Walliſer wäre genöthigt worden, in England zurück zu gehen. Er gieng ſogleich auf dieſe Feinde los. Dieſe aber zogen ſich in ihre Gebirge zurück, wo man ihnen nicht beykommen konnte. Und da Wilhelm ſie zu unbedachtſam verfolgte, litte ſeine Armee großen Schaden.

Um dieſe Zeit fieng Robert von Mowbray gefährliche Händel an (x). Weil derſelbe nämlich von dem Könige für die ihm gegen die Schottländer geleiſtete Dienſte gar keine Belohnung erhalten hatte, wurde er, der ein hochmüthiger Kopf war, dadurch ſo entrüſtet, daß er den Anſchlag faßte, den Wilhelm zu ſtürzen, und an ſeine Statt den Stephanus, Grafen von Albe-

(x) *Malmesb. Hoveden. Dunelm. Brompton.*

Albemarle, einen Schweſterſohn Wilhelms des Eroberers, zu ſetzen. Er brachte eine ziemliche Anzahl vornehmer Herren auf ſeine Seite; und dieſe hatten ihre Einrichtung ſo wohl gemacht, daß ſie den König in einen Hinterhalt würden gelockt haben, wenn nicht einer von den Verſchwornen ſelbſt dieſes dem Könige entdeckt hätte. Dieſer belagerte hierauf das veſte Schloß Bamburg: bey welcher Belagerung Robert das Unglück hatte, den königlichen Völkern in die Hände zu fallen. Da ihn dann der König ins Gefängniß werfen ließ. Die übrigen Empörer aber mußten ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, und wurden insgeſammt hart gezüchtiget.

Im Jahr 1096 faßte der Herzog Robert (y) den Entſchluß, mit Gottfried von Bouillon, und mehrern andern Herren, einen ſogenannten Kreuzzug ins gelobte Land zu unternehmen. Da er nun aber die hierzu erforderlichen Koſten nicht aufzubringen wußte, erſuchte er den König Wilhelm, ihm das benöthigte Geld vorzuſchieſſen, mit dem Erbieten, ihm dafür die Normandie, bis zur Abzahlung, zu verpfänden. Wilhelm verſprach ohne Anſtand, dieſes Geld zu ſchaffen. Es mußten ihm nämlich die Reichſten unter dem Adel und die Geiſtlichkeit das geforderte Geld vorſtrecken: und auf dieſe Weiſe war er im Stande, dem Robert auszuhelfen.

Wider die Walliſer unternahm er im Jahr 1097 einen fruchtloſen Feldzug.

Da

(y) *Malmesb. Hoveden. Dunelm. Brompton. Eadmer.*

Da im Jahr 1098 der geflüchtete Donald den Duncan wieder vom ſchottländiſchen Thron vertrieben hatte; ſo ſandte Wilhelm den Edgar mit einer Armee dahin, welcher ſeiner Schweſter Sohn, Edgar, zum Könige in Schottland machte.

In eben dieſem Jahre entſtund in England eine große Hungersnoth, wegen der ſchlechten Jahreswitterung. Dem ungeachtet fieng Wilhelm etliche koſtbare Gebäude und Werke an, wodurch das Land erſtaunlich mitgenommen wurde.

Im Jahr 1099 hätte er beynahe auch Guienne und Poitou bekommen. Den Herzog beyder Länder kam ebenfalls die Luſt an, einen Kreuzzug mit zu wagen. Da ihm nun, wie Robert, das dazu nöthige Geld mangelte, wendete er ſich ebenfalls an den König Wilhelm, und erſuchte ihn um eine beſtimmte Summe, unter der Verpfändung ſeiner Länder. Allein die Sache kam nicht zu Stande, weil Wilhelm inzwiſchen ums Leben kam.

Als nämlich im Jahr 1100 Wilhelm (z) auf der Jagd einen hart verwundeten Hirſch verfolgte, ſo geſchah es, daß ein franzöſiſcher Ritter Tyrrel, indem er nach eben dieſem Hirſch ſchoß, den König dergeſtalt traf, daß er gleich todt blieb.

Was nun die Eigenſchaften dieſes Herrn betrifft, ſo iſt offenbar, daß er nicht nur alle Laſter ſeines Vaters, ſondern noch mehrere dazu an

(z) *Malmesb. Hoveden. Dunelm. Brompton. Eadmer. Knyghton.*

an ſich gehabt. Er liebte ſehr den Pracht, und erwies überall eine groſze Verſchwendung. Man will an ihm eine Geringſchätzung gegen alle Religion wahrgenommen haben. Auch zweifeln einige an ſeiner Keuſchheit. Wie er ſeine ordentliche Einkünfte durch allerhand unanſtändige Mittel zu vermehren gewußt habe, iſt hin und wieder geſagt worden. Uebrigens war er von mittelmäßiger Leibesgröße und ſehr dick. Er hatte ein feuerrothes Haar, und Augen von zweyerley Farbe. Sein Anſehen war verdrießlich.

Endlich iſt zu verwundern, was Wilhelm von Malmesbury meldet, nämlich, daß unter der harten Regierung dieſes Königs gleichwohl die Ueppigkeit unter Perſonen des geiſtlichen und weltlichen Standes bis auf den höchſten Grad geſtiegen geweſen ſey.

Heinrich I. mit dem Beynamen Beauclerc, vom Jahr 1100.

Nach Wilhelms Tode war die Frage, ob man bey Beſetzung des Throns auf den älteſten oder jüngſten zu ſehen habe. Der zwiſchen Wilhelm und Robert gemachte Vergleich, wegen der gegenſeitigen Nachfolge, die einer dieſer Brüder in den Ländern des kinderloſen Bruders haben ſollte, gab freylich dem Robert ein groſzes Vorrecht vor dem jüngſten Bruder Heinrich auf die Krone von England. Allein, da man von Robert, wegen ſeiner groſzen Trägheit, keine vortheilhafte Meynung hatte; derſelbe überdies abwe-

abweſend, Heinrich aber in England anweſend war: ſo wurden die Schwierigkeiten zu Roberts Erwählung ziemlich groß. Heinrich ſeines Orts urtheilte ganz recht, daß er hier nicht lange zaudern dürfe. Daher begab er ſich ſchleunig nach Winchester, wo die Krone und Zepter, nebſt des Königs Schätzen, waren, und hoffte, ſich derſelben zn bemächtigen. Allein Roger von Breteuil, ein Anhänger Roberts, widerſetzte ſich ihm, aus dem Grunde, daß man ſich durch einen Eid verbindlich gemacht habe, den Herzog Robert zum Könige zu machen, falls Wilhelm ohne Kinder ſterben ſollte. Während dieſes Wortwechſels verſammelten ſich noch mehrere Herren, und auch das Volk lief häufig zuſammen. Dieſes ſchien dem Heinrich geneigt zu ſeyn: welcher, da er dieſes merkte, ſeinen Degen auszog, und ſchwur, daß er nicht erlauben werde, daß jemand ſich des engländiſchen Throns bemächtige. Indeſſen nun, daß die Herren verſammelt waren, und über dieſe Sache rathſchlagten, rief das Volk immer den Namen Heinrich aus, und gab dadurch ſeine Geſinnung deutlich genug zu verſtehen. Hiedurch glaubte ſich Heinrich berechtigt genug, den engländiſchen Thron zu beſteigen. Dahero eilte er, ohne die Beſtätigung der Stände zu erwarten, nach London, wo ihm der daſige Biſchof Mauritius, ungeachtet dieſer unordentlichen Wahl, die Krone aufſetzte.

Heinrich hatte, vor ſeiner Gelangung zum Throne, dem Volk verſprochen, wenn er König

werden

werden ſollte, alle Mißbräuche der vorigen Regierung abzuſtellen. Da er nun zur Regierung gelangt war, ſo wollte er durch die Erfüllung ſeiner Verſprechungen die Gemüther des Volks ſich ergeben machen. Zu dem Ende ließ er wider die Verbrecher ſcharfe Verbote ergehen; weil die Hofleute inſonderheit in dieſem Stücke gräuliche Ausſchweifungen gethan hatten. Und denen, die ihre Gewalt zur Unterdrückung des Volks mißbrauchen würden, drohten ſeine Geſetze mit der Lebensſtrafe. In der That wurden auch einige vornehme Schuldige geſtraft. Ferner beſtätigte er durch einen Gnadenbrief die Freyheiten der Einwohner, die ſie unter den ſächſiſchen Königen gehabt hatten. Die Kirchen wurden von den bisherigen Drangſalen befreyt. Er wollte auch nicht, daß die Kinder der Edelleute, bey der Beſitznehmung der Lehengüter, weiterhin etwas in den königlichen Schatz zahlen ſollten. Er ließ Gewicht und Maaß durch das ganze Reich auf einerley Fuß ſetzen. Endlich beſtätigte er die Geſetze **Eduards**, d. i. diejenigen, ſo unter der Herrſchaft der ſächſiſchen Könige gegolten hatten, aber nachgehends nicht mehr waren beobachtet worden. Wodurch er bey den Engländern ſich große Gunſt erwarb, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß er den ehemaligen Erzbiſchof von Canterbury, Anſelm, den das Volk ſehr liebte, wieder ins Reich und an ſein voriges Amt berief.

Heinrich (a) glaubte die Liebe der Engländer gegen ſich noch mehr zu beveſtigen, wenn er ſich mit der Mathilde, einer Tochter des ſchottländiſchen Königs Macolm und ſeiner Gemahlinn Margaretha, die Edgars Schweſter war, vermählen würde. Weil aber Mathilde in dem Kloſter Milton den Schleyer angenommen hatte, ſo machte dieſes eine große Schwierigkeit bey dieſer Heyrath. Anſelm berief deswegen eine Kirchenverſammlung, in welcher, nach des Königs Wunſch, dieſe Ehe für erlaubt erklärt wurde.

Indeſſen war Robert (b) von ſeinem Kreuzzuge wieder in der Normandie angelangt. Er war allerdings ſehr unzufrieden, daß ſein jüngeer Bruder ihm die engländiſche Krone entriſſen hatte. Er ließ auch ſein Mißvergnügen deutlich merken, und machte Anſtalten, ein Reich, das ihm, wie er glaubte, von Rechtswegen gebührte, mit Gewalt ſich zu verſchaffen. Er fand auch in der That ziemlich viele Herren, die ihm zu ſeiner Abſicht beförderlich zu ſeyn bereit waren. Sobald man erfuhr, daß Robert im Begriff ſey, in England überzuſetzen, erklärten ſich viele Große des Reichs öffentlich für ihn. Er landete auch wirklich zu Portsmouth. Heinrich bediente ſich, bey dieſen mißlichen Umſtänden, der Hülfe des Anſelm, der ſich alle Mühe gab, die Gemüther der Engländer in der Treue gegen ihren damaligen König zu erhalten. Dieſes hatte die Wirkung, daß Robert keinesweges einen ſo großen

(a) *Matth. Pariſ. Polyd. Vergil.*
(b) *Ord. Vital. Eadmer.*

groſſen Zulauf der Engländer bekam, als er ſich, und vielleicht ſeine Anhänger ihm, verſprochen hatten. Daher nahm Robert mit Freuden die Friedensvorſchläge an, die ihm Heinrich thun ließ. Der Friede wurde alſo auf dieſe Hauptbedingungen geſchloſſen: daß Heinrich König bleiben; dieſer aber dem Robert die Plätze in der Normandie wieder zurück geben ſolle, die mit Engländern beſetzt waren. Zugleich wurde ausgemacht, daß der eine Bruder dem andern, der ohne Kinder ſterben würde, nachfolgen ſolle. Nach dieſem Vergleich blieb Robert noch einige Zeit an ſeines Bruders Hofe.

Hierauf nahm ſich Heinrich (c) vor, diejenigen, ſo ſich gegen ihn feindſelig bezeigt hatten, nach und nach, unter allerley Vorwande, zu züchtigen. Unter andern Mißvergnügten war auch Robert von Melleſme. Dieſer hörte, auch nach geſchloſſenem Frieden, nicht auf, ſeinen Haß wider den Heinrich zu offenbaren. Er bemächtigte ſich einiger veſten Plätze: und verließ ſich auf den Beyſtand der Walliſer. Da Heinrich den Robert öffentlich zur Verantwortung vorförderte, entfloh derſelbe; und weil er ſich auch von ſeinen bisherigen Anhängern verlaſſen ſah, entwich er nach der Normandie. Dieſes geſchah im Jahr 1102.

Im folgenden Jahr 1103 veranlaßte Anſelm (d) eine nicht geringe Unruhe. Erſtlich fiel

 ihm

(c) *Ord. Vital. Brady.*
(d) *Huntingd. Matth. Pariſ.*

ihm ein, allen Geiſtlichen die Ehe zu verbieten. Zu dem Ende verſammelte er die Geiſtlichkeit, welche, ungeachtet der heftigen Widerſprüche vieler unter ihnen, den Schluß machte, daß alle verehlichte Geiſtliche in den Bann gethan ſeyn ſollten. Heinrich fand nicht nöthig, ſich in dieſen Handel zu miſchen. Dieſes machte den Erzbiſchof ſo kühn, daß er es wagte, auch ſein zweytes Vorhaben in die Wirklichkeit zu bringen. Dieſes gieng dahin, daß die Biſchöfe und Aebte nicht mehr von dem Könige in ihre Pfründen eingeſetzt werden ſollten. Anſelm unterſtund ſich wirklich, diejenigen Geiſtlichen in den Bann zu thun, die von dem Könige die Inveſtitur bekommen hatten. Allein dieſes Unternehmen Anſelms konnte dem Könige nicht ſo gleichgültig ſeyn, als das erſtere. Daher widerſetzte er ſich der Ausführung dieſes Vorhabens aus allen Kräften. Anſelm gieng nach Rom, um von dem Pabſt Paſchalis II. Beyſtand zu erbitten. Heinrich ſchickte eben dahin etliche Männer, die ſeine Sache bey dem Pabſte führen ſollten. Endlich wurde, nach langem Streite, die Sache dahin verglichen, daß die Biſchöfe dem Könige die Huldigung leiſten, dieſer aber ſich des Inveſtiturrechts begeben ſolle.

Im Jahr 1105, bot ſich dem Heinrich (e) eine Gelegenheit an, ſich der Normandie, nach deren Beſitz ihn ſchon lange gelüſtet hatte, zu bemächtigen. Erſtlich hatte ſich der Herzog, ſein Bru-

(e) *Annal. Sax. Malmesb. Brady. Ord. Vital.*

Bruder, in ſo große Schulden geſteckt, daß er im Begriff war, auch die Hauptſtadt Rouen zu verpfänden; welchem Vorhaben aber ſich die Stadteinwohner widerſetzten. Dieſes machte den Robert in ſeinem eignen Lande ſehr verächtlich. Hernach verlohr er vollends alles Anſehen bey ſeinen Unterthanen durch ſein ungeſchicktes Verhalten gegen den Robert von Mellesme. Wir haben kurz vorher erzählt, aus was für Urſachen dieſer Herr habe aus England entweichen und ſich in die Normandie flüchten müſſen. Dieſer Robert nun unterſtund ſich, ſo bald er in dieſem Lande angekommen war, mit den daſigen Unterthanen des Königs von England einen förmlichen Krieg zu führen, um ſich, wie er ſagte, wegen des in England erlittenen Verluſts ſchadlos zu halten. Robert ſaß anfänglich bey aller dieſer Frechheit des Fremdlings ſtill. Endlich aber, da ſeine Gewaltthätigkeiten allzu hoch ſtiegen, ließ der Herzog ſich durch das Murren ſeiner Unterthanen erwecken, wider dieſen Ruheſtörer zu Felde zu ziehen. Allein er wurde geſchlagen. Dieſes Glück machte den Robert ſo ſtolz, daß er ſich vorſetzte, das ganze Herzogthum ſich zu unterwerfen. Hierzu ſchien ihm ein andrer unruhiger Kopf behülflich ſeyn zu können. Dieſes war Wilhelm, Graf von Mortagne. Weil dieſer zu der Grafſchaft Cornwallien, die er in England beſaß, auch noch die Grafſchaft Kent verlangte, und der König ihm dieſes Begehren abſchlug; ſo gieng er voll Zorn ebenfalls in die Normandie, ſchlug ſich daſelbſt zu dem

Robert von Mellesme. Dieſe beyden Aufrüh⸗rer nun brachten den Herzog ſo in die Enge, daß er einen ſchimpflichen Frieden mit ihnen ein⸗gehen mußte. Jedoch dieſer Friede machte dieſe beyden Empörer nur noch kühner, und ſie trieben ihre Unterdrückungen immer weiter. Daher ſa⸗hen ſich einige der vornehmſten Normän⸗ner genöthigt, von dem Könige von England die Hülfe zu begehren, die ſie von ihrem ſchläfri⸗gen Landsherrn nicht zu hoffen hatten. Dieſer nahm den Beruf mit Vergnügen an. Doch wollte er ſeine Begierde, ſich in die normänni⸗ſchen Händel zu mengen, dadurch beſchönen, daß er vorher an den Herzog ſchrieb, und ihn ermahn⸗te, den beyden Flüchtlingen nicht länger Aufent⸗halt in ſeinem Lande zu verſtatten; vielmehr be⸗dacht zu ſeyn, ſeinen Unterthanen Sicherheit zu verſchaffen. Indeſſen rüſtete er ſich zu dem Feld⸗zuge wider ſeinen Bruder; und die Engländer mußten ungeheure Summen Geldes zu einem Kriege hergeben, der ſie nichts angieng. Und ſo wohl mit Geld und Volk verſehen, ſetzte er in die Normandie über. Hier beſtach er die mei⸗ſten von Adel und die Befehlhaber in den Ve⸗ſtungen; und bemächtigte ſich alſo gar leicht et⸗licher Städte. Diejenigen, ſo ihn ins Land ge⸗rufen hatten, redeten ihm zu, ſich der gegenwär⸗tigen Gelegenheit zu bedienen, um von der Nor⸗mandie Meiſter zu werden; weil doch ihr Her⸗zog außer Stand ſey, ſein Land zu vertheidigen. Heinrich hörte dieſes alles leicht erachtlich mit in⸗nigem Vergnügen an; ob er gleich ſich anſtellte,

als ſey es ihm leid, einen Bruder um ſein Land bringen zu müſſen. Nach dieſem gieng er in England zurück, um die, zu Vollendung des angefangenen Werks, nöthige Zurüſtungen zu machen.

Robert überlegte inzwiſchen ſeine mißliche und elende Umſtände. Und es dünkte ihm hierbey der einige und beſte Rath zu ſeyn, daß er ſich vor dem Heinrich demüthige, und ihn durch Bitten zu bewegen ſuche, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Dieſemnach reiſte er im Jahr 1106 in England, und erniedrigte ſich ſo, wie ſein Zuſtand es nothwendig machte. Allein Heinrich war durch nichts zu erweichen: weswegen Robert mit Unmuth und Drohungen wieder abreiſte. Damit aber der König bey ſeinen weitern normänniſchen Unternehmungen vor den Engländern nichts zu beſorgen haben möchte, verſammlete er das Parlament, und ſtellte demſelben die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit ſeines dermaligen Unternehmens ſo ſcheinbar vor; machte auch zugleich von ſeinem Bruder eine ſo nachtheilige Abbildung, daß die Engländer des Königs Vorhaben nicht nur billigten, ſondern ihm auch dazu allen Beyſtand verſprachen.

Nachdem Heinrich (f) alles zu ſeinem Feldzuge veranſtaltet hatte, gieng er im Jahr 1107 in die Normandie über, und belagerte ſogleich Tinchebray. In dieſer an ſich veſten Stadt lag eine ſtarke Beſatzung, die den Ort ſo lange verthei-

(f) *Annal. Sax. Ord. Vital. Flor. Wigorn.*

vertheidigte, bis Robert zum Entſatz herbey kommen konnte. Dieſer hatte ſich indeſſen aus Noth mit dem Graf von Mortagne und dem Robert von Mellesme geſetzt, und dieſe beyde waren mit ihren Völkern zu ihm geſtoßen; wodurch dann der Herzog in den Stand geſetzt wurde, dem Heinrich mit einer Armee entgegen zu gehen. Da kam es nun bey Tinchebray zu einem Treffen, in welchem die normänniſche Reuterey zuerſt in Unordnung gebracht wurde; welcher Zufall das Fußvolk ebenfalls zum Weichen, und bald darauf zu einer übereilten Flucht, brachte. Der Sieg war, wegen der vielen Getödteten und Gefangenen, vollkommen. Unter den letztern war der Herzog ſelbſt, der Prinz Edgar, der Graf von Mortagne. Edgar wurde wieder losgelaſſen und durfte in England gehen. Der Herzog Robert aber mußte ſein Leben in England als ein Gefangener beſchließen. Dieſer Sieg lieferte dem Könige die ganze Normandie in die Hände. Daher kehrte er triumphirend in England zurück. Hier fieng er an, einige ſchon verbothene Mißbräuche abzuſtellen; und beſonders die Strafen auf die Ehebrecher und falſchen Münzer zu ſchärfen.

Hingegen nahm, ſeit dem letzten Siege (g), ſein Stolz gegen die Großen von England, und ſeine Härtigkeit gegen die Unterthanen, ſehr merklich zu. Nur Anſelm hatte noch das Herz, ſich einiger Gewalt zu bedienen. Er ließ nämlich

(g) *Eadmer. Ord. Vital. Huntingd.*

lich abermal eine Synode verſammeln, und brachte es auf derſelben dahin, daß das Verbot wider die verehlichten Geiſtlichen noch mehr geſchärft; ja gar einige beweibte unter ihnen ihrer Pfründen beraubt wurden. Heinrich blieb auch dieſesmal ruhig; weil er von dieſem ganzen Handel nichts nachtheiliges für ſich befürchtete. Hingegen zog ein andrer Vorgang ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich.

Ludwig der dicke, der an ſeines Vaters Philipp Statt den franzöſiſchen Thron beſtiegen hatte, fieng an, bey der zunehmenden Macht Heinrichs eiferſüchtig und beſorgt zu werden. Er wollte alſo dieſes Königs Macht zu ſchwächen trachten, und dazu ſich des Wilhelms, eines Hoffnungvollen, aber damals ſehr jungen Prinzen des Herzogs Robert, bedienen. Jedoch Heinrich bekam nicht ſobald von dieſem Vorhaben Nachricht, als er in die Normandie eilte, und dieſen Prinzen in Verwahrung nehmen ließ; der aber doch nachmals aus der Haft entkam, und zu Paris und an mehrern Höfen Beyſtand wider den Heinrich ſuchte, aber nirgend fand.

Im Jahr 1109 wurde Heinrichs Tochter, Mathilde, durch Procuratores mit dem Kaiſer Heinrich V. verlobt. Dieſe Verlöbniß gab dem Könige einen Vorwand, von den Engländern eine anſehnliche Steuer zu fordern, von der er die Mitgift ſeiner Tochter beſtreiten wollte. Dieſer Gebrauch, in dergleichen Fällen von den Engländern Geld zu erheben, iſt von den folgenden Königen ſorgfältig beybehalten worden.

Um dieſe Zeit ſtarb Anſelm. Nach ſeinem Tode hofften die Geiſtlichen von deſſelben ſcharfen Verbot des Eheſtandes durch den König befreyt zu werden. Allein der Pabſt wollte dieſes Verbot ſchlechterdings gehalten wiſſen. Und Heinrich, der des Pabſts guten Willen nicht verſcherzen wollte, hielt ſelbſt ſehr ſtrenge über der Vollziehung jener Verordnung.

Im Jahr 1113 hatte der Herzog von Anjou (h), auf Anſtiften des Königs von Frankreich, einen Einfall in die Normandie gethan. Heinrich eilte in dieſes Land: und brachte es bald dahin, daß der Herzog ſich mit ihm verglich; ja des Herzogs Tochter ſogar mit ſeinem Prinz Wilhelm vermählt wurde. Auch hatte der König das Glück, den Robert von Melleſme in ſeine Hände zu bekommen; den er ſofort auf Lebenslang gefangen ſetzen ließ.

Endlich ließ ſich Heinrich im Jahr 1114, durch des Pabſts Anhalten bewegen, die eine geraume Zeit ledig geſtandene Kirchendienſte wieder zu beſetzen. Wir bemerken unter denſelben nur, daß Radulph das Erzbiſchofthum Canterbury bekommen.

Im Jahr 1115 ließ Heinrich ſeinem Prinzen Wilhelm (i) in der Normandie die Huldigung leiſten. Und im folgenden Jahre berief er eine allgemeine Verſammlung der Engländer, in welcher er es dahin brachte, daß ſein Prinz Wilhelm auch zum künftigen Thronfolger in Eng-

(h) *Malmesb.* (i) Ebenderſ. und *Annal. Sax.*

England erwählt und ihm vorläufig der Eid der Treue abgelegt wurde.

Ludwig der dicke, König in Frankreich, hatte bisher dem Heinrich nur heimlich Feinde in der Normandie auf den Hals gehetzt. Nun aber fieng er im Jahr 1117 an, Roberts Prinzen, Wilhelm Crito, öffentlich zu begünſtigen. Er ertheilte ihm die Lehen von der Normandie, und ſtund ihm mit Völkern bey; zu denen auch der Graf von Flandern, Balduin, die ſeinigen ſtoßen ließ. Mit dieſen Hülfsvölkern fiel Wilhelm in die Normandie ein. Aber Heinrich erſchien mit einer Armee geſchwinder in der Normandie, als der König von Frankreich vermuthet hatte. Dadurch wurde dieſer ſo beſtärzt, daß er, ohne etwas zu wagen, dem Könige von England Friedensvorſchläge thun ließ; welche auch angenommen wurden. Worauf Heinrich wieder nach Hauſe gieng. Kaum war dieſer fort, ſo brach Ludwig wieder in die Normandie ein, und richtete daſelbſt große Verwüſtung an. Heinrich mußte alſo wieder in dieſes Land herüber. Hier kam es nun zu einem Treffen, in welchem Heinrich von einem franzöſiſchen Ritter hart verwundet wurde, aber doch das Glück hatte, ſeines Angreifers Meiſter zu werden. Da das Treffen bisher zweifelhaft geblieben war, ſo erweckte der Muth Heinrichs eine ſolche Hitze zum Fechten bey den Engländern, daß ſie endlich die Franzoſen in die Flucht trieben, und die große Fahne von Frankreich in ihre Hände bekamen. Im Jahr 1119 wurde

durch

durch Vermittelung des Pabſts Calixtus II. zwiſchen dieſen beyden Königen ein Friede getroffen.

Das folgende Jahr 1120 war für den König Heinrich ſehr betrübt. Als nämlich der König aus der Normandie wieder nach England gieng, wollte ſein Prinz Wilhelm, der am ſpäteſten abgeſchifft war, dennoch der erſte an dem engländiſchen Ufer ſeyn. Er verſprach den Matroſen eine Belohnung, wenn ſie ſein Schiff geſchwind genug treiben würden. Aber dieſe Eilfertigkeit verurſachte, daß das Schiff auf einen Felſen ſtieß, und einen Riß bekam. Man ſetzte ſogleich den Prinzen in ein Boot; und er würde gerettet worden ſeyn, wenn ihn nicht das Geſchrey ſeiner Schweſter bewogen hätte, wieder gegen das Schiff zu fahren. Denn da ſprangen ſo viele Leute aus dem Schiff in das Boot, daß es umſtürzte, und der Prinz ertrinken mußte. Dieſer Zufall beſtürzte den König über die maaſſen. Weil aber indeſſen ſeine Gemahlinn Mathilde geſtorben war, ſo vermählte er ſich mit Adelheit, einer Tochter Gottfrieds, Grafen von Löwen.

An die Stelle des im Jahr 1122 verſtorbenen Erzbiſchofs zu Canterbury, Radulph, wurde im folgenden Jahre von der verſammelten Geiſtlichkeit erwählt Corbet, ein Abt des Ordens des heiligen Benedictus.

Im Jahr 1125 kam ein päbſtlicher Legat in England, der in einer gehaltenen Synode ſehr darauf drang, daß man den eheloſen Stand bey

den

den Geiſtlichen durchgängig einführen ſolle. Heinrich bat ſich vom Pabſt die Gewalt aus, dieſes Kirchenverbot geltend zu machen. Nachdem er aber dieſe Gewalt erhalten hatte, ſo erlaubte er den Prieſtern, ihre Weiber zu behalten, wenn ſie ein gewiſſes Geld erlegten.

Wie Heinrich (k) ſah, daß er von ſeiner zweyten Gemahlinn keine Erben bekommen würde, gieng er darauf um, die Krone auf ſeine Tochter Mathilde zu bringen, die nach ihres Gemahls, des Kaiſer Heinrichs Tode wieder nach England gekommen war. Die Engländer waren ihr geneigt, weil ſie ab Seiten ihrer Mutter von den alten ſächſiſchen Königen abſtammte. Der König berief demnach alle unmittelbar von der Krone abhangende Vaſallen; in deren Verſammlung er ſein Verlangen vortrug; welches auch genehm gehalten wurde, im Jahr 1127. Hierauf vermählte er dieſe ſeine verwittwete Tochter mit Gottfried Plantagenet, einem Sohn des Foulque, Grafen von Anjou, welcher ſeinem Sohn ſeine Länder abgetreten hatte, damit er ſelbſt, nach Balduins II. ſeines Schwiegervaters Tode, von der Krone zu Jeruſalem Beſitz nehmen konnte. Allein dieſer Gemahl, den Heinrich, ohne Vorwiſſen der Engländer und Normänner, gewählt hatte, ſtund den Großen des Reichs nicht an. Indeſſen blieb, bey des Königs Leben, alles ruhig.

Im

(k) *Huntingd. Hoveden. Matth. Pariſ.*

Im folgenden Jahr 1128 gab es wieder etwas mit Frankreich zu ſchaffen. Der König Ludwig hatte dem Wilhelm Crito das Lehen von Flandern gegeben. Allein Heinrich hetzte die Einwohner wider dieſen neuen Herrn auf. Wilhelm belagerte Aloſt: bekam aber bey einem Ausfall eine Wunde, an der er nach wenigen Tagen ſtarb. Auf der andern Seite war Heinrich mit einer Armee in Frankreich eingedrungen. Dieſer Umſtand, und der Tod Wilhelms, bewegten den Ludwig, einen Frieden mit Heinrich einzugehen. Von welcher Zeit an auch beyde Könige einander nicht weiter beunruhigten.

Im Jahr 1133 gebahr die Mathilde einen Prinzen, den man Heinrich nennte. Und um eben dieſe Zeit ſtarb auch der unglückliche Herzog Robert in ſeinem Gefängniß.

Zwey Jahre darauf ſtarb der König Heinrich nach einer kurzen Krankheit auf dem Schloſſe Lion, bey Rouen, im 68ſten Jahre ſeines Alters und 36ſten ſeiner Regierung. Vor ſeinem Ende empfahl er ſeinem natürlichen Sohn, dem Grafen von Glouceſter, Robert, das Beſte der Mathilde zu beſorgen.

König Heinrich hatte eine ſehr vortheilhafte Leibesbildung. Seine Schönheit und angenehmes Weſen nahmen gar leicht jedermann für ihn ein. Seine Gemüthsart betreffend, ſo war da Böſes und Gutes mit einander vermiſcht. Seine Tapferkeit, Geſchwindigkeit im Entſchließen, nebſt einer beſondern Klugheit in Führung ſeines Regiments; ſeine Strenge gegen die Miſſe-

thäter;

thäter; ſeine Mäßigkeit; ſeine Gelehrſamkeit und Liebe zu den Wiſſenſchaften, verdienen allerdings gelobt zu werden. Dieſe ſeine ausnehmende Gelehrtheit erwarb ihm auch den Beynamen Beauclerc, weil die Wiſſenſchaften damals faſt allein von den Geiſtlichen getrieben wurden. Hingegen werden dieſe gute Eigenſchaften durch die Grauſamkeit, den Geiz, und die Unkeuſchheit dieſes Fürſten nicht wenig verdunkelt.

Stephanus.

Dieſer Herr, Graf von Boulogne, war ein Schweſterſohn des verſtorbenen Königs Heinrich. Seine Mutter hieß Adele, und war an den Grafen von Blois vermählt. Sie hatte vier Söhne. Der zweyte, Thibaud, bekam die väterlichen Länder: der dritte, Stephanus, wurde nach England zu dem König Heinrich geſchickt. Der vierte, Heinrich, wurde ein Mönch. Stephanus erwarb ſich gar bald des Königs Zuneigung, der ihn mit Wohlthaten überhäufte; indem er ihm nicht nur die Ländereyen des Grafen von Mortagne ſchenkte, ſondern ihn auch mit der Mathilde, einiger Tochter und Erbinn des Grafen von Boulogne, vermählte. Heinrich, der vierte Sohn, wurde von dem Könige zum Biſchof von Winchester gemacht. Dieſe Gnadenbezeigungen brachten dieſe beyden Brüder in dem ganzen Reiche in großes Anſehen. Stephanus bewarb ſich dahero, noch bey Heinrichs Lebzeiten, ingeheim um die Zuneigung der Vornehmen.

Ste=

Stephanus hatte den König auf ſeiner letzten Reiſe in die Normandie begleitet. So bald nun der König tödlich erkrankte, ſchrieb Stephanus ſeinem Bruder, dem Biſchof von Wincheſter, daß er ſich nun bemühen möge, ihm die Krone zu verſchaffen. Dieſer Biſchof hatte ſchon den Erzbiſchof von Canterbury, und den Biſchof von Salisbury, auf ſeine Seite gebracht. Die Gewogenheit dreyer ſo angeſehner Prälaten verſchaffte dem Stephanus die Stimmen der ſämmtlichen Geiſtlichkeit: welcher Stand damals in dem Königreiche ſo viel zu ſagen hatte, daß die übrigen Großen des Reichs ſich nicht getrauten, denjenigen zu verwerfen, den die Geiſtlichkeit erwählt hatte. Gleich nach Heinrichs Abſterben begab ſich Stephanus in England, wo es ihm, bey gedachten Umſtänden, nicht ſchwer fiel, die königliche Würde zu erlangen. Er wurde alſo im Jahr 1135 zum König gekrönt. Bey dem Antritt ſeiner Regierung verſprach er lauter Gutes: ja er wurde angehalten, über gewiſſe vorgelegte Artikel zu ſchwören: z. E. daß er das Danegeld abſchaffen; daß er in einer gewiſſen Zeit die erledigten Pfründen beſetzen; daß er weder der geiſtlichen noch andrer Gehölze ſich bemächtigen; daß er die Kirche bey ihren Freyheiten erhalten wolle ꝛc. Nach abgelegtem Eid begab ſich Stephanus nach Wincheſter, um die daſigen königlichen Schätze in Beſitz zu nehmen. Von dem daſelbſt gefundenen Gelde warb er eine Anzahl Soldaten von Bretagnern, Flamländern, Picardern,

dern, und andern Ausländern, um ſich ihrer allenfalls wider die Engländer, denen er nicht recht traute, bedienen zu können.

Stephanus (l) hatte Urſache, zu beſorgen, er möchte einmal mit der Mathilde und ihrem Gemahl, wegen der Beſitznehmung des engländiſchen Throns, zu ſtreiten bekommen. Aus dieſem Grund ſuchte er alle Mittel hervor, ſeines Volks Liebe zu erwerben. Daher ſtellte er im Jahr 1136 eine allgemeine Verſammlung zu Oxford an, in welcher er den verſprochenen Gnadenbrief unterzeichnete. In demſelben ſind folgende Stücke merkwürdig: der König geſtehet, die Krone durch das Volk und die Geiſtlichkeit erhalten zu haben: er ſchaffte alle beſchwerliche Jagdgeſetze ab: er beſtätigte die Freyheiten der Kirche; und daß geiſtliche Perſonen nur von der Geiſtlichkeit ſollten gerichtet werden: auch verſprach er die Wiedereinführung der alten ſächſiſchen Geſetze.

Allein er war wohl nicht geſonnen, ſeine Verheißungen ſo genau zu erfüllen. Denn nach dem bald darauf erfolgten Abſterben des Erzbiſchofs von Canterbury, behielt der König die Einkünfte dieſes Amts bey zwey Jahren. Ja er zog gar des Biſchofs eigne Güter ein, weil derſelbe ohne Teſtament geſtorben war.

Dieſe unerwartete Aufführung des Königs erregte bey dem Volk einen großen Widerwillen gegen denſelben. Stephanus wollte zwar die

(l) *Malmesb. Huntingd. Pariſ.*

die aufgebrachten Gemüther durch allerhand Arten der Freygebigkeit befriedigen: aber vergebens. Hiebey begieng er noch den großen Fehler, daß er den Baronen geſtattete, ihre Schlöſſer zu beveſtigen. Die übeln Folgen dieſer Nachſicht äußerten ſich gar bald, indem Balduin, Graf von Devonshire, den der König irgend womit beleidigt hatte, dem König öffentlich den Gehorſam aufſagte, und ſich in Exceter veſt ſetzte. Hier belagerte ihn der König, und bemächtigte ſich auch endlich der Stadt. Worauf er den Aufrührer, der entkommen war, aus dem Reich verbannte.

Um eben dieſe Zeit hatten die Walliſer abermal allerhand Unfug verübt. Und da Stephanus kaum den Krieg mit ihnen geendiget hatte, fiel auch David, König von Schottland ein. Der König von England gieng ihm entgegen; und nach einigen unerheblichen Begebenheiten wurde Friede gemacht; worinn David die erſt eroberte Stadt Carlisle behielt, ſein Sohn aber die Grafſchaft Huntingdon bekam; wegen welcher er auch dem Stephanus huldigte.

Nach dieſem Feldzuge verfiel Stephanus in eine Schlafſucht, die man für einen Vorboten ſeines nahen Todes hielt. Dieſer Zufall veranlaßte große Unruhen. Der Graf von Anjou fiel in die Normandie ein, um alſo von der Verlaſſenſchaft ſeines Schwiegervaters Beſitz zu nehmen. Allein die Normänner, die dieſem Herrn abgeneigt waren, riefen den Thibaud,

älteſten

älteſten Bruder des Stephanus, in das Land; welcher auch darinn ſich verſchiedener Plätze bemächtigte.

Jedoch Stephanus kam, wider alles Vermuthen, von ſeinem gefährlichen Lager auf. Da er die großen Verwirrungen, die ſich unter ſeiner Krankheit zugetragen hatten, erfahren hatte, glaubte er am nöthigſten zu ſeyn, daß er die normanniſchen Unruhen ſtille. Bey ſeiner Ankunft brachte er die Vornehmſten gar bald durch Geld auf ſeine Seite. Eben dieſes Mittel verſuchte er auch mit gutem Erfolge an dem Könige von Frankreich ſelbſt. Auf dieſe Weiſe ſah ſich Thibaud von allen Seiten verlaſſen, und genöthigt, ſich aus dem Lande zu begeben. Und damit die Normandie und England nicht unter einem Haupte ſtehen möchten, ſo trat Stephanus dieſes Herzogthum ſeinem Sohn, Euſtachius, Grafen von Boulogne, ab, der deswegen auch dem Könige von Frankreich huldigte.

Bald hierauf im Jahr 1138 that der König von Schottland (m) einen neuen Einfall in Northumberland, weil er mit verſchiedenen vornehmen Engländern ein geheimes Verſtändniß hatte, die auch wirklich Betford beſetzten. Stephanus eilte den Feinden entgegen und eroberte Betford. Worauf er dem Könige von Schottland bis in ſein Reich nachſetzte. Indem er dieſes unternahm, entſtund in England

(m) *Chron. de Gervaiſe. Dunelm. Malmesb. Hoveden. Huntingd. Matth. Pariſ.*

eine faſt allgemeine Empörung der Barons, welche zum Vorwand ihres Aufſtands die von dem Könige unterlaſſene Erfüllung ſeiner Verſprechen nahmen. Das Haupt dieſer Mißvergnügten war Robert, Graf von Glocefter, welcher ſich bemüht hatte, zum Vortheil ſeiner Schweſter, der ehemaligen Kaiſerinn Mathilde, unter den Engländern einen Anhang zu bekommen. Dieſer Robert nun ſchrieb einen hitzigen Brief an den Stephanus, kündigte ihm den Krieg an; und in einem Ausſchreiben erklärte er ihn für einen unrechtmäßigen König. Zu gleicher Zeit ſetzte der Graf in England über, und bemächtigte ſich Briſtol; da inzwiſchen andre der mißvergnügten Herren ſich von einigen veſten Schlöſſern Meiſter machten. Der Anhang der Mathilde nahm immer mehr und mehr zu. Stephanus aber ließ ſich dieſe gefährlichen innerlichen Unruhen keineswegs niederſchlagen, ſondern blieb ſtandhaft auf dem Entſchluß, ſeinen Thron wider alle Feinde zu behaupten.

Unter dieſen Unruhen fiel der König von Schottland abermal in Northumberland ein. Allein die Einwohner jagten die Feinde beherzt wieder aus ihrem Lande. Stephanus war ſeines Orts ebenfalls wider die Empörer glücklich, als welchen er einen Ort nach dem andern wegnahm, weil ſie ſich getrauten, im Felde etwas zu wagen. Der Graf von Gloceſter wurde hierdurch in große Verlegenheit geſetzt. Er gieng zu der Mathilde, und bat ſie, daß ſie ſelbſt in

Eng=

England kommen und ihre Anhänger durch ihre Gegenwart zur Treue und Standhaftigkeit ermuntern möge.

Indeſſen, da die Mißvergnügten ziemlich in die Enge gebracht waren, ſetzte Stephanus den Krieg wider Schottland glücklich fort, und drang ſo gar in dieſes Reich ſelbſt ein. Dieſes bewog den ſchottländiſchen König, auf einen Frieden anzutragen; welcher auch geſchloſſen, und unter andern ausgemacht wurde, daß der König David eidlich verſprechen ſolle, ſich nicht weiter in die Händel des Stephanus mit der Mathilde zu miſchen. Der König von England gieng ſodann in ſein Reich zurück, wohin er den ſchottländiſchen Prinzen Heinrich mit ſich nahm. Dieſer Prinz ſetzte ſich bald durch ſein großmüthiges Weſen in des Königs Gunſt, welcher auch ſeine beſondre Zuneigung gegen jenen durch die deutlichſten Beweiſe äußerte.

In dieſem Jahre wurde Thibaud, Abt von Bec, zum Erzbiſchof von Canterbury gemacht.

Im Jahr 1139 entſtund zwiſchen dem Könige und der engländiſchen Geiſtlichkeit (n) eine gefährliche Mißhelligkeit. Es hatte nämlich unter der Regierung dieſes Königs das Anſehen und die Macht der Geiſtlichen dergeſtalt zugenommen, daß der König dabey nicht ganz gleichgültig bleiben konnte. Inſonderheit war es ſehr bedenklich, daß etliche Biſchöfe in ihren Ländereyen verſchiedene wohl beveſtigte Schlöſſer aufgeführt

(n) *Ord. Vital. Malmesb.*

geführt hatten: und daß ſie, wenn ſie an den Hof kamen, allemal mit einer Anzahl gewaffneter Leute erſchienen. Stephanus wartete alſo auf Gelegenheit, den biſchöflichen Stolz ein wenig zu demüthigen. Als bald hernach die Bedienten der Biſchöfe von Salisbury, Ely und Lincoln einigen Unfug verübt hatten, ließ der König die Biſchöfe ſelbſt vorfordern, um wegen ihrer Bedienten Rechenſchaft zu geben. Nach gefälltem Urtheil, verlangte der König nicht nur die verordnete Geldſtrafe, ſondern noch dazu, daß die Biſchöfe ihm ihre veſten Schlöſſer übergeben ſollten. Da dieſes in der Güte nicht zu erhalten war, eroberte ſelbige der König nach und nach; und fand daſelbſt große Geldſummen. Dieſer bediente er ſich, mit dem Könige von Frankreich ein Bündniß zu machen, kraft deſſen Euſtachius, des Stephanus Sohn, die Conſtantia, Schweſter des Ludwigs des jüngern, der nach ſeinem Vater, Ludwig dem dicken, König in Frankreich worden war, heyrathete.

Ueber dieſes Verfahren gegen die Biſchöfe murrete die ſämmtliche Geiſtlichkeit. Beſonders war der Biſchof von Winchester auf den König, ſeinen Bruder, ſehr übel zu ſprechen, weil ihn derſelbe ſo wenig Theil an den Reichsangelegenheiten nehmen ließ, da doch er, der Biſchof, an des Stephanus Erhebung ſo großen Antheil gehabt. Da er alſo Gelegenheit ſuchte, dem Könige Verdruß zu machen, verſammelte er, als päbſtlicher Legat, die geſammte Geiſtlichkeit,

und ließ den König vorladen, um von ſeinem Verfahren gegen die Biſchöfe Rechenſchaft zu geben. Der König ſandte etliche Abgeordnete in die Synode, welche, da man dem Könige gar mit dem Bann drohte, ſo nachdrücklich wider die Geiſtlichkeit ſprachen, daß der endliche Schluß der Kirchenverſammlung dieſer war, man ſollte durch Abgeordnete von dem Könige eine anſtändige Genugthuung begehren.

Indeſſen war das Volk durch das Verhalten des Königs gegen die Geiſtlichkeit überaus aufgebracht worden; und es traten ſogar einige weltliche Herren auf die Seite der Geiſtlichen, da ſie ſahen, daß ſich der größere Haufe dorthin neige. Dieſe Umſtände ſchienen der Mathilde ſo günſtig zu ſeyn, daß ſie mit nur 140 Mann ſich unterſtund, in England zu kommen, weil ſie einen großen Zulauf hoffte. Sie gieng nach Arundel, wo ſich die verwittwete Königinn aufhielt; von der ſie auch aufgenommen wurde. So bald Stephanus dieſes hörte, rückte er unverzüglich vor Arundel. Allein die verwittwete Königinn that dem Könige ſo nachdrückliche Vorſtellungen, daß derſelbe der Mathilde erlaubte, ſich nach Briſtol zu begeben; von wannen ſie ſich hernach nach Gloceſter verfügte. Hier wußte ſie von dem Mißvergnügen der Geiſtlichkeit und des Adels ſo geſchickt ihren Vortheil zu ziehen, daß ſie faſt ganz England auf ihre Seite brachte.

Endlich brach im Jahr 1140 das Ungewitter aus. Der Zuſtand Englands bey dieſem

innerlichen Kriege war höchſt kläglich. Die Vornehmſten von beyden Partien übten die größten Gewaltthätigkeiten an den Geringern aus, weil ſie wohl wußten, daß man ihnen damals durch die Finger ſehen mußte. Die fremden Soldaten, welche Stephanus in ſeinem Dienſt hatte, ſuchten, weil der König ſie nicht bezahlen konnte, ſich an dem gemeinen Volk ihres Schadens zu erholen.

Indeſſen hatte der Biſchof von Wincheſter das Unheil, ſo er ſeinem Bruder, dem Könige, auf den Hals geworfen hatte, bereut. Um alſo den König durch einen wichtigen Dienſt zu begütigen, nöthigte er einige Herren der Gegenpartey, daß ſie dem Könige ihre veſten Schlöſſer einräumen mußten.

Bey allem dieſem Unglück verlohr Stephanus (o) nichts von ſeiner Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit. Vor allen Dingen ſuchte er der Mathilde habhaft zu werden; die er auch in etlichen Städten belagerte; aus denen ſie aber jedesmal glücklich entwiſchte. Endlich vernahm er, daß in Lincoln der Graf von Cheſter, Tochtermann des Grafen von Gloceſter, nebſt ſeiner Gemahlinn und Bruder, angekommen ſey. Sogleich eilte er vor dieſe Stadt, um ſie alle dreye zu fangen. Der Graf von Cheſter aber fand noch Mittel, zu entkommen, und dem Grafen von Gloceſter die Noth der Stadt zu melden. Dieſer machte ſo eilfertig Anſtalten zum Entſatz

der

(o) *Malmesb. Pariſ. Chron. Gerv.*

der Stadt, daß er dem belagernden Könige ſchon nahe war, da dieſer an des Grafen Ankunft nicht einmal gedachte. Hier mußte ſich nun der König in ein Treffen einlaſſen; wovon der Ausgang war, daß die königlichen gedungenen Völker die Flucht ergriefen. Der König wehrte ſich zwar mit einer unerhörten Tapferkeit noch eine zeitlang allein auf dem Wahlplatz, und hoffte, ſeine Leute würden ſich wieder ſetzen, und ihn zu retten ſuchen. Allein, da dieſes nicht geſchah, und der König alle ſeine Waffen und Kräfte verbraucht hatte, mußte er ſich endlich an den Graf von Glouceſter gefangen geben, der ihn der Mathilde zuſchickte, welche ihn in Ketten ſchließen ließ.

So bald der König ſich in dieſen Umſtänden befand, ſo fiel im Jahr 1141 alles von ihm ab, die Provinz Kent, die Stadt London, und einige wenige ausgenommen, die noch an ihm hielten. Die Normandie verließ ebenfalls den Stephanus; und der Graf von Anjou fand keine Schwierigkeit, dieſes Land, im Namen ſeiner Gemahlinn, der Mathilde, in Beſitz zu nehmen.

Hiernächſt war Mathilde eifrig befliſſen, den Biſchof von Winchester auf ihre Seite zu ziehen. Dieſer ließ ſich auch bewegen, zu ihr über zu treten, mit der Bedingung, daß er alle Pfründen nach Gutbefinden vergeben dürfe. Nachdem ihm dieſes zugeſtanden worden, leiſtete er der Mathilde den Eid, und that zugleich alle Anhänger des Königs in den Bann. Der

Erzbiſchof von Canterbury folgte dieſem Beyſpiel. Der Biſchof von Winchester verſammelte ſofort, als päbſtlicher Legat, die Geiſtlichkeit, und bemühte ſich, in dieſer Verſammlung durch allerhand Gründe darzuthun, daß man ſich für die Mathilde erklären müſſe. Die Abgeordneten der Stadt London widerſprachen dieſer Vorſtellung auf das nachdrücklichſte; konnten aber nicht hindern, daß nicht alle Anhänger des Stephanus von der Kirchenverſammlung aufs neue wären in den Bann gethan worden. Nach dieſem war der Mathilde hauptſächlichſtes Bemühen, die Stadt London auf ihre Seite zu bringen. Da ſie bis St. Alban vorgerückt war, um abzuwarten, was die mit London vorgenommene Unterhandlung für einen Ausgang gewinnen würde: entſtunden in der Stadt Spaltungen: und endlich gewann diejenige Partie die Oberhand, welche wollte, daß man ſich der Mathilde unterwerfe. Demnach kam ſie nach London, wo ſie prächtig empfangen, und als die Königinn von England ausgerufen wurde.

Indeſſen gab ſich die Gemahlinn des gefangenen Stephanus alle erdenkliche Mühe, wenigſtens nur die Freyſtellung ihres Gemahls bey der Mathilde zu erbitten. Allein alle Vorſchläge und Bitten wurden ſchlechterdings abgewieſen.

Der Biſchof von Winchester bat die Mathilde um einige Gefälligkeit für ſeines Bruders ſohn, den Euſtachius. Allein die Königinn ſchlug ihm

ihm dieſe Bitte auf eine ſehr ſtolze Art ab. Dieſes Bezeigen erbitterte den Biſchof ſehr, der für ſeine wichtigen Dienſte mehr Willfährigkeit von der Königinn erwartet hatte. Um ſich alſo an ihr zu rächen, bemühte er ſich, einen Anhang wider ſie zu bekommen. Und dieſes fiel ihm um ſo leichter, als die Mathilde durch ihr hochmüthiges Betragen ſich einen allgemeinen Haß der Unterthanen zuzuziehen anfieng. Der Biſchof hatte in der Stille den Anſchlag gefaßt, ſich der Mathilde ſelbſt zu bemächtigen. Allein die Königinn bekam bey Zeit hievon Nachricht, und fand eben noch Mittel aus London zu entkommen; da dann ihr Palaſt von dem ergrimmten Pöbel geplündert wurde. Der Biſchof ließ ſodann dem Euſtachius wiſſen, daß er mit ſeinen Völkern aus Kent aufbrechen ſolle, und verſicherte ihn einer mächtigen Verſtärkung. Die Mathilde ſtellte ſich ihres Orts, in Geſellſchaft des Königs von Schottland, und des Grafen von Gloceſter, auch an die Spitze ihrer Armee. Auf der andern Seite waren bey dem Kriegsheer die Gemahlinn des Stephanus, ihr Sohn Euſtachius, und Wilhelm von Ypern. Dieſen hätte es beynahe geglückt, die Mathilde in Winchester zu fangen. Doch es gelung ihr auch dieſesmal, ihren Feinden zu entrinnen. Hingegen wurde der Graf von Gloceſter, der ihre Flucht bedeckte, ſelbſt gefangen, und in Rocheſter verwahrlich aufbehalten. Endlich wurde die Sache dahin verglichen, daß der König Stephanus

nus gegen den Grafen ſollte in die Freyheit geſetzt werden.

Indeſſen hatte der Biſchof von Winchester, auf ſein ſchriftliches Anſuchen, von dem Pabſt die Erlaubniß erhalten, alle Mittel zur Wiederherſtellung ſeines Bruders anzuwenden. Dieſe päbſtliche Erlaubniß las der Biſchof in einer deswegen angeſtellten Verſammlung vor, und that alle Anhänger der Mathilde in den Bann.

Weil, ſeit der Befreyung des Stephanus (p), der Anhang der Mathilde gar ſehr abgenommen hatte, ſo gieng im Jahr 1142 der Graf von Glocester zu der Mathilde Gemahl, dem Grafen von Anjou, und vermahnete ihn ſeiner Gemahlinn eine hinlängliche Hülfe zu ſenden. Allein der Graf befand ſich in ſolchen Umſtänden, daß er nur wenige Mannſchaft, nebſt ſeinem älteſten Sohn Heinrich, in England ſchicken konnte. Damals befand ſich Mathilde in Oxford. Stephanus eilte, dieſe Stadt zu belagern, um endlich ſeine Hauptfeindinn in die Hände zu bekommen. Allein dieſe fand abermal in ihrer Verſchlagenheit ein Mittel, aus dieſer Stadt nach Wallingford zu entfliehen; wo inzwiſchen auch ihr Sohn Heinrich, nebſt ſeiner Mannſchaft und dem Grafen von Glocester, angekommen waren.

Im Jahr 1143 hielt der päbſtliche Legat eine Verſammlung der Geiſtlichkeit zu London, bey welcher der König Stephanus gegenwärtig war.

(p) *Malmesb. Huntingd. Pariſ.*

war. Dieſer erſuchte die Geiſtlichen, zu baldiger Endigung des Kriegs, ihm mit Geld an die Hand zu gehen. Welches denn auch, durch des Legaten Vorſchub, bewilligt wurde. Von den Begebenheiten dieſes Kriegs in den drey folgenden Jahren wollen wir nichts melden, und nur ſo viel bemerken, daß, nach dem Abſterben des Grafen von Gloceſter, die Partie der Mathilde ſo abgenommen habe, daß ſie für dienlich fand, im Jahr 1146 ſich mit ihrem Sohn wieder in die Normandie zu begeben.

Nach der Abreiſe der Mathilde (q) machte nun niemand weiter dem Stephanus den Beſitz des Throns ſtreitig. Er wollte ſeinem Sohn Euſtachius die künftige Beſteigung deſſelben erleichtern, dadurch daß er einige Vornehme demſelben ſchwören ließ.

Jedoch im Jahr 1149 regte ſich ein neuer Mitbuhler um die engländiſche Krone. Dieſer war der Mathilde vorgedachter älteſter Sohn Heinrich; welcher in Northumberland gieng, um ſich daſelbſt mit dem Könige von Schottland, dem Oheim ſeiner Mutter, wegen der beſten Mittel zur Erreichung ſeines Endzwecks, zu unterreden. Nach welcher Unterredung er wieder in die Normandie zurück gieng; allwo, bald nach ſeiner Zurückkunft, ſein Vater, der Graf von Anjou, ſtarb, der ihm einſtweilen den Beſitz von Anjou hinterließ; mit dem Anfügen, daß er, nach der Mathilde Tode, die Normandie bekommen,

(q) *Huntingd. Chron. Gervaſ. Hoveden.*

kommen, ſein jüngerer Bruder Gottfried aber Anjou in Beſitz nehmen ſolle.

Ludwig der jüngere, König von Frankreich, verſtieß ſeine Gemahlinn Alienor (oder Eleonora); gab ihr aber Guienne, Poitou, Saintonge, und alle Länder, zugleich wieder, die ſie ihm zur Morgengabe zugebracht hatte. Eine ſolche reiche Wittwe wollte der junge Heinrich nicht aus den Händen laſſen. Er nahm alſo, mit Bewilligung ſeiner Mutter, den Titel eines Herzogs der Normandie an, und vollzog im Jahr 1151, wider alles Vermuthen des Königs von Frankreich, die Vermählung zu Bourdeaux mit der geſchiedenen Königinn. Die Könige von Frankreich und England konnten dieſe anſehnliche Vergrößerung des Hauſes Anjou nicht anders, als mit eiferſüchtigen Herzen, bemerken. Daher hetzte der König Ludwig den jüngern Bruder des Heinrich, den Gottfried, wider jenen auf; und belehnte zugleich den Sohn des Stephanus, Euſtachius mit der Normandie. Und weil dem Könige von England die Abſichten Heinrichs auf England nicht unbekannt waren, ſo ſuchte er es dahin zu bringen, daß Euſtachius, noch bey ſeinem Leben, zum Könige von England möge gekrönt werden. Allein der Erzbiſchof von Canterbury ſchlug dieſes ſchlechterdings ab. Der König wurde durch dieſe Weigerung ſo erzürnt, daß er den Erzbiſchof und die übrigen gleich geſinnten Biſchöfe alle zuſammen

in

(r) *Radevicus de Diaeto. Chron. Gerv.*

in ein Haus einſperren ließ, und ſie nicht ehe los zu laſſen vorhatte, bis ſie ſich ſeinem Willen würden gemäß bezeigt haben. Jedoch der Erzbiſchof entwiſchte, und vereitelte dadurch des Königs Anſchläge. Dieſer hoffte aber, durch die Einnahme der veſteſten Schlöſſer der Biſchöfe, dieſe Prälaten zu ſeinem Gefallen zu nöthigen. Zu dem Ende belagerte er Wallingford: ſandte aber zugleich im Jahr 1152 ſeinen Prinzen Euſtachius in die Normandie, um, in Gemeinſchaft des Königs von Frankreich, den Heinrich zu hindern, daß er ſeinen Anhängern in England nicht zu Hülfe kommen könne. Allein Heinrich brachte den König von Frankreich auf ſeine Seite: und dann war es ihm leicht, den Euſtachius zur Rückkehr zu nöthigen. Dieſer gieng auch wieder in England. Heinrich folgte bald mit einer anſehnlichen Kriegesmacht nach, um Wallingford zu entſetzen. Gleich bey ſeiner Ankunft in England lieferten ihm die Großen, ſo ihm anhiengen, gleich dreyßig veſte Plätze in die Hände, die er zu ſeiner Sicherheit beſetzte, und ſodann auf die Belagerer los gieng. Hier wäre freylich ein Treffen unvermeidlich geweſen, wenn nicht der Graf von Arundel durch ſein Zureden den König bewogen hätte, ſich mit Heinrich in einen Vergleich einzulaſſen; wozu aber letzterer kaum zu bewegen war. In der Unterredung, die Stephanus und Heinrich mit einander hielten, wurde erſtlich ein Stilleſtand geſchloſſen. Gleich hierauf ſtarb

Euſta-

Euſtachius, vermuthlich für Verdruß über den vorſeyenden Ausgang der Sache.

Im Jahr 1153 ſtarb der König von Schottland; welchem ſeine beyden Enkel Macolm und Wilhelm nach der Ordnung im Reich folgten.

Endlich wurde auch, nach langem Unterreden, der Vergleich zwiſchen Stephanus und Heinrich zur Richtigkeit gebracht; wovon die Hauptbedingung war, daß Heinrich, nach Stephanus Abſterben, in England zur Regierung kommen ſolle. Des Königs Sohn Wilhelm leiſtete zum voraus dem Heinrich deswegen den Eid; und Stephanus nahm den Heinrich an Kindes Statt feyerlich an. Dieſer Vertrag erweckte in dem ganzen Königreich ein ungemeines Vergnügen. Indem aber Stephanus bedacht ſeyn wollte, die Unterthanen die Früchte des Friedens recht genießen zu laſſen, nahm ihn der Tod im Jahr 1154, im vier und funfzigſten Jahre ſeines Alters, hinweg.

Dieſer Fürſt verdienet in der That, unter die löblichen Regenten geſetzt zu werden. Von ſeiner Tapferkeit, Großmuth und Gelindigkeit, hat er unleugabare Beyſpiele gegeben. Doch kann man freylich die Art, wie er ſich die königliche Würde verſchafft hat, nicht gänzlich gut heißen.

Er hinterließ nur einen Sohn, den Wilhelm, der vermöge des Rechts ſeiner Mutter, Graf von Boulogne wurde.

Zuſtand
der
Kirche von England.
Unter Wilhelm I. Wilhelm II. Heinrich I. und Stephanus.

Von der Zeit der Eroberung Englands durch die Normänner an, hatte die Gewalt des Pabſts und der Geiſtlichkeit in dieſem Reiche ziemlich Abbruch erlitten. Was Wilhelm I. betrifft, ſo iſt oben ſchon erzählt worden, wie herzhaft derſelbe die vom Pabſt geförderte Huldigung wegen ſeines Reichs abgeſchlagen habe. Die Synoden hatten unter ſeiner Regierung nicht weiter einige Gültigkeit, als in ſo ferne ſie ſich ſeinen Geſinnungen gemäß bezeigten. Die geiſtlichen Ländereyen mußten gleiche Laſten mit den Gütern der Layen tragen.

Wilhelm der rothe war eben ſo geſinnt. Er zog die ledigen Pfründen ein, und vergab oder verkaufte ſie, wann und an wen er wollte. Der päbſtliche Hof beobachtete bey dieſen Königen, wo mit Drohen nichts auszurichten war, ein kluges Nachgeben, und begnügte ſich, den Biſchof von Winchester zu ſeinem Legaten in England gemacht zu haben; wovon man damals die Folgen nicht einzuſehen vermochte.

Die Streitigkeit zwiſchen den erzbiſchöflichen Sitzen von Canterbury und York, iſt viel zu weitläuftig, als daß ſie hier dürfte beſchrieben werden.

Was wegen des eheloſen Lebens der Geiſtlichkeit von dem Pabſt verſucht, und in wie weit ſeine Abſicht in England erreicht worden, iſt in der Geſchichte der Könige dieſes Zeitabſchnitts erzählt worden.

Mit Abſendung der Legaten that der römiſche Stuhl unter den ſächſiſchen und däniſchen Königen in England nur ſelten einen Verſuch. Er wollte es auch unter der Regierung beyder Wilhelme nicht wagen, ſo oft es ihm beliebte, einen Legaten, als Vollzieher der päbſtlichen Befehle, in dieſes Reich zu ſchicken.

Unter Heinrich I. ſandte der Pabſt den Erzbiſchof von Vienne, als einen Legaten von ganz Großbritannien in England; und ſollte derſelbe ſeinen Sitz zu London aufſchlagen. Allein der König geſtattete dieſem Legaten nicht, auch nur das Geringſte in dem Königreiche zu verfügen oder zu ändern.

Als Pabſt Paſchalis II. im Jahr 1116 einen Legaten in England ſenden wollte, wurde derſelbe vom König Heinrich, mit Zuſtimmung der engländiſchen Biſchöfe, abgewieſen, welche behaupteten, daß dergleichen wider die Freyheiten der anglicaniſchen Kirche ſey. Doch gelung es dem Honorius II. den Cardinal Johann von Creme als einen Legaten in England zu bringen; von deſſen Verrichtungen ſchon oben

Nach-

Nachricht gegeben worden. Gleichwie auch aus Heinrichs Leben bekannt iſt, daß der Biſchof von Winchester die Würde eines Legaten begleitet habe.

Nachdem die Gewalt des Pabſts in England zunahm, gerieth das Anſehen der Synoden in Abnahme. Dahero auch von den Kirchenverſammlungen dieſes Zeittheils faſt nichts merkwürdiges zu melden iſt.

Die denkwürdigſte unter dieſen Kirchenverſammlungen iſt wohl die, ſo unter Heinrich I. im Jahr 1102 von dem Anſelm angeſtellt worden, als wobey auch der geſammte Adel des Reichs gegenwärtig geweſen. Unter den Schlüſſen dieſer Synode ſind folgende:

Es wird den Archidiakonen, Prieſtern, Diakonen und Domherren verbothen, zu heyrathen und den verheyratheten befohlen, ihre Weiber von ſich zu laſſen.

Die Söhne der Prieſter ſollen ihren Vätern in den Kirchendienſten nicht nachfolgen.

Man ſoll nicht die Menſchen, wie das Vieh, verkaufen.

Von dem Streite wegen der Transſubſtantiation (oder der Verwandlung des Brods und Weins im heiligen Abendmahl in den Leib und Blut Chriſti) wollen wir nur kürzlich etwas melden. Gegen das Ende des achten Jahrhunderts hatte Paſchaſius Radbert, ein Mönch von Corvey, ſchriftlich die Meynung vorgetragen, das Brod im heiligen Abendmahl ſey der wahre

Leib Jeſu Chriſti, der von der Maria gebohren worden; und der Wein das wahre Blut, welches Chriſtus vergoſſen habe. Dieſe Meynung kam den Gottesgelehrten fremde vor; unter welchen vornehmlich Johann Scot (von dem wir weit oben geſagt haben), und Rabanus, Erzbiſchof von Maynz, dieſelbe beſtritten. Im Jahr 1033 trug Berengarius, Archidiakonus von Angers, eine Meynung vor, die der Radbertiſchen gerade entgegen geſetzt war. Berengarius wechſelte über ſeiner Meynung Briefe mit dem Lanfranc, nachmaligen Erzbiſchof von Canterbury, welcher die Radbertiſche Meynung unterſtützte. Des Berengarius Lehre wurde auf etlichen Kirchenverſammlungen verdammt, und er zum Wiederruf angehalten.

Nun wollen wir nur noch die berühmteſten Männer unter den Geiſtlichen dieſer Zeit kurz beſchreiben; doch ſo, daß wir dasjenige, ſo von ihnen in der Geſchichte der Könige ſchon gemeldet worden, vorbey laſſen.

Lanfranc, deſſen oben ſchon mehrmalen gedacht worden, war von Pavia gebürtig, und hatte ſich in den Wiſſenſchaften wohl geübt. Da er ſeine Mönche in der Abtey Bec in der Normandie oft wegen ihrer Unwiſſenheit ausgefilzt hatte, klagten dieſe bey dem Herzog Wilhelm über dieſen ihren Abt. Der Herzog aber, der den Lanfranc verhören wollte, wurde von deſſen Geſchicklichkeit ſo eingenommen, daß er ihn nachmals, da er die engländiſche Krone erhielt, zum Erzbiſchof von Canterbury machte.

Man

Man hielt dieſen Lanfranc für einen eben ſo geſchickten Staatsmann, als gelehrten Geiſtlichen. Er ſchrieb eine Auslegung über des heiligen Paulus Briefe, und eine Abhandlung wider den Berengarius.

Was Heinrich I. für einen Streit, wegen der Inveſtitur der Geiſtlichen, mit Anſelm, dem Erzbiſchof von Canterbury, gehabt habe, davon iſt in dieſes Königs Leben das weſentlichſte ſchon erzählt worden. Hier wollen wir nur etwas weniges von dieſes Mannes Lebensumſtänden anführen. Anſelm war aus der Stadt Aoſta in Italien gebürtig, wo er im Jahr 1033 auf die Welt kam. Man hielt ihn für einen gelehrten und untadelhaften Geiſtlichen. Wie man dann etliche Abhandlungen, die in die Gottesgelehrtheit einſchlagen, von ihm hat. Die Befehle des Pabſts trieb er mit der größten Standhaftigkeit durch; wie man in dem Inveſtiturſtreit deutlich genug ſiehet.

Gilbert, Biſchof von London, war ebenfalls wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit berühmt. Man nennet unter ſeinen Schriften, eine Auslegung über den Pſalter.

Malachias, Erzbiſchof von Armagh in Irrland, iſt blos wegen ſeiner Weiſſagungen berühmt, die er von den Päbſten, die nach und nach regieren würden, gethan hat. Man kann ſie noch itzt leſen.

Ingulph, deſſen Geſchichte von Croyland wir ſo oft anführen, war im Jahr 1030 zu London gebohren.

Wilhelm von Poitiers, oder Guilielmus Pictavienſis, war Hofprediger bey Wilhelm dem Eroberer, und ſchrieb eine Geſchichte des engländiſchen Königs Wilhelms II.

Florens, den wir ebenfalls oft zum Zeugen nehmen, war ein Mönch zu Worceſter, (Florens Wigornenſis) und ſchrieb eine Chronik bis 1119.

Eadmer, Mönch zu Canterbury, hat in ſeiner Hiſtoria nonorum, die Geſchichte beyder Wilhelme und Heinrichs I. geliefert. Man hält dieſen Mann für einen der glaubwürdigſten Geſchichtſchreiber.

Ordericus Vitalis, Mönch von St. Evroul in der Normandie, hat eine Kirchengeſchichte geſchrieben.

Wilhelm, Mönch und Bibliothekarius zu Malmesbury, hat de geſtis Regum Anglorum geſchrieben, und in dieſem Buch die Begebenheiten, von der Ankunft der Sachſen an, bis auf 1142, zierlich und aufrichtig erzählt. Dieſer mag wohl für den beſten engliſchen Geſchichtſchreiber unter den Alten geachtet werden.

Auch des Zeugniſſes dieſer drey letzten Schriftſteller haben wir uns, wie man hin und wieder ſiehet, bedienet.

Das

Das ſiebende Buch.

So die Regierung der Könige Heinrich II. und Richard I. enthält.

Heinrich II. mit dem Zunamen Plantagenet, vom Jahr 1154.

Dem Heinrich konnte niemand die Beſitznehmung des Reichs ſtreitig machen. Daher wurde er auch bald nach ſeiner Ankunft gekrönt. Dieſer Prinz konnte freylich ſeiner königlichen Krone einen Glanz geben, den ſeine Vorfahren nicht zeigen konnten, maaſſen er Guienne, Poitou, Saintonge, Maine, Anjou, Touraine und die Normandie, als eigne Länder beſaß.

Die Ruhe, der er im Anfange ſeiner Regierung genoß, wendete er theils zur Beveſtigung ſeines Throns, theils, wie es ſchiene, zum Wohl des Landes, an. Dahero ließ er vor allen Dingen die häufig im Lande erbauten veſten Schlöſſer ſchleifen, um den unruhigen Köpfen ihre Schlupfwinkel zu nehmen. Hernach dankte er die ausländiſchen Soldaten ab, deren ſich Stephanus bedient hatte, und befahl ihnen, ſich aus England zu entfernen; wodurch dem Lande ein großer Dienſt geſchah.

Aber im Jahr 1155 unternahm er etwas, das ihm einen großen Haß zuzog, indem er alle Geſchenke, die Stephanus ausgetheilt hatte, zurück nahm, und alle veräußerte Ländereyen der Krone wieder einzog. Die, ſo auf dieſe Weiſe beraubt worden, murrten über dieſes Verfahren. Doch getraute ſich niemand, wider einen ſo mächtigen Herrn etwas zu unternehmen. Doch that der König dem Reiche dadurch wieder etwas angenehmes, daß er die Geſetze Eduards aufs neue einführte, und den Gnadenbrief Heinrichs I. beſtätigte.

Nach dieſer gemachten Einrichtung gieng Heinrich (a) im Jahr 1156 in Frankreich, um dem daſigen Könige wegen ſeiner in dieſem Reich gelegenen Länder zu huldigen. Er hatte aber, außer dieſer, noch eine wichtige Urſache ſeiner Reiſe. Gottfried, des König Heinrichs jüngerer Bruder, hatte ſich, ſo bald dieſer die engländiſche Krone empfangen, der Grafſchaft Anjou, vermöge der an ſeinem Ort gemeldten väterlichen Verordnung, bemächtigt. Ob nun gleich Heinrich ſich eidlich verbunden hatte, über dieſer Ländertheilung zu halten, ſo empfand er doch eine ſo heftige Begierde, auch ſeines Bruders Antheil ſich zuzueignen, daß er denſelben durch die Ueberlegenheit ſeiner Kriegsmacht nöthigte, ſein Land mit dem Rücken anzuſehen, und daſſelbe in den Händen ſeines Bruders zu laſſen. Doch wurde der Verluſt an Ländern, den Gottfried erlitten hatte,

(a) *Hoveden. Radericus de Diceto.*

hatte, ſogleich wieder einigermaaßen erſetzt, da ihn die Einwohner der Grafſchaft Nantes zu ihrem Herrn machten, nachdem ſie dem Conan, Herzog von Bretagne, der ſich des Landes bemeiſtern wollte, tapfer widerſtanden hatten.

Die Walliſer (b) wagten im Jahr 1157 abermal einige Streifereyen in ihre Nachbarſchaft. Der König zog wider ſie zu Felde; richtete aber, wie faſt alle ſeine Vorfahrer, wider dieſe Leute nicht viel aus. In dem mit ihnen geſchloſſenen Frieden mußten ſie dem Könige etliche unter den vorigen Regierungen eroberte Schlöſſer wieder geben.

In beyden folgenden Jahren wurden dem Könige noch zween Söhne, Richard und Gottfried, gebohren.

Im Jahr 1159 ſtarb Gottfried (c), des Königs Bruder. Der Herzog von Bretagne bemächtigte ſich ſogleich der Stadt Nantes und der ganzen Grafſchaft. Allein der König Heinrich, der auf dieſes von ſeinem Bruder beſeſſene Land ein Recht zu haben glaubte, kam mit einem furchtbaren Heere dahin, und nöthigte den Herzog Conan, das eroberte Land wieder fahren zu laſſen. Doch wurde bey dem Friedensſchluſſe mit ausgemacht, daß der Herzog ſeine kleine Tochter Conſtantia dem noch in der Wiege liegen-

(b) *Matth. Pariſ.*
(c) *Rad. de Dirc. Argentré* hiſt. de Bret. 15. B. *Catel.* hiſt. des Comtes de Toulouſe. *Polyd. Verg.*

genden Sohn des Königs, Gottfried, verloben ſolle. Den König von Frankreich, Ludwig, brachte Heinrich bey dieſer Gelegenheit ebenfalls auf ſeine Seite, und ſtiftete auch für ſeinen älteſten Sohn Heinrich von fünf Jahren, eine Heyrath mit der franzöſiſchen ſechs Monat alten Prinzeßinn Margaretha.

Jedoch der Ländergeiz Heinrichs war noch nicht befriedigt. Er ſetzte ſich in den Kopf, auch die Grafſchaft Toulouſe an ſich zu ziehen. Den Vorwand zu dieſer Unternehmung ſuchte er in gewiſſen Anſprüchen, welche ſeine Gemahlinn auf dieſes Land haben ſollte; welche aber hier anzuführen, viel zu weitläuftig und unnütz ſeyn würde. Kurz, Heinrich gieng mit einem großen Heer auf die Hauptſtadt Toulouſe los. Allein der König von Frankreich, der den Heinrich nicht wollte immer weiter um ſich greifen laſſen, hatte ſich noch vor dieſes letztern Ankunft in Toulouſe geworfen; wodurch dann die Belagerung der Stadt ſo ſehr aufgezogen wurde, daß Heinrich die Belagerung aufhub, und in die Normandie zurück gieng, im Jahr 1162. Nach ſeiner Rückkunft bemächtigte er ſich, durch Vorſchub Simons von Montford, etlicher Schlöſſer in der Gegend von Paris, um ſich dadurch wegen des Streichs zu rächen, den ihm Ludwig mit Toulouſe geſpielt hatte. Es wurde aber zwiſchen beyden Königen gar bald Friede geſchloſſen; in welchem aber wegen Toulouſe nichts ausgemacht wurde.

Bald darauf ließ Heinrich die franzöſiſche dreyjährige Prinzeßinn durch ſeinen Kanzler Becket abholen, und bald nach ihrer Ankunft in England das Beylager mit ſeinem ſiebenjährigen Prinzen Heinrich feyerlich vollziehen. Zugleich ließ er von der Stadt Giſor, welche dieſer Prinzeßinn zur Mitgift beſtimmt war, Beſitz nehmen.

Nun war in der That nichts vorhanden, welches den König Heinrich in dem ruhigen Beſitz ſeines Reichs von außen her hätte ſtören können. Allein er fand einen Feind, den er wohl nicht hätte vermuthen ſollen, in ſeinem Reich, im Jahr 1163.

Dieſes war der vorgedachte Großkanzler, Thomas Becket. Dieſer Mann, der von bürgerlicher Herkunft war, that ſich bey Zeiten durch ſeine Geſchicklichkeit dergeſtalt hervor, daß er Archidiaconus der Kirche von Canterbury wurde. Als nachmals der König Heinrich, bey etlichen Unterhandlungen, beſondre Vorzüge an dieſem Manne wahrzunehmen glaubte, erhub er ihn gar zur Würde ſeines Großkanzlers. In dieſer hohen Bedienſtung bewies Becket gegen jedermann ſich über die maaßen hochmüthig. Nur gegen den König bezeigte er eine vollkommene Unterwürſigkeit. Als derohalben das Erzbiſchofthum Canterbury durch Thibauds Abſterben erledigt wurde, glaubte der König, ſich ſelbſt einen groſſen Vortheil zu ſchaffen, wenn er den Becket auch zu dieſer Würde erhübe. Sobald aber dieſer die erzbiſchöfliche Würde erhalten hatte,

ſchickte er dem Könige ſogleich das große Siegel zurück, und gab dadurch ſeine Kanzlerſtelle, wider des Königs Vermuthen, auf. Und da er, als Kanzler, dem Pracht aufs höchſte ergeben war, änderte er nun ſeine ganze Lebensart: behielt nur wenige Bedienten, und kleidete ſich in grobes Tuch, worüber ſich dann jederman höchlich verwunderte.

Heinrich hatte mit Verdruß wahrgenommen, was für einer Gewalt ſich die Geiſtlichkeit unter dem Stephanus anmaaßte. Daher beſchloß er, gleich beym Antritt ſeiner Regierung, dieſen Stand in die gehörigen Schranken einzuweiſen. Zu einer ſo wichtigen Unternehmung würde ihm ein Erzbiſchof von Canterbury, der auf ſeiner Seite geweſen wäre, vorzüglich haben dienen können. Und dieſe Betrachtung veranlaſſete ohne Zweifel den Heinrich, daß er dem Becket zu der erzbiſchöflichen Würde verhalf; welcher aber freylich, durch die Niederlegung ſeiner Großkanzlerſtelle, des Königs Anſchläge ſehr verwirrte.

Unter denen damals eingeſchlichenen groben Mißbräuchen war dieſer einer der ſchlimmſten, daß die Geiſtlichen vor keinem andern, als geiſtlichen, Gericht, wegen ihrer Uebelthaten Rechenſchaft zu geben oder Strafe zu leiden gewohnt waren. Weil dieſe Strafen gemeiniglich ſehr gelinde waren, ja oft gar nicht vollzogen wurden, ſo wurden dadurch die größten Ausſchweifungen der Geiſtlichen begünſtigt, und ohne Scheu getrieben. Nun wurde um dieſe Zeit von einem

Geiſtli-

Geiſtlichen (d) des Stifts Salisbury eine Mordthat begangen. Der Erzbiſchof ſtrafte dieſen Miſſethäter nicht ſchwerer, als daß er ihm ſeine Pfründe nahm, und ihn in ein Kloſter einſperren ließ. Der König beſchwerte ſich gegen den Erzbiſchof Becket wegen dieſer allzu gelinden Beſtrafung, und wollte haben, daß der Mörder am Leben geſtraft werde. Allein, der Erzbiſchof ſagte rund heraus, er werde niemals zugeben, daß ein beſchuldigter Geiſtlicher vor einem andern, als geiſtlichen, Gericht, zur Rede geſetzt werde. Er unterſtund ſich noch überdieſes, dem Könige etliche Vorwürfe zu machen. Hiedurch wurde der König ſehr erbittert. Doch verſuchte er vorher den Erzbiſchof durch gütliche Vorſtellungen auf andre Gedanken zu bringen. Nachdem aber dieſer hochmüthige Mann ſich hiedurch nicht bewegen ließ, ſo berief der König eine Verſammlung der vornehmſten geiſtlichen und weltlichen Herren des Königreichs, ſtellte bey dieſer Zuſammenkunft das gewaltthätige Betragen des Becket, nebſt deſſen ſchlimmen Folgen, nachdrücklich vor, und zeigte die Nothwendigkeit, dieſer Kühnheit bey Zeiten Einhalt zu thun. Die weltlichen Herren fielen der Meynung des Königs ohne Anſtand bey. Der König ſchlug hierauf etliche Verordnungen vor, durch deren Beobachtung dem weitern Unfug geſteuert werden ſollte. Und dieſe Verordnungen waren dieſe: a) Niemand ſoll, ohne des Landesherrn Einwilligung,

(d) *Hoveden. Rad. de Dirc. Fitz-Stephan. Guil. Neubrig.*

ligung, nach Rom appelliren: b) Kein Geiſtlicher, wenn ihn auch gleich der Pabſt beriefe, ſoll, ohne Erlaubniß des Hofs, nach Rom gehen dürfen: c) Kein unmittelbarer Vaſall der Krone, wie auch Bedienter des Königs, ſoll, ohne königliche Einwilligung, können in den Bann gethan werden: d) Alle peinlich Verklagte ſollen vor den königlichen Gerichten gerichtet werden. Dieſe Artikel wurden von den weltlichen Herren gar gerne gebilliget. Aber die anweſenden Biſchöfe und Aebte wollten dieſe Vorſchläge nicht anders unterſchreiben, als unter der beygeſetzten Bedingniß, den Rechten der Kirche und der Geiſtlichkeit unbeſchadet. Dieſe Weigerung bewog den König, der Geiſtlichkeit zu ſagen, daß er ſchon Mittel finden würde, ſie zu demüthigen. Durch dieſe Drohung wurden die Geiſtlichen gleichwohl erſchreckt, und ſie beſchloſſen in einer gehaltenen Zuſammenkunft, dem Könige durch Abgeordnete wiſſen zu laſſen, daß ſie ſich ſeinem Willen unterwerfen wollten. Der König war damit zufrieden. Damit aber dieſe Geſetze nicht möchten hernachmals umgeſtoßen werden, ſo ließ Heinrich dieſelben durch eine allgemeine Verſammlung oder Parlament beſtätigen. Becket und ſeine Anhänger mußten dieſe Verordnungen, nach vergeblichen Weigern, endlich auch unterzeichnen. Allein als Heinrich auch die Beſtätigung des Pabſts ſuchte, wurden alle dieſe Geſetze von ihm ſchlechterdings verworfen. Der Erzbiſchof erklärte öffentlich, daß es ihn ſehr reue, in dieſe der Kirche ſo nachtheilige Geſetze gewilligt zu haben.

Weil der König die Hartnäckigkeit des Becket immer deutlicher merkte, ſo beſchloß er, ihm ſo lange Verdruß zu machen, bis er von ſeinem Eigenſinn nachlaſſen würde. Man beſchuldigte ihn alſo allerhand, theils ſehr sträflicher Verbrechen. Allein er vertheidigte ſich entweder ſchlecht, oder gar nicht, und leugnete alle Gerichtbarkeit der königlichen Gerichte über ihn. Ja er erſchien auf das Verfordern nicht einmal vor dem Könige. Hierauf wurde er wegen offenbaren Ungehorſams verurtheilt, und alle ſeine bewegliche Güter eingezogen. Allein man gieng noch weiter: man beſchuldigte ihn des Laſters der beleidigten Majeſtät. Und als er nachgehends, ohne erhaltene Erlaubniß, mit einer großen Frechheit in die Verſammlung der Pairs trat, und daſelbſt auf das trotzigſte redete: wurde er von den Herren zum Gefängniß verurtheilt. Man verſuchte zwar noch einmal gütliche Mittel, um ihn auf einen andern Sinn zu bringen: Allein es war alles vergeblich. Und weil er ſich in England nicht mehr recht ſicher glaubte, entwiech er heimlich in Flandern.

Hier meynte der König von Frankreich eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, da er dem Heinrich wehe thun könne. Dahero gab er dem Becket die Erlaubniß, ſich in Frankreich zu begeben; und verſicherte ihn ſeines Schutzes. Heinrich beſchwerte ſich zwar gegen Ludwig über dieſe Schutznehmung eines ungehorſamen Unterthanen. Allein dieſer achtete nicht darauf. Indeſſen hatte Heinrich Geſandte an den Pabſt ab-

abgehen laſſen, um von ihm einen oder etliche Legaten zu verlangen, welche dieſe Sache in England unterſuchen ſollten. Allein der Pabſt, der dieſesmal Bedenken trug, Legaten nach England zu ſchicken, verzögerte, ſo lange er nur konnte, des Königs Begehren zu erfüllen.

Heinrich, durch dieſes unziemliche Verfahren des Pabſts aufgebracht, fieng im Jahr 1165 an, verſchiedenes dem Pabſt mißfällige zu verfügen. Er verboth alle Appellationen an den Pabſt auf das ſchärfſte. Die Güter der Geiſtlichen, ſo dem Becket anhiengen, wurden dem Biſchof zu London zu verwahren übergeben. Die Einkünfte des Erzbisthums und die beſondern Güter des Erzbisthums ließ er einziehen; und verbannte alle Verwandte des Becket aus dem Königreich. Dieſer hingegen that einige engländiſche Herren, die ihm zuwider waren, in den Bann; worüber dieſe aber ſpotteten. Der König Heinrich ſeines Orts brachte ein anſehnliches Heer auf die Beine, um auf alle Fälle gefaßt zu ſeyn.

In dieſem Jahre wurde dem Heinrich der vierte Sohn gebohren, den man Johann nennte. Und bald darauf ſtarb des Königs Mutter, Mathilde.

Obgleich Heinrich bey dieſem Streite mit dem Becket bisher nichts verlohren hatte, ſo wünſchte er doch, dieſen beſchwerlichen Handel einmal geendigt zu ſehen. Daher verabredete er

er im Jahr 1168 mit dem Ludwig, an einem dritten Ort zuſammen zu kommen, und ſich mit Becket zu unterreden. Allein die Halsſtarrigkeit dieſes Mannes machte die Unterredung fruchtlos. Heinrich drohte dem Pabſt, falls er den Streithandel nicht ernſtlich beyzulegen Anſtalt machte, ſo wolle er etwas unternehmen, das dem Pabſt nicht gefallen werde. Der Pabſt ſuchte hierauf abermal die Sache, nach ſeiner Gewohnheit, künſtlich aufzuziehen.

Indeſſen drang der Erzbiſchof von Sens bey dem Pabſt darauf, daß er mit dem Bann wider den König und ſeine Anhänger zufahren ſolle. Allein Heinrich ließ, ſo bald er dieſes erfuhr, nochmalen ſcharf verbiethen, von dem Pabſt oder Becket einigen Befehl anzunehmen. Zugleich wurde allen, die ſich dem etwaigen Bann unterwerfen würden, die Todesſtrafe gedroht; und die Bezahlung des Peterpfennigs unterſagt. Dieſe herzhaften Entſchlieſſungen machten den Pabſt ſtutzen, daß er in der Sache weiter zu gehen damals ſich nicht getraute.

Im Jahr 1170 gieng Heinrich (e), nach einer Abweſenheit von vier Jahren, wieder in England zurück. Daſelbſt hielt er eine Zuſammenkunft der Biſchöfe, Aebte, Grafen, Barons, Sherifs und Aldermänner der vornehmſten Städte, und ließ in ihrer Gegenwart ſeinen älteſten Sohn Heinrich von dem Erzbiſchof von York

(e) *Chron. Gerv. Pol. Verg.*

York zum künftigen Könige krönen; worauf ihm auch dieſe Herren den Eid der Treue leiſteten.

Bald darauf fiel der König Heinrich in eine Krankheit, die lebensgefährlich zu ſeyn ſchien. Dahero verordnete er, daß ſein älteſter Sohn Heinrich, England, die Normandie, Maine und Anjou; der zweyte, Richard, Guienne und Poitou, haben ſolle. Der dritte, Gottfried, hatte Hoffnung, nach ſeines Schwiegervaters Tode, Bretagne zu bekommen. Der Unterhalt des jüngſten Prinzen, Johann, war dem Heinrich aufgetragen. In eben dieſer Krankheit entſtunden in des Königs Gemüthe Gewiſſenszweifel, wegen ſeines Verfahrens mit Becket; und er bildete ſich ein, dieſem Mann zu hart begegnet zu haben. Derowegen faßte er den veſten Entſchluß, wofern er wieder geneſen würde, ſich mit dieſem Mann, es ſey auf welche Art es wolle, auszuſöhnen. Nachdem nun der König wieder geſund worden war, gieng er in Frankreich, um in Gegenwart des Ludwig ſich mit Becket zu unterreden, und einen Vergleich zu ſuchen. Endlich kam dieſer zu Stande, und der König verſprach eidlich, den Erzbiſchof vollkommen wieder in ſeinen vorigen Stand zu ſetzen, auch allen deſſen Freunden die abgenommenen Güter zurück zu geben.

Allein Becket (f), an ſtatt durch ſein bisheriges Schickſal gedemüthigt worden zu ſeyn, unterließ nicht, ſeinen Stolz und Rachgierde, wo er konnte,

(f) *Rad. de Diceto. Chron. Gervaſ. Fitz-Stephan.*

konnte, auszuüben. Gleich bey ſeiner Wiederkunft nach England that er, mit des Pabſts Genehmhaltung, etliche ihm aufſäßige Biſchöfe, und einige andre vornehme königliche Bediente in den Bann. Dieſe Herren begaben ſich ſofort in die Normandie, wo der König damals war, und beklagten ſich über dieſes hochmüthige Betragen des Becket. Der König brach aus Ungeduld in dieſe Worte aus: „Ich bin unglücklich genug, daß unter allen meinen Leuten mich „niemand wegen der Beſchimpfungen rächen „will, die mir unaufhörlich von einem elenden „Prieſter angethan werden.„ Dieſe Rede faßten etliche Bediente des Königs zu Herzen, und ermordeten gleich hernach den Becket auf dem Altar ſeiner Kirche zu Canterbury, im Jahr 1171. Man kann ſich leicht einbilden, daß der Pabſt die großen Dienſte, die ihm dieſer Mann geleiſtet, nicht werde unbelohnt gelaſſen haben. Dieſes geſchah nun auch dadurch, daß der Verſtorbene, den man für einen Märtyrer ausrief, unter die Heiligen gezählt oder canoniſirt wurde.

Im Jahr 1169 wurde Alienor, Heinrichs Tochter, mit Alphonſus, König von Caſtilien, vermählt.

Und im Jahr 1171 folgte Heinrichs Sohn, Gottfried, ſeinem verſtorbenen Schwiegervater, Conan, Herzog von Bretagne, in der Regierung nach.

Nach Beckers (g) Ableben lagen deſſen Freunde dem Pabſt unablåßig an, den Tod dieſes Mannes zu råchen. Sie wollten den König zum Anſtifter des Mords machen. Und der Pabſt Alexander fieng an, dem Könige mit dem Bann zu drohen. Allein Heinrich wußte die Ausführungen der påbſtlichen Drohungen durch allerhand Kunſtgriffe zu hintertreiben.

Hierauf dachte der König wieder an ſein ehemaliges Vorhaben, an deſſen Vollziehung ihn der Streit mit Becket gehindert hatte; nåmlich die Eroberung Irrlands zu verſuchen. Der damalige Pabſt Adrianus IV. ein gebohrner Engländer, gab, auf Anſuchen des Königs, ſeine Einwilligung gar gerne zu dieſer Unternehmung.

Es würde überflüßig ſeyn, hier von der Beſchaffenheit Irrlands, deſſen alten Einwohnern und Sitten, ingleichen von den älteſten Geſchichten dieſes Volks, umſtåndlich handeln wollen, weil eine ſolche Beſchreibung theils in der beſondern Geſchichte Irrlands ohnehin gegeben werden muß, theils in die vorhabende Erzåhlung keinen ſonderlichen Einfluß hat. Nur ſo viel müſſen wir voraus erinnern, daß um die Zeit, als die Engländer einfielen, Irrland, eben wie ehemals England, in ſieben Reiche getheilt geweſen. Einer von den damaligen Herren, Dermoth König von Leiceſter, hatte im Jahr 1171 ſich in einen

(g) *Rad. de Diceto. Brompton. Rog. ab Hoveden: Chronicon Cambrenſe.*

einen Krieg mit Orick, Könige von Meath, deſſen Gemahlinn er entführt hatte, verwickelt: und dieſer letztere hatte, durch Beyſtand Rodericks, Königs von Conawght, den Dermoth ſo in die Enge getrieben, daß er aus Irrland entweichen mußte. Er gieng ſodann in Frankreich, wo der König Heinrich damals ſich aufhielt, und erſuchte denſelben um ſeinen Beyſtand, mit dem Verſprechen, daß er, wenn er durch den König wieder in ſein Reich würde eingeſetzt werden, deſſen Vaſall werden wolle. Heinrich nahm dieſes Geſuch ganz wohl auf; weil er aber ſelbſt damals mit Frankreich Krieg hatte, ſo verſicherte er den Dermoth, ihm, nach Endigung dieſes Krieges, mit aller Macht beyzuſtehen. Indeſſen rieth er ihm, bey einigen engländiſchen Herren Beyſtand zu ſuchen. Dermoth fand denſelben auch bey Robert Fitz-Stephan und Richard, Grafen von Pembrook. Dieſe giengen nur mit einer geringen Anzahl von etliche hundert Mann in Irrland, waren aber doch ſo glücklich, etliche Plätze zu erobern, und dadurch alles in Schrecken zu ſetzen. Selbſt Roderick, der mächtigſte unter den damaligen Königen, ſuchte die Engländer durch allerhand Erbiethungen wieder aus dem Reich zu bringen; aber Gewalt zu gebrauchen, hatte er das Herz nicht. Da indeſſen Dermoth geſtorben war, hatte der Graf von Pembrook, nach ſchon vorher gemachten Vertrag, deſſelben einzige Tochter geheyrathet, und dadurch den Beſitz des Königreichs Leiceſter erhalten.

Jedoch dieſer glückliche Fortgang der engländiſchen Waffen beunruhigte den König Heinrich, weil er beſorgte, es möchten jene engländiſche Herren das ganze Land bezwingen, und unter ihrer Gewalt behalten. Unter dem Vorwand alſo, daß dieſe Herren eine ſolche Unternehmung ohne ſeine Erlaubniß gewagt hätten, ließ er in England verbieten, auch nur das geringſte von Lebensmitteln und Kriegsnothwendigkeiten in Irrland zu führen. Auf dieſes Verbot lieſſen der Graf von Pembrook und Fitz-Stephan dem Könige die Erklärung thun, daß er allezeit von den ſchon gemachten oder noch durch ſie zu machenden Eroberungen Herr ſeyn ſolle. Damit war der König zufrieden. Und im Jahr 1172 machte er mit ſelbigen Herren den Vergleich, daß er nur die Seeplätze in Beſitz nehmen, alles andre aber, das ſie erobert hätten, ihnen laſſen wolle. Hernach gieng er ſelbſt mit einer großen Armee in Irrland; und es iſt nicht zu wundern, daß ſich ihm alles ohne Anſtand unterwarf. Mit ſo weniger Mühe und Blutvergießen machte ſich Heinrich dieſe anſehnliche Inſel unterwürfig. Ehe er wieder in England gieng, verordnete er, daß Hugo Lacy in dieſem Lande, unter dem Titel eines Großrichters, das Regiment verwalten ſolle.

Sodann begab ſich Heinrich (h) in die Normandie, wo die päbſtlichen Legaten waren, welche unterſuchen ſollten, ob der König an Beckers

(h) *Brompton. Hoveden.*

Beckets Ermordung ſchuldig ſey, oder nicht. Nachdem endlich der König geſchworen hatte, daß er weder durch Befehl noch durch Einwilligung des Becket Ermordung veranlaßt habe, ſo wurde er auf folgende harte und unanſtändige Bedingungen losgeſprochen: 1) Solle ſich der König dem Willen des Pabſts nie widerſetzen; 2) die Appellationen an den Pabſt nicht hindern; 3) wider die Unglaubigen im heiligen Lande oder wider die Saracenen in Spanien zu Felde ziehen; 4) alle, ſo um Beckets willen aus dem Lande gejagt worden, wieder zurück berufen; und 5) alles, was zum Nachtheil der Kirchen in England eingeführt worden, abſchaffen.

Im Jahr 1173 wurde Roger, Abt von Bec, in der Normandie, zum Erzbiſchof von Canterbury erwählt.

Kaum hatte Heinrich (i) auf einer Seite ſich Ruhe verſchafft, als unvermuthet ſolche Bewegungen in ſeinen Ländern entſtunden, die höchſt gefährlich waren. Und dieſe wurden von ſeinem eignen Hauſe veranlaßt. Die Gemahlinn des Königs, Alienor, war durch den unerlaubten Umgang des Königs mit fremden Frauensperſonen auf das höchſte erbittert worden. Ihre Eiferſucht verlangte eine empfindliche Rache. Sie bemühte ſich alſo, ihre eigne Söhne wider ihren Vater aufzubringen. Welches auch nicht viele Mühe koſtete. Der älteſte Sohn,

(i) *Ran. Higden. Matth. Pariſ. Acta publica* Tom. I. *Thomas Walſingham.*

Heinrich, wünſchte ſehnlich, bald in der That König zu ſeyn, da er ſchon als künftiger König gekrönt war. Richard und Gottfried waren übel zufrieden, daß ſie die Regierung in ihren zugetheilten Ländern blos unter des Königs Aufſicht führen ſollten. Dieſe Prinzen zogen nicht nur verſchiedene Herren in England auf ihre Seite, ſondern es nahm auch der König von Frankreich, nebſt den Grafen von Flandern, Boulogne und Blois, ſeinen Vaſallen, und Wilhelm, König in Schottland, Theil an dieſer Verſchwörung.

Um dieſe Zeit hatte der König von Frankreich ſich vom Könige von England ausgebethen, ſeinem Sohn Heinrich und ſeiner Gemahlinn eine Reiſe zu ihm zu erlauben, weil er gerne einmal dieſen ſeinen Tochtermann und Tochter ſehen möchte. Beyde reiſten dann nach Frankreich. Weil aber der Prinz Heinrich dem Könige allzu lang auszubleiben ſchien, ſo befahl er demſelben, unverzüglich zurück zu kommen; welches auch geſchah. So bald dieſer in England angelangt war, trat der König in ſeiner Geſellſchaft eine Reiſe in Auvergne an. Hier geſchah es, daß der junge Heinrich ſeinen Vater bath, ihm die Normandie abzutreten; welches ihm aber abgeſchlagen wurde. Von dieſer Zeit fieng der König Heinrich an, gegen ſeinen Sohn Heinrich ein Mißtrauen zu faſſen. Aus dieſer Urſache ließ er ihn ſorgfältig beobachten, um, wo möglich zu hindern, daß er nicht wieder zu dem Könige von Frankreich kommen möge. Allein der

Prinz fand dennoch Mittel, nach Paris zu flüchten. Sobald die Königinn Alienor zu London dieſe Nachricht erhalten hatte, ſo ſchickte ſie, ohne ihres Gemahls Vorwiſſen, auch den Richard und Gottfried dahin. Hierüber erzürnte ſich dann der König dergeſtalt, daß er ſeine Gemahlinn, Alienor, ſehr enge verwahren ließ. Bald darauf wurde der König von ſeinen Feinden auf allen Seiten angegriffen. Richard erregte eine Empörung in Guienne; Gottfried, in Bretagne. In die Normandie fiel der König von Frankreich mit ſeinen Vaſallen ein. Der Graf von Leiceſter ſetzte zu Southampton ein Heer, ſo er in Frankreich geworben hatte, ans Land, um den Engländern Luſt zur Empörung zu machen.

Bey dieſen gefährlichen Umſtänden bezeigte der König von England eine wunderwürdige Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit, und wußte ſeine Einrichtungen ſo klüglich und wohl abgemeſſen zu machen, daß ſeine Sachen, wider jedermanns Vermuthen, bald ein beſſeres Ausſehen gewannen. Die Bretagner wurden von einem Feldherrn des Königs geſchlagen, und wieder zum Gehorſam gebracht. In England ſchlug der königliche General, Humphrid Bohun, den Grafen von Leiceſter, und nahm ihn ſelbſt gefangen. Eben ſo gieng es dem ſchottländiſchen Könige Wilhelm. Der König Heinrich ſelbſt war in Frankreich ebenfalls ſo glücklich, die anſehnlichſten abtrünnigen Städte wieder unter ſeine Gewalt zu bringen.

Dieſer beglückte Fortgang der königlichen Waffen machten die Empörer in England ganz kleinmüthig. Sie warfen ſich in ihre veſten Schlöſſer, weil ſie ſich im Felde nicht durften ſehen laſſen. Jedoch der König eroberte auch die meiſten Veſtungen der Aufrührer. Unterdeſſen nahm der König von Frankreich die Belagerung der Stadt Rouen vor; die ſich aber ſo lange wehrte, bis der König von England zum Entſatz kommen konnte. Dieſer beſchleunigte auch ſeine Ankunft dermaaßen, daß er in der Normandie war, ehe ſich Ludwig ſeiner verſah. Daher fand dieſer rathſam, die Belagerung, noch vor des Königs Annäherung, aufzuheben.

Auf dieſe Weiſe ſah ſich Heinrich von ſeinen meiſten Feinden wieder befreyt. Der König von Frankreich wollte, um des jungen Heinrichs willen, den Krieg mit einem ſo mächtigen Könige auch nicht allein fortführen. Daher that er Friedensvorſchläge; welche Heinrich gar gerne annahm. Ludwig verſprach, dem Könige von England gewiſſe Schlöſſer, die er indeſſen erobert hatte, wieder zu geben: und zugleich wurde die Verlöbniß der franzöſiſchen Prinzeßinn Alix mit dem engländiſchen Prinzen Richard verabredet. Der älteſte Sohn, Heinrich, da er ſich von fremden Beyſtand entblößt ſahe, faßte den Entſchluß, ſich vor ſeinem Vater zu demüthigen; der ihn auch ganz freundlich aufnahm.

Der

Der gefangene König von Schottland, Wilhelm, wurde unter der Bedingung frey gelaſſen, daß er alles, was der Krone England abgenommen worden, zurück geben, und dem Könige von England und ſeinem Sohn, wegen des Königreichs Schottland, huldigen wolle. Dieſes letztere geſchah auch mit großer Feyerlichkeit: und mußten, zu mehrer Sicherheit, auch die Barons von Schottland, einen Eid ſchwören, daß ſie ihrem Könige, falls er ſein Verſprechen nicht halten würde, den Gehorſam aufſagen wollten. Der König von Schottland mußte auch ſogleich die Schlöſſer Sterlyn, Edimburg und andere dem Heinrich, zur Verſicherung wegen ſeines Verſprechens einräumen.

Da Heinrich wieder Ruhe erlangt hatte, ſo machte er allerhand brauchbare Verordnungen.

Im Jahr 1176 vermählte er ſeine Tochter Johanna, an Wilhelm den Guten, König von Sicilien.

Inzwiſchen wachte um das Jahr 1182 das alte Mißvergnügen der königlichen Prinzen wieder auf; oder es war vielmehr bey ihnen niemals ganz verloſchen geweſen. Es waren noch immer eben die Urſachen des Verdruſſes vorhanden, von denen ſie vormalen waren aufgebracht worden. Bey Richard kam noch eine beſondre Urſache des Haſſes gegen ſeinen Vater hinzu; und dieſes war die unziemliche Liebe, welche der König Heinrich gegen die Alix, ſeine künftige Söhnerinn, hegte, und welche wohl nicht in Zweifel zu ziehen war. Heinrich muthmaaßete die feindſeligen

ligen Geſinnungen ſeiner Söhne; ließ ſich aber nicht merken, was er dachte. Er ergrief vielmehr ein ziemlich ſichres Mittel zu ſeiner Sicherheit, indem er ſich bearbeitete, Uneinigkeit unter ſeinen drey Söhnen zu ſtiften. Dieſemnach ſetzte er dem älteſten Sohn in den Kopf, daß er von ſeinen übrigen Brüdern die Huldigung, wegen ihrer Länder, fordern könne. Dieſer muthete auch in der That ſeinen Brüdern dergleichen zu. Allein dieſe ſchlugen dieſes Begehren ſchlechthin ab. Doch merkte der junge Heinrich noch zeitlich ſeines Vaters Abſicht bey dem gegebenen Rath. Er ſtellte ſich alſo äußerlich, als lebte er mit ihnen in einem Mißverſtändniß; in geheim aber fuhr er fort, mit ihnen, wegen Ausführung ihres Vorhabens, fleißig zu Rathe zu gehen. Jedoch alle dieſe Anſchläge vernichtete das darzwiſchen kommende Abſterben dieſes Heinrichs, welcher im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters an einer Auszehrung ſein Leben endigte; vor ſeinem Tode aber deutliche Zeichen der Reue gab, wegen der wider ſeinen Vater gefaßten unerlaubten Anſchläge und Unternehmungen.

Im Jahr 1184 kam Heraclius, Patriarch von Jeruſalem, in England, und ſuchte den König zu einem Kreuzzuge wider die Unglaubigen im heiligen Lande zu bewegen. Allein die Herren, welche der König wegen dieſes Begehrens zu Rathe gezogen hatte, hielten für ſehr bedenklich, daß derſelbe ſeine Perſon ohne Noth in Gefahr ſetze, und riethen dieſen Zug ab. Heinrich

rich folgte dieſem Rath, und ließ den Patriarchen mit einer anſehnlichen Geldſteuer heim ziehen.

Im folgenden Jahr hielt Heinrich bey dem Pabſt um die Erlaubniß an, daß er ſeinen Prinzen Johann zum Könige von Irrland krönen laſſen dürfe. Der Pabſt erlaubte dieſes; bedung ſich aber dabey den Peterspfennig auf ein jedes Haus in Irrland vor. Hierauf ſchickte der König den Johann, als einen Statthalter, nach Irrland, weil er Bedenken hatte, ihn ſchon damals zum Könige dieſes Reichs krönen zu läſſen. Allein der Prinz betrug ſich ſo übel mit ſeinen Irrländern, daß ihn ſein Vater zurück rufen mußte.

Die unruhige Gemüthsart des Richard machte dem Könige im Jahr 1186 nicht wenig zu ſchaffen. Dieſer Prinz gieng in Guienne, und maaßte ſich daſelbſt einer unumſchränkten Gewalt an; womit die Einwohner deswegen wohl zufrieden waren, weil ſie lieber unter einem eignen Herrn, als unter dem Könige von England, ſtehen wollten. Der König brachte ein fürchterliches Heer zuſammen; vorher aber ließ er dem Richard befehlen, ſich unverzüglich von Guienne zu entfernen; unter welcher Bedingung alleine er ihm Poitou laſſen wolle. Würde er ungehorſam ſeyn, ſo ſolle er von allem väterlichen Erbe ſchlechterdings ausgeſchloſſen ſeyn. Richard furchte ſich vor dieſen Drohungen, und bequemte ſich alſo zum Gehorſam. Bald darauf ſtarb ſein älterer Bruder Gottfried, der

von

von ſeiner Gemahlinn Conſtantia von Bretagne einen Prinzen, Arthur, hinterließ. Der König Heinrich hätte zwar gerne dieſe Erbſchaft ſeines Enkels an ſich gezogen: allein die Stände von Bretagne widerſetzten ſich. Daher der König nachgab, und die Stände dem Arthur vorläufig huldigen ließ.

Der neue König von Frankreich, Philippus, ein Herr von großen Anſchlägen, war ſehr unzufrieden, daß ſo viele ſchöne Länder in Frankreich in der Engländer Händen waren. Er machte alſo große Zurüſtungen, ohne ſich von ſeiner Abſicht das geringſte merken zu laſſen. Auf einmal muthete er dem Richard zu, ihm wegen Poitou zu huldigen; und machte noch andre Anſprüche an den König von England. Allein Richard und ſein Vater, die für dieſesmal ihr gemeinſchaftliches Intereſſe vereinigten, giengen dem Philipp dergeſtalt zu Leibe, daß er einen Stillſtand begehren mußte; den er auch erhielt.

Da mit Gewalt nichts auszurichten war, ſo lange Richard und ſein Vater in guten Vernehmen ſtunden, ſo verſuchte es Philipp im Jahr 1187, ein Mißverſtändniß zwiſchen Vater und Sohn zu ſtiften. Er lud alſo den Richard einſtmalen zu ſich, und begegnete ihm mit ſo außerordentlichen Liebkoſungen, daß Richard dadurch treuherzig gemacht wurde, dem Philipp ſein ganzes Herz, in Abſicht auf ſeinen Vater, zu entdecken. Dieſe mißvergnügte Geſinnungen wußte

der

der König ſehr künſtlich in dem Herzen des Prinzen zu unterhalten.

Dem König Heinrich (k) kam der lange und vertraute Umgang ſeines Sohns mit dem Philipp mit Grund verdächtig vor. Daher berief er ſeinen Sohn zurück. Dieſer aber, an ſtatt zu gehorchen, blieb in Frankreich, und führte von da aus allerley Klagen über ſeinen Vater. Der alte König, der ſeinen Sohn auf eine gute Art aus Philipps Händen zu bringen wünſchte, ließ dem Richard durch einen vertrauten Menſchen vorſtellen, wie unbedachtſam er ſich, um des Königs von Frankreich willen, in einen ſo verwirrten Handel geſteckt habe. Dadurch wurde Richard zum Nachdenken gebracht, und bewogen, in England zurück zu kehren.

Nach geendigtem Stillſtand waren Heinrich und Philipp im Begriff, wieder zu den Waffen zu greifen, als aus dem Morgenlande die Nachricht einlief, daß Jeruſalem von dem Sultan Saladin erobert worden ſey. Dieſe Zeitung rührte die beyden Könige dergeſtalt, daß ſie einſtweilen ihrer Streitigkeiten vergaßen, und ſich zu einem Kreuzzuge ins heilige Land anſchickten. Indem aber dieſes im Werk war, fiel im Jahr 1188 eine neue Veranlaſſung zum Mißverſtändniß beyder Könige vor. Richard, der damals in Poitou war, gerieth in einen Streithandel mit Raymund, Grafen von Toulouſe. Richard that, unter dem Vorwande gewiſſer Anſprü-

(k) *Rad. de Diceto. Rog. Hoveden.*

Anſprüche ſeines Hauſes, einen Einfall in Toulouſe. Raymund ſtund in der Meynung, dieſer Angriff geſchehe mit Heinrichs Vorbewußt; ſuchte alſo bey Philipp Hülfe; die ihm dieſer auch wirklich leiſtete. Mitten in dieſem Kriege aber verließ Richard unvermuthet ſeinen Vater, und begab ſich zu dem Könige von Frankreich. Dieſer wurde durch Richards Uebergang merklich verſtärkt, weil dieſer Prinz einen Theil der Provinzen ſeinem Vater abſpenſtig gemacht hatte. Heinrich gerieth durch dieſe ſchlimme Umſtände in ſo große Verlegenheit, daß er auf einen Frieden antragen ließ. Weil aber Philipp harte Bedingniſſe vorſchrieb, und unter andern verlangte, daß der König den Richard noch bey ſeinem Leben zum Könige von England ſolle krönen laſſen; ſo brach Heinrich die Unterhandlungen ab. Hierauf mußte Richard im Jahr 1189 dem Könige Philipp, wegen der Länder, welche der Krone England in Frankreich zuſtändig waren, huldigen.

Uebrigens giengen die Sachen Heinrichs in Frankreich überaus unglücklich. Faſt alle ſeine dortigen Unterthanen traten von ihm ab, und zu ſeinem Sohne über. Der Pabſt ſelbſt, den Heinrich zum Mittler zwiſchen ihm und Philipp erbethen hatte, richtete bey dieſem gar nichts aus. Alſo ſah der König von England ſich gezwungen, einen Frieden auf ſehr harte Bedingniſſe einzugehen: unter welchen folgende waren: daß Heinrich dem Philipp 20000 Mark, wegen der Kriegsunkoſten, bezahlen; daß die Unter-

thanen Heinrichs, in England und Frankreich, dem Richard den Eid der Treue ablegen; daß alle Barons ſchwören ſollten, wenn Heinrich dieſen Vergleich brechen würde, ſogleich zu dem Könige von Frankreich überzutreten.

Ein ſo harter Vergleich mußte einen Fürſten von Heinrichs (1) Gemüthsart äußerſt kränken. Als er nun noch überdies erfuhr, daß ſein geliebter Sohn Johann, den ganzen Krieg hindurch, einen verbotenen Briefwechſel mit Philipp unterhalten habe: ſo bemeiſterte ſich ein ſolcher tödlicher Schmerz ſeines Herzens, daß er bald darauf im Jahr 1189 erkrankte, und im ſechs und funfzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Nach ſeinem Tode bezeigte man für ſeinen Leichnam wenig Achtung, und einige erkühnten ſich ſogar, ihn ſeiner Kleidung zu berauben.

Aus dem Leben dieſes Fürſten erhellet, daß er tapfer, klug, großmüthig und ein guter Staatsmann geweſen ſey. Aber ſein Hochmuth, ſeine ungemeſſene Begierde nach mehrern Ländern, und ſeine ausſchweifende Liebe gegen das ſchöne Geſchlecht, verdunkeln jene Tugenden nicht wenig. Die letztern Jahre ſeiner Regierung waren, von dem Handel mit Becket an, nicht mehr ſo glücklich und rühmlich, als die erſtern. Die anſehnlichſten Länder, ſo dieſer Monarch, außer ſeinem Königreiche, beſeſſen, und die Eroberung Irr=

(1) *Brompton.*

Irrlands, machten England zu einem der anſehnlichſten Reiche.

Von ſeinen Söhnen überlebten ihn nur Richard und Johann. Unter ſeinen unehlichen Söhnen wurde Gottfried Erzbiſchof von Canterbury.

Richard I. mit dem Beynamen Löwenherz, vom Jahr 1189.

Bey dem Abſterben Heinrichs war Richard in Frankreich, da er dem daſigen Könige wegen ſeiner dortigen Länder die Huldigung ablegte. In England gedachte niemand daran, dem Richard die Krone ſtreitig zu machen; ja man befolgte auch ohne Anſtand die Befehle, die er abweſend nach England ergehen ließ. Darunter war der erſte Befehl, daß man ſeine Mutter Alienor aus ihrer langen Gefangenſchaft loslaſſen ſollte. Zugleich trug er ſeiner Mutter die Regimentsverwaltung, während ſeiner Abweſenheit, auf. Merkwürdig iſt ferner, daß Richard, vom Antritt ſeiner Regierung an, alle diejenigen, ſo es mit ihm wider ſeinen Vater gehalten, gehaßt, und hingegen die, ſo ſich ihm widerſetzt hatten, geliebt habe. Warnendes Beyſpiel für alle treubrüchige Menſchen!

Nachdem Richard (m) ſeine Sachen in Frankreich zur Richtigkeit gebracht hatte, kam er

(m) *Rad. de Diceto. Chron. Gerv. Hoveden. Acta publica* Tom. I. *Matth. Pariſ.*

er nach England zurück, wo er zu London von Balduin, Erzbiſchof von Canterbury, gekrönt wurde, und den gewöhnlichen Eid der Könige ablegte.

Richard hatte, vor ſeines Vaters Tode, ſich durch ein Gelübde verbindlich gemacht, einen Kreuzzug wider die Unglaubigen ins heilige Land zu thun. Er hatte ſich nachgehends mit dem Könige in Frankreich, Philipp, verbunden, daß ſie beyde dieſen Zug gemeinſchaftlich unternehmen wollten. Bey dem Antritt ſeiner Regierung nun dachte er vor allen Dingen an die Vollbringung ſeines gethanen Gelübdes. Weil er aber zu dieſer Unternehmung ſehr viel Geld nöthig hatte, und die anſehnlichen Schätze, ſo der vorige König hinterlaſſen hatte, nicht zulänglich ſchienen, ſo ergrief er auch die unanſtändigſten und nachtheiligſten Mittel, Geld zuſammen zu bringen. Er verkaufte die Kammergüter der Krone. Der Biſchof von Durham erkaufte die Grafſchaft Northumberland für ſich und ſeine Nachfolger. An den König von Schottland wurden etliche Städte, und ſogar die Oberherrſchaft über Schottland, verkauft.

Noch etwas lag dem Richard bey ſeinem Kreuzzuge auf dem Herzen. Dieſes war die Beſorgniß, es möchte ſein Bruder Johann, bey ſeiner vermuthlich langen Abweſenheit etwas zu ſeinem Nachtheil in England unternehmen. Deswegen faßte er den Entſchluß, den Johann mit ſo vielen Wohlthaten zu überhäufen, daß er faſt nicht anders, als dankbar, ſeyn könne. Die-

ſemnach belehnte er ihn mit den Grafſchaften Cornwallien, Dorſet, Sommerſet, Nottingham, Darby und Lancaſter. Zugleich vermählte er denſelben mit Havoiſe, Erbinn von Glouceſter. Die Regimentsverwaltung aber trug er dem Longchamp, und dem Biſchof von Durham, auf. Dieſer Longchamp war ein Normann, von geringer Herkunft, dem es, durch des Königs Gnade, gelungen war, Biſchof von Ely, Großkanzler, und päbſtlicher Legat in England, zu werden.

Nachdem nun Richard alles, wie er glaubte, in Ordnung gebracht hatte, gieng er im Jahr 1190 mit ſeiner Flotte in Frankreich über, woſelbſt beyde Könige ſich aufs feyerlichſte zu einem beſtändigen Beyſtand verbanden. Sie ließen ihre Flotten verſchiedene Wege nehmen, trafen aber in Sicilien zuſammen.

Wir müſſen hier von den ſicilianiſchen Händeln (n), die damals obwalteten, etwas gedenken. Tancred, ein natürlicher Sohn des Königs Roger, hatte ſich, nachdem Rogers 2 Söhne nach einander in Sicilien regiert hatten, des ſicilianiſchen Throns bemächtigt. Der letztere von dieſen Königen, Wilhelm der Gute, hatte König Richards Schweſter, Johanna, zur Ehe. Die Päbſte widerſetzten ſich dem Unternehmen des Tancred. Dieſer aber behauptete ſich auf dem Throne. Vor Richards Ankunft hatte Tancred die verwittwete Königinn Johanna, wegen

(n) *Faſello. Buonfiglio.* hiſt. Sic.

wegen ihres mit den Päbſten unterhaltenen verbothenen Verſtändniſſes, gefänglich verwahren laſſen; ſie aber, bey Richards Ankunft, losgelaſſen, und ihrem Bruder zugeſchickt. Der König von England achtete ſich durch die Gefangennehmung ſeiner Schweſter beleidigt, und verlangte ihrentwegen Genugthuung. Da Tancred dieſelbe zu leiſten verzog, ſo nahm Richard die Stadt Meſſina mit Sturm ein. Worauf Tancred ernſtlicher an die verlangte Genugthuung dachte, und der Johanna jährlich eine gewiſſe Summe zum Wittwengehalt zahlte.

Tancreds Herz war, ungeachtet der äußerlichen Verſöhnung, voll heimlichen Haſſes gegen den Richard. Um alſo ſich zu rächen, bemühte er ſich, im Jahr 1191 ein Mißtrauen unter Philipp und Richard anzurichten. Demnach ſuchte er den König von England zu bereden, Philipp meyne es mit ihm nicht redlich genug. Richard ſetzte den König von England deswegen zur Rede: und dieſer glaubte, Richard ſuche nur einen Vorwand, mit ihm zu brechen. Doch wurde die Einigkeit damals noch nicht öffentlich geſtört; und beyde Könige machten ſich nach dem Winter zur Abreiſe ins heilige Land fertig. Philipp reiſte zuerſt ab, weil Richard ſeine neue Gemahlinn, die navarriſche Prinzeßinn Berenguille, erwartete. Nachdem dieſe angelangt, und mit dem Könige zu Schiffe gegangen war, fuhr auch die ganze engländiſche Heeresmacht ab. Bey der Inſel Cypern erlitte

Richards Flotte einen heftigen Sturm. Der damalige Beherrſcher der Inſel, Iſaac Comnenus, war ſo lieblos, daß er die durch Schiffbruch dorthin verſchlagene Engländer ins Gefängniß werfen und berauben ließ. Nachdem Richard dieſes erfahren, beſchloß er, das Unrecht zu rächen. Weil Iſaac, wegen ſeines Geizes und Grauſamkeit, von den Einwohnern der Inſel äußerſt gehaßt wurde, ſo fiel es dem Könige von England nicht ſehr ſchwer, ſich nach und nach der ganzen Inſel zu bemächtigen, ja den Iſaac ſelbſt in ſeine Hände zu bekommen.

In England (o) fiengen indeſſen bey der Abweſenheit des Königs allerhand Unruhen an. Der eine von den Regenten, Longchamp, ein ſtolzer und herrſchſüchtiger Mann, konnte nicht ruhen, bis er den Mitregenten, den Biſchof von Durham, von allen Geſchäfften verdrängt, ja endlich gar gefangen geſetzt hatte. Außerdem begegnete er jedermann mit einem unerträglichen Stolz: und ſein Pracht übertraf den königlichen ſelbſt ſehr weit. Die ſechs Räthe, welche von dem Könige den beyden Regenten waren zum Beyſtand gegeben worden, durften ſich gar nicht in die Regimentsgeſchäffte mengen. Daher wendeten ſich dieſe mit ihren Beſchwerden an des Königs Bruder Johann; der dann gar leicht zu bewegen war, ſich mit jenen Räthen und andern vornehmen Engländern, zum Untergang des Long-

(o) *Hoveden. Pariſ. Wilhelm. Neubrigienſis*, de rebus Anglicis.

Longchamp, zu verbinden. Einen Vorwand, dieſem Mann auf den Leib zu gehen, nahm man daher: Gottfried, des Richards unehlicher Bruder, war, noch vor dem Kreuzzuge, zum Erzbiſchof von York erwählt worden. Dieſe Wahl war dem Könige nicht anſtändig. Daher befahl er dem Gottfried, vor geendigten Kreuzzuge, nicht in England zu kommen, ſondern in der Normandie zu bleiben. Allein Gottfried gieng doch in England über. So bald Longchamp dieſes erfuhr, ließ er ihn zu Douvres in Verhaft ſetzen, und ſchimpflich tractiren. Dieſes Verfahren nun mußte dem Johann und ſeinen Anhängern eine Urſache geben, dem Longchamp Händel zu erregen. Johann ließ nämlich den Regenten vorfordern, um vor einer Verſammlung geiſtlicher und weltlicher Herren zu erſcheinen. So ungerne Longchamp an dieſe Erſcheinung kam, ſo mußte er ſich doch dazu bequemen, weil er ſich auf einmal von jedermann verlaſſen ſah. Vor dieſer Verſammlung nun wurde dieſem Mann mancherley zur Laſt gelegt; und er darauf ſeines Regentenamts entſetzt. Nach dieſem zwang man ihn, ſein Legatenkreuz in der Kirche zu Canterbury niederzulegen; worauf man ihn gar gefangen ſetzte. Doch wurde er auf Johanns Verfügen, wieder losgelaſſen, und ihm erlaubt, in die Normandie zu gehen. Von hier aus beklagte er ſich bey dem Pabſt über ſeine Feinde. Dieſer wollte, daß die engländiſchen Biſchöfe den Johann in den

Bann thun ſollten. Allein für dieſesmal wurde dem päbſtlichen Befehl nicht nachgelebt.

Johann ſeines Orts bekam durch dieſe Veränderung die ſchönſte Gelegenheit, ſich mehr, als vorhin, in die Regierungsſachen zu miſchen. Er bediente ſich zugleich dieſer Umſtände, der Engländer Liebe zu erwerben. In dieſer Abſicht beſtätigte er die Freyheiten der Stadt London: und machte ſich durch ſeine Leutſeligkeit bey jedermann ſo beliebt, daß man vermuthen durfte, wenn Richard nicht wieder kommen ſollte, ſo würde Johann die königliche Würde erhalten; obgleich ein Sohn ſeines ältern Bruders Gottfried, Namens Arthur, am Leben war, der freylich ein näheres Recht zur Krone gehabt hätte.

Im Morgenlande that ſich Richard durch tapfre Thaten hervor. Er half die vom Saladin beſetzte veſte Stadt Acre einnehmen. Bey welcher Einnahme der Herzog von Oeſterreich, Leopold, einen Thurn erſtieg, und ſogleich ſeine Fahne daſelbſt aufſtecken ließ. Dieſes hielt Richard für eine den beyden Königen nachtheilige Anmaßung, weil ſie die oberſten Befehlhaber der Armee waren. Deswegen hieß er die Fahne herunter reißen, und mit Füßen treten. Wir bemerken dieſen Umſtand um der ſchlimmen Folgen willen, die er für den Richard nachmals gehabt hat.

Inzwiſchen fuhr Richard fort, den Feldzug wider die Unglaubigen mit dem größten Eifer zu führen. Dieſer Eifer und die bey verſchiedenen

Fällen

Fällen gezeigte Tapferkeit und Kriegserfahrenheit des Richard erwarben ihm bey dem ganzen Heer der Kreuzbrüder eine beſondre Hochachtung. Durch dieſen Vorzug, den Richards Waffen behaupteten, wurde Philipps Eiferſucht aufs empfindlichſte gereizt. Und dadurch wurde der Fortgang der chriſtlichen Waffen nicht wenig gehindert. Um eben dieſe Zeit wurden beyde Könige zugleich von ſchweren Krankheiten angegriffen: genaſen aber beyde wieder. Doch hieng dem Philipp, auch nach ſeiner Geneſung, eine Mattigkeit an, bey der er glaubte, dem Feldzuge nicht weiter beywohnen zu können. Er faßte alſo den Entſchluß, im Jahr 1192 wieder nach Hauſe zu gehen. Richard widerſetzte ſich zwar dieſer Abreiſe, als welche dem gemachten Vertrage zuwider ſey. Doch, da Philipp bey ſeinem Entſchluß beharrte, mußte Richard darein willigen. Der König von Frankreich ließ aber den Herzog von Burgund mit 10000 Mann ſeines Heers zurück. Und damit Richard in ſeiner Abweſenheit von dem Philipp, in Anſehung ſeiner Länder, nichts möchte zu befürchten haben, ſo mußte dieſer König vor ſeiner Abreiſe, in Gegenwart der Biſchöfe und der Befehlhaber des Heers ſchwören, daß er, vor Richards Zurückkunft, keines von dieſes Königs Ländern anfallen wolle.

Nach der Franzoſen Abzuge wurde von dem chriſtlichen Heer die Belagerung Aſcalons vorgenommen. Saladin aber gieng den Chriſten mit einer Armee von 300000 Mann entgegen.

Unerachtet dieſer großen Ueberlegenheit, beſchloß Richard dennoch, den Feind anzugreifen. Da kam es dann zu einer der blutigſten Schlachten. Die Saracenen fochten unter dem Saladin mit einer großen Standhaftigkeit. Sie hatten auch, beſonders durch einen aufgeſtellten Hinterhalt, die Chriſten ſchon etlichemal zum Weichen gebracht, und viele von ihnen erlegt. Allein Richard machte durch ſeine wunderwürdige Tapferkeit und Entſchloſſenheit, daß der Sieg den Feinden wieder aus den Händen geriſſen und dem chriſtlichen Heer zugewandt wurde.

Dieſer Sieg hatte ſehr nützliche Folgen für die Kreuzbrüder. Die Feinde verließen etliche beträchtliche Plätze. Und endlich wollte Richard auch Jeruſalem belagern. Weil aber in ſelbiger Gegend nicht hinlänglicher Unterhalt für eine Armee anzutreffen war, ſo war der König genöthigt, die Belagerung auf das Frühjahr zu verſchieben. Allein dieſer, obgleich nothwendige, Aufſchub gab den heimlichen Feinden und Neidern des Königs einen Vorwand, den König zu verlaſſen. Es giengen alſo mit ihren Völkern nach Hauſe, der Herzog Leopold von Oeſterreich, und der Herzog von Burgund. Der Abzug ſo vieler Völker, die Beſorgniß, es möchte Philipp gleichwohl etwas wider ſeine Länder unternehmen, und die Nachricht von dem, was in England vorgefallen war, nöthigten freylich den Richard, ebenfalls auf ſeine Abreiſe zu denken. Saladin wollte einen ihm ſo nützlichen

Ab-

Abzug auf alle Weiſe fördern: und bot alſo einen Stillſtand auf drey Jahr an. Auf Seiten der Chriſten wurde dieſes Anerbieten gar gerne angenommen, und der Stillſtand auf folgende Bedingungen geſchloſſen: daß die Chriſten die in gegenwärtigem Kriege eroberten Schlöſſer behalten, Aſcalon aber geſchleift werden ſolle.

Damit aber die chriſtlichen Völker im heiligen Lande nicht ohne Anführer ſeyn möchten, ſo wurde, wiewohl zu großem Mißfallen des Richard, der Marggraf von Montferrat zum Befehlhaber erwählt; aber auch kurz darauf von Meuchelmördern umgebracht. Daher, durch die Veranſtaltung Richards, der Graf von Champagne, Heinrich, an deſſen Stelle geſetzt wurde. Dem Guido von Luſignan ſchenkte der König die Inſel Cypern; welche nachmals faſt 200 Jahr bey dieſem Hauſe geblieben iſt.

Hierauf trat Richard ſeine Heimreiſe an. Da er von einem Sturm gegen Iſtrien getrieben worden, ſo ſetzte er ſeinen Weg, als ein Pilgrim gekleidet, durch Oeſterreich fort. Allein er wurde hier von des Herzogs Leopold Leuten entdeckt, und auf deſſen Befehl gefangen geſetzt, weil er der oben erzählten Beleidigung bey Acre noch eingedenk war. Als Kaiſer Heinrich VI. von dieſem Fang Nachricht erhielt, ließ er den Richard dem Herzog abfordern, unter der Verſicherung, daß derſelbe von dem zu erhaltenden Löſegeld einen guten Theil bekommen ſolle.

Sobald

Sobald man in England die Gefangenneh-mung des Königs erfahren hatte, gab ſich Alienor, ſeine Mutter, alle Mühe, die Barons in der getreuen Geſinnung gegen den König zu erhalten. Sie brachte es alſo dahin, daß die Barons gleich die nöthigen Mittel ergriefen, den Johann von der Vollziehung ſeiner vermuthlichen Abſicht auf die engländiſche Krone zu entfernen. Deswegen verordnete man neue Regenten, mit Ausſchließung des Johann. Wie dieſer nun ſah, daß er bey ſeinem Vorhaben von den Engländern wenig Beyſtand zu hoffen habe, ſo wendete er ſich im Jahr 1193 an den König von Frankreich; der dann gar gerne ſich mit ihm in ein Bündniß einließ, welches auf dieſe Bedingung geſchloſſen wurde, daß Johann dem Philipp, wegen ſämmtlicher Länder, die in Frankreich der Krone England zugehörten, huldigte. Hingegen verſuchte es Johann vergeblich, den König von Schottland auf ſeine Seite zu bringen. Er that ebenfalls fruchtloſe Verſuche, die Großen von England zu gewinnen.

Indeſſen bearbeitete ſich die alte Alienor aus aller Kraft, ihres Sohns Freyheit zu bewirken. Sie erſuchte den Pabſt um ſeine Fürſprache bey dem Kaiſer: allein jener war durchaus nicht zu bewegen, ſich eines bedrängten Fürſten anzunehmen. Daher ſchickte man Abgeordnete aus England an den König Richard, um mit ihm die beſten Maaßregeln wegen der Befreyung zu verabreden. Dieſe Abgeordnete trafen ihren

Kö-

König eben auf dem Wege nach Hagenau an, allwo der Kaiſer auf dem angeſtellten Reichstage, durch eine förmliche Anklage, ſein ungerechtes Verfahren gegen den Richard beſchönen wollte. Die engländiſchen Geſandten eröffneten ihrem Könige den damaligen Zuſtand ſeines Reichs, und die Verbindung ſeines Bruders mit Frankreich. Dieſer Bericht bewog den König, ſich auch die ſchwerſten Bedingniſſe ſeiner Befreyung gefallen zu laſſen, um nur bald heim kommen zu können.

Auf dem Reichstage nun brachte der Kaiſer etliche Klagpunkte wider Richard vor, die aber ganz unerheblich waren: wenigſtens das deutſche Reich (wenn man nicht die Beleidigung Leopolds dahin ziehen will) nichts angiengen; dahero auch von Richard ſo gründlich widerlegt wurden, daß die deutſchen Fürſten ſelbſt Mitleiden mit dem Könige hatten, und alſo den Kaiſer einmüthig bathen, mit dieſem Gefangenen großmüthiger zu verfahren. Allein es war bey dieſem geldgierigen Herrn die Befreyung des Königs nicht anders, als gegen eine ungeheure Summe von 150000 Mark Silbers, davon Herzog Leopold das dritte Theil bekommen ſollte, zu erhalten. Auch wurde bedungen, daß der König die Alienor von Bretagne, ſeines Bruders Tochter, dem älteſten Sohne des Herzogs Leopold verloben ſolle. Nach Schlieſſung dieſes Vergleichs bat Richard ſeine Mutter, daß ſie bedacht ſeyn möchte, das Löſegeld zuſammen

men zu bringen. Es hielt freylich, in einem durch den Kreuzzug ſo ausgeſaugten Reich ſehr ſchwer, ſo viel Geld aufzutreiben. Allein die alte Königinn fand doch endlich Mittel, die verlangte Summe zur Hand zu bekommen.

Dieſer Vergleich aber war dem Philipp eben ſo wenig, als dem Johann, anſtändig. Daher wandten ſie alle Kunſtgriffe an, dieſen Vertrag entweder zu vernichten, oder doch deſſen Vollziehung aufzuhalten. Zu dem Ende ließen ſie dem Kaiſer große Summen Geldes anbiethen, wenn er den Gefangenen wenigſtens noch eine zeitlang in Verhaft behalten würde. Der Kaiſer nahm auch in der That das Erbiethen an, und behielt den Richard noch bis auf den nächſten Speyeriſchen Reichstag in ſeiner Verwahrung. Ja er ließ ſich gegen die deutſchen Fürſten merken, daß er geneigt ſey, den gemachten Vergleich nicht zu halten. Jedoch die Fürſten drangen ſo ernſtlich auf die Erfüllung des Vergleichs, wovon ſie gleichſam Gewährsmänner waren, daß Heinrich ſein Wort halten mußte. Alſo wurde Richard endlich auf freyen Fuß geſtellt, und kam im Jahr 1194, nach einer vierjährigen Abweſenheit, zu ungemeiner Freude ſeiner Unterthanen, in England glücklich an. Bald nach ſeiner Ankunft ließ er ſeinen Bruder Johann vorladen, um auf die wider ihn geführte Klagen zu antworten. Wie aber dieſer nicht erſchien, wurde er verurtheilt, alle ſeine Güter in England zu verlieren, und von der

Nach=

Nachfolge auf dem königlichen Thron gänzlich ausgeſchloſſen. Sodann ließ Richard ſich, um mehrer Sicherheit willen, noch einmal krönen.

Nach dieſem war ſein erſtes Bemühen, ſich an dem Philipp (p), wegen ſo mancherley Beleidigungen, zu rächen. Weil er nun, zu Aufſtellung eines ſo anſehnlichen Heers, aufs neue viel Geld bedurfte, ſo erſann er etliche neue aber zugleich ziemlich unanſtändige Mittel, ſeinen Schatzkaſten zu füllen. Nachdem er nun alles zu dem Feldzuge veranſtaltet hatte, gieng er im Jahr 1195 in die Normandie über, wo Philipp ſchon Vernevil belagerte; aber auch gleich nach Richards Ankunft, von der Stadt wieder abzog.

Um dieſe Zeit demüthigte ſich auch Johann vor ſeinem Bruder, dem Könige, und erhielt auf die Fürſprache der Königinn Gnade.

Was nun den Krieg zwiſchen beyden Königen betrifft, ſo wird man keine beſondre Erzählung aller einzeln Vorfälle deſſelben hier erwarten. Wir bemerken nur überhaupt ſo viel, daß der Krieg mit abwechſelndem Glück etliche Jahre fortgeſetzt worden, wobey keiner der kriegenden Theile ſich eines wichtigen Vortheils rühmen konnte. Daher man verſchiedenemale Unterhandlungen wegen eines Friedens anſtellte, die ſich aber, wegen der Erbitterung beyder Könige, fruchtlos zerſchlugen. Endlich wurde doch im

Jahr

(p) *Acta publica* Tom. I. *Thom. Walſingham.*

Jahr 1199, durch Vermittelung eines päbſtlichen Legaten, ein Stillſtand auf fünf Jahr zu Stande gebracht, bis zu deſſen Verlauf jeder Theil das, was er damals beſaß, behielt.

In dieſem Jahr 1199 trug es ſich zu, daß ein Edelmann in Limoſin (zu Guienne gehörig) auf ſeinem Gut einen Schatz fand. Der König Richard, als er dieſes erfuhr, wollte, als Landesherr, dieſen Schatz ſich zueignen. Der Edelmann erbot ſich zwar, dem Könige einen Theil davon zu geben: aber der König wollte ihn ganz haben. Darein wollte nun der Edelmann nicht willigen, und nahm ſeine Zuflucht zu dem Vicomt von Limoges, Namens Vidomar; der ihn auch in ſein Schloß Chaluz aufnahm. Dieſe Widerſetzlichkeit eines Unterthanen brachte den Richard in den Harniſch, und er belagerte das Schloß Chaluz. Als er nun beym Anfang der Belagerung dieſen Platz umritte, um ihn genauer zu beſichtigen, wurde er durch einen Schuß von der Mauer in der Schulter verwundet. Die Wunde war an ſich nicht gefährlich. Weil ſie aber unter die Hände eines ungeſchickten Wundarztes kam, ſo koſtete ſie dem Könige das Leben. Doch hatte dieſer das Vergnügen, noch vor ſeinem Sterben die Eroberung des Schloſſes zu vernehmen. Man brachte hierauf den Bertrand, der den unglücklichen Schuß gethan hatte, vor den König; der ihm aber verzieh, ja gar ein Geldgeſchenk geben ließ. Vor ſeinem Tode verordnete er ſeinen Bruder Johann zum Reichsnachfolger.

Richard

Richard war von einer guten Leibesgeſtalt. Seine Augen hatten viel Feuer: ſeine Haare kamen der rothen Farbe nahe. Was ſeine Gemüthsart betrifft, ſo läſſet ſich an derſelben, auſſer ſeiner großen Herzhaftigkeit, die ihm den Beynamen Löwenherz erwarben, nicht wohl etwas loben. Die Empörung wider ſeinen Vater wäre allein genug, ſein Angedenken verwerflich zu machen. Aber er war noch über dieſes ein Knecht der drey Hauptlaſter, der Wolluſt, und beſonders der Unkeuſchheit, des Geldgeizes und des Hochmuths. Seine Unterthanen wurden von ihm durch ſchwere Auflagen geplagt, von welchen das Reich gleichwol nicht den geringſten Vortheil hatte.

Das achte Buch.

Von den Regierungen Johann und Heinrichs III.

Johann, mit dem Beynamen, ohne Land, vom Jahr 1199.

Wenn man nach Gründen hätte unterſuchen wollen, ob Johann, oder Arthur, ſeines ältern Bruders, Gottfried, Sohn, ein größeres Recht zu der engländiſchen Krone habe, ſo möchte es wohl um die Sache des Johann nicht ſo gar vortheilhaft ausgeſehen haben. Allein Johann fand nicht dienlich, ſeinen Anſpruch auf die Nachfolge einer rechtlichen Unterſuchung zu unterwerfen. Er bediente ſich alſo der ſicherſten und geſchwindeſten Anſchläge, zu dem Beſitz der königlichen Gewalt zu gelangen. Er hatte in Frankreich den Humbert, Erzbiſchof von Canterbury, und Wilhelm Marshall, nachmaligen Grafen von Pembrook, bey ſich; Männer, die in England ſehr großes Anſehen hatten. Dieſe nun waren auf Johannis Seite. Und deswegen ſchickte er ſie unverzüglich nach England, um zu ſeinem beſten daſelbſt zu arbeiten. Dieſe, nebſt der königlichen

(a) *Hoveden. Pariſ. Knyghton.*

chen Mutter Alienor, und dem Großrichter, der ebenfalls großes Gewicht hatte, wendeten alle Mühe an, dem Johann die Krone zu verſchaf⸗ Sie zogen erſtlich, durch Hülfe der Stadtobrig⸗ keiten, das Volk auf ihre Seite. Der Erzbi⸗ ſchof inſonderheit wars um den Beytritt der Geiſtlichkeit. Allein die weltlichen Herren woll⸗ ten nicht alle beyſtimmen. Doch gewann man ſie endlich durch allerhand Verheißungen, die im Namen des Johann gethan wurden. Alſo fehlte nichts mehr, daß Johann König werden möchte.

Unterdeſſen war es nicht eben ſo leicht, die zu England gehörige franzöſiſche Provinzen unter den Gehorſam des Johann zu bringen. Arthur fand bey den Großen von Maine, Touraine, Poitou und Anjou, ſo viel Zuneigung, daß ſie ihn für ihren Landesherrn erkannten. Dieſer Zufall ſetzte den Johann in nicht geringe Küm⸗ merniß. Er beſorgte, es möchte in der Nor⸗ mandie eben ſo gehen. Um dieſes nun zu ver⸗ hindern, bediente er ſich der Schätze Richards, die ihm Robert von Tournham zu Chinon ein⸗ gehändigt hatte, um die vornehmſten Normän⸗ ner damit zu gewinnen. Wie dieſes Mittel die verlangte Wirkung gethan hatte, ließ ſich Jo⸗ hann zu Rouen, als Herzog der Normandie, krönen. Hierauf gieng er, ohne die übrigen Händel in Frankreich abzuthun, nach England, wo er zu London gekrönt wurde, im zwey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters. Gleich beym Antritt ſeiner Regierung belohnte er ſeine An⸗

hånger, und machte den Wilhelm Marshall zum Grafen von Pembrook; den Großrichter Gottfried, zum Grafen von Eſſex; und den Erzbiſchof von Canterbury, zum Großkanzler.

Die Mutter des Arthur, Conſtantia, merkte gar wohl, daß Johann entſchloſſen ſey, ſich alle die Lånder zuzueignen, die Heinrich II. und Richard, in Frankreich beſeſſen hatten. Um dieſes Vorhaben zu hintertreiben, begab ſie ſich mit ihrem Sohne unter den Schutz des Kónigs von Frankreich, und verſprach zugleich, ihm einige Stådte einzuråumen. Philipp nahm dieſes Anſuchen mit Vergnůgen auf, und fieng ohne Verweilen an, ſich einiger Stådte zu bemåchtigen. Als aber Johann mit einem zahlreichen Heer ankam, wurde Philipp etwas beſtůrzt, und that daher den Vorſchlag zu einem Stillſtand von funfzig Tagen. Beyde Kónige unterredeten ſich innerhalb dieſer Zeit wegen eines Vergleichs. Aber Philipp that ſolche harte Anforderungen, daß die Unterhandlung vergeblich war.

Indeſſen hatte ſich Johann durch ein Bůndniß mit dem Kaiſer Otto, ſeiner Schweſterſohn, und mit dem Grafen von Flandern, verſtårkt: ganz Guienne unterwarf ſich ihm freywillig: und der Kónig hatte, bey dieſen Umſtånden, Grund zu hoffen: er werde dem Philipp ůberlegen ſeyn. Jedoch Philipp ließ es, nach Gewohnheit, nicht auf einen gewagten Streich ankom-

(b) *Hoveden. Pariſ. Knyghton. Brompton. Gail. de Catel.* hiſt. des Comtes de Toulouſe.

ankommen, ſondern dem Johann abermal Friedensvorſchläge thun. In dieſen Vorſchlägen hatte er nicht die geringſte Achtung auf den Nutzen und die Befriedigung des Arthur, der ihm doch ſein ganzes Glück anvertraut hatte. Es waren aber unter andern die Bedingungen eingegangen worden (c): Philipp ſolle dem Herzog von Bretagne niemalen weiter beyſtehen; und Johann, von Poitou, Touraine, Maine und Anjou, Beſitz nehmen: auch ſollen demſelben alle ſeit Richards Tode der Krone England abgenommene Plätze in Frankreich zurückgegeben werden: und Johann ſolle dem Kaiſer Otto, der damals mit Frankreich Krieg führte, auf keinerley Weiſe beyſtehen. Dieſes geſchah im Jahr 1200.

Um dieſe Zeit verliebte ſich Johann in die Iſabella von Angouleme, ein ungemein ſchönes Frauenzimmer; die aber mit Hugo, Grafen de la Marche, verſprochen war. Ueberdies war der König ja ſelbſt verheyrathet. Doch er wußte hier bald Rath zu ſchaffen. Da ſich der Erzbiſchof von Canterbury ſeiner Vermählung mit der Havoiſe von Gloceſter ſchon ehehin widerſetzt hatte, weil ſie in einer allzu nahen Verwandſchaft mit ihm ſtehe: ſo wurde itzt der Pabſt erſucht, dieſelbe Ehe für nichtig zu erklären; welches auch geſchah. Hierauf nun vermählte ſich Johann mit der vorgedachten Iſabella.

(c) *Acta publica* Tom. I.

Indeſſen fieng die engländiſche Geiſtlichkeit, die vom Pabſt Innocentius III. unterſtützt wurde, an, ihre Freyheiten, zum Nachtheil ihres Königs, auszudehnen. Denn als die biſchöfliche Stelle zu Lincoln ledig wurde, und der König, nach Gewohnheit ſeiner Vorfahrer, eine Perſon zu dieſem Amte vorſchlug, wurde von den Chorherren nicht die geringſte Achtung gegen die königliche Empfehlung bezeigt. Bald hernach wagte es Hubert, Erzbiſchof von Canterbury, wider des Königs Willen, eine Kirchenverſammlung anzuſtellen. Der König ließ es auch bey ſeinem Verbot, welches doch ſo ſchnöde verachtet wurde, bewenden. Durch welche unzeitige Nachſicht er ſich viel Nachtheil zuzog.

Es kamen aber noch andre Dinge vor, welche den König bey dem Volk verhaßt machten. Die Engländer merkten nicht undeutlich, daß Johann darauf bedacht ſey, ſich einer unumſchränkten Gewalt über ſie anzumaaßen. Außerdem gieng der König mit den Weibern und Töchtern der Engländer ohne Unterſchied der Perſonen und Häuſer, auf eine ſolche unzüchtige Weiſe um, daß dieſe nothwendig durch dieſes gewaltthätige Betragen erbittert werden mußten. Er erpreßte auch, wenn er nur irgend einen Vorwand finden konnte, von ſeinen Unterthanen anſehnliche Geldſummen. Als er dahero im Jahr 1201 eine Reiſe in Poitou vorhatte, um eine daſelbſt entſtandene Empörung zu ſtrafen, und zu dieſem Feldzuge alle diejenigen, ſo Länder von der Krone beſaßen, aufforderte; ſo weigerten ſich

die

die Barons, ihm zu gehorchen, ehe er ihnen die Freyheiten, die er vor ſeiner Krönung verſprochen, wirklich eingeräumt haben würde. Allein Johann, ſtatt ſein Verſprechen zu halten, bemächtigte ſich eines der veſten Schlöſſer der Barons, und ſetzte ſie dadurch in ſolchen Schrecken, daß ſie ſich dem Könige zu allen Dienſten erboten. Hierauf gieng er in die Normandie, wohin er den Grafen von Pembrook mit dem Heer ſchon voraus geſchickt hatte. Als er daſelbſt angekommen war, veranlaßte Philipp eine Unterredung zwiſchen ihnen beyden, in welcher jener dem Johann mit einer ſo ausnehmenden Freundlichkeit begegnete, daß dieſer dadurch ganz eingenommen wurde. Beyde Fürſten gaben damals einander die allerkräftigſten Verſicherungen der aufrichtigſten Freundſchaft: und man hätte glauben ſollen, das gute Vernehmen zwiſchen ihnen würde durch nichts geſtört werden können. Allein Philipp gieng eben zu der Zeit, da er dem Johann am meiſten liebkoſete, damit um, demſelben verdrießliche Händel zu erregen. Der Graf Hugo de la Marche ſchien ihm hiezu ein taugliches Werkzeug zu ſeyn. Dieſer Herr hatte die Beleidigung noch nicht vergeſſen, die ihm Johann, durch die Hinwegnehmung ſeiner Braut angethan hatte. Philipp munterte denſelben zur Rache wider den Johann auf, und verſprach ihm ſeinen Beyſtand. Im Vertrauen auf dieſe Unterſtützung unternahm es der Graf, die Einwohner von Poitou aufzuwiegeln. Sodann machte er ſich an den Herzog von Bre-

tagne, Arthur, und bemühte ſich, denſelben durch die Verſicherung der franzöſiſchen Hülfe auf ſeine Seite zu bringen; wozu ſich dann dieſer Herr leicht bewegen ließ. Nachdem dieſes voraus angezettelt war, begegnete im Jahr 1202 Philipp dem Johann bey einer Zuſammenkunft mit ſo vielem Uebermuth, und forderte von dieſem ſo unbillige Dinge, daß er nichts anders thun konnte, als alles ſchlechterdings zu verwerfen. Sogleich fiel Philipp in die Normandie ein, und bemeiſterte ſich etlicher Städte. Worauf er die Vermählung ſeiner Tochter Maria mit dem Arthur vollziehen ließ. Dieſer belagerte darauf das Schloß von Mirebeau, worinn die Alienor, des Johann Mutter, war. Sobald der König von dieſer Unternehmung benachrichtigt wurde, eilte er herbey, um ſeine Mutter zu retten. Er traf den Arthur und Grafen de la Marche noch über der Belagerung an. Beyde trugen kein Bedenken ſich mit dem Könige in ein Treffen einzulaſſen. Allein ihre Armee wurde geſchlagen und ſie beyde gefangen. Johann unterredete ſich ſodann mit dem Arthur beſonders, und ſuchte ihn durch die triftigſten Vorſtellungen von ſeiner Verbindung mit dem Philipp abzuziehen. Allein Arthur war ſo unbeſonnen, daß er dem Könige nicht nur keine Hoffnung zu einer Veränderung ſeines Sinnes machte, ſondern ihm ſogar ins Geſicht ſagte, er werde, ſo lang er lebe, keine Gelegenheit vorbey laſſen, ſich an dem Könige zu rächen. Eine ſolche Erklärung benahm dem Könige alles Herz zu ſeinem Vetter. Daher

her ließ er ihn zu Rouen gefänglich verwahren. Und weil man bald hernach den Arthur weder in ſeinem Gefängniß, noch ſonſt irgendwo, mehr zu ſehen bekam, ſo muthmaaßte man, er ſey auf königlichen Befehl ums Leben gebracht worden. Und dieſes wurde dadurch noch wahrſcheinlicher, weil der König nicht die geringſte Unterſuchung wegen dieſes Vorgangs anſtellte.

Die Bretagner (d) waren durch die Hinrichtung ihres Herzogs über die Maaßen erbittert. Um nun eine nachdrückliche Rache üben zu können, wandten ſie ſich an den König von Frankreich; der ihnen auch allen Beyſtand verſprach. Er ließ ſogar ein Gericht der Pairs niederſetzen, welches den Johann vorlud, um ſich wegen des Verdachts der angeſtellten Mordthat zu verantworten. Da Johann nicht erſchien, wurde er von dem Gericht verurtheilt, und dahin geſprochen, daß er alle Länder, die er in Frankreich beſaß, verluſtig ſeyn ſolle. Auf dieſen Ausſpruch folgte die Vollziehung des Urtheils. Philipp rückte im Jahr 1203 mit ſeinen Völkern in die Normandie ein, und nahm, weil er wenig Widerſtand fand, in kurzer Zeit faſt das ganze Herzogthum ein. Der König Johann war bey allem Fortgange der Philippiſchen Waffen ganz ruhig, und machte nicht die geringſte Anſtalt zur Beſchützung ſeines Landes. Vielmehr vertrieb er ſich zu Rouen die Zeit auf eine angenehme

(d) *Argentré.*

Weiſe. Die engländiſchen Herren, ſo bey ihm waren, konnten ſeine Unempfindlichkeit nicht länger anſehen, und giengen nach Hauſe: wohin ihnen der König ſelbſt bald nachfolgte; nachdem ſich die normänniſchen Stände dem Philipp unterworfen hatten; die Stadt Rouen ausgenommen.

Nach ſeiner Zurückkunft verlangte er im Jahr 1204, mit Bewilligung des Parlaments, eine anſehnliche Steuer von den Engländern. Jedermann hoffte, der König werde mit dieſem Gelde die verlohrnen Länder wieder zur Krone zu bringen ſuchen. Aber es wurde die ganze Summe von ihm auf eine unnütze Weiſe durchgebracht.

Der König von Frankreich belagerte indeſſen Rouen, die ſich allein noch nicht unterworfen hatte. Da die Stadt von Johann keinen Beyſtand zu hoffen hatte, ergab ſie ſich dem Philipp; der zwar verſprach, die Stadt bey ihren Freyheiten zu laſſen; aber doch gleich nach Eroberung derſelben die Mauern niederreiſſen ließ. Hierauf eroberte Philipp ohne Schwierigkeit die übrigen Länder, welche Johann und ſeine Vorfahren in Frankreich beſeſſen hatten; und es blieb für England nichts übrig, als Guienne. In dieſem Jahr ſtarb auch die alte Alienor, Johanns Mutter.

Im Jahr 1205 faßte Johann plötzlich den Entſchluß, einen Feldzug in Frankreich zu thun, weil ihn die Einwohner von Poitou hatten verſichern laſſen, daß ſie, wenn er ſie unterſtützen

wolle, zu ſeinem Vortheil einen Aufſtand zu wagen bereit wären. Jedoch der Erzbiſchof von Canterbury und Graf von Pembrook baten den König, der ſich eben mit ſeinem Heer einſchiffen wollte, daß er für ſeine Perſon wenigſtens von dieſer Unternehmung abſtehen möge. Er ließ ſich endlich bewegen, zu Hauſe zu bleiben, und begnügte ſich, denen von Poitou, unter Befehlhabung ſeines natürlichen Bruders, Grafens von Salisbury, Hülfsvölker zu ſenden. Nach ſeiner Ankunft in London trieb er abermal von dem Adel große Geldſummen ein, unter dem Vorwande, ſie hätten ſich geweigert, ihm nach Frankreich zu folgen.

So ſehr ſich Johann durch dergleichen Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit bey den Groſſen und dem ganzen Volk von England verhaßt machte, ſo war doch dieſes Uebel damals für klein zu achten, gegen das Unglück, in welches ihn der Pabſt Innocentius III. ſtürzte.

Es war in dieſem Jahr der Erzbiſchof von Canterbury (e) geſtorben. Bey der Erwählung des daſigen Erzbiſchofs hatte es lange Zeit her einen Streit gegeben zwiſchen den Biſchöfen derſelben Kirche, und den Mönchen des heiligen Auguſtinus. Beyde wollten das Recht, den Erzbiſchof zu wählen, allein haben. Die Mönche wagten es bey der diesmaligen Erledigung, in der Stille ihren Unterprior zum Erzbiſchof zu wählen; den ſie ſofort, unter einem Vorwande, nach

(e) *Knyghton. M. Pariſ. Acta publica* Tom I.

nach Rom gehen hießen, um daſelbſt ſeine Wahl beſtätigen zu laſſen. Weil aber doch dieſer Vorgang dem Johann zu Ohren kam, ſo war dieſer im Begriff, die Mönche zu züchtigen, daß ſie, ohne ſein Vorwiſſen, einen Erzbiſchof gemacht hätten. Jedoch dieſe beſänftigten durch ihre Demüthigung des Königs Zorn. Sie ſchritten zu einer neuen Wahl, und verordneten den Biſchof von Norwich, den der König empfohlen hatte, zu ihrem Erzbiſchof; ſchickten auch ſogleich etliche aus ihrem Mittel an den Pabſt, um von ihm die Beſtätigung des neuerwählten Erzbiſchofs zu erhalten. Zugleich aber beſchwerten ſich auch die Biſchöfe durch Abgeordnete bey dem Pabſt über der Mönche eigenmächtige Anmaſſungen.

Im Jahr 1206 ſetzte Johann ein anſehnliches Heer in Frankreich über, und brachte Poitou wieder unter ſeine Bothmäßigkeit; ließ ſich aber, nach Gewohnheit, von dem franzöſiſchen Könige, der ſich dieſer Unternehmung nicht vermuthend war, abermal zu einem Stillſtand bereden.

Indeſſen wurde der Streit der Biſchöfe und der Mönche vor dem Pabſt hitzig getrieben. Jedoch der Pabſt entſchied den Hauptſtreit noch nicht, ſondern befahl den Mönchen, zu einer neuen Wahl zu ſchreiten, und den Cardinal Stephanus Langton, einen Engländer, zur erzbiſchöflichen Würde zu erheben; welches auch die Mönche, ungeachtet ihres Widerſpruchs, thun mußten. Sofort ſprach der Pabſt den

Mön-

Mönchen, mit Ausſchlieſſung der Biſchöfe, das Recht zu, einen Erzbiſchof wählen zu dürfen.

Im Jahr 1207 erzwang der König von den Engländern abermal eine Auflage, die den dreyzehenden Theil ihrer beweglichen Güter betrug. Die Geiſtlichkeit war von dieſer Abgabe eben ſo wenig frey, als die Layen. Der König aber wandte dadurch die Herzen ſeiner Unterthanen immer weiter von ſich: und dieſes um ſo mehr, da ſie ſehen mußten, wie auch dieſes Geld zu nichts weniger als des Reichs Beſten, angewendet wurde.

Indeſſen gedachte der Pabſt den König zu beſänftigen, von dem er vermuthen konnte, daß er mit der zu Rom vollzogenen Wahl eines Erzbiſchofs gar nicht zufrieden ſeyn werde. Er ſchrieb deswegen zweymal an ihn, und ſuchte ihn dem Langton, zumal da dieſer ein Engländer war, gewogen zu machen. Allein Johann war über dieſe Wahl und das Verhalten der Mönche ſo erzürnt, daß er dieſen befehlen ließ, ſich in drey Tagen aus dem Königreich zu entfernen. Sodann ſchrieb er an den Pabſt, und machte ihm viele Vorwürfe wegen ſeiner gewaltſamen Eingriffe in die Rechte der engländiſchen Könige; und gab zugleich zu verſtehen, daß er niemand, als den ſchon erwählten Biſchof von Norwich, für einen Erzbiſchof von Canterbury erkennen werde.

Der Pabſt antwortete hierauf im Jahr 1208 ziemlich drohend; und befahl zugleich drey Biſchöfen, daß ſie den König zum Gehorſam gegen

des

des Pabſts Schluß ermahnen; falls er aber nicht gehorchen wollte, das Königreich in den Bann thun ſollten. Der König begegnete den Biſchöfen, als ſie ihm dieſen Vortrag thaten, ziemlich hart, und hieß ſie von ſeinem Geſicht weggehen; ſtieß auch wider die Geiſtlichkeit ſchreckliche Drohungen aus.

Inzwiſchen wurde ihm in dieſem Jahr der zweyte Prinz, den er Heinrich nennte, gebohren; da er im vorhergehenden Jahre den erſten Sohn bekommen hatte; dem er den Namen Richard beylegte.

Die drey Biſchöfe richteten hierauf den päbſtlichen Befehl aus, und thaten das Königreich in den Bann; worauf ſie ſich unverzüglich aus dem Reich begaben. Dieſer Bann hatte die Wirkung, daß aller öffentlicher Gottesdienſt aufhörte; die Sacramente niemand gereicht, und die Gottesäcker verſperret wurden. Dieſer Strenge des Pabſts wollte Johann mit gleicher Strenge begegnen. Er zog daher die Güter aller derjenigen Geiſtlichen ein, die auf des Pabſts Bann achteten: ja er ließ viele davon aus dem Reich jagen. Weil auch zur ſelbigen Zeit faſt jeder Prieſter ſeine Beyſchläferinn hatte; ſo ließ der König dieſe Weibsbilder insgeſammt gefangen nehmen; und gab keiner ihre Freyheit wieder, ſie habe dann eine gewiſſe Summe Geldes erlegt.

Weil der Pabſt wahrnahm, daß der König ſich an den erſten Bann, der das Reich betraf, nicht kehrte, ſo beſchloß er, im Jahr 1209 den

König ſelbſt mit dem Bann zu ſchlagen. Die drey Biſchöfe, denen der Pabſt befohlen hatte, den Bann bekannt zu machen, trugen, aus Achtung gegen den König, Bedenken, dieſes ſogleich öffentlich zu thun. Es wurde aber doch unter der Hand bekannt genug, daß der König im Bann ſey.

Der König für ſeine Perſon fragte wenig nach dem Bann, der ihn betroffen hatte. Er ſuchte ſich vielmehr in eine Verfaſſung zu ſetzen, in der er von der Vollziehung der Bannſtrafe nicht viel beſorgen durfte. Dahero brachte er im Jahr 1210 eine Armee zuſammen, um einige eben damals in Irrland entſtandene Unruhen zu dämpfen, welches er auch glücklich verrichtete; indem ſich ganz Irrland ihm aufs neue unterwarf. Worauf er in dieſem Reich die engländiſchen Geſetze einführte, und den Biſchof von Norwich zum Statthalter daſelbſt beſtellte.

Der Pabſt ſah mit Verdruß, daß ſein Bann bey dem Könige die erwartete Wirkung nicht thun wolle. Deswegen ſchickte er im Jahr 1211 zween Nuntien in England, welche, dem Vorgeben nach, eine Vermittelung zwiſchen dem Könige und ſeinen Geiſtlichen verſuchen, in der That aber nur des Königs Geſinnung näher erforſchen ſollten. Dieſe Nuntien nun merkten gar bald, daß der König gerne mit dem Pabſt Friede hätte. Daher fiengen ſie an, die Forderungen des Pabſts, als die Bedingniſſe zum Vergleich, vorzutragen. Der König gieng

in der That faſt alles ein. Er bewilligte, daß die verjagten Geiſtlichen wieder ins Reich kommen durften: er erkannte den Langton für einen Erzbiſchof von Canterbury: und verſprach, der Kirche alle Vorrechte und Befreyungen zuzugeſtehen, die ſie unter Eduard dem Bekenner gehabt hatte. Endlich mutheten ihm die Nuntien, welche durch dieſes Nachgeben dreiſter wurden, zu, er ſolle den Geiſtlichen alles, was ſie dieſe Zeit über eingebüßt hatten, erſtatten. Da dieſes zu thun dem Könige in der That unmöglich war, ſo unterbrachen die Nuntien die ganze Unterhandlung, und giengen nach Rom zurück, nachdem ſie vorher den Bann wider den König öffentlich bekannt gemacht hatten.

Als der Pabſt aus dem Bericht ſeiner Abgeordneten die Schwäche des Königs erkannt hatte, gieng er weiter, und ſprach in einer herausgegebenen Bulle alle Unterthanen deſſelben von dem Gehorſam gegen ihn los. Dieſes war der tödliche Streich, den der Pabſt dem Könige beybrachte. Denn dieſe Bulle hatte die Wirkung, daß die meiſten Barons, welche nur einen Vorwand ſuchten, ſich dem Gehorſam des Königs entziehen zu können, anfiengen, in der Stille ſich zuſammen zu rotten, in der Abſicht, einen andern König zu machen.

Johann (f) war bey dieſem allem ſo ſicher, daß er das, was im Verborgenen wider ihn an-

(f) *Knyghton. M. Pariſ. Acta publica* Tom. I.

angezettelt wurde, nicht einmal vermuthete. Vielmehr brachte er ſeine Zeit mit Luſtbarkeiten zu. Er achtete auch ſogar nicht einmal auf die Warnungen, die ihm von verſchiedenen Orten her gemacht wurden. Endlich aber, da der Nachrichten von einer heimlichen Verſchwörung wider ihn gar zu viele einliefen, bemächtigte ſich ſeines Gemüthes auf einmal eine übermäßige Furcht und Mißtrauen gegen alle Befehlhaber ſeines Heers: wodurch er ſich ſogar verleiten ließ, ſeine Armee zu entlaſſen, und nach London zu gehen. Hier ließ er ſich von den meiſten Barons Geiſeln geben; deſſen ſich dieſe auch nicht weigern durften, weil ſie noch nicht in der gehörigen Verfaſſung ſtunden. Dieſes geſchah im Jahr 1212.

Allein der Pabſt eilte, ſein Vorhaben wider den Johann durchzutreiben. Nachdem er alſo eine Verſammlung der Cardinäle angeſtellt hatte, wurde in derſelben beſchloſſen, daß der Pabſt den König, wegen der vielen wider die Kirche verübten Frevelthaten, abſetzen, und einen andern an deſſen Statt ernennen ſolle. Dieſe Abſetzung wurde ſofort durch eine Bulle bekannt gemacht, und zugleich dem Könige von Frankreich die Vollziehung dieſes Urtheils, nebſt der königlichen Würde in England, im Namen des Pabſts aufgetragen. Ja es wurden faſt alle Chriſten wider den Johann zu ſtreiten aufgerufen, und denen, ſo dieſen König vom Throne zu ſtoßen auf einige Weiſe behülflich ſeyn würden, Ablaß verſprochen.

Ein ſolcher Auftrag war dem Philipp höchſt erwünſcht. Daher machte er im Jahr 1213 überaus große Zurüſtungen zu Waſſer und zu Lande. Johann konnte leicht begreifen, daß dieſes alles ihm gelte. Daher ſetzte er ſich gleichfalls in Bereitſchaft, dem Feinde begegnen zu können. Weil er ſich zu Verſammlung einer Kriegsmacht ſtrenger Mittel bediente, ſo brachte er ein zahlreiches Heer und eine große Flotte zuſammen.

Indeſſen daß beyde Könige einander die Spitze boten, erhielt der Pabſt durch den Legaten Pandolph (g) alles, was er nur wünſchte, von dem Könige von England. Dieſer wußte den Johann durch die Vorſtellung der Gefahr, in der er ſich ſowohl von Seiten Frankreichs, als ſeiner eignen Unterthanen, die ihm untreu wären, befände, dahin zu bringen, daß er verſprach, die vom Pabſt vorzuſchlagende Bedingniſſe ſich gefallen zu laſſen. Der Legat verlangte anfänglich, daß der König dem Pabſt, in allem dem, was die Bannſache angehe, ſich unterwerfe, daß er allen, ſowohl den Geiſtlichen als Weltlichen zugefügten, Schaden erſetzen; daß er alle verjagte Geiſtliche wieder zurück berufen; und dieſes alles durch offene Briefe bekräftigen ſolle. Johann gieng alles ein, Hierauf fügte der Legat hinzu, daß unter dem Ausdruck, dem Pabſt ſich in der Bannſache gehorſam zu bezeigen, auch dieſes vornehmlich in ſich begreife, daß der König, als

(g) *Acta publica* Tom. I.

als ein Widerſacher der Kirche, ſeine Krone dem Pabſt übergebe. Anders würde des Königs Demüthigung nicht angenommen werden. So hart dieſe Bedingung war, ſo willigte der König doch darein, und legte bey einer öffentlichen Verſammlung in der Kirche zu Douvre ſeine Krone zu den Füßen des Legaten, der bey dieſer Handlung den Pabſt vorſtellte. Darauf unterzeichnete er eine Schrift, kraft welcher er das Königreich England und Irrland in die Hände des Pabſts übergab; ſich für einen Vaſallen des heiligen Stuhls bekannte, und erklärte, daß, wenn er, oder einer ſeiner Thronnachfolger, dem Pabſt die ſchuldige Unterwürfigkeit nicht bewieſe, derſelbe eben dadurch alles ſein Recht auf die Krone verlieren ſolle. Nach fünf Tagen gab endlich der Legat die Krone und Zepter dem Könige wieder zurück, und dieſes, wie er hinzufügte, aus einer ſonderbaren Begnadigung des Pabſts. Durch eine ſo niederträchtige Handlung verlohr Johann die wenige Achtung, die einige ſeiner Unterthanen noch gegen ihn gehegt haben mochten, mit einem mal. Der König aber ſchien ſich dieſe Erniedrigung nicht ſehr zu Gemüthe zu ziehen. Pandolph aber gieng wieder zu Schiffe, ohne den Bann aufgehoben oder den König losgeſprochen zu haben.

Sobald Pandolph in Frankreich angekommen war, befahl er dem Philipp, von der Unternehmung wider den Johann gänzlich abzuſtehen, weil dieſer nunmehro ein gehorſamer Sohn der Kirche worden ſey. Aber Philipp weigerte

ſich, dem Verbot des Pabſts Folge zu leiſten, als auf deſſen ausdrückliches Begehren er ja dieſe Unternehmung veranſtaltet habe. Allein der Legat beharrte auf ſeinem Verbot. Bey ſo geſtalten Sachen berief Philipp die vornehmſten Herren und Vaſallen ſeines Reichs zuſammen, und ſtellte ihnen das widerſprechende Verhalten des Pabſts vor; verlangte auch zugleich, daß dieſe Herren ihm ſchwören ſollten, ihn, wenn auch ein päbſtlicher Bann wider ſie alle erfolgen würde, nicht zu verlaſſen. Die Herren ſchienen nicht ungeneigt zu ſeyn, des Königs Willen zu thun. Nur der Graf von Flandern widerſetzte ſich der ganzen Unternehmung wider England auf eine ſo nachdrückliche Weiſe, daß Philipp für nöthig fand, eine ſolche Dreiſtigkeit ſeines Vaſallen zu beſtrafen. Er ſchickte alſo unverzüglich ſeine Flotte gegen Flandern, und gieng ſelbſt zu Lande mit einer Armee dahin. Allein die Eroberungen, welche er am Anfang machte, waren nicht dauerhaft. Denn Johann ſchickte dem Grafen, der ſich ſeiner ſo ſtandhaft angenommen hatte, ſeine Flotte, unter dem Grafen von Salisbury, zu Hülfe; von welcher die franzöſiſche Flotte geſchlagen, und viele Schiffe derſelben erobert worden. Nach welcher unglücklichen Schlacht Philipp wieder heimzog.

Johann hingegen bekam durch dieſen unglücklichen Vorgang aufs neue Muth; und er beſchloß ſogar, den König von Frankreich in ſeinem eignen Lande heimzuſuchen. Weil aber die Barons mit ihm nicht abreiſen wollten, ehe er

vom

vom Bann losgeſprochen ſeyn würde, ſo beſchleunigte er die Zurückkunft des Erzbiſchofs Langton; der ihn dann öffentlich vom Bann und aller Schuld losſprach.

Hierauf wollte Johann mit ſeiner Flotte abfahren. Allein die Barons weigerten ſich abermal, unter dem Vorwande, ſie hätten indeſſen ihr Geld verzehrt, da der König auf die Losſprechung vom Bann warten müſſen. Johann ward hierüber ſehr entrüſtet, und gieng wirklich mit ſeinen Völkern in die Mitte von England, um dieſe Widerſacher im Zaum zu halten. Doch ließ er auf Zureden des Langton, dieſe Unternehmung bald wieder fahren.

Um dieſe Zeit unterſtund ſich Langton, in einer Verſammlung der geiſtlichen und weltlichen Herren wider den König Johann loszuziehen, und inſonderheit vorzuſtellen, daß er ſein der Kirche, dem Adel, und dem Volk gethanes Verſprechen, zu Wiederherſtellung ihrer Freyheiten, noch nicht gehalten habe. Zugleich ermahnte er ſie zu einer genauen Verbindung unter einander, um von dem Könige die Erfüllung ſeiner Verſprechungen deſto leichter zu erhalten. Die anweſenden Herren verbanden ſich auch ſofort eidlich zuſammen, alles anzuwenden, um die Herſtellung ihrer Freyheiten zu erlangen.

Da der König von dieſer Verſchwörung benachrichtigt wurde, gerieth er in eine nicht geringe Verlegenheit, wie er ſich in dieſen mißlichen Umſtänden helfen möchte. Er fiel alſo gar auf den Entſchluß, bey dem Pabſt wider ſeine Unter-

thanen Schutz zu ſuchen. Der Pabſt ſchickte darauf im Jahr 1214 den Cardinal Nicolaus, als ſeinen Legaten, in England, um, wie man vorgab, den König mit der Geiſtlichkeit zu vergleichen. Da aber die Geiſtlichkeit die von dem Könige angebothene Vergütung hochmüthig verwarf, ſo nahm der Legat davon Gelegenheit, dem Könige vorzuſchlagen, es ſey das einige Mittel, eine beſtändige Ruhe in dem Reich zu erhalten, dieſes, daß der König ſich gänzlich unter den päbſtlichen Schutz begebe, und alſo dem heiligen Stuhle die königliche Krone zum zweytenmal übergäbe. Der König willigte auch in dieſe ſchimpfliche Bedingung, und legte ſeine Krone vor einer anſehnlichen Verſammlung zum zweytenmal vor dem Legaten ab. Die Barons und die Geiſtlichkeit merkten aus dieſer zweyten Unterwerfung des Königs, daß er ihr Vornehmen erfahren habe. Weil nun dieſe Unterwerfung des Königreichs unter des Pabſts Gewalt ihren Abſichten gänzlich zuwider war, ſo widerſprach Langton der Verbindung, die der König, in Abſicht auf den Pabſt, eingegangen hatte, öffentlich. Der Pabſt, den dieſe Künheit verdroß, ſuchte ſich dadurch an dem Langton zu rächen, daß er dem Legaten Nicolaus die Gewalt ertheilte, alle ledige Kirchendienſte in England zu vergeben. Da dieſer aber die gegebene Volkmacht auf die ſchändlichſte Weiſe mißbrauchte, ſo ließ Langton durch ſeinen Bruder deswegen bey dem Pabſt klagen. Allein der Pabſt gab ihm kein Gehör. Vielmehr befahl er ſeinem Legaten,

der engländiſchen Geiſtlichkeit anzukündigen, daß ſie, ſtatt der von Johann angebothenen 100000 Mark, nun nur 40000 für ihre Schadloshaltung vom Könige bekommen ſollten. So endigte ſich dieſer Streithandel des Königs und der Geiſtlichkeit.

Nach Endigung dieſes Streits nahm der König (h) ſeine Unternehmung auf Frankreich wieder vor. Er gieng mit einer ſtarken Armee nach Rochelle. Worauf er ſich, ohne Schwierigkeit, ganz Poitou unterwarf. Philipp, der in den Niederlanden mit dem Kaiſer Otto und dem Grafen von Flandern zu kriegen hatte, ſchickte ſeinen Sohn Ludwig wider den König von England zu Felde; bey deſſen Anrückung der König ſich von dem Schloß, la Roche au Moine, welches er belagerte, zurück ziehen mußte. Da aber bald darauf die Nachricht von dem großen Siege einlief, den Philipp über ſeine Feinde bey Bovines erhalten hatte, fand Johann nicht rathſam, den Krieg wider Frankreich weiter fortzuſetzen: deswegen machte er mit Philipp, unter Vermittelung des päbſtlichen Legaten, einen Stillſtand auf fünf Jahre.

Indeſſen aber war bey den Barons das Vorhaben, von Herſtellung der ehemaligen Freyheiten, aufs neue lebendig worden. Sie verbanden ſich noch einmal auf das kräftigſte, den König gemeinſchaftlich um die Beſtätigung des

(h) *Acta publica* Tom. I.

Gnadenbriefs Heinrichs I. zu bitten. Demnach kamen ſie im Jahr 1215 nach London, und lagen dem Könige bittend an, er möchte itzt einmal ihnen die Rechte und Freyheiten, ſo in Heinrichs Gnadenbriefe enthalten wären, wiedergeben; als wozu er ſich ja ſelbſt, vor der päbſtlichen Losſprechung, durch einen Eid verpflichtet habe. Der König, der über dieſes Anſuchen betroffen war, hielt weder für rathſam, den Barons ihre Bitte abzuſchlagen, noch auch ſogleich zu gewähren. Er verlangte alſo von ihnen, daß ſie ſeinen Beſcheid nach Oſtern erwarten möchten. Welches dieſe Herren ſich auch gefallen laſſen mußten. Nach verlaufener Friſt aber kamen mehr als 1000 Ritter, wohl bewaffnet, zuſammen, um des Königs Entſchluß zu vernehmen. Der König fand nicht rathſam, perſönlich mit dieſen Herren zu handeln; ſchickte daher den Grafen von Pembrook an ſie, der den Innhalt ihrer Forderung anhören ſollte. Darauf übergaben die Herren eine weitläuftige Schrift, worinn ſie ihr Verlangen zu erkennen gaben. Nach deren Durchleſung der König im Zorn antwortete: Er werde nimmermehr ſeinen Unterthanen ſolche Freyheiten einräumen, die ihn ſelbſt zum Leibeignen machen müßten.

Nun wurden die Barons überzeugt, daß für ſie bey dem Könige nichts zu hoffen ſey. Dahero erwählten ſie den Lord Fitz-Walter zu ihrem Befehlhaber, dem ſie den Titel eines Marſchalls

ſchalls des Heers Gottes und der Kirche bey- legten. Sie bemächtigten ſich ſofort des Schloſ- ſes Betford. Und dann glückte es ihnen, durch ein geheimes Verſtändniß, zu einem Thor der Stadt London einzudringen: welches ſo geheim und geſchwind geſchah, daß der König, der in dem Tour war, nicht eher, als da ſich die Ba- rons ſchon der Stadt bemeiſtert hatten, von die- ſer Unternehmung etwas erfuhr. Sogleich nach dieſer wichtigen Eroberung, belagerten ſie den König im Tour; und zu gleicher Zeit ließen ſie ein Ausſchreiben an alle Anhänger des Königs, und auch an diejenigen, die ſich für keinen Theil erklären wollten, ergehen, worinn ſie ihnen ſag- ten, daß ihre Güter und Häuſer geplündert und niedergeriſſen werden ſollten, wenn ſie ſich nicht mit ihnen wider den König verbinden würden. Dieſes Ausſchreiben hatte die verhoffte Wirkung, indem faſt alles von dem Könige ab, und den Barons zufiel. Durch dieſe ſchlimme Umſtän- de ſah der König ſich genöthigt, das Verlangen der Barons zu erfüllen. Es wurden demnach im Namen des Königs zween Gnadenbriefe aus- gefertigt, deren einer, der Gnadenbrief der Freyheiten, oder der große Gnadenbrief; der andere, der Gnadenbrief, die Förſte betref- fend, genennt wurde. Wir wollen aus dem erſtern, oder ſo genannten großen Gnadenbrief, nur diejenigen Artikel, die beſonders merkwürdig ſind, anführen. Der König verordnet und ver- ſpricht unter andern, daß er keine Steuer, weder

wegen des Rechts der Scutage (i), noch wegen eines andern, ohne Einwilligung des gemeinen Raths des Königreichs, auflegen wolle; es ſey dann, entweder wegen Auslöſung des Königs, oder, um den älteſten Sohn des Königs zum Ritter zu machen, oder bey der erſtmaligen Vermählung der älteſten Tochter des Königs; in welchen Fällen jedoch die Steuer gemäßigt ſeyn ſolle: daß man ſich niemands beweglicher Güter bemächtigen ſolle, um ihn, wegen ſeines Lehens, zu mehrern Dienſten, als er ſchuldig iſt, zu nöthigen: daß die Grafen und Barons nicht anders, als durch ihre Pairs, zu einer Geldſtrafe verurtheilt werden ſollen: daß niemand, ohne das Urtheil ſeiner Pairs, in Verhaft genommen, oder aus dem Beſitz ſeiner Güter und Freyheiten geſetzt, oder um das Leben gebracht werden ſolle: daß die Sherifs niemand unterdrücken oder kränken, ſondern mit den Gebühren zufrieden ſeyn ſollen, die ihnen unter Heinrich I. angewieſen worden: daß niemand ſein eignes Gut einem Kloſter geben, und es hernach von demſelben wieder zu Lehen nehmen ſolle. Dieſes ſind, unſers Erachtens, die erheblichſten Artikel des großen Gnadenbriefs. Aus dem zweyten aber, der die Förſte betraf, einen Auszug zu machen, haben wir für unnöthig gehalten, weil wohl den wenigſten auswärtigen Leſern daran gelegen

(i) Dieſes war ein Kriegsdienſt, zu welchem die Beſitzer der Lehengüter gegen den König verpflichtet waren.

gelegen ſeyn wird. Dieſe beyden Gnadenbriefe nun wurden von dem Könige und allen geiſtlichen und weltlichen Herren des Königreichs unterſchrieben, mit dem großen Siegel geſiegelt, und von dem Könige mit einem Eid bekräftigt. Zu mehrer Verſicherung des gemachten Vertrags, wurden, mit Einwilligung des Königs, fünf und zwanzig Barons ernennt, unter denen ſich jedermann viere herausleſen durfte, um ſich bey ihnen zu beſchweren, wenn etwas dieſem Gnadenbrief zuwider etwan geſchehen würde. Dieſe vier Barons ſollten die Klage vor den König bringen. Würde dieſer in vierzig Tagen die Sache nicht ausmachen, ſo ſollten die ſämmtlichen Barons das Recht haben, zu den Waffen zu greifen, und durch Einziehung der Kammergüter den König zu Erſtattung des etwan verurſachten Schadens anzuhalten. Doch ſolle man an der Perſon des Königs, ſeiner Gemahlinn und Kinder, ſich nicht vergreifen dürfen.

Jedoch dieſer Vertrag (k) war, wie leicht zu erachten, in dem Gemüthe des Königs eine Urſache zu einem unaufhörlich quälenden Verdruß; welchen ſeine Hofleute, unter denen viele Ausländer waren, zu unterhalten eifrig befliſſen waren. Er dachte daher auf alle Mittel, ſich aus dieſen Verbindungen loszuwickeln. Endlich ſchien ihm dieſes das bequemſte zu ſeyn, daß er etliche ſeiner Vertrauteſten ausſandte, um in Deutſchland, Frank-

(k) *M. Pariſ. Knyghton.*

Frankreich und den Niederlanden Leute zuſammen zu bringen, die dem Könige wider ſeine Unterthanen als Soldaten dienen wollten. Dieſen Leuten wurden zur Belohnung die Güter der Barons verſprochen, welche eingezogen werden ſollten. Zu gleicher Zeit berichtete der König dem Pabſt dieſen ganzen Handel mit den Barons, und bat denſelben, ihn von dem Eide, den er den Barons gezwungen geleiſtet habe, loszuſprechen. Hernach begab er ſich auf die Inſel Wight, lebte daſelbſt ſehr eingezogen, und hielt mit niemand, als ganz geringen Leuten, einen Umgang, um durch dieſe Aufführung ſein Vorhaben, das er mit der äußerſten Verſchwiegenheit auszuführen bemüht war, vor jedermann zu verſtecken.

Der Pabſt Innocentius ſchrieb ſofort ſehr ernſtlich an die engländiſchen Barons, und befahl ihnen, von allen Forderungen, die ſie an den König gemacht hätten, abzuſtehen. Allein dieſe lachten über die päbſtlichen Befehle. Sie bemächtigten ſich ſogar unvermuthet der Stadt Rocheſter, wohin der König eine große Menge Kriegsvorrath hatte zuſammenbringen laſſen.

Unterdeſſen hatten die vom Könige ausgeſandte Vertraute eine große Anzahl Leute zu ſeinem Kriegsdienſt aufgebracht. Sobald der König von derſelben Ankunft hörte, begab er ſich plötzlich nach Douvre, um ſie allda zu empfangen. Dieſes fremde Heer nun theilte der König in zwey Theile, deren einen er ſelbſt anführte,

den

den andern aber der Befehlhabung ſeines natürlichen Bruders, des Grafen von Salisbury, untergab. Der König bemächtigte ſich vor allen Dingen der Stadt Rocheſter wieder. Hiernächſt wurden von dem Könige die mitternächtigen, und von ſeinem Bruder die mittägigen Länder in England entſetzlich verheert; da indeſſen die Barons, die dem Könige im Felde die Spitze nicht bieten konnten, ſich in London eingeſchloſſen hielten.

Weil die Barons dem Befehl des Pabſts nicht gehorſam geweſen waren, ſo grief dieſer zur Strafe des Banns, und befahl dem Erzbiſchof von Canterbury, denſelben öffentlich bekannt zu machen. Dieſer aber, der ſelbſt in geheim die Sache der Barons begünſtigte, weigerte ſich, unter allerhand Vorwande, den Bann öffentlich zu erklären. Deswegen wurden ihm von dem Legaten Pandolph die erzbiſchöflichen Verrichtungen unterſagt, und er ſelbſt nach Rom vorgefordert.

Die Barons befanden ſich inzwiſchen in kläglichen Umſtänden. Ihre Ländereyen wurden von den königlichen Völkern erbärmlich mißhandelt: und doch ſahen ſie auch kein Mittel vor ſich, aus dieſem Elend heraus zu kommen. Daher geriethen ſie auf den Einfall, den König von Frankreich zu erſuchen, daß er ihnen ſeinen Prinzen Ludwig mit einem Kriegsheer zuſenden wolle, welchem ſie ſodann die engländiſche Krone verſchaffen würden. Der König Philipp ließ ſich dieſen Vorſchlag ganz wohl gefallen: nur

ver=

verlangte er zur Sicherheit fünf und zwanzig Geiſeln von den Barons; die ihm auch geliefert wurden. Sogleich ſchickte Philipp den Barons einige Mannſchaft zu Hülfe, mit der Verſicherung, daß bald möglichſt eine anſehnliche Macht zu ihrer Unterſtützung ankommen werde.

Der Pabſt unterließ nicht, dieſes Ungewitter, wo möglich, von dem Haupt des Johann abzuwenden. Ein Legat mußte dem Könige von Frankreich das Vornehmen wider England unterſagen, und im Weigerungsfall mit dem Bann drohen. Allein Philipp antwortete dem Legaten muthig, und bezeugte ihm, daß er in dieſer Sache ſich an des Pabſts Verfügungen gar nicht kehren werde. Und nicht lange darauf fuhr Ludwig mit einer großen Flotte in England über. Der Pabſt ſchickte ſeinen Legaten Gallon auch in England, um daſelbſt den Bann wider die Barons bekannt zu machen. Er drohte auch dem Ludwig ſelbſt mit dieſer Strafe. Allein weder dieſer, noch die Barons, hatten die geringſte Achtung vor dem Bann: und der Erzbiſchof Langton wurde, vom Ludwig zum Großkanzler gemacht, weil er zur Geringachtung des päbſtlichen Banns nicht wenig beygetragen hatte.

Unterdeſſen bemächtigte ſich Ludwig der Stadt Rocheſter, und ſomit der Provinz Kent, ohne ſonderlichen Widerſtand. Doch war das Schloß zu Douvre, wegen der hartnäckigen Gegenwehr, nicht zu erobern. Dem ungeachtet rückte

Ludwig

Ludwig immer weiter landeinwärts. Aber ſein Vater ließ ihn erinnern, die Schlöſſer Windſor und Douvre, die ihm im Rücken lägen, vorher zu erobern, ehe weiter⸗ Eroberungen unternommen würden.

Johann ſeines Orts war nur darauf bedacht, den Krieg in die Länge zu ziehen, weil er mit Grund glaubte, die Engländer würden der Franzoſen bald überdrüßig werden. Dieſes war um ſo mehr zu vermuthen, weil die Franzoſen gar bald anfiengen, den Engländern hochmüthig zu begegnen; auch Ludwig die Belohnungen der geleiſteten Dienſte nur allein ſeinen Landesleuten zu Theil werden ließ. Wodurch es geſchah, daß viele der Barons dem Ludwig aufſäßig wurden, und ſich gerne ihrem rechtmäſſigen Könige wieder unterworfen hätten, wenn ſie nur einer guten Aufnahme von ihm verſichert geweſen wären.

Der König Johann hatte ſich indeſſen in die Provinz Norfolk gezogen, die er für die getreuſte hielte. In der Stadt Lyn, der er, wegen ihrer Treue gegen ihn, große Freyheiten ertheilt hatte, waren ſeine Schätze, Krone und andre Koſtbarkeiten, verwahrt. Da aber der König dieſe Dinge in einer ſo kleinen Stadt vor den Feinden nicht ſicher genug achtete, und in die Provinz Lincoln bringen laſſen wollte, war er ſo unglücklich, in einem Moraſt alle ſeine Koſtbarkeiten und Feldgeräthe zu verlieren. Weil dieſes damals für ihn ein faſt unerſetzlicher Verluſt war, ſo grämte er ſich darüber dergeſtalt, daß er

in ein Fieber fiel; an welchem er auch nach einigen Tagen, im ein und funfzigſten Jahre ſeines Alters und im ſiebenzehenden ſeiner Regierung, ſtarb, nachdem er ſeinen älteſten Sohn Heinrich, der etwan zehen Jahr alt war, zu ſeinem Erben eingeſetzt hatte.

Wenn man die Handlungen dieſes Königs in Betrachtung ziehet, ſo erblicket man freylich an denſelben viel tadelhaftes. Sein unbilliges Verfahren gegen ſeinen Bruder Richard; der Tod des Arthur, ſeines Brudersſohns, den man ihm nicht ohne Wahrſcheinlichkeit Schuld gegeben; ſeine leichtſinnige Eheſcheidung von der Havoiſe von Glocester; ſeine Schläfrigkeit und Unthätigkeit bey der Wegnehmung ſeiner Franzöſiſchen Provinzen; ſeine Niederträchtigkeit in dem Verhalten gegen den Pabſt; und die Einführung eines fremden Heeres in England; machen ihm freylich wenig Ehre. Doch findet man eben nicht, daß er ſo gar ruchlos geweſen ſey, als etliche parteyiſche Geſchichtſchreiber ihn vorzuſtellen bemüht ſind. Uebrigens iſt aus dem Leben dieſes Fürſten ohnehin offenbar genug, daß ſeine Regierung beſtändig unruhig und unglücklich geweſen ſey.

Mit der Iſabelle von Angouleme hatte Johann die Söhne Heinrich und Richard erzeugt.

Heinrich III. mit dem Zunamen, von Wincheſter, vom Jahr 1216.

Heinrich war, wie gedacht, erſt zehen Jahr alt, da ſein Vater Johann ſtarb. Es würde ihm dahero ſchlechterdings unmöglich geweſen ſeyn, den engländiſchen Thron zu beſteigen, wenn er nicht an dem Grafen von Pembrook einen getreuen Beyſtand gehabt hätte. Dieſer Herr bemühte ſich, diejenigen Großen des Reichs, die es vorhin mit Johann beſtändig gehalten hatten, in dieſer guten Geſinnung zum Vortheil des jungen Heinrichs zu erhalten: und er brachte es auch dahin, daß dieſer Prinz in einer Verſammlung dieſer Herren zum Könige ernennt und bald darauf gekrönt wurde. Der päbſtliche Legat Gallon begünſtigte dieſes Geſchäffte ebenfalls. Doch mußte der neue König dem Pabſt, wegen England, huldigen. Hierauf wurde dem Grafen von Pembrook in dieſer Verſammlung die Vormundſchaft des jungen Königs und die Verwaltung der Reichsgeſchäffte aufgetragen. Und in der That hatte man hierzu keinen geſchicktern Mann finden können. Der Graf kannte ganz genau die Geſinnungen der engländiſchen Herren. Weil er nun wußte, daß viele unter ihnen über den franzöſiſchen Ludwig aufgebracht, und hingegen bereit geweſen wären, dem Johann ſich wieder zu unterwerfen, wenn ſie nur nicht deſſen Zorn geſcheut hätten: ſo ſchrieb er an alle Barons, und berichtete ihnen, daß Heinrich bereits zum König gekrönt ſey; zugleich that er

anſehnliche Verſprechungen für alle diejenigen, ſo dem neuen Könige anhangen würden. Der Bann, in dem ſich Ludwig befand; die Aufhebung der Belagerung von Douvre; die Vergebung anſehnlicher Stellen an Franzoſen, machten, daß der Anhang Ludwigs ziemlich ſchwach wurde.

Pembrook (1) berichtete die neue Wahl und Krönung des Heinrichs dem Pabſt, und bat denſelben zugleich um Beyſtand wider den Ludwig. Der Pabſt befahl ſogleich ſeinen Legaten in England, den Bann gegen den Ludwig und ſeine Anhänger noch mehr zu ſchärfen. Ja er war Willens, den Bann in einem Conſiſtorium zu beſtätigen. Dieſes bewog den Ludwig, eine Reiſe nach Paris zu thun; vorher aber den angebothenen Stillſtand mit dem Heinrich einzugehen; im Jahr 1217.

Der Graf von Pembrook machte ſich die Abweſenheit Ludwigs ſehr wohl zu Nutz, ſeines Königs Anhang zu verſtärken. Nachdem Ludwig wieder zurück gekommen war, ließ er das Schloß von Lincoln belagern, welches noch dem Könige getreu geblieben war, da die Stadt ſich an die Franzoſen ergeben hatte. Da aber an der Behauptung dieſes Schloſſes ſehr viel gelegen war, ſo brachte der Regent in möglicher Geſchwindigkeit eine Armee zuſammen, mit der er auf die belagernden Feinde anrückte. Der franzöſiſche

(1) *Acta publica* Tom. I.

zöſiſche Kriegsrath fand für gut, kein Treffen zu wagen, ſondern die Belagerung des Schloſſes eifrig fortzuſetzen, und zugleich die Stadt gegen die feindlichen Angriffe zu vertheidigen. Allein Pembrook fand ein Mittel, der Beſatzung des Schloſſes eine Verſtärkung zuzuſchicken; wobey er zugleich die Einrichtung machte, daß zu einer gewiſſen Zeit aus dem Schloß ein Ausfall auf die Feinde in der Stadt geſchehen ſolle, da er dann zu gleicher Zeit die Stadt angreifen wolle. Beydes geſchah mit ſo viel Tapferkeit und Glück, daß die Feinde faſt alle niedergehauen, und der franzöſiſche Befehlhaber la Perche ſelbſt erlegt wurde. Die Engländer machten nach dem Siege unermäßliche Beute.

Nach dieſem Vorgange, der für die Franzoſen (m) ſehr niederſchlagend ſeyn mußte, hielt Ludwig bey ſeinem Vater um eine Volksverſtärkung an. Allein dieſe ankommende Franzoſen wurden von der Flotte etlicher engländiſcher Seeſtädte, die ſich für Heinrich verbunden hatten, geſchlagen. Hiedurch ſowohl, als durch andre wichtige Gründe, wurde Ludwig bewogen, dem Regenten einen Frieden anzubieten. Dieſer hatte gar keine Urſache, einen ſolchen Antrag zu verwerfen. Daher wurde der Friede geſchloſſen; wobey unter andern auch folgende Bedingniſſe veſtgeſetzt wurden: daß alle Anhänger Ludwigs in alle ihre vorige Rechte

(m) *Matth, Pariſ.*

ſollten wieder eingeſetzt werden: daß alle Engländer, die vom Könige Johann abtrünnig worden waren, dem Könige Heinrich huldigen ſollten: daß alle Plätze, die **Ludwig** in England inne gehabt, dem Heinrich ſollten wiedergegeben werden: daß **Ludwig** die Verbindlichkeit der Huldigungen, die ihm von den Engländern geſchehen, aufheben ſollte. Nach Unterzeichnung dieſes Friedens wurde **Ludwig** durch den päbſtlichen Legaten von dem Bann losgeſprochen, und gieng ſofort nach Frankreich zurück. Worauf Heinrich ſeinen öffentlichen Einzug in London hielt, und zugleich ſchwur, das Volk bey ſeinen Freyheiten zu ſchützen.

Der König von Schottland legte gegen Heinrich die Huldigung ab, wegen der Lehen, die er in England beſaß.

Der Regent ließ eine ſeiner erſten Bemühungen ſeyn, die Verſprechungen des Königs, die Freyheiten des Volks betreffend, in Erfüllung zu bringen. Daher ließ er im Jahr 1218 allen Obrigkeiten des ganzen Reichs ernſtlich befehlen, über der Beobachtung der Gnadenbriefe des Johann genau zu halten. Er ſandte auch, da er von der nachläßigen Beobachtung jener Briefe benachrichtigt wurde, Gevollmächtigte in die Provinzen herum, welche die Aufrechthaltung der Freyheiten des Volks fördern mußten. Hätte dieſer löbliche Regent länger gelebt, oder gleichgeſinnte Nachfolger in dem Regentenamte gehabt, ſo würde das Wohl von England beveſtigt worden ſeyn. Allein dieſer rechtſchaffene

Staats-

Staatsmann ſtarb im Jahr 1219. Ihm folgte, als Regent, Wilhelm de Roches, Biſchof von Winchester. Und Hubert von Bourg, der Douvre ſo mannhaft vertheidigt hatte, wurde Oberrichter von England.

Im Jahr 1220 wurde der König noch einmal von dem Erzbiſchof von Canterbury, Langton, mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten gekrönt, weil die erſte Krönung nicht anſehnlich genug konnte vollzogen werden.

Im Jahr 1223 erſuchte das Parlament den König, den von ihm beſchwornen Freyheitsbrief durch das ganze Reich vollziehen zu laſſen. Ob nun gleich damals einer der königlichen; Miniſters unbehutſamer Weiſe ſich verlauten ließ, der König ſey zur Haltung eines Gnadensbriefs, der ehemals erzwungen worden, nicht verbunden: ſo bezeugte doch der König, der damals ſechzehen Jahr alt war, es ſey allerdings ſein ernſtlicher Wille, daß die Gnadenbriefe in ihre Erfüllung gebracht würden. Wie er dann eben dieſen ſeinen Willen durch alle Provinzen aufs neue bekannt machen ließ. Dieſes Bezeigen gefiel dem Parlament ſo wohl, daß es dem Könige freywillig eine anſehnliche Geldſteuer behändigte.

Um dieſe Zeit fieng der Oberrichter Hubert an, nach einer noch größern Gewalt und Hoheit zu trachten. Weil er nun wohl erkannte, daß er nicht zu ſeinem Zweck gelangen könne, ſo lange die Barons in dem Beſitz der veſten Plätze wären, die ihnen vom Könige anvertraut worden waren: ſo erſann er die Liſt, daß er den König

veranlaßte, die Plätze, ſo er, Hubert, in Verwahrung hatte, von ihm wieder zu fordern. Hubert übergab ſogleich dem Könige den Towr zu London, und das Schloß zu Douvre. Nach welchem Beyſpiel viele Barons ebenfalls ihre Plätze dem Könige abtraten. Allein ſobald dieſes geſchehen war, gab der König dem Hubert die ausgelieferte Orte zurück; die von den Barons aber überantwortete Plätze behielt er. Welches ihm bey dieſen Herren eine ſehr üble Meynung von ſich zuwege brachte.

Man hatte ſchon im Jahr 1223 den König von Frankreich, Ludwig VIII. der um dieſe Zeit ſeinem Vater Philipp gefolgt war, von Seiten der engländiſchen Regierung, durch Geſandte erinnern laſſen, daß er ſein im Friedensſchluß gethanes Verſprechen, wegen der von Philipp dem Johann entriſſenen Länder, nun erfüllen möge. Allein Ludwig antwortete ſo, daß man wohl merken konnte, er ſey nichts wenigers zu thun geſonnen, als hierinn ſein Wort zu halten. Im Jahr 1224 aber brachen ſeine eigentlichen Abſichten aus, indem er anfieng, die ſämmtlichen der Krone England zuſtändige Provinzen an ſich zu reißen. Dieſe Aufführung des Ludwig veranlaßte eine Parlamentsverſammlung, in welcher der Krieg wider Frankreich beſchloſſen, und dem Könige eine Geldſteuer, und im Jahr 1225 noch eine anſehnlichere, bewilligt wurde, doch unter der Bedingung, daß den Freyheitsbriefen künftighin richtiger, als bisher, möge nachgelebt werden. Der König ließ dieſes auch unverzüglich durch

neue Befehle einſchärfen. Nach dieſem ſchickte der König ſeinen Bruder Richard, Grafen von Cornwallis, mit einem Heer in Frankreich; wobey ihm der Graf von Salisbury zugegeben wurde.

Im Jahr 1226 wurde der König durch einen Parlamentsſchluß der Regierung fähig erklärt.

In eben dieſem Jahre mußte der Legat im Namen des Pabſts bey dem Parlament die Anſuchung thun, daß man durch ganz England von einer jeden Stiftskirche zwo Pfründen, und von jedem Kloſter zwo Mönchsſtellen, als eine beſtändige Steuer für die Noth des römiſchen Stuhls, bewilligen möge. Allein weder der König noch das Parlament waren geneigt, dieſes Geſuch zu bewilligen. Der Legat mußte alſo unverrichteter Sachen abziehen. Ja der Pabſt ſah für gut an, ihn gar zurück zu berufen, weil er den Engländern allerhand Urſachen zu Klagen gegeben hatte.

In eben dieſem Jahre ſtarb Ludwig VIII. ganz unvermuthet. Ihm folgte in der Regierung ſein Sohn Ludwig IX. unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Blanche von Caſtilien.

Der König Heinrich fieng, kurz nach der wirklichen Antretung der Regierung, an, von dem Volk und der Geiſtlichkeit, unter allerhand Vorwänden, und theils auf eine niederträchtige Weiſe Gelder zu erpreſſen, und den Unterthanen ſonſt auf mancherley Weiſe beſchwerlich zu ſeyn. Hiezu verleitete ihn meiſtentheils der Oberrichter

Hubert, der nunmehro ganz allein das Herz des Königs lenkte, nachdem er den Biſchof von Winchester verdrängt hätte. Ja der König vergieng ſich ſo weit, daß er die oft gedachte zween Gnadenbriefe gänzlich wiederrief, und erklärte, zu deren Beobachtung nicht verbunden zu ſeyn.

Um dieſe Zeit zerfielen ſich auch Heinrich und ſein Bruder Richard. Dieſer wurde durch des Königs trotziges Bezeigen gegen ihn ſo aufgebracht, daß er eine Zuſammenverſchwörung von etlichen Großen des Reichs anſpann, wovon er das Haupt, die Abſicht der Verſchwörung aber dieſe ſeyn ſollte, daß man den König durch die Waffen zur Vollziehung der Gnadenbriefe anhalten wolle. Hubert aber merkte die Gefahr dieſer Verbindung. Daher ſuchte er die Empörer zu trennen. Welches dann dadurch bewerkſtelligt wurde, daß man dem Richard noch anſehnlichere Länder zu ſeinem Unterhalt anwies, als er vorher beſeſſen hatte. Da nun Richard weiter nichts zu klagen hatte, ſo ſöhnte er ſich mit dem Könige aus, und trat ſogleich von ſeiner vorigen Verbindung ab, die auch dadurch ſich völlig zerſchlug.

Die Regentinn in Frankreich, die obgedachte Blanche, hatte zu allerhand Mißvergnügen im Reich Anlaß gegeben. Daher ließen die mißvergnügten Normänner, Poitouer und Gaſcogner, dem Könige Heinrich wiſſen, daß er, wenn er mit einem Heer zu ihnen kommen wolle, er mit Vergnügen werde aufgenommen werden. Allein Heinrich verabſäumte unverantwortlicher

Weiſe

Weiſe dieſe ausnehmend günſtige Gelegenheit, die ehemaligen Ländereyen wieder mit England zu vereinigen; und dieſes unterließ er blos nach dem Gutbefinden des Hubert.

Das indeſſen erfolgte Abſterben des Erzbiſchofs von Canterbury erregte einen neuen Streit, indem der König den von den Mönchen des heiligen Auguſtinus, ohne ſeine Einwilligung, erwählten Erzbiſchof verwarf. Die ſtreitenden Theile ſchickten ſofort Abgeordnete nach Rom, um des Pabſts Entſcheidung einzuholen. Da nun der Pabſt Gregorius IX. gar zu lange mit ſeinem Ausſpruch zauderte, ſo boten die königlichen Abgeordneten ihm den Zehenden von den beweglichen Gütern in England und Jrrland an. Auf dieſes Anerbieten machte der Pabſt unverweilt den Kanzler der Kirche von Lincoln, Richard den Großen, zum Erzbiſchof von Canterbury, nachdem er die Wahl der Mönche für ungültig erklärt hatte. Gleich darauf aber mußte einer von den päbſtlichen Kaplänen nach England gehen, um die Erfüllung des gethanen Verſprechens zu betreiben. Dieſer Kaplan zog auch den Zehenden mit der größten Genauigkeit ein. Und obgleich das Volk hierüber ſehr murrte, auch einige von den Großen ſich öffentlich dieſer Neuerung widerſetzten, ſo machte doch das Beyſpiel etlicher von ihnen, die ſich bequemten, den Zehenden zu zahlen, daß nach und nach auch die andern ſich dieſer Auflage unterwarfen. Der König ſaß bey dieſem ganzen Handel ſtille, weil er nicht rathſam fand, den Beyſtand des Pabſts

zu ſeinem künftigen Vorhaben dermalen um ſeiner Unterthanen willen zu verſcherzen.

Nachdem die Unruhen in Frankreich beygelegt waren, alsdann erſt kam den Heinrich die Luſt an, einen Feldzug in daſſelbe Land zu thun. Das Heer, ſo er zu dieſem Vornehmen verſammelte, war ſehr anſehnlich. Aber da man es einſchiffen wollte, waren nicht Schiffe genug vorhanden. Weil nun der König glaubte, daß die Schuld von dieſen ſchlechten Anſtalten auf dem Hubert liege, entrüſtete er ſich dergeſtalt über ihn, daß er im Begriff war, ihn zu erſtechen. Im Frühjahr 1229 gieng endlich der Zug nach Frankreich vor ſich. Allein der Feldzug wurde von Heinrich ſo ungeſchickt und ſchläfrig geführt, daß nicht nur die Mißvergnügten in Frankreich nicht gehörig unterſtützt, ſondern auch den Franzoſen Zeit genug gelaſſen wurde, ſich zu verſtärken, die Mißvergnügten zu beſänftigen, und dem Heinrich mit einem Heer entgegen zu gehen. Dieſe Annäherung der franzöſiſchen Armee erſchreckte den Heinrich dergeſtalt, daß er unverzüglich nach England zurück gieng; und man kaum von ihm erhalten konnte, daß er einige Mannſchaft, unter Befehlhabung der Grafen von Cheſter und Pembrook, in Bretagne zurück ließ, um den daſigen Herzog zu unterſtützen. Dieſe wunderliche Aufführung machte den König bey ſeinen Unterthanen ſehr verächtlich.

Im Jahr 1231 erwählten die Mönche des heiligen Auguſtinus, an die Stelle des verſtorbenen

benen Erzbiſchof von Canterbury, den Biſchof von Chicheſter, Großkanzler des Königreichs, mit Genehmhaltung des Königs. Welche Wahl aber vom Pabſt nie gutgeheißen worden.

Dem Großrichter Hubert (n) war das Jahr 1232 ſehr traurig. Dieſer Mann hatte, wegen der beſondern Gunſt, die der König gegen ihn trug, Neider genug unter den Großen des Reichs. Daher arbeiteten auch viele an ſeinem Untergange. Das erſte, was ſie zu deſſen Nachtheil zuwege brachten, war die Zurückrufung des Biſchofs von Wincheſter an den königlichen Hof. Dieſer nun war auf alle Gelegenheiten aufmerkſam, da er dem Hubert ſchaden zu können glaubte. Als demnach der König einſtmalen über beſtändigen Geldmangel klagte, antwortete der Biſchof, es liege die Schuld dieſes Mangels ganz allein an der ſchlechten Verwaltung der königlichen Einkünfte. Durch dieſe Vorſtellung wurde Heinrich veranlaßt, alle diejenigen, ſo mit ſeinen Einkünften zu thun hatten, zur Rechenſchaft zu fordern, und das Amt eines Schatzmeiſters über ſeine Kammer dem Peter von Rivaux, Schweſterſohn des Biſchofs von Wincheſter, anzuvertrauen. Endlich wußte der Biſchof die Sache ſo zu ſpielen, daß dem Hubert ſogar das Großrichteramt abgenommen, und dem Segrave gegeben wurde. Hierauf forderte der König den Hubert vor ſich, und verlangte, daß er von allen Geldern,

(n) *Acta publica* Tom. I. *M. Pariſ.*

dern, die durch ſeine Hände gegangen wären, Rechenſchaft ablegen ſolle. Hubert bat ſich eine Friſt zu ſeiner Vertheidigung aus. Allein nach Verlauf derſelben, flüchtete er in die Priorey Merton, wo er ſich ſicher genug glaubte. Darauf wurde er auch von dem Parlament vorgefordert. Weil er aber auch alsdann nicht erſchien, befahl der König, ihn aus ſeiner Freyſtätte wegzunehmen; welcher Befehl aber, durch die nachdrückliche Vorſtellung des Grafen von Cheſter, bey dem Könige, hintertrieben wurde. Als er hernach ſeine Freyſtatt verließ, um ſeine Frau zu beſuchen, ließ ihn der König durch Abgeſchickte in einer Kapelle aufheben. Allein der Biſchof von London drohte mit ſeinem Bann, wenn man den Hubert nicht wieder in die Kapelle zurück liefern würde. Dieſes mußte dann der König bewilligen. Doch Hubert übergab ſich freywillig den Händen der Sherifs, die ihn in dem Towr mit Ketten ſchließen ließen. So gefährlich es ſolchergeſtalt um Hubert ausſahe, ſo unvermuthet änderte ſich ſein Schickſal. Denn es ſtarb der Graf von Cheſter, ein Hauptfeind des Hubert. Hernach erbot ſich der Gefangene, dem Könige eine große Summe Geldes, die er ehehin den Tempelherren aufzuheben gegeben hatte, abzutreten. Dieſes Erbieten milderte allmählich des Königs Zorn; der den Streithandel dahin endigte, daß Hubert wieder in den Beſitz ſeiner väterlichen Güter eingeſetzt werden ſolle. Worauf man ihn in das Schloß Deviſes brachte.

Weil, vorgedachter maaßen, der Pabſt mit der Wahl des Erzbiſchofs von Canterbury nicht zufrieden war, ſo mußte eine neue Wahl vorgenommen werden; welche auf den Richard Blunds, Lehrer der Gottesgelehrtheit zu Oxford, mit Bewilligung des Königs, fiel.

Der Biſchof von Winchester arbeitete indeſſen aus allen Kräften daran, ſeine Gewalt immer höher zu treiben. Weil ihm nun bey dieſer Abſicht die Macht der Barons vornehmlich im Wege ſtund, ſo lag er dem Könige immerfort an, dieſe Herren, ſo viel nur möglich, einzuſchränken. In dieſer Abſicht ließ man im Jahr 1233 eine ziemliche Anzahl Ritter aus Guienne und Poitou ins Reich kommen, und dieſen gab man die anſehnlichſten Bedienungen, mit Ausſchließſung der Engländer. Die Barons wurden durch eine ſolche Ungerechtigkeit ſehr aufgebracht: und der Graf von Pembrook ſcheute ſich nicht, dem Könige ins Geſicht zu ſagen, daß er durch ein ſolches Bezeigen gegen die Barons ſich Verdruß zuziehen werde. Die trotzige Antwort, die der Biſchof von Winchester im Namen des Königs darauf ertheilte, erbitterte vollends die Gemüther der Barons aufs höchſte. Als daher der König um ſelbige Zeit ein Parlament berief, ſo erſchienen die Barons nicht. Und wie zu gleicher Zeit ein neuer Haufe Ausländer an dem königlichen Hof ankam, ließen die verbundenen Barons dem Könige durch Abgeordnete ſagen, wenn er nicht den Biſchof von Winchester und die Fremden von ſeinem Hofe wegſchaff-

ſchaffte, ſo würden ſie ſich bemühen, einen Fürſten zu ihrem Könige zu machen, der die Reichsgeſetze beſſer zu beobachten befliſſen wäre. Dieſe Erklärung brachte den König dergeſtalt auf, daß er, auf Eingeben des Biſchofs, beſchloß, Gewalt zu brauchen. Er verſammelte abermal ein Parlament, um die ſchuldigen Barons verurtheilen zu laſſen. Als aber dieſe mit hinlänglicher Bedeckung erſchienen, und alſo nichts auszurichten war, ſo befahl er gleich darauf allen Vaſallen der Krone, mit ihren Leuten zu Glouceſter zu erſcheinen. Wie nun einige derſelben ausblieben, ließ er ihre Güter plündern, und theilte den Raub den Poitouern aus. Jedoch eine Uneinigkeit, die ſich unter den Barons hervorgethan hatte, machte die ganze Verbindung wider den König rückgängig, und nöthigte den Grafen von Pembrook, bey dem Fürſten von Wallis Sicherheit zu ſuchen. Der König nahm darauf einen Feldzug nach Wallis vor; in welchem er aber durch die guten Anſtalten des Grafen von Pembrook genöthigt wurde, ſich wieder aus dem Lande zu ziehen.

Die Erwählung des Richard Blunds zur erzbiſchöflichen Würde mißfiel dem Pabſt; der ſofort den Mönchen die Anweiſung gab, den Edmund, Domherrn von Salisbury, in dieſe Stelle zu ſetzen.

Im Jahr 1234 wurde der Graf von Pembrook, der bisher den Krieg wider den König mit gutem Erfolg fortgeſetzt hatte, in Irrland meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht, da der

Biſchof

Biſchof von Winchester die Statthalter deſſelben Landes, durch einen erſchlichenen königlichen Befehl, und durch Verheißung großer Vortheile, dahin vermocht hatte, den Grafen lebendig oder todt zu liefern.

Der neue Erzbiſchof von Canterbury war auf das Beſte des Königs und ſeines Reichs ernſtlich bedacht. Daher lag er dem Könige unabläßig an, den Biſchof von Winchester und andre Ausländer von ſeinem Hof und von ſeiner Vertraulichkeit zu entfernen. Endlich fanden dieſe gegründeten Vorſtellungen Eingang, und der Biſchof mußte in ſein Stift zurückkehren; die andern vornehmen ausländiſchen Bedienten aber ihre Aemter niederlegen, wobey ihnen zugleich angekündigt wurde, von ihrer bisherigen Aufführung und verwalteten Geldern Rechenſchaft abzulegen. Der Biſchof von Wincheſter wurde im Jahr 1236 von dem Pabſt nach Rom gerufen, und dadurch von aller weitern Verantwortung befreyt.

In eben dieſem Jahr hielt der König Beylager mit Eleonora, der zweyten Tochter Raymunds, Grafen von Provence.

Dieſe Vermählung gab zu einer Veränderung am Hof Anlaß. Denn der König hatte auf den Bruder ſeiner Gemahlinn, Wilhelm, der zum Biſchof von Valence war erwählt worden, ein ſo großes Vertrauen gelegt, daß er ihm in der Verwaltung der Reichsgeſchäffte blindlings folgte. Ja, was am meiſten zu verwundern war, es wurden der Segrave und Rivaux, die

der

der König kurz vorher abgeſetzt und angeklagt hatte, wieder an den Hof genommen.

Weil der König, bey ſeiner ſchlechten Haushaltung, abermalen geldbedürftig war, ſo verſammelte er das Parlament, und bat daſſelbe um eine Geldſteuer; die ihm aber beherzt abgeſchlagen wurde. Hierauf ſuchte er die Verſammlung dadurch zu gewinnen, daß er die Wiedereinführung der Gnadenbriefe verſprach; auch dazu einige Anſtalten machte. Ueber dieſes nahm er drey Herren, die bey dem Adel ſehr beliebt waren, in ſeinen Rath auf. Auf dieſe Veränderungen bewilligte das Parlament dem Könige das verlangte Hülfsgeld. Allein der König verſchleuderte auch dieſes Geld auf eine unanſtändige Weiſe; zumal da er einen neuen Liebling erleſen hatte, nämlich den Simon von Montfort, der ein junger Menſch, und vorher an dem franzöſiſchen Hofe geweſen war.

Inzwiſchen erhielt der König in dieſem Jahr ohne Waffen etwas, das ſeine Vorfahrer durch viele Kriege zu erlangen vergeblich ſich bemüht hatten. Es wurde nämlich der alte Fürſt von Wallis, Leolyn, von ſeinem Sohn Griffin, ſo hart bedrängt, daß er kein andres Mittel zu ſeiner Beſchützung vor ſich ſah, als ſich unter den Schutz Englands zu begeben, und dem Könige wegen ſeiner Länder zu huldigen.

Um dieſe Zeit kam, mit des Königs Vorwiſſen, wie es ſchien, ein päbſtlicher Legat nach England; über deſſen Ankunft die geſammte Geiſtlichkeit des Reichs ſehr mißvergnügt war, weil

weil ſie wohl wußten, daß die Abſicht ſeiner Ankunft blos ihre Beraubung ſey. Dieſer Legat verſuchte auch, einen Zutritt in Schottland zu bekommen; wurde aber von dem daſigen Könige abgewieſen.

Des Königs Liebling, Simon von Montfort, ſuchte ſich in immer beſſere Umſtände zu ſetzen. Er machte ſich demnach im Jahr 1238 an des Königs Schweſter, die verwittwete Gräfinn von Pembrook, und verſicherte ſich ihrer Zuneigung auf eine ſolche Weiſe, daß der König für gut hielt, beyde in der Stille vermählen zu laſſen. Ueber welche voreilige Verheyrathung Richard gegen ſeinen Bruder, den König, große Beſchwerden führte. Eben dieſer Richard konnte das außerordentliche Anſehen der Ausländer bey dem Könige durchaus nicht vertragen. Weil nun die andern vornehmen Engländer über eben dieſe Sache ungehalten waren, ſo verbanden ſie ſich mit Richard, um durch ſeine Unterſtützung eine Aenderung zu erhalten. Sie begaben ſich daher auf einmal, in Begleitung vieler gewaffneter Leute, zu dem Könige, und ermahnten ihn, ſein Verſprechen zu halten. Der König wußte ſich damals durch nichts anders, als durch Nachgeben zu helfen. Daher bezeugte er, daß er ſich, in Anſehung der wider ihn geführten Klagen, dem Ausſpruch derjenigen unterwerfen wolle, die man zu Schiedsrichtern hierinn verordnen würde. Da wurden nun gewiſſe Bedingungen aufgeſetzt, an welche ſich der König

 in

in ſeiner Regierung binden ſollte; und vom Kö- nige und den Herren unterzeichnet.

Im Jahr 1239 wurde dem König ein Prinz gebohren, dem er den Namen Eduard gab.

Der päbſtliche Legat Otto, der bisher von der engländiſchen Geiſtlichkeit unermäßliche Summen erpreßt hatte, gieng endlich im Jahr 1241 nach Rom, weil er von der tödtlichen Krankheit des Pabſts Nachricht hatte, und be- ſorgte, man möchte ihm, wenn er nach des Pabſts Abſterben in England bliebe, ſeinen Raub wie- der abnehmen. Allein dieſe Vorſicht half dieſes mal nicht. Denn er gerieth an den Gränzen von Italien den Kaiſerlichen in die Hände, die ihm ſeinen ganzen Schatz nahmen.

Nach dem Tode des Erzbiſchofs von Can- terbury, erhielt Heinrich durch allerley Kunſt- griffe, daß Bonifacius, ein Bruder der Köni- ginn, mit dieſer Würde bekleidet wurde.

Leolyn, der Fürſt von Wallis, hatte vor ſeinem Abſterben die Verordnung gemacht, daß ſeine zween Söhne, David und Griffin, das Land getheilt beſitzen ſollten. Allein David be- mächtigte ſich des ganzen Landes, und ſetzte ſo- gar ſeinen Bruder gefangen. Die Gemahlinn des gefangenen Griffin wendete ſich an den Kö- nig von England, der ihr ſeinen Beyſtand zu- ſagte, nachdem ſie ihm ein anſehnliches Geldge- ſchenk verſprochen hatte. Als aber David dem König eine noch größre Summe anbot, unterließ dieſer nicht nur, weiter etwas zum Beſten des Griffin zu unternehmen, ſondern er unternahm

ſogar

ſogar, den Gefangenen in den Towr zu London einzuſperren, damit er nicht entwiſchen möge. So niederträchtig machte die Geldſucht den König.

Im Jahr 1243 wurde der Prinz Richard, des Königs Bruder, mit einer jungen Gräfinn von Provence, vermählt. Bey dem Beylager iſt der Pracht und Verſchwendung unglaublich geweſen, wenn wahr iſt, was man erzählet, daß nämlich dabey dreyßigtauſend Schüſſeln aufgetragen worden.

Im Jahr 1244 gab es mit den Walliſern etwas zu thun. Es hatte Griffin, ſo im Towr ſaß, aus ſeinem Gefängniß entwiſchen wollen: war aber ſo unglücklich, daß er in den Graben fiel, und den Hals brach. Sobald Griffin todt war, und David wegen ſeines Landes nichts zu befürchten hatte, that er einen Einfall in England, und ſchlug etlichemal die Engländer, ſo ſich ihm ohne einen tüchtigen Anführer widerſetzten.

Alexander II. König von Schottland weigerte ſich zu gleicher Zeit, dem Könige in England, wegen der von dieſer Krone habenden Lehen, die Huldigung abzulegen. Allein da Heinrich mit einem Kriegsheer wider ihn im Anzug war, bot er alſobald einen Vergleich an, in dem er ſich zu Leiſtung der Huldigung verband. Man verabredete zugleich eine Heyrath zwiſchen des Königs von Schottland Sohn, Alexander, und der Margaretha, älteſten Tochter Heinrichs.

Im Jahr 1245 gebahr dem Könige ſeine Gemahlinn den zweyten Sohn, der den Namen Edmund bekam.

Der päbſtliche Nuntius Martin mißbrauchte ſeine Gewalt, in unaufhörlichen Gelderpreſſungen, auf eine ſo unerträgliche Weiſe, daß die engländiſchen Herren, weil bey dem Könige kein Beyſtand zu hoffen war, genöthigt wurden, ſich ſelbſt Hülfe zu ſchaffen. Sie befahlen demnach den Befehlhabern der Seehäfen, alle diejenigen anzuhalten, welche Bullen oder dergleichen vom Pabſt bringen würden. Der Nuntius klagte hierüber bey dem Könige. Allein die Barons legten demſelben eine Rechnung von den erſtaunlichen Summen vor, die von den Legaten in dem Königreich eingetrieben worden. Der König wunderte ſich zwar darüber, getraute ſich aber nicht, etwas zum Mißfallen des Pabſts zu verfügen. Daher erlaubte er nur den Barons, an die allgemeine Kirchenverſammlung, ſo damals ſich zu Lion befand, zu ſchreiben, und die Klagen über die Legaten vorzubringen. Weil aber die Barons wohl vermuthen konnten, daß ihr Handel von der Kirchenverſammlung werde in die Länge hinaus gezogen werden, ſo kamen ſie, unter dem Vorwande eines Tournierſpiels, wider des Königs Willen zuſammen, und ließen ſodann dem Nuntius in ihrem Namen befehlen, ſich unverweilt aus dem Königreich zu begeben. Dieſer aber beklagte ſich beym Könige: Dieſer aber bezeugte ihm, daß er außer Stand ſey, ihm diesmal zu helfen. Daher reiſte dann der Nuntius,

tius, zur großen Freude des Volks, aber zu des Pabſts großem Verdruß, aus dem Reich ab.

Inzwiſchen brachten die engländiſchen Abgeordneten ihre Klagen bey der Kirchenverſammlung zu Lion an; konnten aber von dem Pabſt Innocentius IV. der ſelbſt den Vorſitz führte, weder Antwort noch Genugthuung erhalten. Derohalben giengen ſie wieder nach Hauſe, nachdem ſie eine ſchriftliche Proteſtation wider die Steuer, die der König Johann eingeführt, übergeben hatten. Sobald die Kirchenverſammlung auseinander gegangen war, ſchrieb der Pabſt drohende Briefe an die engländiſchen Biſchöfe, und forderte von ihnen, daß ſie die Urkunde beſtätigen ſollten, durch welche ſich Johann zu einem Vaſallen und Zinsträger des heiligen Stuhls bekannt hatte. Die Biſchöfe mußten auch, aus Furcht vor dem Bann, dem Pabſt zu Willen ſeyn; zumal da der König, nach Gewohnheit, ſich alles gefallen ließ.

In Wallis wurde im Jahr 1246, an die Stelle des verſtorbenen David, der Leolyn, Sohn des unglücklichen Griffin, zum Landesherrn erwählt.

In eben dieſem Jahr, da der Pabſt neue Geldforderungen an die engländiſche Geiſtlichkeit that, verſammelten ſich die weltlichen Herren des Reichs, und beſchloſſen, daß in einer von dem Könige, den Biſchöfen und weltlichen Herren unterzeichneten Schrift die Klagen der engländiſchen Kirche dem Pabſt ſollten vorgetragen werden. Unter dieſen Beſchwerden waren folgende:

Daß der Pabſt außer dem Peterspfennig, von der Geiſtlichkeit, ohne Bewilligung des Königs, ungeheure Summen erpreſſe.

Daß die Kirchen nicht mit tüchtigen Leuten beſetzt werden können, weil der Pabſt die Pfründen meiſtens Italiänern, die nicht einmal Engliſch verſtünden, gäbe; und nach eines ſolchen Mannes Abſterben, eben dieſe Stelle wieder einem Italiäner zuwende ꝛc.

Auf dieſe Beſchwerden machte der Pabſt ſogar keine Achtung, daß er vielmehr mit neuen Anforderungen an die engländiſche Geiſtlichkeit hervor trat. Denn dieſe mußte den Bann wider den Kaiſer Friedrich unterzeichnen; und ſollte von dem dritten Theil ihrer beweglichen Güter eine Abgabe entrichten. Ja der Pabſt eignete ſich ſogar die Güter derjenigen Geiſtlichen zu, die ohne Vermächtniß ſtarben. Allein, was die Abgabe von dem dritten Theil der beweglichen Güter betrifft, ſo verbot der König dieſelbe ſchlechterdings. Daher ſie auch für damals unterblieb.

Als Heinrich im Jahr 1248 ein neues Hülfsgeld begehrte, wurde ihm ſolches von dem Parlament, unter ſehr bittern Vorwürfen, muthig abgeſchlagen.

Da der König hier nichts erhielt, gab er im Jahr 1250 vor, daß er einen Kreuzzug unternehmen wolle. Er getraute ſich aber nicht, von dem Parlament eine Steuer zu dieſem Vornehmen

men zu verlangen, ſondern er beſtellte einen Richter, der die in den königlichen Förſten begangene Mißhandlungen unterſuchen und beſtrafen ſollte. Dieſer Mann war ſo genau in Beſtrafung auch der allergeringſten Unordnungen, daß er dem Könige eine große Summe Geld in den Schatz lieferte.

Im Jahr 1252 begehrte der König von der Geiſtlichkeit eine Geldſteuer, unter dem Vorgeben eines vorzunehmenden Kreuzzuges. Jedoch er wurde mit ſeiner Forderung beherzt abgewieſen. Hingegen mußte ihm die Stadt London, die er auch ſonſt auf mancherley Weiſe kränkte, eine große Geldſumme erlegen.

Da ſich im Jahr 1253 in Guienne eine Empörung äußerte, indem einige Herren dieſes Landes dem Könige von Caſtilien, der Anſprüche auf dieſelbe Provinz machte, anhiengen: ſah ſich Heinrich genöthigt, einen Zug dahin zu thun. Weil er aber kein Geld hatte, wandte er ſich aufs neue an das Parlament, von welchem er eine Geldhülfe zu dem heiligen Kriege, der ſchon ſo oft zum Vorwande hatte dienen müſſen, begehrte. Das Parlament war endlich nicht ungeneigt, ihm zu willfahren, wenn er den Kirchen die Freyheit der Wahl in Beſetzung der geiſtlichen Aemter verſtatten, und dann die Gnadenbriefe ſeines Vaters endlich einmal vollziehen würde. Der König verwilligte beydes, und erhielt ſodann die verlangte Steuer von den weltlichen und geiſtlichen Herren. Hierauf wurde die Beſtätigung der Gnadenbriefe zu Weſtmünſter,

ſter, in Gegenwart aller geiſtlichen und weltlichen Herren, von dem Könige, unter vielen Ceremonien, verrichtet. Weil aber der König nicht nur von Natur ſehr wankelmüthig war, ſondern auch von ſeinen Staatsbedienten immer zur Kränkung ſeiner Unterthanen aufgehetzt wurde, ſo ſuchte er bald darauf bey dem römiſchen Hofe um die Losſprechung von ſeiner Verbindlichkeit bey ſeinen letzten Verſprechungen an; erhielt auch dieſelbe, gegen Erlegung eines Stück Geldes, ohne Schwierigkeit.

Das von den Engländern erſt erhaltene Hülfsgeld wendete Heinrich zu dem Kriege wider Guienne an; wohin er auch in dieſem Jahr abreiſte. Weil die Empörer ſich ſeiner Ankunft vermuthlich nicht verſehen hatten, waren ſie auch in keinem rechten Vertheidigungsſtande. Daher fiel es dem Könige leicht, mit gutem Fortgang in dieſem Lande Krieg zu führen. Weil er aber doch beſorgte, es dürfte der König von Caſtilien, Alphonſius, ihm bey ſeiner künftigen Abweſenheit, öfters in dieſem Lande zu ſchaffen machen, ſo brachte er in der Stille eine Verlobung ſeines älteſten Sohns, Eduard, mit der caſtiliſchen Prinzeßinn, Eleonora, zu Stande; wobey Alphonſius von allen ſeinen Anſprüchen auf Guienne ſich losſagte. Dieſe Vermählung wurde im Jahr 1254 zu Borgos vollzogen. Worauf der Prinz Eduard mit ſeiner neuen Frau nach Bordeaux gieng; woſelbſt der König durch einen offenen Brief bekannt machte, daß er ſeinem Sohn nicht nur Guienne und Irrland

ſchenke,

ſchenke, ſondern auch die Oberherrſchaft über Wallis abtrete. Worauf der König wieder nach England zurück gieng, und zu London einen prächtigen Einzug hielt.

Zwiſchen dem Pabſt Innocentius IV. (o) und den Kaiſern Friedrich II Conrad und deſſen Sohn Conradin, hatte ſich ſchon vor etlichen Jahren ein Krieg entſponnen, indem der Pabſt dieſem kaiſerlichen Hauſe die Königreiche Neapolis und Sicilien nicht laſſen wollte. Der Urſprung dieſer Streitigkeit gehöret in die Geſchichte dieſer Reiche. Hier berühren wir nur ſoviel, daß der Pabſt, der ſich allein außer Stand ſah, dieſen Krieg mit Vortheil zu führen, einen Prinzen geſucht habe, deſſen Macht und Reichthum der Sache einen Ausſchlag geben könne. Aus dieſem Grunde hatte er ſchon im Jahr 1253 beyde Sicilien, d. i. Neapolis und Sicilien, dem Richard, Bruder des Königes, angetragen; der aber dieſes Anerbieten auf eine geſchickte Weiſe von der Hand gewieſen. Im Jahr 1254 bot er eben dieſe Reiche dem Heinrich, für für ſeinen zweyten Prinzen Edmund an. Der König nahm dieſes Erbieten unbedachtſamer Weiſe, und ohne des Parlaments Genehmhaltung, ſogleich an. Ja er gab ſchon von dieſer Zeit an dieſem ſeinem Prinzen den Titel eines Königs von Sicilien. Noch mehr. Ob er gleich ſelbſt immer von Geld entblößt war, ſo machte

(o) *Acta publica* Tom. I.

er ſich doch gegen den Pabſt anheiſchig, alle Summen zu bezahlen, die derſelbe zu Beſtreitung der Kriegsunkoſten aufnehmen würde. Jedoch der Pabſt erleichterte des Königs gutwilliges Anerbieten durch eine Bulle, in der dem Könige erlaubt wurde, den Zehenden von der engländiſchen Geiſtlichkeit zu erheben.

Indeſſen hatte Manfred der Baſtart oder unehliche Sohn Kaiſers Friedrich II. durch allerhand liſtige Streiche, und durch den Beyſtand der Saracenen, in Sicilien weit um ſich gegriffen, und das päbſtliche Heer geſchlagen. Worüber ſich Innocentius zu Tode grämte. Alexander IV. ſetzte den Krieg wider Manfred aus aller Macht fort; erlebte aber ebenfalls den Verdruß, daß im Jahr 1255 ſeine Armee von Manfred geſchlagen wurde. Worauf dieſer ſich beyder Sicilien bemächtigte, und zu Palermo krönen ließ. Dem ungeachtet ſandte der Pabſt den Biſchof von Boulogne nach England, um dem Prinzen Edmund die Belehnung von beyden Sicilien zu geben. Welches dann zu London mit großem Pracht geſchah.

Die Gelder, welche von den Päbſten auf den Credit des Königs von England (p), zu dem ſiciliſchen Kriege, waren aufgenommen worden, beliefen ſich auf erſtaunliche Summen. Dieſe zu bezahlen, war der König zwar ernſtlich bedacht, ſah aber faſt kein Mittel vor ſich, Geld zu

(p) *Acta publica* Tom. I. *M. Pariſ.*

zu bekommen. Von dem Parlament bekam er, wie mehrmalen, abſchlägige Antwort. Deswegen wurde die Geiſtlichkeit wieder zu Hülfe genommen. Der Pabſt ſchickte einen Nuntius, Namens Ruſtand, in England, welcher unter allerhand neuen Titeln die geiſtlichen Schatzkammern berauben mußte. Wir wollen aus den mancherley Mitteln, Geld von der Geiſtlichkeit zu erpreſſen, nur folgendes, als eines der merkwürdigſten, anführen. Es ließ nämlich der Pabſt eine große Menge ſchriftliche Verſicherungen oder Obligationen ausfertigen, in welchen ein jedes Glied der Geiſtlichkeit in England von dieſem oder jenem Kaufmann zu Siena, oder ſonſt irgend in Italien, eine gewiſſe Summe, zur Nothdurft ſeiner Kirche, empfangen zu haben, bekannte, und dieſes Geld zu bezahlen ſich anheiſchig machte. Die Sache, ſo unglaublich ſie ſcheinet, iſt, wegen der in England vorhandenen Urkunden oder Actorum publicorum, unläugbar. Die engländiſche Geiſtlichkeit erſtaunte über dergleichen Anſinnen; und widerſetzte ſich dieſer Forderung aus allen Kräften. Allein der Nuntius wußte doch Wege zu finden, daß ſein Begehren erfüllt werden mußte.

Inzwiſchen lag der Pabſt dem Könige von England unabläßig an, ihm doch Geld zu ſchicken, unter der Bedrohung, er wolle Sicilien einem andern ſchenken, wenn von dem Könige ſein Verſprechen nicht genau erfüllt werde. Der König aber entſchuldigte ſich mit den widerholten Weigerungen ſeines Parlaments. Doch ſandte

er

er dem Pabſt, was er damals an Gelde übrig hatte. Hierauf kam ein neuer Nuntius, Namens Johann von Die, in England, mit lauter Bullen verſehen, die dem Könige zu Gelde helfen ſollten.

Im Jahr 1257 wurde Heinrich von dem Pabſt aufs neue, und zwar unter Bedrohung des Banns, erinnert, die Eroberung beyder Sicilien endlich vorzunehmen. Allein der König entſchuldigte ſich mit der Unmöglichkeit, und erklärte zugleich dem Pabſt, er wolle allenfalls lieber die Schenkung dieſer Länder für ſeinen Sohn fahren laſſen. Das merkwürdigſte bey dieſer Sache iſt, daß, ungeachtet der unermäßlichen Summen, die der Pabſt immerzu aus England zog, gleichwohl von demſelben nicht die geringſte Zurüſtung zu dem ſiciliſchen Kriege gemacht oder eine Armee auf die Beine geſtellt worden war.

Ueber die oft wiederholten Gelderpreſſungen und andre Beeinträchtigungen mußte nothwendig das engländiſche Volk aufs höchſte erbittert werden. Inſonderheit konnten es die Herren nicht länger vertragen, daß die anſehnlichſten Stellen vornehmlich Ausländern eingeräumt wurden. Als demnach im Jahr 1258 der König bey dem Parlament aufs neue um eine Steuer zum ſiciliſchen Kriege anſuchte, mußte er, ſtatt der Einwilligung in ſein Geſuch, ernſtliche Vorwürfe von demſelben hören, daß er ſein mehrmaliges Verſprechen ſo ſchlecht erfüllt habe. Der König fand diesmal für rathſam, nachzugeben. Daher verſprach er, dem Ausſpruch von vier und

zwanzig

zwanzig Männern, davon er zwölfe ernennen wolle, ſich zu unterwerfen. Dieſe vier und zwanzig Männer nun ſetzten einige Bedingungen auf, an welche ſich der König halten ſolle. Unter denſelben waren: daß der König den großen Gnadenbrief beſtätigen ſolle; daß von den vier und zwanzig Männern jährlich die Stelle eines Großkanzlers, Großſchatzmeiſters, die Richterämter und andre Staatsbedienungen, durch Wahl beſtellt; und durch eben dieſe Männer die Aufſicht der veſten Orte getreuen Perſonen anvertraut werden ſollten.

Bey dieſer Parlamentsverſammlung iſt noch dieſes zu merken, daß derſelben zwölf Abgeordnete von den Gemeinen beygewohnt haben. Die wahrſcheinlichere Meynung iſt, daß dieſes das erſtemal geſchehen ſey. Weiter können wir uns in dieſen Streit nicht einlaſſen.

Auf dieſe Weiſe ſah ſich der König durch ſeine Hartigkeit genöthigt, die oberſte Gewalt mit ſeinen Unterthanen zu theilen. Es waren zwar einige Herren, beſonders die anſehnlich bedienſteten Ausländer, mit dieſen Bedingungen, die ihnen nicht fürträglich waren, gar nicht zufrieden; und weigerten ſich der Unterſchrift. Allein die übrigen anweſenden Herren begegneten ihnen ſo dreiſte, und ließen ſich in ſolche Drohungen gegen dieſelben heraus, daß dieſe für das Beſte hielten, um einen freyen Abzug aus dem Königreich anzuhalten; der ihnen auch gerne zugeſtanden wurde. Worauf ſie auch wirklich, zu großer Freude der Engländer, abreiſten.

Das

Das Parlament wollte gleichwohl den Pabſt nicht ganz vor den Kopf ſtoßen. Dahero wurde in deſſen Namen an den Pabſt geſchrieben, und ihm die Gründe von den vorgenommenen Veränderungen vorgelegt. Der Pabſt war zwar mit dieſer Vorſtellung nicht zufrieden; doch fand er damals nicht dienlich, die Sache weiter in Bewegung zu bringen.

Die Barons hielten indeſſen veſt über ihren neu erlangten Freyheiten. Als derohalben im Jahr 1259 des Königs Bruder Richard, der als römiſcher König in Deutſchland war, an das Parlament ſchrieb, er wolle in England kommen, um die daſelbſt entſtandenen Unruhen ſtillen zu helfen: ließen ihm die Herren antworten, ſie würden nicht zugeben, daß er in England komme, ehe er den letzlich gemachten Vergleich, oder die ſogenannten Statuten von Oxford, beſchworen habe. Weil die Herren zugleich ſolche Anſtalten machten, die ihren Ernſt und Standhaftigkeit zeigten, ſo bequemte ſich endlich Richard, bey ſeiner Ankunft in England, die vorgedachten Statuten zu beſchwören.

Die Regenten in England waren vor allen Dingen bedacht, mit Frankreich ein gutes Vernehmen zu ſtiften. Daher ließen ſie dem Könige Ludwig, gegen ſeine Freundſchaft und die Erhaltung eines beſtändigen Friedens, die Abtretung aller Rechte, die England auf die Normandie und Anjou hatte, anbieten. Ludwig nahm ein ſo vortheilhaftes Erbieten mit beyden

Händen

Händen an; und Heinrich wurde genöthigt, dieſen Vertrag zu unterſchreiben.

Unterdeſſen erhub ſich im Jahr 1260 unter den engländiſchen Regenten ſelbſt ein Mißverſtändniß. Der Graf von Leiceſter ſchien ſich einer größern Gewalt, als die andern, anmaaſſen zu wollen: und der Graf von Gloceſter war vor andern wider ihn aufgebracht. Der König, der dieſes erfuhr, gewann aufs neue Hoffnung, die gegenwärtige Einrichtung vielleicht umſtoßen zu können. Aus dieſem Grunde bat er im Jahr 1261 den Pabſt, um die Losſprechung von dem Eide, mit welchem er die Statuten von Oxford bekräftigt hatte; erhielt auch die verlangte Losſprechung ohne Anſtand. Sofort machte er höchſt übereilt den Anfang zu Ausführung ſeines Vorhabens. Er begab ſich in das verſammelte Parlament; warf demſelben vor, daß es die Schulden, die er gemacht habe, in dem letzten Vergleich zu bezahlen übernommen, dieſes aber noch nicht geleiſtet habe. Er ſetzte hinzu, daß er, bey ſolchen Umſtänden, ſeines Orts ebenfalls von aller Verbindlichkeit los zu ſeyn glaube. Hernach begab er ſich in den Towr, deſſen Befehlhaber er gewonnen hatte, und bemächtigte ſich alles dort befindlichen Geldes. Ferner ſetzte er verſchiedene derer von den Regenten verordneten obrigkeitlichen Perſonen und andern Bedienten ab.

Der älteſte königliche Prinz Eduard befand ſich damals in Paris. Sobald dieſer von den Handeln, die ſein Vater angefangen, Nachricht erhielt,

erhielt, eilte er nach England zurück, um einem größern Unheil vorzubeugen. Er ſtellte ſeinem Vater vor, wie übel er gethan habe, daß er ſein gegebenes Wort zurück genommen. Zu gleicher Zeit verſöhnten ſich, zu des Königs großem Verdruß, die Grafen von Leiceſter und Gloceſter wieder mit einander; welches dann der Verbindung der Herren eine neue Stärke gab. Der König aber begab ſich zu mehrer Sicherheit, wieder in den Towr. Worauf er eine Unterhandlung mit ſeinem Gegentheil veranlaßte. Hiebey begieng er die erſtaunliche Uebereilung, daß er den Barons die päbſtliche Losſprechungsbulle vorzeigte; wodurch er ſich einbildete, ſeinen Forderungen mehr Gewicht zu geben. Allein, wie leicht zu erachten, hiedurch wurde das Uebel noch größer gemacht: und es war ein innerlicher Krieg dem Ausbruch nahe. Jedoch der römiſche König Richard brachte durch ſeine Vermittelung die Sache dahin, daß der König die Statuten von Oxford beſtätigte; die Barons hingegen bewilligten, diejenigen Artikel der Statuten, ſo dem Könige zu hart ſchienen, fahren zu laſſen. Dem Grafen von Leiceſter dünkte dieſer neue Vergleich für die Barons ſo nachtheilig zu ſeyn, daß er aus Verdruß in Frankreich gieng.

Weil Heinrich, wegen einiger in Guienne entſtandenen Unruhen, nach Frankreich gieng, ſo gab dieſes den Barons eine gute Gelegenheit, im Jahr 1263 ſich immer enger mit einander zu verknüpfen, um den König zur Vollbringung ſeines Verſpruchs auf allezeit anzuhalten. Der

Graf

Graf von Leiceſter kam deswegen wieder nach England. Der König folgte bald nach. Bey ſeiner Ankunft wurde er von den Barons in einer Bittſchrift erſucht, die oxfordiſchen Vergleichspunkte zu beſtätigen; im widrigen Fall würde man zu Mitteln greifen, die dem Könige unangenehm ſeyn müßten. Der König hingegen antwortete darauf ganz ſpröde; und das deswegen, weil er inzwiſchen ſeinen Bruder, den römiſchen König, und ſeinen Prinzen Eduard, näher in ſeine Geſinnungen gezogen, der letztere auch ſchon ausländiſche Völker angeworben hatte, unter dem Vorgeben, die Walliſer zu bekriegen.

Was indeſſen die ſiciliſchen Händel betrifft, ſo ſah der neue Pabſt Urbanus IV. wohl, daß von dem engländiſchen Prinzen hiebey nicht viel zu hoffen ſey. Er trug alſo die beyden Sicilien, dem Carl, Grafen von Anjou, an.

Zwiſchen dem Könige von England und den Barons wurden unterdeſſen öftere Unterhandlungen gepflogen, weil keiner von beyden Theilen gerne zuerſt den Streit anfangen wollte. Da aber der Graf von Leiceſter beſorgte, die Barons dürften bey dieſem Verzuge endlich den Eifer für ihre Freyheiten verlieren, veranlaßte er eine neue Verbindung der mißvergnügten Herren, die zur Abſicht hatte, die oxfordiſchen Verordnungen durch die Waffen zu behaupten. Unverzüglich wurde dieſer Graf zum Feldherrn der Armee, ſo von den Barons zuſammen gebracht wurde, beſtellt. Er plünderte mit einem Theil

 die-

dieſer Völker die Güter der Lieblinge und Räthe des Königs: und die Barons bemächtigten ſich verſchiedener veſten Plätze. Indeſſen hielt ſich der König im Towr ganz ſtille, und hoffte auf einen Entſatz von ſeinem Sohn. Allein die Barons hatten ſolche Anſtalten gemacht, daß dieſe Hoffnung des Königs ganz zunichte wurde. Bey ſo geſtalten Sachen war der König genöthigt, folgende Vergleichsbedingungen einzugehen: Die Aufſicht über die Veſtungen ſolle den Barons wieder eingeräumt; die oxfordiſchen Statuten beobachtet; die Verwaltung öffentlicher Aemter blos gebohrnen Engländern, mit Ausſchließung der Ausländer, anvertraut werden.

Der König, dem es wohl nicht Ernſt war, dergleichen Bedingungen zu beobachten, ließ, bald nach dieſem Vergleich, die Plätze, die er noch inne hatte, ſtark beveſtigen. Der Prinz Eduard bemühte ſich, das Schloß zu Briſtol zu einer langen Gegenwehr zu verſehen. Deswegen begehrte er von den Einwohnern der Stadt Briſtol, in das daſige Schloß Lebensmittel genug zu liefern. Allein die Stadtleute nahmen dieſe gebietheriſche Zumuthung ſo übel auf, daß ſie den Eduard im Schloß belagerten. Er entkam zwar ſeinen Feinden durch einen ſchändlichen Betrug, und begab ſich nach Windſor. Allein er wurde auch hier gar bald ſo enge eingeſchloſſen, daß er nimmer entwiſchen konnte, ſondern gefangen genommen, und genöthigt wurde, das Schloß zu Windſor den Barons zu übergeben,

geben, und die Beſatzung, welche in Ausländern beſtund, aus dem Reich gehen zu heißen. Hierauf bemächtigte ſich der Graf von Leiceſter durch eine ſehr kühne Unternehmung der Stadt London. Im Jahr 1264 bewilligten zwar beyderſeits ſtreitende Theile, die Entſcheidung ihres Handels dem Könige von Frankreich aufzutragen. Als aber der Ausſpruch des Ludwig dem Könige von England zu günſtig zu seyn ſchien, widerſprachen demſelben die Barons; und der Krieg gieng von neuem an.

In dieſem erneuerten Kriege hatte der König (q) anfänglich gutes Glück. Seine Partie verſtärkte ſich anſehnlich durch die Bemühungen ſeines Sohns Eduard, und Bruders Richard. Der König eroberte etliche beträchtliche Städte, und rückte ſogar vor London. Allein der Graf von Leiceſter, der in dieſer Stadt lag, wußte den Bürgern einen ſolchen Muth einzuſprechen, daß ſie ſich entſchloſſen, dem Könige außer die Stadt entgegen zu gehen, und mit ihm allenfalls ein Treffen zu wagen. Dieſe Herzhaftigkeit ſetzte den König in eine ſolche Beſtürzung, daß er ſich bis Lewes, in der Provinz Suſſex, zurück zog. Hier verſuchten die Barons nochmalen den gelindern Weg, und erboten ſich, den Streit durch einen Vergleich zu enden. Allein der König verwarf trotziglich alle Vorſchläge. Daher dann

 beyde

(q) *Acta publica* Tom. I. *Matth. Pariſ.* und *Matth. Weſtmonaſt.* Flor. hiſt.

beyde Theile die Entſcheidung einem Treffen überlaſſen mußten.

Hiezu kam es nun bey Lewes. Das königliche Heer ſtund in drey Haufen, deren einer vom Heinrich, einer vom Richard, und der dritte vom Eduard, commandirt wurde. Die Barons hingegen hatten ihre Armee in vier Haufen getheilt, die von dem Grafen von Leiceſter, dem von Gloceſter, dem Heinrich von Montfort, des Grafen von Leiceſter Sohn, und dem Nicolaus Segrave, der die Bürger von London unter ſich hatte, angeführt wurde. Eduard grief dieſen letzten Haufen mit ſeinen Leuten an, und brachte ihn bald zum Weichen; verfolgte auch denſelben etliche Stunden weit. Hingegen hatten die Grafen von Leiceſter und Gloceſter das Glück, den Heinrich und Richard gänzlich zu ſchlagen: ja der König von England mußte ſich dem Grafen von Leiceſter, und der römiſche König dem Grafen von Gloceſter, gefangen geben.

Indeſſen kam Eduard von der Verfolgung ſeiner Feinde ſiegreich zurück. Sobald er von dem unglücklichen Ausgang des Treffens benachrichtigt wurde, faßte er den muthigen Entſchluß, beyde Gefangene zu befreyen. Allein, ſeine Völker weigerten ſich ungeſcheut, ihm zu einem neuen Treffen zu folgen. Dadurch, und durch die Anbietung eines Vergleichs, gewann der Graf von Leiceſter Friſt, ſeine zerſtreute Völker zuſammen zu ziehen, ja den Eduard unvermerkt von allen Seiten einzuſchließen.

Durch

Durch dieſe mißlichen Umſtände ſah Eduard ſich gezwungen, folgende Punkte einzugehen: Die Verordnungen von Oxford ſollen gehalten werden; doch ſollen vier Biſchöfe oder Barons, die das Parlament erwählen kann, die vorgedachten Verordnungen verbeſſern dürfen: er ſelbſt aber, Eduard, und Richards Sohn, ſollen, bis zu völliger Einrichtung der Sachen, als Geiſeln zurück bleiben. Dieſer Vergleich wird die Miſe, d. i. der Vertrag, von Lewes genannt.

Der gefangene König mußte allerhand Befehle und Verordnungen, die ihm theils der Graf von Leiceſter, theils die Barons vorlegten, unterzeichnen. Unter andern wurde im Namen des Königs ein Parlament ausgeſchrieben. Weil aber die verbundenen Barons diejenigen, ſo dem König anhiengen, bey dieſer Verſammlung nicht hinzu laſſen wollten; und gleichwohl ein Parlament, ſo blos aus einigen Perſonen einer gewiſſen Partie beſtund, ſehr wenig Anſehen würde verdient haben: ſo ſuchte man dieſen Abgang folgendermaaßen zu erſetzen. Es mußte der König eine Verordnung unterſchreiben, nach welcher in jede Provinz gewiſſe Obrigkeiten geſetzt wurden, denen man den Namen der Erhalter gab, weil ſie, dem Vorgeben nach, die Freyheiten des Volks aufrecht halten ſollten. Dieſen Erhaltern nun wurde befohlen, aus einer jeden Grafſchaft oder Provinz vier Ritter zu ernennen, welche dem nächſten Parlament, im Namen ihrer Provinzen, beywohnen ſollten.

Von dieſem Zeitpunkte muß man, nach einiger Meynung, das Recht der Gemeinen, bey dem Parlament zu erſcheinen, herholen. Wir begnügen uns, dieſe Anmerkung gemacht zu haben; nehmen aber übrigens an dieſem Streit keinen Antheil.

In dieſem neuen Parlament nun wurde dieſer Schluß abgefaßt: „Es ſolle das Parlament „drey kluge und verſtändige Männer ernennen, „welche die Gewalt haben, einen aus neun Herren beſtehenden Rath zu erwählen, von welchem die Reichsgeſchäffte verwaltet werden ſollen: Der König ſolle, mit Einwilligung der „Abgeordneten, dieſen Rath ganz, oder zum „Theil, mit andern Perſonen beſetzen dürfen, „wenn er es für gut anſiehet: Die Ernennung „aller öffentlichen Beamten ſolle in der Gewalt „der neun Räthe ſtehen.„ Dieſen Schluß mußten der König und der Prinz Eduard genehm halten.

Um dieſe Zeit wollte Pabſt Urbanus IV. einen Legaten in England ſchicken. Es ließen ihm aber, da er noch in Frankreich war, die engländiſchen Barons zu wiſſen thun, daß er ja nicht in England herüber kommen möge, weil man ihn daſelbſt nicht aufnehmen würde. Der Legat fand, bey ſolchen Umſtänden, nicht rathſam, ſeine Reiſe fortzuſetzen, und gieng wieder nach Rom.

Indeſſen machte die große Gewalt, welcher ſich der Graf von Leiceſter, bey der Gefangenſchaft des Königs, anmaaßte, ein großes Aufſehen,

hen, und erweckte unter den Barons ſelbſt eine Eiferſucht gegen ihn. Inſonderheit konnte der Graf von Glouceſter dieſe zunehmende Gewalt des Grafen von Leiceſter nicht vertragen. Er machte ſich öffentlich einen Anhang wider denſelben, und trug kein Bedenken, die Mißvergnügten an den Gränzen von Wallis zu unterſtützen. Dieſes geſchah im Jahr 1265.

Weil die Feinde des Grafen von Leiceſter ausſtreuten, er verfahre mit dem Könige und dem Eduard allzu ſtrenge, ſo machte dieſer Graf, daß in einem Parlament beſchloſſen wurde, es ſolle Eduard ſeiner Gefangenſchaft entlaſſen werden, aber bey ſeinem Vater, dem Könige, bleiben. Das hieß in der That ſo viel, es ſolle nur der Ort ſeiner Gefangenſchaft geändert werden.

Es fand ſich bald eine Veranlaſſung, da Leiceſter und Glouceſter öffentliche Feinde wurden. Die Söhne des Grafen von Leiceſter hatten ein Turnier angeſtellt, und dazu alle Barons eingeladen. Allein der Graf von Glouceſter beſorgte bey dieſer Gelegenheit eine Nachſtellung für ſeine Perſon, und blieb von der Feyerlichkeit hinweg. Zugleich verband er ſich mit den Feinden des Grafen von Leiceſter, und ließ ſeine Schlöſſer beveſtigen. Ein ſolches Verhalten gab ſeinen Feinden Anlaß, eine Verordnung wider ihn heraus zu bringen, worinn er und ſeine Anhänger für Verräther und Reichsfeinde erklärt wurden.

Der Graf von Gloceſter begrief wohl, daß die Gefangenhaltung des Königs und beyder andern Herren dem Grafen von Leiceſter ein groſſes Uebergewicht der Gewalt von den übrigen Barons gebe. Daher dachte er darauf, wie er wenigſtens den Prinz Eduard aus den Händen des Grafen von Leiceſter frey machen möchte. Es gelung ihm auch dieſes Vornehmen, durch den Beyſtand des Roger Mortimer. Sobald Eduard bey dem Grafen von Gloceſter angelangt war, empfieng ihn dieſer mit aller Ehrerbietung; ſagte aber gleich frey heraus, er verſpreche ihm ſeinen Beyſtand nicht anders, als wenn er ſich eidlich anheiſchig mache, daß er die alten Geſetze wieder in den Gang bringen, und allen Ausländern den Zutritt bey dem Könige verwehren wolle. Eduard verſprach dieſes alles, in Gegenwart etlicher Herren; worauf er die Befehlhabung über die vom Grafen von Gloceſter aufgebrachte Armee übernahm.

Obwohl der Graf von Leiceſter ſich äußerſt bemühte, den Anhang des Grafen von Gloceſter durch den Namen der Verräther verhaßt zu machen, ſo fanden ſich doch immer mehrere Herren und andre ein, die in Eduards Dienſte traten. Durch welchen Zulauf das Heer des Prinzen ſo verſtärkt wurde, daß es dem gegentheiligen überlegen war, und Eduard ſich im Stande ſah, den Krieg öffentlich zu führen, und ſich etlicher Orte zu bemächtigen. Der Graf von Leiceſter zog ſich immer vorſichtiglich zurück, um einem Treffen auszuweichen; zugleich aber

lieſs

ließ er ſeinen Sohn Simon, der Pevenſey belagerte, mit ſeinen Völkern zu ſich kommen. Jedoch dieſer hatte das Unglück, unterwegs von dem Eduard ſo überfallen zu werden, daß ſein ganzer Hauſe niedergehauen wurde. Eduard wußte ſich dieſes Vortheils ſehr wohl zu bedienen. Er eilte nämlich, den Grafen von Leiceſter ſelbſt anzugreifen, ehe derſelbe von ſeines Sohnes Unglück Nachricht erhalten möchte. Daher glückte es ihm, dem Lager des Grafen nahe zu kommen, weil dieſer die ankommenden Völker für ſeines Sohnes Haufen anſah. Sodann fieng ſich eine Schlacht an, in welcher von beyden Theilen mit ungemeiner Standhaftigkeit geſtritten wurde, und der Sieg lange zweifelhaft blieb, bis endlich der Graf von Leiceſter nebſt ſeinem Sohn umkamen. Worauf ihre Völker flohen. Durch dieſen Sieg errettete Eduard ſeinen Vater, welchen der Graf mit ins Feld genommen hatte.

Der nunmehro befreyte König dachte auf nichts ſo ernſtlich, als ſich an ſeinen Feinden zu rächen. Er that dieſes vornehmlich durch Einziehung ihrer Güter, die er theils ſich zueignete, theils unter ſeine Anhänger verſchenkte. Der älteſte Sohn des Grafen von Leiceſter, Simon von Montfort, hatte von dem rachgierigen Könige alles zu befürchten. Er ſuchte alſo ſeine Sicherheit, ſo gut er konnte. In dieſer Abſicht begab er ſich mit einiger Mannſchaft auf die Inſel Axholm, in der Provinz Lincoln. Dieſen Ort ließ er aufs beſte beveſtigen: und es fand

ſich von Tag zu Tage eine größre Anzahl Leute daſelbſt ein, welche endlich den König aufmerkſam machte. Es wurde demnach im Jahr 1266 der Prinz Eduard von dem Könige abgeſchickt, dieſe Empörer zum Gehorſam zu bringen. In welcher Unternehmung derſelbe dann auch ſo glücklich war, daß er die verſammelten Mißvergnügten zur Uebergabe nöthigte; welche auf dieſe Bedingung erfolgte, daß den Bezwungenen das Leben gelaſſen werden ſolle. Simon von Montfort, der, nach der neulichen unglücklichen Schlacht, den römiſchen König unentgeltlich in Freyheit geſetzt hatte, fand an dieſem Fürſten einen mächtigen Fürbitter: doch machte die hartnäckige Widerſetzung des Grafen von Gloceſter, daß Montfort keine leidlichere Bedingungen erhalten konnte, als, daß er aus dem Reich, wohin er wolle, gehen durfte, und ein jährliches Gehalt an Gelde empfieng.

Indeſſen fanden ſich hin und wieder in dem Königreiche einzelne Haufen unruhiger Leute, die durch ihre Streifereyen viel Unheil anrichteten. Jedoch der Sohn des römiſchen Königs, und Eduard, dämpften durch ihre Geſchwindigkeit und Tapferkeit dieſe Unruhen.

Im Jahr 1267 wurde die Beſatzung von Kenelworth durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Es hatte ſich aber auch eine Anzahl Empörer in die Inſel Ely, in der Provinz Cambridge, geworfen. Und auch dieſe war Eduard zu bezähmen bedacht.

Unter-

Unterdeſſen dünkte es dem Grafen von Gloceſter, der König und ſein Prinz dächten ſehr wenig an die Erfüllung ihrer Verſprechungen. Er beſorgte dahero, er möchte, durch die Unterdrückung des Grafen von Leiceſter, ein Uebel gehoben, dafür aber das alte wieder gebracht haben. Er ſah ferner leicht ein, daß, wenn die Aufrührer gänzlich zu Grunde gerichtet wären, kein Mittel würde gefunden werden können, dem Könige die Ergreifung einer unbeſchränkten Gewalt zu wehren. Aus dieſen Urſachen begab er ſich an die Gränzen von Wallis, um ſich mit dem dortigen Fürſten zu verbinden; ließ aber auch zugleich den in Ely verſammelten Mißvergnügten wiſſen, daß er ihnen beyſtehen wolle.

Die Zurüſtungen des Grafen mußten freylich großes Aufſehen machen. Aber der König achtete darauf nicht ſo viel, als er bedacht war, die Aufrührer zu Ely zu züchtigen. Zu welchem Vornehmen das Parlament dem Könige ein Hülfsgeld bewilligte. Bey dieſer Parlamentsverſammlung erſchien Gloceſter nicht. Der König ließ deswegen Abgeordnete an ihn gehen, die ihn zur Erſcheinung bey der Verſammlung einladen, zugleich aber auch um die Abſicht ſeiner Kriegsrüſtung fragen ſollten. Der Graf gab vor, daß er mit dem Mortimer einige Streitigkeit habe; und daß er blos deswegen dieſe Anſtalten mache. Durch dieſe Antwort, und durch eine vom Grafen ausgeſtellte ähnliche ſchriftliche Verſicherung, wurde der König völlig

beru-

beruhigt; welcher, voll Begierde, ſich an den Aufrührern zu rächen, auf Ely losgieng.

Inzwiſchen aber brach der Graf von Gloceſter mit ſeinen Völkern auf, und bemächtigte ſich durch einen plötzlichen Ueberfall der Stadt und des Towr. Dieſer Vorgang nöthigte den König, ſeinen Prinzen Eduard aus den nordlichen Gegenden an ſich zu ziehen. Worauf die königliche Armee auf London anrückte. Der Graf von Gloceſter hatte dergleichen nicht vermuthet, und auf einen anſehnlichen Zulauf Rechnung gemacht. Da nun beydes wider ſein Erwarten erfolgte, und Eduard bey dem Volke viele Liebe hatte, ſah er ſich genöthigt, auf einen Vergleich zu denken; der dann, unter des römiſchen Königs Vermittelung, für ihn ganz gut ausfiel, indem er nicht nur für ſeine Perſon, ſondern auch für London, Verzeihung erlangte. Doch ließ der König ſich nicht erbitten, die Widerſpenſtigen in Ely unter dieſer Begnadigung mit zu begreifen. Dieſe, da ſie keine Hülfe mehr vor ſich ſahen, warteten gar keine Gewalt ab, ſondern ergaben ſich, auf die Bedingung, mit dem Leben davon zu kommen.

Nach dieſem wurde auch der unruhige Fürſt von Wallis gedemüthigt, und zu einer ſtarken Geldabgabe, wie auch zu Leiſtung der Huldigung, genöthigt.

Im Jahr 1268 wohnte der päbſtliche Legat einem Parlament bey, und machte in demſelben bekannt, daß der Pabſt, bey dem nächſt vorzunehmenden Kreuzzuge, von den Engländern

allen

allen Beyſtand und perſönlichen Eifer erwarte. Bey der damaligen Ruhe in England beſchloſſen viele Herren, den heiligen Zug mit zu thun; zumal da der römiſche König, und der Prinz Eduard, ſelbſt dieſen Entſchluß gefaßt hatten. Der König von Frankreich, Ludwig, bezeigte gleichfalls einen großen Eifer, wider die Ungläubigen zu fechten. Daher war es ihm ſehr angenehm, zu vernehmen, daß Eduard gleiches Sinnes ſey. Er lieh dem Prinzen eine anſehnliche Summe Geldes. Und das engländiſche Parlament bewilligte dem Könige ebenfalls eine Geldhülfe; wovon ein Theil zu dem Kreuzzuge angewendet wurde.

Der König Ludwig reiſte im Jahr 1270 ab; gieng aber vorher in Afrika. Es hatte ihn nämlich ſein Bruder Karl, damaliger König in Sicilien, erſucht, den König von Tunis zu nöthigen, daß er an ihn, Karl, eben die Steuer forthin entrichten ſolle, die ſeine Vorfahren den römiſchen Kaiſern, ſo lange ſie Sicilien beſeſſen, gezahlt hatten. Deswegen nun belagerte Ludwig die Stadt Tunis, und der daſige König bequemte ſich zu Bezahlung der gewöhnlichen Steuer. Indeſſen daß Ludwig auf die Erfüllung des Vertrags bey Tunis wartete, gieng Eduard mit ſeiner Gemahlinn weiter, und nach Sicilien. Ludwig aber ſtarb an der Peſt vor Tunis. Worauf Philipp, ſein alteſter Prinz, unverweilt nach Frankreich zurück gieng.

Ungeachtet nun Eduard durch dieſen Zufall der anſehnlichen franzöſiſchen Macht beraubt wurde, ſo blieb er doch bey dem Entſchluß, in das heilige Land zu ziehen. Daſelbſt gab er bey allen Gelegenheiten anſehnliche Zeichen ſeiner Tapferkeit und Kriegswiſſenſchaft; und zeigte, was die Ungläubigen von ihm zu befürchten gehabt hätten, wenn eine größre Macht unter ſeinem Befehl geſtanden wäre. Nichts deſto weniger fürchteten die Saracenen den Prinzen dergeſtalt, daß ſie ihn im Jahr 1271 durch einen Meuchelmörder wollten umbringen laſſen; dem aber ſein Vornehmen, wegen der heftigen Gegenwehr des Prinzen, nicht glückte, und er ſelbſt dabey umkam. Der Prinz aber, ob er gleich von dem Mörder durch einen vergifteten Dolch verwundet worden war, kam mit dem Leben davon. Weil indeſſen die Völker Eduards, durch allerhand Urſachen, ſich täglich verminderten; zu Ergänzung des Abgangs aber gar keine Hoffnung vorhanden war: ſo entſchloß ſich Eduard zur Rückreiſe. Er errichtete alſo im Jahr 1272 mit dem Sultan einen Stillſtand, kraft deſſen jeder Theil das, was er damals beſaß, in ſeiner Gewalt behielt.

Während des Kreuzzuges war der römiſche König geſtorben; wie zu vermuthen iſt, aus Betrübniß über den Tod ſeines älteſten Sohns, der in Frankreich von dem Guido von Montfort, Sohn des Grafen von Leiceſter, meuchelmörderiſch war umgebracht worden.

In

In dieſem Jahr 1272 ſtarb auch der König von England ſelbſt an einer Krankheit, im ſechs und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, und ſechs und funfzigſten ſeiner Regierung.

Man ſiehet aus dieſes Fürſten Leben gar leicht, was für Gemüthseigenſchaften derſelbe beſeſſen habe. Sein Geldgeiz war unerſättlich; aber blos, um das erpreßte Geld auf eine unbeſonnene Weiſe wieder verſchleudern zu können. Von Leichtſinnigkeit, Unbeſtändigkeit, unzeitigen Stolz, zeugen die meiſten Handlungen dieſes Fürſten. Da man hingegen von Tapferkeit nichts an ihm rühmen kann. Doch war er auch nicht blutgierig.

Wir bemerken bey dieſer Regierung nur noch dieſes, daß das engländiſche Volk ſeine derdermaligen Freyheiten und Vorrechte vornehmlich der herzhaften Entſchlieſſung und Unternehmung der Barons, den König zu Erfüllung der Gnadenbriefe zu nöthigen, zu danken habe.

Zuſtand
der
Kirche von England.

Unter den Regierungen
Heinrichs II. Richard I. Johanns und Heinrichs III.

Die Geſchichte der Kirche und des Staats ſind auch in dieſem Zeitabſchnitt ſo genau mit einander verbunden, daß wir faſt alles, was ſonſt in die Kirchengeſchichte gehörte, in der Beſchreibung der bürgerlichen Regierung haben erzählen müſſen. Demnach wird, außer einer und der andern allegmeinen Anmerkung, gar etwas weniges von den Kirchenſachen zu melden übrig bleiben.

Man ſiehet aus den Regierungen der oben genannten vier Könige ſehr deutlich, daß um dieſe Zeit die Gewalt des Pabſts, wie überhaupt unter den Chriſten, alſo auch beſonders in England, auf das höchſte geſtiegen ſey. Was inſonderheit England betrifft, ſo iſt handgreiflich, daß der Handel mit dem Thomas Becket die päbſtliche Gewalt in dieſem Reich über die Maaßen vergrößert habe. Die Abſetzung des Königs

Königs Johann, und die Huldigung, die derſelbe dem römiſchen Stuhle leiſten mußte; die ſchimpfliche Buße, der ſich Heinrich II. unterwerfen mußte; nebſt den Drangſalen, die England unter Heinrich III. von den Päbſten zu erdulden hatte, zeugen von dem erſtaunlichen Zuwachs der päbſtlichen Gewalt zur Genüge.

Wie oft es bey der Erwählung der Biſchöfe und Aebte Streitigkeit gegeben, erſiehet man gleichfalls aus der Regierungsgeſchichte dieſes Zeitabſchnitts. Man bemerket dabey, wie es endlich dem Pabſt gelungen iſt, den Königen das Recht der Vorſchlagung oder Empfehlung und Beſtätigung, bey der Erledigung und Beſetzung einer anſehnlichen geiſtlichen Stelle; ja ſelbſt den Stiftern und Klöſtern das Wahlrecht aus den Händen zu ſpielen, dadurch, daß die Entſcheidung der bey den geiſtlichen Wahlen entſtandenen Streitigkeiten von Rom geholt werden mußte.

Nun wollen wir auch etliche von den Kirchenverſammlungen namhaft machen, die unter den vier Königen gehalten worden.

Unter Heinrich II.

Im Jahr 1166 wurde zu Oxford eine Kirchenverſammlung angeſtellt, um in derſelben, wegen der ſogenannten Publicaner, die man für Ketzer hielt, einen Schluß zu faſſen. Dieſe Publicaner, von deren Benennung ſich keine Urſache angeben läſſet, konnten weder in der Lehre

von Gott und der heiligen Dreyeinigkeit, noch auch in andern Hauptglaubenslehren, eines Irrthums überwieſen werden. Nur Wilhelm von Newbridge beſchuldiget ſie einer Verwerfung der Taufe, des heiligen Abendmahls und der Ehe. Allein vielleicht haben dieſe Leute, in Anſehung dieſer letzten Stücke, nur die Meynung des römiſchen Stuhls nicht angenommen, und dadurch ſich dergleichen nachtheilige Urtheile der Anhänger des Pabſts zugezogen. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſo wurden dieſe vorgegebene Ketzer von der Kirchenverſammlung dem weltlichen Arm überliefert; und der König war ſo grauſam, ſie brandmarken zu laſſen, zugleich aber zu verbieten, daß niemand dieſen Leuten den geringſten Beyſtand thun ſolle. Daher ſie erbärmlicher Weiſe umkommen mußten.

Wir übergehen andre Kirchenverſammlungen unter dieſer Regierung, weil ſie für auswärtige Leſer gar nichts merkwürdiges haben.

Nur einer geiſtlichen Verſammlung wollen wir noch gedenken, die um dieſe Zeit zu Cashel in Irrland gehalten worden; in welcher beſchloſſen wurde, die irrländiſche Kirche auf den Fuß der engländiſchen zu ſetzen, d. i. ſie dem Gehorſam des Pabſts zu unterwerfen.

Unter Richard I. iſt keine Kirchenverſammlung, die merkwürdig wäre, gehalten worden.

Eben dieſes iſt von der Regierung des Johann zu ſagen.

Un-

Unter Heinrich III.

Im Jahr 1225 hielt der Cardinal Langton eine Synode, in welcher beſchloſſen wurde, die Prieſterehen aufs neue zu verbiethen.

Im Jahr 1237 berief der päbſtliche Legat, Otto, eine National Synode nach London. In derſelben wurden etliche päbſtliche Kirchengeſetze genehm gehalten, worunter auch dieſe waren: Die Zahl der Sacramente ſollte auf ſieben geſetzt bleiben: die Geiſtlichen künftighin nicht mehr ſo lange von ihren Pfründen abweſend ſeyn.

In einer Kirchenverſammlung, die im Jahr 1239 gehalten worden, verwarf man das Verlangen des Pabſts, das dritte Theil der Einkünfte der engländiſchen Geiſtlichkeit an ihn zu bezahlen.

Der Legat Otto verſammelte im Jahr 1268 die engländiſche Geiſtlichkeit, und es wurden in dieſer Verſammlung abermal etliche päbſtliche Kirchenverordnungen angenommen. Vermöge derſelben, wurde den Layen, im Fall der Noth, erlaubt zu taufen; den Prieſtern aber unterſagt, für die Austheilung der Sacramente Geld zu nehmen: den Kirchen wurde das Recht der Freyſtätte beſtätigt.

So viel von den Kirchenverſammlungen.

Sonſt ſiehet man aus einer der oben angeführten Verordnungen, daß die Prieſter in England ſich noch nicht durchgängig zum eheloſen

ſen Leben bequemt haben. Ja man weis, daß um dieſe Zeit der Biſchof von Ely ein Weib gehabt habe.

Nun wollen wir auch noch etliche berühmte Männer unter der Geiſtlichkeit anzeigen.

Johann von Salisbury, war, wegen ſeiner Gelehrſamkeit, artigen und ſittſamen Aufführung, ſehr berühmt. Der Pabſt Adrianus IV. würdigte ihn einer beſondern Vertraulichkeit. Als er den Thomas Becker in Frankreich begleitete, erhielt er, durch deſſelben Fürſprache, das Bisthum Chartres. Er hat unter andern ein Polycraticon geſchrieben, und iſt im Jahr 1181 oder 82 geſtorben.

Balduin, Erzbiſchof von Canterbury, wurde für einen guten Gottesgelehrten gehalten.

Den Hugo, Biſchof von Lincoln, hat vornehmlich ſein tugendhaftes Leben berühmt und angeſehen gemacht.

Edmund, Erzbiſchof von Canterbury, war ein tugendſamer und billiger Mann. Um die Gewaltthätigkeiten, ſo der römiſche Stuhl in England begieng, nicht mit anſehen zu müſſen, begab er ſich freywillig in das Kloſter Pontigny in Frankreich, allwo er ſehr ſtrenge lebte. Der Pabſt Innocentius IV. ſetzte ihn unter die Heiligen.

Alexander Ales, aus der Provinz Gloceſter, war, wegen ſeiner großen Einſicht, ſo berühmt, daß er Doctor irrefragabilis, oder, der Lehrer, dem man gar nicht widerſprechen ſoll, genennt wurde. Man hat von ihm eine ſo genannte

Summa

Summam vniuerſae theologiae, ingleichen, Poſtillas in vniuerſa biblia etc.

Sewald, Erzbiſchof von York, ein geſchickter Gottesgelehrter, widerſetzte ſich dem Mißbrauch der päbſtlichen Gewalt in England ſehr herzhaft; worüber er auch in den Bann gethan wurde.

Noch eines ſehr berühmten Geiſtlichen müſſen wir hier gedenken. Dieſer iſt Robertus Groſthead oder Groteſt, Biſchof von Lincoln; von Stodbrooke, in der Grafſchaf Suffolk gebürtig; ein Mann, der ſich weder an den König hängte, noch auch dem Pabſt blindlings unterwarf. Da er ſah, wie unverantwortlich die beſten Pfründen in England den Italiänern eingegeben wurden, ſo hatte er das Herz, etliche der von dem Pabſt ſelbſt erwählten Italiäner abzuweiſen. Hierüber wurde ihm zwar vom Pabſt die Führung ſeines Amtes unterſagt: er fuhr aber nichts deſtoweniger fort, daſſelbe zu verwalten. Bald darauf ließ Innocentius IV. ein ſehr drohendes Schreiben an ihn ergehen, weil er ausgerechnet hatte, was für Summen die Italiäner jährlich von ihren Pfründen aus England zögen. Aber Groteſt ſchrieb darauf in einem Briefe dem Pabſt die Wahrheit ſo dreiſte unter das Geſicht, daß dieſer aufs heftigſte darüber entrüſtet wurde, und dieſem Mann mit der ſchrecklichſten Rache drohte. Dieſe wurde zwar, auf Vorſtellung etlicher Cardinäle, noch einige Zeit aufgeſchoben: doch wurde Groteſt noch vor ſeinem Tode wirklich in den Bann gethan. Allein dieſer Bann hatte faſt gar keine

Wirkung zum Nachtheil dieſes Biſchofs. Denn er that, nach wie vor, ſeine Amtsverrichtungen ungehindert: und die ihm untergebene Geiſtlichkeit gehorchte ihm eben ſo, als vorhin. Nach ſeinem Tode wollte zwar der Pabſt befehlen, daß ſein Leichnam ausgegraben und auf den Schindanger ſollte geworfen werden: es waren aber die Cardinäle andrer Meynung.

Zum Beſchluß wollen wir auch von den Geſchichtſchreibern, die unter dieſen vier Königen gelebt, und auf deren Zeugniß wir uns ſo oft berufen haben, eine kurze Nachricht mittheilen.

Simon von Durham, war ein Mönch und ſehr gelehrter Mann, im zwölften Jahrhundert. Er ſchrieb, unter andern, de geſtis Regum, und fieng ſeine Erzählung an, wo Beda aufgehört hat.

Heinrich, Archidiakonus zu Huntingdon, hat ſeine Geſchichterzählung mit der Regierung des Stephanus geendigt. Seine Erzählungen ſind nicht allemal glaubwürdig.

Wilhelm von Newbridge, ein Mönch eines Kloſters dieſes Namens, in der Grafſchaft York, hat eine Geſchichte bis auf das Jahr 1197 geſchrieben.

Gervaſius oder Gervaiſe, ein Mönch von Canterbury, hat eine Chronik der Regierungen des Stephanus, Heinrichs II. und Richards I. geſchrieben, und darinn viel Beurtheilungskraft gezeigt.

Roger von Hoveden, war einige Zeit Kaplan bey Heinrich II. Wenn er auch, wie man ihm Schuld giebt, ſeine Erzählungen großen

Theils

Theils aus Simon von Durham genommen hat, ſo iſt doch dieſes an ihm zu loben, daß er die Jahre von den meiſten Begebenheiten angezeigt; welches Simon unterlaſſen hat. Er lebte um das Ende des zwölften und den Anfang des dreyzehenden Jahrhunderts.

Rudolph oder Raoul von Diceto, Dechant zu London, ſchrieb um das Jahr 1210. Man hat von ihm Abbreuiationes Chronicorum, und Imagines hiſtoriarum. Dieſe letztere Schrift gehet bis auf die erſten Jahre der Regierung Johanns.

Walther, ein Mönch von Coventry, lebte um den Anfang des dreyzehenden Jahrhunderts. Iſt ein aufrichtiger Schriftſteller. Seine Chronik iſt ein Auszug aus andern Geſchichtſchreibern. Er ſelbſt bringet wenig erhebliches vor.

Matthäus Paris, ein Mönch zu St. Alban, iſt einer der berühmteſten Geſchichtſchreiber von England. Wir haben an ſeiner Hiſtoria maior, weitläuftige Jahrbücher, von Wilhelm dem Eroberer an, bis auf Heinrich III. Die Aufrichtigkeit und Sorgfalt dieſes Geſchichtſchreibers iſt wohl nicht in Zweifel zu ziehen. Wilhelm Rishanger, ein Mönch eben dieſes Ordens, hat dieſe Geſchichte, vom Jahr 1259 an, in welchem Matthäus Paris geſtorben, bis auf den Tod Heinrichs III. fortgeſetzt.

Das neunte Buch.

Das die Regierungen Eduards des I. und des II. enthält.

Eduard I.

mit dem Zunamen, mit den langen Füßen,

vom Jahr 1272.

Eduard war zu der Zeit, da ſein Vater, der König Heinrich, ſtarb, abweſend, und auf der Rückreiſe aus dem heiligen Lande begriffen. Dem ungeachtet gab es wegen der Thronfolge, nach Heinrichs Abſterben, nicht die geringſte Unruhe in England, weil faſt jedermann in dieſem Reiche eine große Hochachtung gegen dieſen Prinzen hegte, der ſich bey verſchiedenen Gelegenheiten ſo tapfer, als großmüthig, bezeigt hatte. Demnach erwartete man durchgängig ſeine Ankunft mit dem größten Verlangen. Ja die Barons baten ihn in einem ehrfurchtsvoll n Schreiben ſehr inſtändig, daß er doch bald kommen, und den Thron ſeiner Voraltern in Beſitz nehmen wolle. Bis zu ſeiner Rückkunft aber wurden zu Regenten beſtellt, der Erzbi-

Erzbiſchof von York, und dann die Grafen von Cornwallien und Cheſter.

Eduard (a) erfuhr ſeines Vaters Abſterben erſt zu Meßina. In Sicilien ſowohl, als in Frankreich, wurde er durchgängig mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Darauf gieng er nach Bourdeaux, um ſich daſelbſt von den Vaſallen dieſes Herzogthums huldigen zu laſſen. Im Jahr 1274 kam er, unter allgemeinen Frohlocken, in England an, und wurde kurz darauf, nebſt ſeiner Gemahlinn Alienor, aufs feyerlichſte gekrönt.

Gleich bey dem Anfange der Regierung ertheilte Eduard Befehl, daß gewiſſe Perſonen die Provinzen des Königreichs durchreiſen, und ſich des Zuſtandes der Lehensgüter, ſo der Krone zugehörten, erkundigen ſollten. Zugleich mußten dieſe Abgeordnete das Verhalten der Obrigkeiten jedes Orts unterſuchen, und die Unterdrücker des Volks beſtrafen. Durch ſolche Anſtalten vermehrte Eduard die Liebe der Engländer gegen ſich ungemein.

Hiernächſt ließ der König ſeine vornehmſte Sorge ſeyn, die Walliſer, auf deren Beyſtand ſich bisher ſo viele Empörer unter den Engländern verlaſſen hatten, ſo herunter zu ſetzen, daß man forthin nichts mehr von ihnen zu beſorgen haben dürfe. Dazu fand ſich nun im Jahr 1275 Veranlaſſung genug. Es iſt ſchon weiter

(a) *Acta publica*, Tom. I.

oben geſagt worden, daß der alte walliſiſche Fürſt Leolyn, der Großvater des damals regierenden Fürſten gleiches Namens, ſich freywillig zu einem Vaſallen und Zinsmann Heinrichs III. gemacht habe. Nun verlangte man von dem damaligen Fürſten in Wallis, Leolyn, daß er dem Eduard huldigen ſolle. Leolyn aber weigerte ſich der Huldigung unter allerhand Vorwendungen. Indeſſen hatte der König ein Parlament berufen, von welchem mancherley nützliche Verordnungen, ſowohl die Ruhe und Freyheit des Volks, als die Freyheiten und Vorrechte der Geiſtlichkeit, betreffend, abgefaßt wurden.

Im Jahr 1276 wurde von engländiſchen Freybeutern die Braut des Leolyn, eine Tochter des Grafen von Leiceſter, gefangen. Leolyn forderte ſeine Verlobte zurück: es wurde aber ſeine Forderung abgeſchlagen; und er ſelbſt von den engländiſchen Pairs der Felonie oder Ungehorſams gegen ſeinen Lehensherrn ſchuldig erklärt. Leolyn bat bey dieſen Umſtändem um Friede, und um ſeine Braut. Allein es wurden ihm Bedingniſſe vorgeſchlagen, die er nicht eingehen wollte. Alſo gieng der Krieg wirklich an. Eduard rückte im Jahr 1277 mit ſeiner ganzen Macht mitten in Wallis ein, nachdem er ſich dazu den Weg durch einen ungeheuern Wald ſehr mühſam bahnte. Er trieb die Feinde, die ſich im Felde nicht vor ihm ſehen laſſen durften, von einem Ort zum andern, bis in das Gebirge Snowdon, wohin ſie allemal ihre letzte Zuflucht

zu

zu nehmen pflegten. Leolyn begrief wohl, daß er einem ſo mächtigen Feinde nicht gewachſen ſey. Daher bat er ſehr demüthig um Frieden. Dieſer wurde ihm auch unter folgenden Bedingungen gegeben: Er ſolle 50000 Pfund Sterling für die Kriegsunkoſten zahlen; ſeinem Bruder David, der ſich zum Eduard begeben hatte, eine völlige Genugthuung leiſten; und zur Verſicherung ſeines Verſprechens, Geiſeln geben. Jedoch Eduard war ſo großmüthig, daß er die Geiſeln zurück gab, ja die ganze Geldbuße erließ; auch Leolyns Verlobte auslieferte. Den David, Leolyns Bruder, machte der König zum Grafen von Dembigh.

Durch den Tod der Königinn von Caſtilien, der Mutter ſeiner Gemahlinn, bekam Eduard im Jahr 1279 die Landſchaften Ponthieu und Montrevil. Hingegen mußte er den Vergleich beſtätigen, da ſein Vater, als ein Gefangener des Grafen von Leiceſter, auf Anjou und die Normandie gegen den König von Frankreich Verzicht gethan hatte. Nur behielt Eduard ſich dreyßig Pfund jährlich von den Einkünften der Normandie, bevor.

Hiernächſt beſtrafte der König mit der größten Schärfe diejenigen, ſo als Münzverfälſcher ſchuldig gefunden worden; welche Strafe inſonderheit die Juden betraf.

Hierauf ließ der König, welcher den erſtaunlichen Zuwachs der Güter der Geiſtlichkeit betrachtete, eine Verordnung, die man längſtens gewünſcht hatte, ergehen, in welcher jedermann

ver-

verboten wurde, ſeine Güter, ohne königliche Erlaubniß, an Klöſter, oder dergleichen heilige Oerter, zu vermachen oder ſonſt zu veräußern.

Im Jahr 1280 verordnete das Parlament, daß alle diejenigen, welche ſtrittige Ländereyen beſäßen, darthun ſollten, wie ſie zu dem Beſitz dieſer Güter gekommen wären. Der König befahl überdies, daß diejenigen, welche Ländereyen von der Krone hatten, die Urkunden ihres Beſitzes vorweiſen ſollten. Er wußte wohl, daß dieſe Urkunden bey manchen würden verlohren gegangen ſeyn. Daher nahm er Gelegenheit, von denen, die ihre Urkunden nicht aufweiſen konnten, anſehnliche Geldſummen zu fordern, wenn ſie ihre Beſitzungen behalten wollten. Jedoch die dreiſte und herzhafte Antwort eines Grafen, der ebenfalls ſeine Urkunde eingebüßt hatte, und deswegen von den Richtern zur Rede geſetzt wurde, gab dem Könige zu erkennen, wie mißvergnügt die Engländer über dieſe Verordnung wären. Daher hielt er für rathſam ſeinen Befehl öffentlich zu wiederrufen; welches eine große Freude verurſachte.

Der Fürſt von **Wallis**, **Leolyn**, fieng im Jahr 1281 an, unruhig zu werden. Er führte allerhand Klagen, die vielleicht nicht alle ungegründet ſeyn mochten. Weil aber **Eduard** nicht geneigt ſchien, dem **Leolyn** Recht zu ſchaffen, ſo ſah ſich dieſer genöthigt, zu den Waffen zu greifen. Er war auch anfänglich wider die königlichen Feldherren glücklich. Als aber der König mit einer Armee anzog, begab ſich **Leolyn**, wie gewöhn-

gewöhnlich, auf das Gebirge, wo man ihm nicht beykommen konnte. Allein Eduard ließ ſich dadurch von ſeinem Vorhaben nicht abſchrecken, ſondern beſchloß, die Walliſer einzuſchließen, und endlich durch den Mangel zur Uebergabe zu zwingen. Während dieſer Einſchließung ließ ſich Leolyn im Jahr 1283 in den Sinn kommen, mit ſeinem Volk auf die Ebene herab zu gehen, und mit den Engländern ein Treffen zu wagen. Aber der Ausgang davon war für Leolyn ſehr traurig, indem er ſelbſt im Streit umkam, und ſeine Leute in die Flucht geſchlagen wurden. Dieſe Niederlage benahm den Walliſern allen Muth: und es war dem Eduard etwas leichtes, ſich ihres ganzen Landes zu bemächtigen; wovon er einen Theil unter ſeine Bedienten austheilte, und ſich nur die Oberherrſchaft und die veſten Oerter vorbehielt. Als auch hernach David, Leolyns Bruder, in des Königs Gewalt kam, wurde derſelbe von dem Parlament, als ein Verräther, zum Tode verurtheilt. Welches Urtheil der König, weil er den Walliſern alle Veranlaſſung zu Unruhen benehmen wollte, am David vollziehen ließ. Hierauf trug der König bey dem Parlament darauf an, daß man das Land Wallis mit der Krone England vereinigen ſolle. Welchen Vortrag auch das Parlament genehmigte. Alſo wurde Wallis, das ſeine Freyheit acht hundert Jahr hindurch faſt ununterbrochen behauptet hatte, der Krone England einverleibt.

Im Jahr 1284 verlohr Eduard auch ſeinen dritten Sohn Alphonſus durch den Tod.

Die Walliſer konnten es nicht ertragen, daß ſie einer fremden Herrſchaft unterworfen ſeyn ſollten. Sie ließen ſich ſogar verlauten, daß ſie nie ruhig bleiben würden, bis man ihnen einen Fürſten aus ihrem Mittel gäbe. Dieſes nicht unbillige Begehren brachte den Eduard zu der Entſchließung, den Walliſern ſeinen Sohn, den ihm ſeine damals ſchwangere Gemahlinn etwan gebären würde, zum Fürſten vorzuſetzen. Die Königinn mußte ihre Geburt und Wochen zu Cärnarven, in Wallis, halten: und der neugebohrne Prinz wurde Eduard von Cärnarven genennt.

Indeſſen da England einer vollkommenen Ruhe genoß, gieng Eduard im Jahr 1286 nach Frankreich; nachdem er dem Grafen von Pembrook die Regierung übertragen hatte. Eduard hoffte, von dem franzöſiſchen Könige, Philipp dem Schönen, die Länder wieder zu erhalten, die der Krone England ehemals in Frankreich zugehörten. Allein alle diesfalls angewandte Mühe war vergeblich.

Außer dieſem gab ſich Eduard auch ſehr viele Mühe, die Häuſer von Arragonien und Anjou, die ihn zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten, wegen beyder Sicilien, erleſen hatten, mit einander auszuſöhnen. Nachdem er aber ſah, daß alle ſeine Bemühungen die erwünſchte Wirkung nicht thaten, ließ er den Streithandel unentſchieden liegen; und kam im Jahr 1289 wieder nach England.

Nach ſeiner Zurückkunft war er ernſtlich beſchäfftigt, den vielen Klagen, daß ſich die Richter beſte-

beſtechen ließen, abzuhelfen. Er ließ alle Schuldige auf das ſchärfſte beſtrafen, und die Richter einen Eid ablegen, daß ſie keine Geſchenke forthin annehmen wollten.

Im Jahr 1290 wurde in einem Parlament die Verbannung der Juden aus dem Reiche veſt beſchloſſen. Bis dahin hatten die Juden durch ihr Geld immerzu Mittel gefunden, die Ausjagung abzuwenden. Allein nunmehro durfte der König ſich ihrer nicht wieder annehmen, aus Beyſorge, das Parlament vor den Kopf zu ſtoßen. Die Juden mußten alſo ausziehen; durften aber alle ihre bewegliche Güter mitnehmen: da die unbeweglichen eingezogen wurden. Sie hatten nach und nach große Freyheiten in England erhalten. Ihr übertriebenes Wuchern aber, und die Münzverfälſchung, die ſie öfters trieben, machten ſie endlich in dem Reiche ſo verhaßt, daß ihre Verweiſung nicht mehr zu hintertreiben war.

Nun kommen wir auf die große Verrichtung des Eduard (b), nämlich auf den Krieg mit Schottland. Die Veranlaſſung zum Streit wird ſich aus folgender Erzählung begreifen laſſen.

Der König von Schottland, Alexander III. hatte die Margaretha, Heinrichs III. Königs von England, Tochter, und Eduards Schweſter geheyrathet. Er hatte mit derſelben drey Kinder, Alexander, David und Margaretha, erzeugt.

(b) *Acta publica* Tom. II.

erzeugt. David ſtarb frühzeitig: und Margaretha wurde mit Erich, König von Norwegen, vermählt. In dem Ehevertrag wurde ausgemacht, daß wenn der Prinz Alexander ohne Kinder ſterben, und der König, der Vater, ebenfalls keine männliche Nachkommen hinterlaſſen würde, die einige Tochter Margaretha die Krone von Schottland bekommen, und eben dieſes Recht auf ihre Kinder fallen ſollte. Kurz darauf nun ſtarb der ſchottländiſche Prinz Alexander, wie auch die Königinn von Norwegen, Margaretha; die aber eine Tochter eben dieſes Namens hinterließ. Der alte König von Schottland vermochte die Barons ſeines Reichs dahin, daß ſie, wenn er ohne männliche Erben ſtürbe, die norwegiſche Prinzeßinn Margaretha für ihre Königinn zu erkennen verſprachen. Der König von Schottland aber kam im Jahr 1285 durch einen Pferdeſturz ums Leben.

Nach des Königs Tode wurden ſechs Regenten in Schottland geſetzt, die das Reich bis zum reifern Alter der Prinzeßinn verwalten ſollten. Indeſſen ſchickte Erich, der König von Norwegen, Geſandte an Eduard, um denſelben, als einen ſo nahen Anverwandten ſeiner Tochter, um Rath und Beyſtand zu bitten. Eduard ließ ſogleich die ſchottländiſchen Barons erſuchen, daß ſie das Beſte der Margaretha ſich möchten empfohlen ſeyn laſſen. Hierauf wurde durch Abgeordnete des Erich, des Eduard und der Schottländer ausgemacht, daß die junge Köni-

Königinn, die noch an niemand ehelich verſprochen war, nach England ſolle geſchickt, daſelbſt von Eduard erzogen, und den Schottländern heim gegeben werden, wenn ſie ſolches rathſam fänden. Eduard verſprach zugleich, keinen Eheverſpruch der Prinzeßinn zu geſtatten, noch weniger ſelbſt zu veranlaſſen; da hingegen von den Schottländern ebenfalls, ohne Eduards und Erichs Vorwiſſen, in dieſer Sache nichts unternommen werden ſolle.

Dieſen Zuſatz hatte Eduard dem Vertrage deswegen einverleiben laſſen, weil er vorhatte, England und Schottland durch die Heyrath ſeines Sohns mit der Margaretha zu vereinigen. Zu dieſer Verheyrathung hatte Eduard die päbſtliche Erlaubniß bereits unter der Hand erlangt. Hierauf that er den ſchottländiſchen Regenten den Vortrag wegen dieſer Verlöbniß: und dieſe nahmen denſelben ohne Schwierigkeiten an. Nach einigen zwiſchen den Abgeordneten beyder Völker gepflogenen Unterhandlungen wurde unter andern verabredet:

Das Königreich Schottland ſoll bey ſeinen Geſetzen, Gebräuchen und Freyheiten allezeit und in allen Stücken ungekränkt ererhalten werden.

Schottland ſoll gänzlich abgeſondert, frey, und der Krone England auf keine Weiſe unterwürfig ſeyn.

Niemand, der von der Krone Schottland Länder zu Lehen hat, ſoll vor irgend einem

 aus=

auswärtigen Gericht zu erſcheinen gehalten ſeyn.

Es ſoll kein Parlament außerhalb dieſes Reichs gehalten werden.

Hierauf wurde die Heyrath des Eduard und der Margaretha vollkommen beſtätigt und ausgemacht.

Jedoch alle dieſe Vorſicht und Bemühung war unnütz, indem die Prinzeßinn Margaretha, auf ihrer Reiſe nach England, verſtarb. Dieſer Todesfall ſetzte ganz Schottland in die größte Unruhe. Denn es thaten ſich unter den Groſſen des Reichs verſchiedene Partien hervor, deren jede ein Recht auf die Krone zu haben glaubte. Doch waren unter allen vornehmlich zween Mitbuhler beträchtlich, Johann Baillol und Robert Brus. Baillol hatte anſehnliche Güter in der Normandie; und Brus beſaß große Ländereyen in England. Beyde Herren waren in Schottland mächtig und in Anſehen: beyde wußten auch ſcheinbare Gründe ihrer Anſprüche auf die ſchottländiſche Krone anzuführen.

Damit nun aber größern Unruhen in Schottland vorgebeugt werden möchte, erſuchten die Schottländer den König von England unter den beyden ſtreitenden Hauptparteyen Schiedsrichter zu ſeyn, und demjenigen, den er des Throns für würdiger halten würde, Beyſtand zu leiſten.

Der König ließ alſo im Jahr 1291 die ſchottländiſchen Stände nach Norham, einer Stadt in Eng-

England, zuſammen berufen. In dieſer Verſammlung that der engländiſche Großrichter Roger Brabanſon, dieſen Vortrag: der König von England ſey gar nicht geſonnen, die Rechte oder Freyheiten des ſchottländiſchen Volks anzutaſten; vielmehr wolle er, als höchſter Landesherr von Schottland, einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren laſſen: der König, ob er gleich ſein Recht nicht itzt erſt erlangen müſſe, erſuche zum Ueberfluß die ſchottländiſchen Stände, daß ſie ihn für den höchſten Ober- und Lehnsherrn von Schottland erkennen möchten: wenn dieſes geſchehen ſey, werde er ſich bey dieſem Streithandel ihres Raths bedienen. Ueber einen ſo unerwarteten Vortrag wurden die Stände von Schottland in große Beſtürzung geſetzt. Sie baten ſich alſo eine Friſt aus, um mit den abweſenden Ständen ſich hierüber berathſchlagen zu können. Der König bewilligte eine Zeit von drey Wochen. Nach deren Verfluß verſammelten ſich die Stände wieder, in Gegenwart des Königs. Da nun dieſelben, wie die öffentliche Urkunde berichtet, nichts wider des Königs Recht einzuwenden gewußt, ſo that der König in ihrer Gegenwart die Erklärung, daß er nun, kraft ſeiner über Schottland erkannten Oberherrſchaft, handeln, und als Oberherr denen, die einen Anſpruch an die ſchottländiſche Krone zu haben meynten, Gerechtigkeit wolle wiederfahren laſſen. Hierauf wurden die vornehmſten von den ſchottländiſchen Herren, die ſich um die Krone meldeten, von dem engländiſchen Groß-

kanzler nacheinander befragt, ob ſie den König von England für den Oberherrn von Schottland erkennen, und aus dieſer Urſache von ihm Gerechtigkeit in ihrem Geſuch annehmen wollten? Worauf dann ein jeder mit Ja antwortete.

Der König gieng hierauf noch weiter. Er ſtellte denen Prätendenten der Krone vor, daß ſein, des Königes, Ausſpruch, wegen Ertheilung der königlichen Würde, vergeblich ſeyn müſſe, wenn er nicht in den Beſitz des Königreichs wirklich eingeſetzt werde, um hernach daſſelbe einem unter ihnen überantworten zu können. Die Kronwerber willigten in des Königs Begehren, und daß derſelbe in den Beſitz aller Veſtungen des Reichs geſetzt werde; unter der Bedingung, daß der König, zwey Monate nach geſprochenem Urtheil, das Königreich in eben dem Zuſtande, darinn er es bekommen, wieder zurück geben; der neue König von Schottland aber demſelben huldigen ſolle.

So übel dieſer Vertrag, den nur etliche Herren mit dem Eduard gemacht hatten, den Schottländern gefallen mußte, ſo wenig war doch jemand unter ihnen im Stande oder auch Willens, ſich den Unternehmungen des Königs zu widerſetzen. Man mußte alſo die Sache ihren Lauf fortgehen laſſen.

Nun ſollten dann die Gerechtſame der Prätendenten unterſucht werden. Dieſe verabredeten unter einander, daß Baillol und Cumin, ſowohl für ſich ſelbſt, als die andern Prätendenten,

vierzig

vierzig Perſonen; und eben ſo viele, Robert Brus, ernennen ſolle, um die Gründe der Mitbuhler zu unterſuchen. Der König aber möchte noch vier und zwanzig, nach Belieben, zu den obigen thun. Die Unterſuchung ſollte übrigens zu Barwick, in Schottland, vorgenommen werden.

Indeſſen kamen die Regenten von Schottland und die Befehlhaber der Veſtungen zu dem König, und legten ihre Aemter in deſſelben Hände nieder. Eduard aber beſtätigte ſie insgeſammt in ihren Stellen. Darauf befahl er allen denjenigen, die in Schottland Aemter hatten, daß ſie ihm den Eid der Treue in Perſon leiſten ſollten. Welches dann von denſelben eben ſowohl, als von den Prätendenten, geſchah.

Nachdem der von dem Könige zur Unterſuchung beſtimmte Tag gekommen war, verſammelten ſich die verordneten Commiſſarien zu Barwick, in Gegenwart des Königs. Da wurden dann zuerſt die Bittſchriften und Rechtsausführungen der Kronweber vorgeleſen. Worauf der König den Junius des Jahrs 1292 zur abermaligen Zuſammenkunft beſtimmte.

Als im Jahr 1292 der geſetzte Tag erſchien, kamen die achtzig Commiſſarien, und ſämmtliche Prätendenten, nach Barwick. Unter den letzten erſchienen auch die Geſandten des Königs von Norwegen, und trugen die Anſprüche ihres Herrn auf die ſchottländiſche Krone vor. Eduard, der ſich leicht einbilden konnte, daß die Unterſuchung der Anſprüche der Kronbuhler ſehr lange

währen müſſe, befahl, daß man vor allen andern die Forderungen der beyden mächtigſten Thronwerber, des Johann Baillol und des Robert Brus, vor die Hand nehmen, und hernach erſt die Vorſtellungen der übrigen Mitbuhler unterſuchen ſolle. Nach vielen vorläufigen Fragen, wurde zur Unterſuchung ſelbſt geſchritten: und das Ende davon war, daß dem Baillol die ſchottländiſche Krone zuerkannt wurde. Wobey aber Eduard ſich und ſeinen Nachkommen das Recht vorbehielt, ihre Anſprüche auf dieſes Königreich, wenn es ihnen belieben würde, geltend zu machen. Hierauf vermahnte Eduard den neuen König, ſeine Regierung auf eine ſolche Weiſe zu führen, damit ſeine Unterthanen nicht genöthigt seyn mögen, ihn, Eduard, als Oberherrn, um Gerechtigkeit anzuflehen. Baillol leiſtete hierauf dem Eduard den Eid der Treue, worinn er ihn nochmals, in den beſtimmteſten Ausdrücken, für den Oberherrn von Schottland erkannte. Sodann wurde Baillol in ſein Königreich eingeführt; wo ihm alle ſchottländiſche Herren, den Brus ausgenommen, der ſich entfernt hatte, huldigten.

Wenn man das ganze Betragen des Königs von England bey dieſem Handel uneingenommen betrachtet, ſo kann zwar aus demſelben nicht ſowohl geſchloſſen werden, daß Eduard die Abſicht gehabt habe, Schottlands ſich allein zu bemächtigen, als vielmehr, dieſes Reich der Krone England unterwürfig zu machen; woran ſchon etliche ſeiner Vorfahren gearbeitet hatten. Aber dem ungeachtet läſſet ſich das Verfahren dieſes

Herrn bey dem bisher erzählten Streithandel keineswegs rechtfertigen. Jedoch wir haben nicht nöthig, uns in Rechtsfragen bey unſrer Erzählung einzulaſſen. Wir gehen alſo in der Geſchichte weiter.

Eduard fieng nun an, die Rechte eines Oberherrn von Schottland auf eine ſolche Weiſe auszuüben, daß die Schottländer nicht anders, als übel, damit zufrieden ſeyn konnten. Welches Verfahren gewiß von einem ſo ſchlauen Herrn, als Eduard war, nicht zu erwarten war. Wir wollen nur etliche Fälle, darinn Eduard ſeine Oberherrſchaft ſehr weit ausgedehnt hat, berühren.

Im Jahr 1293 beklagte ſich bey dem Eduard ein Bürger von Barwick über Ungerechtigkeiten, die er von einigen engländiſchen Abgeordneten, welche in Schottland geſchickt worden, erlitten hatte. Eduard gab den Beſcheid, dieſer Handel müſſe in England von daſigen Richtern abgethan werden. Der Rath von Schottland machte dem Könige von England, wegen dieſer Uebertretung ſeiner Verſprechungen, eine Vorſtellung, da er ſich ja anheiſchig gemacht habe, die Händel der Schottländer nicht außer das Reich zu ziehen. Allein Eduard ließ, an ſtatt ſich eines beſſern zu beſinnen, dem Rath von Schottland dieſe Erklärung thun: Er habe zwar, ſo lange der ſchottländiſche Thron ledig geſtanden, eines und andres auf eine zeitlang zugeſagt: nachdem aber Schottland einen König habe, ſo wolle er durch jene Zuſagen nicht mehr gebunden

ſeyn; vielmehr alle Angelegenheiten ſelbigen Reichs, wo und wann er es für gut anſehen würde, unterſuchen laſſen; ja den König ſelbſt nach England vorfordern, wenn es ihm belieben würde. Dieſes letzte brachte er noch in dieſem Jahr in Erfüllung; indem er den König, wegen einiger gar nicht erheblicher Vorfälle, etliche mal fordern ließ, vor ihm in England zu erſcheinen. Obgleich eine ſo harte Zumuthung dem Könige Baillol nothwendig höchſtempfindlich fallen mußte, ſo ſtund er doch damals in keiner ſolchen Verfaſſung, daß er ſich den Befehlen Eduards hätte widerſetzen können. Daher erſchien er endlich nothgedrungen vor dem Eduard, im Jahr 1294, um auf die angebrachten Klagen ſich zu rechtfertigen. Hier wurde ihm auf eine recht unanſtändige Weiſe begegnet. Man erlaubte ihm nicht nur nicht, durch einen Anwald zu antworten, ſondern er mußte auch, wie eine geringe Privatperſon, vor den Schranken des Hauſes erſcheinen. Hierauf wurde von dem Parlament der Ausſpruch gethan, daß Baillol dem Könige von England etliche Veſtungen ſolange einräumen ſolle, bis er wegen der Anklagen würde vollkommene Genugthuung geſchafft haben. Durch demüthiges Bitten aber kam er, ohne dieſe Bedingung, davon, und reiſte, wie leicht zu erachten, voll Erbitterung über ein ſo hartes Verfahren, nach Hauſe.

Ein Mißverſtändniß, welches ſich im Jahr 1295 zwiſchen den Königen von England und Frankreich hervor that, machte dem Könige von

Schott=

Schottland einige Hoffnung, ſich vielleicht der Unterwürfigkeit von England entſchütten zu können. Dem Könige von Frankreich, Philipp, waren die Geſinnungen des Baillol nicht gänzlich unbekannt. Und dieſer ſchickte in dieſem Jahre wirklich Geſandte an Philipp; dem Vorgeben nach, das alte Bündniß zwiſchen beyden Völkern zu erneuern; in der That aber, ſich mit Philipp, durch die Vermählung ſeines, des Baillol, Sohns Eduard, mit einer Tochter des Grafen von Valois, Bruders des Philipp, näher zu verbinden. Nachdem nun das Bündniß zwiſchen beyden Königen geſchloſſen war, lag Philipp dem Baillol immerfort an, ſich öffentlich wider Eduard zu erklären, damit dieſer durch einen ſo nahen Feind gehindert werden möchte, auf die Wiedereroberung der Provinz Guienne zu denken. Weil aber Baillol noch einigen Zweifel in ſeinem Gewiſſen hatte, ob er, wegen des dem Könige von England geleiſteten Eides, etwas feindſeliges gegen dieſen unternehmen dürfe: ſo verſchaffte Philipp dem Baillol von dem Pabſte die völlige Losſprechung von dieſer Eidesverbindlichkeit.

Dem Eduard konnten die Unterhandlungen des Baillol nun nicht länger mehr verborgen bleiben. Er beſann ſich nicht lange, ob er den Philipp oder Baillol zuerſt bekriegen ſolle. Er beſchloß alſo, ſeine aufgebrachte Heeresmacht wider den nähern Feind in Schottland zu kehren: Demnach gieng er im Jahr 1296 an die ſchottländiſchen Gränzen, Willens, Barwick zu bela-

 gern.

gern. Um indeſſen dem Baillol noch mehr zu ſchaffen zu machen, ließ Eduard dem Robert Brus den Antrag thun, daß er ihm auf den ſchottländiſchen Thron helfen wolle, wofern er zu ihm ſtieße. Dieſer nahm dergleichen Erbieten freudig an, und ſtieß mit vielen mißvergnügten Herren aus Schottland zu des Königs Armee.

Weil Barwick eine langwierige Belagerung aushalten zu können ſchien, ſo bediente ſich Eduard eines liſtigen Anſchlags, dieſe veſte und wichtige Stadt bald in ſeine Gewalt zu bekommen. Die Kriegsliſt gelung; und der König bemeiſterte ſich der Stadt ohne Mühe.

Indeſſen rückte Baillol mit ſeiner Armee wider Eduard an. Es kam zu einer Schlacht, in welcher die Schottländer, nach einem tapfern Streit, das Feld mit ſehr großem Verluſt räumen mußten. Nach dieſem Siege bemächtigte ſich Eduard faſt aller veſten Plätze in Schottland, ſo, daß Baillol nebſt ſeinem Adel nichts vor ſich ſahen, als ſich Eduards Gnade zu überlaſſen. Hier mußte der bisherige König von Schottland mit einem weißen Stabe in der Hand, vor dem Eduard erſcheinen, und ihm, unter dieſen Umſtänden, das Reich gänzlich abtreten. Sodann wurde er anfänglich in den Towr zu London geſetzt; nachhero aber nach Oxford gebracht. Sofort ließ ſich Eduard von dem ſchottländiſchen Adel und andern Bedienten den Eid der Treue ablegen. Ferner wurden, auf ſeinen Befehl, die Krone und Zepter von Schottland, und die andern Reichskleinodien, nach England

gebracht; die ſchottländiſchen Archive verbrennt; und endlich alle haltbare Orte mit engliſchen Völkern und Statthaltern beſetzt. Zum Oberbefehlhaber in Schottland aber beſtellte der König Wilhelm Warren, Grafen von Suſſex, und kehrte darauf ſiegreich in England zurück.

Wir haben bey Erzählung der Händel mit Schottland, ſchon angezeigt, daß ſich zwiſchen England und Frankreich ein Mißverſtändniß hervor gethan habe. Da nun daſſelbe in einen Krieg ausgebrochen, ſo wollen wir die Veranlaſſung des Streits und deſſen Folgen kürzlich anzeigen.

Ein normänniſcher Steuermann und ein engländiſcher Matroſe hatten in einem guienniſchen Hafen einen Hader mit einander angefangen, wobey der Steuermann ums Leben kam. Weil dieſe Ermordung von der Obrigkeit des Orts nicht geahndet worden war, entrüſteten ſich die Normänner darüber dergeſtalt, daß ſie ein engländiſches Schiff wegnahmen, und deſſen Steuermann an den Maſtbaum aufhängten. Dieſes vermehrte die Erbitterung der Engländer und Normänner gegen einander ſo, daß beyde Völker einen kleinen Krieg zur See mit einander führten. Doch nahmen die Könige beyder Völker keinen Theil daran. Als aber einmal die Engländer eine normänniſche mit Wein beladene Flotte wegnahmen, und die Normänner darüber bey dem Könige von Frankreich klagten, verlangte dieſer von dem Könige von England Genugthuung. Weil nun Eduard nicht

ſehr

ſehr damit eilte, ſo forderte Philipp denſelben in Perſon vor das Gericht der Pairs, um daſelbſt ſich zu verantworten. Dieſes geſchah im Jahr 1294. Auf dieſe Vorladung ſchickte Eduard ſeinen Bruder Edmund nach Paris, um vor dem Gericht in ſeinem Namen zu ſprechen. Edmund war zugleich von ſeinem Bruder bevollmächtigt, dem Philipp alle billige Genugthuung zu geben, um einen Bruch mit dieſem Fürſten, wo möglich, zu vermeiden. Weil aber die Unterhandlung ſich fruchtlos zerſchlug, war Edmund im Begriff, wieder nach Hauſe zu gehen. Jedoch die Gemahlinn des regierenden Königs und die Wittwe Philipps des Kühnen, hielten den Edmund auf, indem ſie ihn beredeten, daß er mit ihnen eine Unterhandlung wegen der Streitſache anfieng. Hier ſtellten ſie vor, daß das einige Mittel, den ſehr aufgebrachten König zu befriedigen, eine öffentliche Genugthuung ſey. Dieſe könnte etwan darinn beſtehen, daß man dem Philipp gewiſſe Plätze in Guienne, nebſt den Perſonen, die ihn beleidigt hätten, einhändigte. Dieſe Auslieferung ſollte nur zum Schein geſchehen; indem der König ſich anheiſchig machen wolle, alles Ueberlieferte, auf geſchehenes Anſuchen, wieder heraus zu geben. Edmund gieng dieſes alles ein: und ſein Bruder war mit dieſem Vergleich vollkommen zufrieden, weil er damals mit den ſchottländiſchen Händeln vornehmlich beſchäfftigt war. Ja er war ſo begierig, mit Frankreich Friede zu unterhalten, daß er weit mehr zuſagte, als Philipp ſelbſt

von

von ihm verlangt hatte. Er gieng nämlich ſo weit, daß er dem Philipp ganz Guienne, ſtatt der etlichen verlangten Städte einzuräumen verſprach. Sofort ſchickte er dem Seneſchal von Guienne Befehl zu, dem Könige von Frankreich ſich in allen Stücken gehorſam zu erweiſen. Ehe man aber zur wirklichen Räumung der Landſchaft Guienne ſchritte, verlangte Edmund, daß der König, in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen, ihm mündlich die Verſicherung thun ſolle, den von den beyden Königinnen unterſchriebenen Vertrag halten zu wollen. Philipp verſprach alſo, in Gegenwart des Herzogs von Burgund, der beyden Königinnen, der Blanche von Navarra, Edmunds Gemahlinn, und der engländiſchen Geſandten, daß er den getroffenen Vergleich beobachten wolle. Darauf nun wurde Guienne dem Könige von Frankreich überliefert, und auch die verlangten ſchuldigen Perſonen überantwortet.

Nachdem auf dieſe Weiſe von Seiten England alles, was der Vertrag erforderte, erfüllt worden war, begehrte Edmund, daß nun auch Frankreich verſprochener maaßen die Provinz Guienne dem Eduard wieder zuſtellen ſolle. Philipp verwies den Edmund auf eine Verſammlung ſeiner Räthe; ſagte ihm aber, gleichſam im Vertrauen, voraus, er ſolle ſichs nicht befremden laſſen, wenn er ihm, um gewiſſer Räthe willen, eine nicht angenehme Antwort geben würde. Edmund erſchien vor dem Könige und ſeinem Rath, und verlangte die Zurückgabe von Guien-

Guienne. Der König antwortete gerade heraus, er werde dieſe Provinz nicht heraus geben. Edmund ließ ſich dieſes, als etwas ſchon verabredetes, nicht irre machen, und trat ab in ein nahes Zimmer. Hier wartete er einige Zeit auf eine andre und günſtigere Antwort. Allein er bekam keine, ſondern zween franzöſiſche Biſchöfe ſagten ihm in ihres Herrn Namen, er ſolle nur nicht länger vergeblich warten, auch den König dieſer Sache wegen nicht weiter angehen. Hierauf verſammelte Philipp ein Parlament, welches den König von England noch einmal vorforderte. Und da die engländiſchen Geſandten dieſem vertragwidrigen Verfahren widerſprachen, ſo fuhr das Parlament fort, und ſprach ſeinem Könige die Provinz Guienne zu. Auf ein ſo argliſtiges Verfahren ließ auch ſeines Theils der König von England durch Abgeſandte die dem Philipp ehemals geleiſtete Huldigung widerrufen.

Ob nun gleich dieſer unanſtändige Streich den Eduard ſehr ſchmerzen mußte, ſo war ihm doch an Ausführung ſeines Anſchlags auf Schottland ſo viel gelegen, daß er die Händel mit Frankreich als ein Nebenwerk trieb, und daher nur ſeinen Bruder Edmund mit wenigen Völkern nach Guienne ſchickte, um ſomit den Philipp zu hindern, daß er den Schottländern nicht helfen möge.

Hingegen hielt Eduard für rathſamer Frankreich auf der Seite von Flandern anzugreifen. Guido, der damalige Graf von Flandern,

dern, hatte ſich mit dem Könige von Frankreich entzweyt, weil dieſer einen Streithandel des Grafen mit der Stadt Gent zum Nachtheil des Grafen entſchieden hatte. Guido verbarg ſeinen Verdruß. Eduard bediente ſich der damaligen Gemüthsverfaſſung des Grafen; und um denſelben näher mit ſich zu verbinden, verlobte er ſeinen Prinzen Eduard mit der älteſten Tochter des Guido. Der König von Frankreich ſah dieſes Verlöbniß mit Verdruß an; ließ aber ſeine Gedanken nicht merken. Daher glückte es ihm, den Guido, nebſt ſeiner Gemahlinn und Tochter, nach Paris zu locken, wo er ſie ſämmtlich gefangen nahm. Den Guido und ſeine Gemahlinn entließ er endlich, auf die Bedingung, daß der Graf von dem Bündniß mit Eduard abſtehen wolle; worüber er die Tochter des Grafen zur Geiſel behielt.

Nachdem Eduard (c) ſeine Unternehmung auf Schottland nach Wunſch geendigt hatte, fieng er nun im Jahr 1296 mit Ernſt an, auf den Krieg wider Frankreich zu denken. Um aber im Stande zu ſeyn, denſelben mit Nachdruck wider einen ſo mächtigen Feind zu führen, brachte er, außer dem Grafen von Flandern, auch den Kaiſer Adolph von Naſſau, den Albert, Herzog von Oeſterreich, den Erzbiſchof von Cölln, nebſt andern deutſchen Fürſten; ſodann den Herzog von Brabant, ingleichen die Grafen

(c) *Mezerai* Hiſt. de France. *Acta publica* Tom. II.

Grafen von Holland und Luxenburg, auf ſeine Seite.

Um nun das zu einem ſolchen Kriege nöthige Geld aufzubringen, berief Eduard im Jahr 1297 das Parlament, welches ihm eine anſehnliche Geldhülfe bewilligte. Nur die Geiſtlichkeit war zu keinem Beytrage zu bewegen. Eduard verſuchte anfänglich gelinde Mittel. Da aber dieſe nichts verfangen wollten, ließ er alle weltliche Lehen der Geiſtlichkeit wegnehmen; beraubte ſie auch des weltlichen Schutzes, indem er allen Richtern verbot, den Geiſtlichen in irgend einer Sache Recht zu ſchaffen. Dieſe ſtrenge Verordnungen brachten die Geiſtlichkeit zu einer vernünftigern Entſchließung, indem ſie dem Könige eine anſehnliche Steuer von ihren Gütern zugeſtund.

Bald hernach bekam der König mit den Barons zu ſchaffen. Indem er nämlich von den Barons, von jedem nach Gebühr, eine Anzahl Soldaten begehrte, womit er einen Einfall in Guienne thun, zugleich aber ſeinem Feind auch von Flandern her zuſetzen wollte, thaten ihm die Barons die Erklärung, daß ſie ihn aller Orten hin gerne begleiten würden, wo er ſelbſt die Oberbefehlhabung führte; aber nirgend Kriegsdienſte zu thun geſonnen wären, wo ein andrer commandirte. Der König wurde durch dieſe unerwartete Erklärung ſehr aufgebracht, und brach in drohende Ausdrücke gegen die Barons aus. Allein der Großconnetable und der Großmarſchall, antworteten darauf ſo unerſchrocken, daß

der

der König für gut hielt, damals nachzugeben. Doch ſetzte er beyde kurz hernach außer ihren Bedienungen, unter dem Vorgeben, daß ſie ihre Amtspflicht nicht thun wollten. Als aber der König nun zu Schiffe gehen wollte, wurde ihm von den Biſchöfen, Grafen, Barons und Gemeinen eine ſchriftliche Beſchwerde, wegen verſchiedener Verletzungen des großen Gnadenbriefs, übergeben. Der König merkte nun noch viel deutlicher, daß er behutſam gehen müſſe. Daher beſtätigte er beyde Gnadenbriefe durch eine beſondre Urkunde.

Philipp unterließ ſeines Orts nicht ebenfalls ein furchtbares Heer, durch Verſtärkung ſeiner Bundsgenoſſen, der Könige von Caſtilien und Arragonien zuſammen zu bringen. Es gelung ihm ſogar, den Kaiſer Adolph, den Herzog von Oeſterreich, die Herzoge von Braband und Luxenburg, wie man meynet durch Geld von dem Eduard abwendig zu machen. Alſo war dieſer faſt von aller Hülfe entblößt. Und weil er zauderte, in Flandern überzugehen, grief Philipp den Grafen dieſes Landes mit einer großen Heeresmacht an, belagerte Ryſſel, und bemächtigte ſich dieſer Stadt. Selbſt die Unterthanen des Guido hatten ſich in zwo Parteyen getheilt, deren eine es mit Frankreich, die andre mit ihrem Landesherrn, hielt. Daher fand Eduard, als er mit einem mittelmäßigen Heer in Flandern anlangte, ſtatt der gehofften anſehnlichen Hülfe, die Landeseinwohner getrennt; und er hatte Mühe genug, die Uneinigkeiten zu

Brügge beyzulegen. Wie er derohalben, nach Ueberlegung aller Umſtände, befand, daß er dieſen Krieg weder mit Ehre, noch Nutzen, führen könne; die Stadt Gent auch in ihrer Widerſetzlichkeit beharrte: in Schottland aber gefährliche Unruhen entſtanden waren: beſchloß er, wieder heimzugehen; nachdem er mit genauer Noth von dem Philipp einen kurzen Stillſtand erhalten hatte.

Die Schottländer, die das Joch der Engländer nicht anders, als mit Unwillen, trugen, bedienten ſich der Abweſenheit **Eduards**, einen Verſuch um ihre Freyheit zu wagen. Zu derſelben Zeit lebte ein Mann, Namens **Wilhelm Walleys**, in Schottland, der weder durch eine vornehme Herkunft, noch auch durch ein großes Vermögen, vor ſeinen Mitbürgern etwas voraus hatte; der aber, wie ihn zumal die ſchottländiſchen Geſchichtſchreiber ſchildern, einen erhabenen Geiſt beſaß. Dieſer **Walleys** brachte anfangs nur weniges Volk zuſammen. Nachdem ihm aber etliche Unternehmungen geglückt hatten, lief ihm alles, was die Freyheit wünſchte, haufenweiſe zu. Dadurch kam er in den Stand, in kurzer Zeit ſich aller Orte, die von den Engländern beſetzt waren, **Barwick** ausgenommen, zu bemeiſtern. Worauf ihn ſein Heer zum Regenten von Schottland ausrief.

Auf dieſe ſchlimme Nachricht eilte **Eduard**, wie gedacht, aus Flandern nach Hauſe. Damit er aber von Frankreich unterdeſſen nichts zu beſorgen haben möchte: wurde er mit **Philipp**

eins,

eins, daß ſie beyde ihre Streitigkeiten dem Pabſt Bonifacius VIII. aber nicht als Haupt der chriſtlichen Kirche zur Entſcheidung überlaſſen wollten.

Hierauf gieng **Eduard** mit einem mächtigen Heer auf die Schottländer los. Dieſe trafen auf ihn bey Falkirk. Und hier lieferten beyde Heere einander ein ſehr blutiges Treffen; welches aber für die Schottländer unglücklich ablief, indem ſie eine ſehr große Niederlage erlitten. **Walleys** ſetzte ſich mit dem Reſt ſeiner Völker hinter Moräſten, wo ihm gar nicht beyzukommen war. Nach erhaltenem Siege nahm **Eduard** gar leicht alle die Orte wieder ein, die er verloren hatte: und ſodann gieng er nach **England** zurück. **Walleys** aber, der nach dieſer Schlacht erſt überzeugt worden war, daß hauptſächlich die Eiferſucht der ſchottländiſchen Barons an ſeinem Unglück mit Schuld ſey, begab ſich der Regentſchaft, und lebte als eine Privatperſon; ließ aber die Gedanken, ſein Vaterland in Freyheit zu ſetzen, niemalen fahren.

Weil **Eduard** erkannte, daß ſein Bündniß mit dem Grafen von Flandern den Vergleich mit Frankreich, wegen Guienne, ſehr hindere, faßte er den, obgleich unedlen, Entſchluß, dieſen Grafen zu verlaſſen. Dieſer war bey dieſen Umſtänden genöthigt, ſich dem Grafen von Valois, Bruder des Königs, zu ergeben, unter der Bedingung, daß, wenn in einem Jahr kein Friede zwiſchen dem Grafen und **Philipp** zu Stande käme, der Graf wieder in ſein Land

zurück gelaſſen werden ſolle. Allein **Philipp** kehrte ſich an das gegebene Wort ſeines Bruders nicht, und behielt den Grafen gefangen.

Im Jahr 1299, da der Stillſtand zwiſchen England und Frankreich zu Ende gieng, kamen beyder Könige Geſandten zu **Montreuil** auf dem Meer zuſammen, und erhielten daſelbſt den päbſtlichen Ausſpruch, der dahin gieng: **Eduard** ſolle wieder in den Beſitz von Guienne geſetzt werden: **Eduard** (denn Alienor, ſeine Gemahlinn, war ſchon im Jahr 1291 geſtorben) ſolle die **Margaretha, Philipps** Schweſter; und **Eduards** älteſter Sohn die **Iſabella, Philipps** Tochter, heyrathen.

Die Schottländer hatten noch im vorigen Jahre den Cumin zu ihrem Regenten gemacht. Dieſer hoffte, bey der Friedenshandlung zwiſchen Frankreich und **England**, durch Fürbitte **Philipps** etwas zum Vortheil Schottlands zu erhalten. **Philipp**, der von dem Cumin um ſeine Vermittelung war gebethen worden, gab ſich auch in der That Mühe, für die Schottländer etwas bey **Eduard** auszuwirken. Allein dieſer wollte von dieſer Sache nichts hören: und die Bemühungen **Philipps** waren vergeblich: auſſer daß er einen Stillſtand von ſieben Monaten für diejenigen Schottländer erhielt, denen die engländiſche Oberherrſchaft nicht anſtehen wollte.

Dieſes Stillſtands bediente ſich Cumin, die Herren und das Volk von Schottland wider die **Engländer** aufzuhetzen. Welches ihm auch leicht war zu bewirken. Es ſtund alſo im

Jahr

Jahr 1299 auf einmal das ganze Königreich auf, und die engländiſchen Beſatzungen wurden zu gleicher Zeit, ſowohl von den Einwohnern der Städte, als von außen, ſo heftig angegriffen, daß ſie kein andres Mittel zu ihrer Rettung ſahen, als ſich einen freyen Abzug nach England zu bedingen; den ſie auch erhielten.

Eduard, durch dieſen abermaligen Aufſtand äußerſt erbittert, gieng im Jahr 1300 mit einer Armee auf die Schottländer los. Dieſe waren meiſtens ſchlecht bewaffnete und ungeübte Leute. Daher wollten ſie, bey der Annäherung Eduards ſich zurück ziehen. Allein der König nöthigte ſie, Stand zu halten, und ſich in eine Schlacht einzulaſſen; in der ſie gänzlich geſchlagen wurden, und ſich blos durch den Schutz der Moräſte retteten.

Da ſie nun von außen her keine Hülfe wider England zu hoffen hatten, faßten ſie den Entſchluß, ſich unter den Schutz und Oberherrſchaft des Pabſts Bonifacius VIII. zu begeben. Der Pabſt nahm dieſen Antrag gar gerne an: ſchrieb auch an Eduard, und ermahnte ihn, von allen ſeinen Anſprüchen auf Schottland abzuſtehen. Allein dieſes Schreiben that bey Eduard ſo gar keine Wirkung, daß er vielmehr verbot, etwas von dieſer Sache weiter vor ihm zu ſprechen. Doch erhielten die Schottländer, noch in dieſem Jahr, durch Philipps Vermittelung, einen Stillſtand vom Eduard.

Um eben dieſe Zeit belehnte Eduard ſeinen älteſten Sohn mit dem Fürſtenthum Wallis,

und der Grafſchaft Cheſter. Worüber die Walliſer ſehr vergnügt waren.

Im Jahr 1301 berief der König das Parlament nach Lincoln, um, wegen der ungerechten Anmaßungen des Pabſts in Anſehung Schottlands und Englands, einen Schluß zu faſſen. Man ſchrieb alſo dem Pabſt ohne Umſchweife, daß der römiſche Stuhl niemalen, in Anſehung der bürgerlichen Sachen, einiges Recht in Schottland gehabt habe: und dann, daß das Recht der engländiſchen Könige auf jenes Königreich vollkommen wohl gegründet ſey; das Parlament auch niemals zugeben werde, daß der König, aus Gefälligkeit, dieſe Rechte der Krone England dem Ausſpruch eines Schiedsrichters unterwerfe.

Nachdem der Stillſtand mit Schottland zu Ende war, gieng Eduard wieder in dieſes Reich, und blieb den Winter hindurch daſelbſt. Indem er aber Anſtalt machte, den Krieg mit Schottländern zu erneuern, brachte Philipp durch ſeine Fürbitte es noch einmal dahin, daß der Stillſtand mit Schottland verlängert wurde.

Nach Verlauf dieſes Stillſtandes, ſchickte Eduard im Jahr 1302 den Segrave in Schottland, um den Krieg aufs neue anzufangen. Dieſer Feldherr hielt die Schottländer für ſo geſchwächt, daß er gar nichts von ihnen befürchtete. Er zog dahero mit einem dreyfachen Haufen ſeiner Völker durch das Reich, um es zu verheeren. Als er aber gegen Edimburg rückte,

traf

traf er daſelbſt die Schzotländer, unter dem Cu-min und Frazer, verſammelt an. Weil Se-grave mit ſeinem Haufen ſich zu weit von den zween übrigen entfernt hatte, grifen ihn die Schott-länder ohne Verweilen an, und trieben ihn leicht in die Flucht. Sie thaten eben dieſes dem zwey-ten Haufen, der ihnen hernach aufſtieß. Und den dritten Haufen nöthigten ſie, nach einem har-ten Gefechte, endlich auch zum Weichen. Unge-achtet aber Eduard, wegen dieſes Verluſts, ſich gerne alſogleich gerächt hätte, mußte er doch, da er mit Frankreich in dieſem Jahr einen Stillſtand ſchloß, auch die Schottländer mit in denſelben einſchließen.

Im Jahr 1303 wurde endlich zwiſchen Frankreich und England ein Friede zu Stande gebracht. Eduard bekam Guienne wieder; verſprach aber zugleich, dem Philipp in der Stadt Amiens zu huldigen. Die Bundesge-noſſen beyder Könige waren in dieſem Frieden nicht mit eingeſchloſſen, und alſo die Schott-länder und Flamländer (d. i. Einwohner von Flandern) von beyden Königen verlaſſen.

In eben dieſem Jahr führte Eduard ein ſehr zahlreiches Heer nach Schottland, und verheer-te daſſelbe bis an die mitternächtigen Ende. Walleys that zwar mit ſeinem Volk hie und da in Scharmüzeln den Engländern einigen Ab-bruch: allein in der Hauptſache wurde damit nichts geholfen. Einige Schottländer unter-warfen ſich dem Eduard freywillig: und dieſer fieng an, den Ueberwundenen etwas gelinder zu

 begeg-

begegnen; maaßen er ihnen das, was er ihnen im vorigen Kriege abgeſchlagen hatte, nunmehro zugeſtund, nåmlich, daß ſie ihre Lånder wieder an ſich kaufen durften.

Im Jahr 1304 bemåchtigte ſich **Eduard** der Veſtung Sterlyn, nach einer faſt jåhrigen Belagerung. Gleichwohl waren in Schottland noch verſchiedene Plåtze, deren ſich die Englånder nicht bemåchtigen konnten, und wo die Liebhaber der Freyheit ihren Aufenthalt und Sicherheit fanden.

Indeſſen hatte **Walleys** das Unglůck gehabt, durch Verråtherey in **Eduards** Hånde zu kommen. Dieſer wollte durch **Walleys** Beſtrafung den ůbrigen Schottlåndern ein ſchreckendes Beyſpiel aufſtellen. Daher ließ er durch englåndiſche Richter ein Urtheil ůber ihn ſprechen. Dieſe verdammten ihn des Hochverraths: und nach dieſem Ausſpruch wurde er durch die gewöhnliche Lebensſtrafe hingerichtet, und die vier Theile ſeines Leibes in den vier anſehnlichſten Stådten Schottlands aufgeſteckt.

Im Jahr 1305 gieng **Eduard** wieder nach England zurůck. Daſelbſt wurde Segrave verſchiedener Verbrechen beſchuldigt. Die deswegen niedergeſetzten Richter verurtheilten ihn zwar zum Tode: der König aber ließ ihm, auf die Fůrbitte etlicher Herren, Gnade wiederfahren.

Weil **Eduard** erfuhr, daß in dem Königreiche die Gerechtigkeit nicht allemal gleichmåßig gehandhabet werde: verordnete er gewiſſe Perſonen,

nen, die er bevollmächtigte, in allen Provinzen über alle Miſſethaten eine genaue Unterſuchung anzuſtellen, dieſelben nach den Geſetzen aufs genaueſte zu richten, und die Urtheile ohne Aufſchub zu vollziehen. Ja er war in Ausübung der Gerechtigkeit ſo ſtrenge, daß er ſelbſt ſeinen Sohn Eduard, der den Biſchof von Cheſter beleidigt hatte, in ein öffentliches Gefängniß werfen ließ.

So löblich die erſt erzählten Handlungen waren, ſo wenig Ehre brachte dem Könige das, was er bald hernach that. Er hielt nämlich bey dem Pabſt Clemens V. um die Losſprechung von dem Eide an, den er, wegen Erfüllung der Gnadenbriefe, den Engländern gethan hatte. Der Pabſt ertheilte die begehrte Losſprechung ohne Anſtand. Und hierauf ließ ſich der König ziemlich deutlich merken, daß er ſeine Gewalt im Königreich höher zu treiben vorhabe. Denn als Clemens ihm den Zehenden von der Geiſtlichkeit auf drey Jahre bewilligt, die Hälfte davon aber dem römiſchen Stuhl vorbehalten hatte: widerſetzte ſich das Parlament und verbot, dieſe Steuer einzuſammeln. Eduard aber hub dieſes Verbot des Parlaments ſogleich auf, und befahl, mit der Eintreibung fortzufahren.

Im Jahr 1306 ließ es ſich zu einem abermaligen Aufſtand in Schottland an. Robert Brus, ein Sohn des oben gedachten Mitbuhlers der ſchottländiſchen Krone, war mißvergnügt, daß ihm Eduard zwar verſprochen, ihn an Baillols Stelle auf den Thron von Schottland zu

 ſetzen.

ſetzen, dieſes Verſprechen aber bisher noch nicht gehalten hatte. Johann Cumin, mit dem Beynamen der Rothe, ebenfalls ein angeſehener ſchottländiſcher Herr, verband ſich mit Brus auf nachſtehende Bedingungen: daß, wenn die Unternehmung glücklich gienge, Robert Brus König in Schottland seyn; den Cumin aber, wegen der geleiſteten Dienſte, alsdann zu ſeinem Generallieutenant machen, und ihm alle ſeine eigenthümliche Güter in Schottland abtreten ſolle. Hierauf gieng Robert an Eduards Hof, um etliche daſelbſt befindliche ſchottländiſche Herren zu gewinnen.

Allein Brus hatte an dem Cumin, ſtatt eines getreuen Bundesgenoſſen, einen Verräther gefunden. Denn dieſer entdeckte dem Eduard alles, was unter ihnen beyden war verabredet worden. Daher ließ der König auf den Brus und ſeine Verrichtungen aufs genaueſte Acht geben, um auf dieſe Weiſe hinter die übrigen Theilnehmer der Verſchwörung zu kommen. Jedoch Brus wurde durch einen Freund gewarnt, ſich länger am Hof aufzuhalten. Daher machte er ſich, ſo bald er ſeinen Vortheil erſah, aus dem Staub, und entkam glücklich nach Schottland. Als er daſelbſt den Cumin antraf, ergrimmte er, wegen der begangenen Untreue, dergeſtalt über denſelben, daß er ihn auf der Stelle erſtach. Brus begrief leichtlich, daß er nichts, als die grauſamſte Rache, von dem Könige zu erwarten habe. Daher ſah er ſich genöthigt, ſein Vorhaben wider den König öffentlich bekannt zu

machen.

machen. Dieſes war kaum geſchehen, als ſich eine große Menge Volks zu ihm ſammelte, in deſſen Gegenwart er zu Scone feyerlich gekrönt wurde.

Eduard, der durch dieſe neue Empörung ſehr aufgebracht wurde, beſchloß, die Schottländer dieſesmal ſo zu züchtigen, daß ihnen die Luſt, ſich zu empören, für allezeit vergehen müſſe. Er ſandte daher den Grafen von Pembrook mit einem Heer voraus, damit ihm der Feldzug möge erleichtert werden. Brus gieng dem Grafen mit ſeinen Völkern entgegen; hatte aber das Unglück, von demſelben zweymal nach einander geſchlagen zu werden. Dieſer Unfall nöthigte ihn, ſeine Sicherheit auf einer der hebridiſchen Inſeln zu ſuchen. Hierauf rückte Eduard mit der Hauptarmee in Schottland ein; fand aber daſelbſt nichts zu thun, als die Mitſchuldigen aufzuſuchen und zu beſtrafen; welches letztere auch mit der größten Strenge geſchah.

Dem allen ungeachtet waren die Gemüther der Schottländer noch immer geneigt, die Erhaltung ihrer Freyheit, bey allen Gelegenheiten, zu verſuchen. Robert Brus kam, bey Eduards Abweſenheit, im Winter des Jahres 1307 wieder aus ſeinem verborgenen Aufenthalt hervor, ſammelte den Reſt ſeiner zerſtreuten Völker, und vermehrte ſie durch friſche Soldaten, ſo ihm von den ſchottländiſchen Herren in ziemlicher Anzahl zugeführt wurden. Mit dieſen grief er den in in Schottland commandirenden General Pem-

brook

brook an, ſchlug ihn nicht nur, ſondern bekam ihn gar gefangen.

Auf dieſe Nachricht brachte Eduard eine ſo anſehnliche Kriegsmacht zuſammen, dergleichen man bis dahin in England nicht geſehen hatte. Mit dieſen wollte er die unruhigen Schottländer ein für allemal züchtigen. Allein noch zu Carlisle befiel ihn eine Krankheit, die man gleich für tödtlich hielt. Deswegen gab er ſeinem älteſten Sohn Eduard ſeinen letzten Willen dahin zu verſtehen: daß Eduard, nach ſeinem Abſterben, den Krieg mit Schottland aus allen Kräften fortſetzen; und den Gaveſtan (dieſes war ein auf königlichen Befehl aus dem Reich verbannter unartiger und unwürdiger Liebling des Prinzen Eduard) niemalen mehr ins Königreich kommen laſſen ſolle. Bald darauf ſtarb der König in dem Städtlein Burgh, im acht und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, und vier und dreyßigſten ſeiner Regierung.

Eduard war unſtreitig ein großer Fürſt. Seine Leibes- und Seelengaben waren ungemein. Er war ſehr groß, aber dabey wohl gewachſen; hatte ſchwarze, krauſe Haare: und aus ſeinen Augen blitzte lauter Lebhaftigkeit hervor. Seine Seele beſaß eine gründliche Beurtheilungskraft und große Scharfſinnigkeit. In ſeinen Handlungen und Unternehmungen findet man Tapferkeit und Klugheit; eine genaue Enthaltſamkeit, und Mäßigung der Leidenſchaften. Kurz, Eduard würde faſt unter die untadelhaften Regenten gerechnet werden können, wenn nicht

in

in dem Kriege mit Schottland manches von ihm wäre begangen worden, das ſich nicht leicht entſchuldigen läſſet.

Eduard hinterließ von ſeiner erſtern Gemahlinn, Eleonora von Caſtilien, von vier Söhnen nur den einigen Eduard, ſeinen Reichsnachfolger. Mit der zweyten Gemahlinn, Margaretha von Frankreich, hatte er zween Söhne gezeugt: den Thomas, welcher Graf von Norfolk, und Großmarſchall von England, wurde: und Edmund, Grafen von Kent.

Noch iſt zu bemerken, daß die gegenwärtige Verfaſſung des Parlaments unter dieſem Könige recht veſtgeſetzt, und ein Geſetz, als ein Zuſatz zu dem Gnadenbriefe, gemacht worden, daß in dem Königreiche keine Auflage, ohne Einwilligung der Gemeinen, gemacht werden ſolle.

Auch wurde, unter dieſer Regierung, der Name eines Barons, der ſonſt allen Edelleuten, ſo Länder von der Krone hatten, gemein war, nur denjenigen beygelegt, die der König zum Parlament berief, um Sitz und Stimme daſelbſt zu haben.

Eduard II.

mit dem Beynamen, von Cärnarven, vom Jahr 1307.

Das Königreich England hatte ſich unter Eduards I. Regierung in dem blühendſten Zuſtande befunden. Schottland war bezwungen; Wallis

Wallis mit der Krone England vereinigt; und im ganzen Lande Einigkeit und Wohlſtand anzutreffen.

Der Prinz Eduard war bey ſeines Vaters Tode drey und zwanzig Jahr alt. Sein ſchönes äußerliches Anſehen, ſeine bisherige gute Aufführung, und inſonderheit das ruhmvolle Angedenken ſeines Vaters, machten, daß er mit einem ganz wunderwürdigen Beyfall und Frohlocken ſämmtlicher Engländer die Regierung übernahm: und das ganze Land verſprach ſich lauter Gutes von dieſem Herrn.

Jedoch dieſe Hoffnung (d) wurde bald vereitelt. Kaum war der vorige König verſtorben, als Eduard, wider das ſeinem ſterbenden Vater gegebene Verſprechen, den verjagten liederlichen Gaveſton wieder zurück rief; ihn zum Grafen von Cornwallien machte; ihm die Inſel Man ſchenkte; ja in kurzer Zeit ihn ſo mit Ehren und Reichthümern überhaufte, daß die verſchwenderiſche Freygebigkeit des Königs nicht höher ſteigen zu können ſchien. Außerdem überließ ſich der König dieſem Verführer ohne Ausnahme: und derſelbe konnte die Bedienungen in dem Königreiche nach Gefallen austheilen. Indeſſen muß man doch auch geſtehen, daß Gaveſton manches an ſich gehabt habe, das ihm die Gewogenheit andrer zuziehen konnte. Er war von einer beſondern Schönheit des Geſichts, und

wohl

(d) *Acta publica* Tom. III.

wohl gewachſen. Darneben zeigte er in ſeinem Thun einen gewiſſen edeln Wohlſtand. Und in den Leibesübungen thaten es ihm wenige zuvor. Sein Witz war lebhaft: und man lobet auch ſeine Tapferkeit. Allein ſein Stolz, Herrſchſucht und laſterhafte Gemüthsart, machten ihn ſeines Glücks unwürdig. Es ſchien, als wolle er unumſchränkt regieren; und möge ſich kaum mehr des königlichen Namens bedienen. Bey dem Könige machte er ſich dadurch vornehmlich beliebt, daß er ihm in Vollziehung aller ſeiner Begierden behülflich war. Und um dieſe Herrſchaft über des Königs Herz zu beveſtigen, unterhielt Gaveſton denſelben unausgeſetzt in allerhand Arten der Luſtbarkeiten.

Gleich bey dem Antritt der Regierung ließ Eduard den Langton, Biſchof von Cheſter, gefangen ſetzen, weil er ihm hauptſächlich die Verweiſung des Gaveſton Schuld gab. Ingleichen ſetzte er, ohne jemands Rath darüber zu hören, alle Bediente ſeines Vaters außer Dienſt.

Im Jahr 1308 vollzog Eduard in Frankreich das Verlöbniß, ſo noch ſein Vater zwiſchen ihm, und Iſabella, der Prinzeßinn des Königs von Frankreich, Philipp des Schönen, getroffen hatte. Während dieſer Abweſenheit hatte Eduard die Regimentsverwaltung dem Gaveſton aufgetragen: welche Verfügung bey den Großen in England ein großes Murren erregte; und gieng ihr Verdruß ſo weit, daß ſie allerhand Hinderniſſe bey der vorſeyenden Krönung des Königs in den Weg legten. Der König merkte

den Unwillen der engländiſchen Herren. Um ſie alſo ein wenig zu begütigen, verſprach er, daß er in dem nächſten Parlament alle ihre billigen Forderungen bewilligen wolle. Die Krönung wurde alſo doch vollzogen; bey welcher Handlung Eduard ſchwören mußte: daß er alle, und inſonderheit die von dem heiligen Eduard der Geiſtlichkeit und dem Volk zugeſtandene Geſetze und Freyheiten unabbrüchig handhaben; die Gerechtigkeit durch das ganze Reich wohl verwalten laſſen; und die Geſetze, welche von dem ganzen Reich eingeführt würden, aufrecht erhalten wolle.

Allein Eduard dachte nicht weiter daran, ſein Verſprechen zu halten. Vielmehr überließ er ſich den Leitungen ſeines Gaveſton, ohne Ausnahme, der ſich angelegenſt bemühte, den König durch allerhand eitle Ergötzlichkeiten von ernſthaften Berathſchlagungen abzuhalten; wie er dann unter andern verhinderte, daß der König den Krieg wider Schottland, ungeachtet des ſeinem ſterbenden Vater gegebenen Worts, nicht fortſetzte. Seiner Seits fuhr der König in den übertriebenen Gunſtbezeugungen gegen ſeinen Liebling immer fort, zur empfindlichſten Kränkung des ganzen engländiſchen Volks.

Endlich wurden die Herren des Reichs müde, dieſen Unwürdigen länger an dem Ruder zu ſehen. Sie beredeten alſo die Glieder des Parlaments, daß ſie die Fortſchaffung des Gaveſton vornehmlich betreiben möchten. Dieſes geſchah

auch,

auch, und das Parlament drang bey dem Könige ſo nachdrücklich auf die Verbannung des Gaveſton, daß der König ſich nicht entbrechen konnte, zu verſprechen, daß er den Liebling noch vor dem Johannisfeſt aus dem Königreich weiſen wolle. Bis dahin verſchwendete Eduard ſeine Gaben an dem Gaveſton: und vermuthlich hätte er ihn, ſeines ſchriftlichen Verſprechens ungeachtet, wieder bey ſich behalten, wenn nicht das Parlament, nach verſtrichener Friſt, ſo in den König gedrungen hätte, ſein Wort zu halten, daß derſelbe in die wirkliche Ausſchaffung willigen mußte. Doch erwies er ihm bey ſeinem Abzuge noch eine große Ehre, indem er ihn zum Statthalter von Irrland machte.

Im Jahr 1309 ließ Eduard den Gaveſton aus Irrland zu einem Turnier berufen, welches er zu Wallingford angeſtellt hatte. Gaveſton erſchien: begegnete aber etlichen der anweſenden vornehmſten Herren mit einem unglaublichen Stolz und Spötterey, die er in den anzüglichſten Worten ausließ. Eine ſolche Kühnheit bewog dieſe Herren, dem Könige im Jahr 1310 eine Schrift zu überreichen, in der ſie zeigten, die Reichsregierung und die königliche Haushaltung wären ſo übel beſtellt, daß es nöthig ſcheine, die Regierung des Reichs und die Beſorgung der königlichen Haushaltung gewiſſen vom Parlament zu ernennenden Perſonen aufzutragen. Der König, der ſonſt in manchen Fällen ſo trotzig war, gab, wider jedermanns Vermuthen, ſeine Einwilligung in dieſen Vortrag. Der

 Ent=

Entwurf der Herren war dieſes Innhalts: die königlichen Einkünfte ſollten von den dazu beſtellten Perſonen ſo verwaltet werden, daß man davon theils des Königs Schulden bezahle, theils den ſtandesmäßigen Unterhalt deſſelben verſchaffe: der große Gnadenbrief ſolle pünktlich erfüllt werden.

In dieſer neuen Verordnung nun wurde des Gaveſton gar nicht gedacht; vermuthlich, weil die engländiſchen Herren, bey dieſer neuen Regimentseinrichtung, nichts von demſelben beſorgten. Allein, wie der König nicht aufhörte, dieſen Günſtling mit neuen Wohlthaten und wichtigen Aemtern zu verſehen, ſo überreichten die Barons im Jahr 1311 dem Könige neue Bedingniſſe, die er auch eingieng; unter welchen die gänzliche Verbannung des Gaveſton war. Der König entließ alſo endlich ſeinen Liebling. Damit aber ſeine Abreiſe weniger ſchimpflich ſeyn möchte, ſchickte er ihn in Guienne, wo er, dem Vorgeben nach, Soldaten werben ſollte, um dem Grafen von Foix in einer Streitigkeit mit Frankreich beyzuſtehen.

Jedoch Eduard wußte ohne ſeinen Günſtling nicht zu leben. Dahero rief er denſelben im Jahr 1312 eigenmächtig wieder in England zurück; ſuchte aber ſein Verfahren durch ein Ausſchreiben zu entſchuldigen. Die engländiſchen Herren ließen dieſes ungeahndet geſchehen, weil ſie hofften, dem Gaveſton, bey ſeiner Anweſenheit, leichter den gänzlichen Fall zu bereiten. Indeſſen bemühten ſie ſich, durch ausgeſandte Perſonen,

ſonen, von dem Könige allerhand nachtheilige Dinge unter das Volk ausſtreuen zu laſſen, um daſſelbe wider den König in den Harniſch zu bringen. Dieſe Bemühungen waren auch nicht vergebens, indem ein großes Mißvergnügen unter dem Volk wider Eduard erregt wurde.

Bey dem allen hatte Gaveſton nicht das geringſte von ſeinem vorigen Trotz nachgelaſſen, welchen er mit gleicher Unvernunft und Frechheit nicht nur gegen die engländiſche Herren, ſondern auch ſogar gegen die Königinn äußerte; ohne daß jemand von dem Könige hätte Genugthuung erhalten können.

Die engländiſchen Herren waren indeſſen ernſtlich darauf bedacht, dieſem Unheil ein für allemal abzuhelfen. Daher verbanden ſich der Graf von Lancaſter, der Graf von Warwick, Pembrook, und andre der angeſehenſten Herren, nebſt dem Erzbiſchof von Canterbury und etlichen Biſchöfen, untereinander, daß ſie die Waffen ergreifen wollten. Zum Befehlhaber des verbundenen Heeres wurde der Graf von Lancaſter beſtellt. Und die Herren ſäumten ſich nicht, in verſchiedenen Gegenden des Reichs ſtark zu werben, um bald eine anſehnliche Armee auf die Beine zu bringen.

Der König, dem dieſe Anſtalten ſowohl, als derſelben Endzweck, nicht unbekannt bleiben konnten, war bey dieſem allen ganz unempfindlich. Vielmehr vertrieb er ſich die Zeit mit allerley Luſtbarkeiten, in Geſellſchaft ſeines Gaveſton. Ja er hatte ſogar die Unbeſonnenheit, etliche

Artikel des unlängſt gemachten Vertrags zu übertreten, zu der Zeit, da er ſehen mußte, daß alles wider ihn aufgebracht ſey.

Nun hatten die Barons ein Heer verſammelt. Mit demſelben giengen ſie gerade auf York los, wo ſich der König und Gaveſton damals befanden. Allein der König entwich von einem Ort zu dem andern, und begab ſich endlich in die Provinz Warwick, wo er einen groſſen Zulauf der Leute zu ſeiner Vertheidigung vermuthete. Den Gaveſton aber ließ er in dem Schloß Scarborowgh.

Sobald dieſes der Graf von Lancaſter erfuhr, ſchickte er die Grafen von Pembrook und Warren ab, Scarborowgh zu belagern. Da dieſes ſonſt veſte Schloß auf keine lange Belagerung verſehen war, mußte ſich daſſelbe nebſt dem Gaveſton bald ergeben. Dieſer hatte ſich bey der Uebergabe ausbedungen, daß man ihn zu dem Könige führen ſolle, um ſich mit demſelben unterreden zu können. Der Graf von Pembrook, der dieſe Bedingniß bewilligt hatte, wollte ſie auch ſeiner Seits halten, und verſicherte den Barons, die zum Theil mit dieſem Vertrage nicht zufrieden waren, daß er den Gaveſton zwar zu dem Könige führen, aber auch unfehlbar wieder zurück und an den Ort bringen wolle, den ſie für gut finden würden. Allein, als unterwegs der Graf von Pembrook ſich von ſeinem Gefangenen etwas entfernt hatte, bediente ſich der Graf von Warwick dieſer Gelegenheit, den Gaveſton enthaupten zu laſſen.

Obgleich

Obgleich dieſe kühne That dem Könige ſehr zu Herzen gehen mußte, ſo ſah er ſich doch damals ſchlechterdings außer Stand, ſich ſelbſt und ſeines Lieblings Tod zu rächen. Vielmehr ſetzten ihm die Mißvergnügten dergeſtalt zu, und verlangten die Erfüllung des letzten Vertrags mit ſolchem Ungeſtüm, daß der König, unter Vermittelung etlicher unparteyiſcher Herren und des päbſtlichen Nuntius einen neuen Vergleich eingehen mußte. In demſelben verſprachen die Herren, den König, wegen ihres bisherigen Bezeigens, um Verzeihung zu bitten, und ihn zu verſichern, daß der Zweck ihrer kriegeriſchen Unternehmungen keinesweges wider des Königs Perſon, ſondern blos auf die Abſtellung der Regierungsmißbräuche, geſtellt geweſen ſey. Der König ſeiner Seits verſprach, ſowohl den Herren, als ihren Anhängern, eine allgemeine Verzeihung. Jedoch Eduard verzog die öffentliche Ausfertigung der allgemeinen Verzeihung bis ins Jahr 1313, da die Barons wieder zu den Waffen griefen, und den König endlich zur Erfüllung ſeines Verſprechens zwangen.

In eben dieſem Jahr gebahr die Königinn einen Prinzen, den man Eduard nennte.

Nachdem nun der letzte Vergleich von beyden Seiten erfüllt worden war, bewilligte das Parlament dem Könige eine beträchtliche Geldhülfe, um den Krieg wider Schottland nachdrücklich führen zu könnnn; in welchem Reich Robert Brus die hie und da entſtandene Mißhelligkeiten

 geſtillt,

geſtillt, und eine allgemeine Verbindung, für die Freyheit zu ſtreiten, zuwege gebracht hatte.

Eduard I. ſtund, wie wir oben gemeldet haben, mit einem fürchterlichen Heer im Begriff, Schottland gänzlich zu verderben. Sein Sohn und Nachfolger, Eduard II. aber gieng, an ſtatt weiter fortzurücken, nach England zurück; und das blos deswegen, daß er ſeine Braut und den Gaveſton einholen möchte. Die Armee ließ er unter der Befehlhabung Johann Cumins, eines ſchottländiſchen Herrn, der aber ein Feind Roberts war. Weil nun Brus eben damals krank war, wollte Cumin die Schottländer, deren Anzahl weit geringer, als der Engländer, war, angreifen, weil er ſie, ohne einen tüchtigen Anführer leicht zu überwinden hoffte. Allein Brus ließ ſich alſo krank auf ſein Pferd ſetzen, und von zween Waffenträgern halten. Worauf er dem Feinde die Schlacht anbot. Dieſe unvermuthete Standhaftigkeit ſetzte die Engländer und ihren Anführer in ſolche Verwirrung, daß ſie nicht wußten, ob ſie ſchlagen oder zurück gehen ſollten. In dieſer Unentſchloſſenheit wurden ſie von den Schottländern muthig angefallen, und in die Flucht gejagt. Bald darauf erhielt auch Eduard Brus, des Robert Bruder, einen Sieg über die Engländer.

Im Jahr 1308 zog Eduard zwar mit einer großen Heeresmacht in Schottland; mußte ſich aber, aus Mangel der Lebensmittel, bald wieder zurück ziehen. Nach des Königs Abzuge bemächtigte

tigte ſich Brus verſchiedener Orte, ſo die Engländer beſetzt hatten: und in den Jahren 1310 und 1311 fiel er gar in England ein. Im Jahr 1312 eroberte er noch einige ſehr beträchtliche Plätze, und unter andern auch Edimburg, wieder. Weil nun Eduard, bey allem dieſem Fortgange der feindlichen Waffen, gar keine Anſtalt machte, den Schottländern Einhalt zu thun, ſo konnte Brus die noch übrigen den Engländern in Schottland zuſtändige Plätze alle, bis auf Sterlyn, wieder erobern. Auch dieſen Platz ließ er durch ſeinen Bruder belagern. Weil aber der Ort überaus veſt war, ſo verzog ſich die Belagerung lange hinaus.

Den Engländern war an der Erhaltung dieſer Stadt ſehr viel gelegen. Daher bemühte ſich Eduard, im Jahr 1314 eine anſehnliche Armee aufzubringen. Er ſammelte auch wirklich ein Heer von 100000 Mann; womit er gegen Sterlyn anrückte. Hier erwartete ihn Robert Brus mit etwan 30000 Mann; welche aber eine ſo vortheilhafte Stellung hatten, daß ſie nicht konnten umringt werden. Die Schottländer, entſchloſſen, zu ſiegen, oder zu ſterben, griefen die engländiſche Reuterey mit ſolchem Ungeſtüm an, daß dieſe in Unordnung zurück wich, und dadurch die übrigen Völker gleichfalls in Verwirrung brachte. Kurz, die Engländer wurden aufs Haupt geſchlagen, und erlitten eine entſetzliche Niederlage. Dieſer Sieg verſchaffte den Schottländern eine Ruhe von etlichen Jahren. Ja ſie

durften es nunmehro wagen, die engländiſchen Grenzen öfters zu verheeren.

In den Jahren 1315 und 1316 wurde England von einer erſchrecklichen Hungersnoth geplagt, die ſo hoch ſtieg, daß die Menſchen einander ſelber auffraßen.

Weil das Mißvergnügen über des Königs Aufführung immer größer wurde, und die Barons abermal im Begriff waren, den König durch Gewalt in Ordnung zu bringen: ſo wurde im Jahr 1318, durch Vermittelung des päbſtlichen Legaten und etlicher Herren, ausgemacht, daß einige der verbundenen Herren ſollten in den königlichen Rath gezogen, und ohne derſelben Vorwiſſen von dem Könige nichts unternommen werden. Unter dieſen Herren war auch der Graf von Lancaſter; mit welchem ſich der König bey dieſer Gelegenheit öffentlich ausſöhnte.

In Schottland wußte Robert Brus ſich des erhaltenen Siegs wohl zu bedienen. Er war nicht zufrieden, die geſchlagenen Engländer bis in ihr Land zu verfolgen, ſondern er faßte auch gar den Anſchlag, ihnen Irrland zu entreißen. Dieſem Vornehmen waren auch alle Umſtände günſtig. Die Irrländer, welche von den engländiſchen Beamten hart mitgenommen wurden, hatten ſchon längſtens gewünſcht, ſich der engländiſchen Herrſchaft zu entſchlagen. Sobald ſie demnach von der letzten großen Niederlage der Engländer gehört hatten, ließen ſie den Brus wiſſen, daß ſie, auf den Fall ſeines Beyſtandes, es unternehmen wollten, das Joch der Engländer

abzu-

abzuwerfen. Brus ergrief dieſe Gelegenheit, eine ſo anſehnliche Inſel ſich zu unterwerfen, mit Freuden. Derohalben ſandte er ſeinen Bruder Eduard mit Völkern dahin, der ſich an die Spitze der Aufrührer ſtellte, und den beſten Theil der Inſel eroberte. Allein die Engländer durften dieſe Inſel nicht ſo ſchlechthin fahren laſſen. Daher wurde eine anſehnliche Armee, unter Befehlhabung des Mortimer, dahin geſchickt; welcher es auch glückte, den Eduard zu ſchlagen, ja nieder zu machen, ehe ihm noch ſein Bruder Robert zu Hülfe kommen konnte. Da nun dieſer Unfall die Anſchläge Roberts zerrüttete, zog er ſich wieder in Schottland zurück, und ließ die Gedanken auf Irrland fahren.

Während der Abweſenheit Roberts hatte der ſchottländiſche General Douglas, die Engländer, welche von Roberts Wegſeyn einen Nutzen ziehen wollten, geſchlagen. Eduard hätte freylich gerne etwas gegen Schottland unternommen; zumal als Brus die Stadt Barwick belagerte. Allein da er von ſeinem Volk keinen hinlänglichen Beyſtand hoffen konnte, wandte er ſich im Jahr 1319 an den Pabſt Johannes XXII. und bat denſelben um ſeine Vermittelung zwiſchen dem Brus und ihm. Der Pabſt ſchickte ſofort zween Legaten in England, mit einer weitläufigen Vollmacht verſehen. Unter andern gab er ihnen die Erlaubniß, beyde Fürſten, wenn ſie ſich dem päbſtlichen Ausſpruche nicht unterwerfen ſollten, in den Bann zu thun.

Die Legaten machten gleich nach ihrer Ankunft einen Waffenſtillſtand bekannt. Eduard war gleich damit zufrieden. Aber Robert ließ nicht einmal den Legaten in ſein Land eintreten; ſetzte die Belagerung von Barwick fort, und bemächtigte ſich der Stadt. Darauf that ihn der Legat in den Bann. Wornach er aber gar nichts fragte.

Eduard ſeines Orts brachte ein Heer zuſammen, mit welchem er Barwick belagerte; von welcher Stadt er aber unverrichteter Sachen wieder abziehen mußte. Worauf er einen Stillſtand von Brus begehrte und auch erhielt.

In England währte die innerliche Ruhe nicht lange. Die mißvergnügten Herren hatten einen jungen Mann, Hugo Spencer, an den königlichen Hof, mit der Würde eines Kammerherrn, gebracht, weil ſie von ſeiner Ergebenheit gegen ſie hofften, daß er ihnen von allem, was am Hofe vorgieng, getreulich Nachricht geben werde. Allein Spencer wurde von ſeinem Vater ermahnt, ſich nicht auf die Seite der Mißvergnügten zu lenken, ſondern vielmehr an ſeinem eignen Glück zu arbeiten. Spencer folgte dieſem Rath: und es glückte ihm, des Königs Herz dergeſtalten einzunehmen, daß er bey demſelben damals eben das war, was Gaveſton geweſen. Aber er machte ſich auch eben ſo, wie jener, durch Geitz und Stolz verhaßt. Der alte Spencer, dem ſein Sohn den Namen eines Grafen von Wincheſter zuwege gebracht hatte, wurde durch ſein und ſeines Sohns Glück ſo bethört, daß er

von

von ſeiner ſonſt bekannten Redlichkeit und andern Tugenden abwich, und ein ausſchweifendes Leben zu führen anfieng. Der Graf von Lancaſter ſtellte dieſe verhaßten Umſtände den übrigen Herren ſo natürlich vor, daß ſie im Jahr 1320 beſchloſſen, unverzüglich einige Mannſchaft zuſammen zu bringen, und beyde Spencer unvermuthet zu überfallen. Die Herren brachten in Eile einige tauſend Mann zuſammen: und ſodann erſuchten ſie den König die beyden Spencer aus dem Reich zu ſchaffen. Das Parlament faßte dieſen Schluß wirklich: und beyde Männer mußten das Königreich verlaſſen.

Im Jahr 1321 wurden etliche von den Bedienten der Königinn in dem Schloſſe des Baldesmere, eines der verbundenen Herren, mißhandelt, dieſe Beleidigung auch von dem Herrn gutgeheißen. Dieſer Schimpf erbitterte die Königinn aufs äußerſte. Da ſie alſo ſonſt mehrmalen eine Mittlerinn zwiſchen dem Könige und den mißvergnügten Herren abgegeben hatte, ſo war ſie dießmal eifrig bemüht, den König wider die Großen aufzuhetzen. Sie rieth ihm, den Baldesmere zuerſt anzugreifen; wodurch es geſchehen würde, daß die übrigen Herren vor Beſtürzung ſich nicht würden zu rathen wiſſen. Der König fand dieſen Anſchlag gut, und ließ Völker werben, dabey aber öffentlich bekannt machen, daß er dieſelben blos zur Beſtrafung der Kühnheit einer Privatperſon zu brauchen willens ſey. Hierauf grief er das Schloß Leeds, dem Baldesmere zuſtändig, an, und nachdem er ſich deſſel-

deſſelben bemächtigt hatte, ließ er den Befehlhaber, auf deſſen Befehl die Bedienten der Königinn waren beſchimpft worden, aufhängen. Dieſe Eroberung machte dem Könige Luſt, noch weiter zu gehen. Er belagerte alſo und eroberte auch etliche Schlöſſer, die andern Barons zugehörten. Nach dieſen glücklichen Verrichtungen wagte er es, die Spencer wieder ins Reich zu rufen.

Dieſe Unternehmungen des Königs ſetzten die Barons in eine ſehr große Verlegenheit. Das Heer des Königs war mitten im Lande, und breitete überall Schrecken aus: die Barons hingegen ſtunden gar in keiner Verfaſſung, dem Könige Einhalt thun zu können. Bey ſo geſtalten Sachen fanden einige dieſer Herren für das Beſte, ſich dem Könige zu unterwerfen. Und dieſe thaten wohl. Denn von denen, die widerſpenſtig blieben, wurden einige gefangen geſetzt oder hingerichtet: andre verließen gar das Königreich.

Der Graf von Lancaſter, der ſeine Partie, durch den Abtritt ſo vieler Herren, ſehr geſchwächt ſah, beſchloß, ſich nach Schottland zu wenden, und daſelbſt Schutz zu ſuchen. Indem er aber dieſes zu thun im Begriff war, kam der königliche Feldherr Harclay und der König Eduard ſelbſt ihm ſo nahe auf den Hals, daß er mit einem von beyden nothwendig ſich in einen Streit einlaſſen mußte. Er grief alſo die Völker des Generals, die eine Brücke beſetzt hielten, an. Es wurden aber ſeine Leute von derſelben in die

Flucht gejagt, und er ſelbſt, nebſt vielen Rittern, gefangen. Der König ließ von etlichen wenigen Pairs die Sache des Grafen von Lancaſter unterſuchen. Dieſe verurtheilten ihn als einen Verräther, zum Tode. Und der König ließ ihn enthaupten. Eben dieſe Todesſtrafe mußten mehr andre gefangene Herren ausſtehen. Dieſes geſchah im Jahr 1322.

Im folgenden Jahr 1323 unternahm Eduard einen Feldzug wider Schottland: wurde aber, wie ſchon vorhin geſchehen war, durch Mangel der Lebensmittel genöthigt, wieder zurück zu gehen. Auf welchem Zuge ihn Robert, weit in England hinein, verfolgte, und großen Schaden zufügte. Hierauf wurde zwiſchen beyden kriegenden Herren ein Stillſtand auf dreyzehen Jahre geſchloſſen.

Indeſſen bedienten ſich beyde Spencer der unbeſchränkten Gewalt, die ihnen der König überlaſſen hatte, zu ihrem eignen Vortheil, und zum Verderben aller ihrer Feinde, auf die ausſchweifendſte Weiſe. Sie wollten auch an den Biſchöfen von Lincoln und Hereford, die es mit den Mißvergnügten gehalten hatten, Rache üben: allein die übrige Geiſtlichkeit nahm ſich ihrer ſo nachdrücklich an, daß man ihnen nicht beykommen konnte. Dieſe zween Prälaten verbanden ſich hernach auf das genaueſte miteinander zum Verderben der Spencer.

Der jüngere Roger Mortimer, der den Spencern vorhin viel geſchadet hatte, wurde damals in dem Towr wohl verwahrt gehalten,

und

und niemand konnte zweifeln, daß er ein Schlachtopfer der Rache beyder Spencer werden müſſe. Allein Mortimer wurde, da niemand dergleichen vermuthen konnte, in Freyheit geſetzt; welches, wie man mit der größten Wahrſcheinlichkeit glauben darf, hauptſächlich der Fürbitte der Königinn zuzuſchreiben iſt. Die Spencer mußten dieſes wohl gewußt haben. Deswegen fiengen ſie an, der Königinn ſo viel Verdruß zu machen, daß dieſe ſich genöthigt ſah, bey ihrem Bruder, dem Könige von Frankreich, zu klagen.

Damals regierte in Frankreich Karl der Schöne (e). Weil dieſer, als höchſter Landesherr, eine Gerichtbarkeit über Guienne ſich anmaaßte; ſo fieng das bisherige gute Vernehmen zwiſchen Frankreich und England an, geſtört zu werden. Da der König von Frankreich vermuthlich nur eine Gelegenheit ſuchte, die ſeiner Schweſter in England angethanen Beleidigungen zu rächen, war es leicht, etwas zu finden, welches man als eine Urſache des Streits angeben möchte.

Es war in einem Flecken des agenoiſiſchen Gebiets, Namens Saint Sardos, unter die Herrſchaft Montpezat gehörig, etwas zu Schulden gekommen, welches die Beamte Eduards in Guienne nicht beſtraft hatten. Die, ſo ſich beleidigt glaubten, klagten bey dem Könige von Frank-

(e) *Acta publica* Tom. IV.

Frankreich, als höchſten Landesherrn. Dieſer nahm eine ſo gute Gelegenheit, ſich an Eduard zu reiben, mit beyden Händen an. Demnach ließ er durch die Pairs etliche guienniſche Edelleute des Landes verweiſen, und ihre Güter für Frankreich einziehen. Sofort ließ er ſtark werben, unter dem Vorwande, es habe Eduard ihm wegen der franzöſiſchen Provinzen die Huldigung nicht geleiſtet. Darauf ſchickte er im Jahr 1324 ein Heer in Guienne, wo man ſich etlicher Orte bemächtigte.

Eduard machte ſeines Orts ſehr ſchlechte Anſtalten, dieſes Land zu retten. Er ſchickte zwar ſeinen Bruder, den Grafen von Kent, an den franzöſiſchen Hof, um daſelbſt einen Vergleich zuwege zu bringen. Allein er weigerte ſich, das, was der Graf ausgemacht hatte, gut zu heißen; da indeſſen die Franzoſen ſich in Guienne immer veſter ſetzten. Endlich einmal aber entſchloß ſich Eduard dennoch, eine Flotte wider Frankreich auszurüſten.

Die Spencer aber hörten noch nicht auf, die Königinn durch eine neue große Beleidigung auf das äußerſte wider ſich zu erbittern. Es war nämlich der Königinn die Grafſchaft Cornwallien angewieſen worden, daß ſie die Einkünfte davon zu ihren beſondern Ausgaben einziehen ſolle. Damals nun ſtellten die Spencer dem Könige vor, es ſey nicht rathſam, dieſes Land in den Händen der Königinn zu laſſen, zu der Zeit, da man ihren Bruder bekriegte. Der König billigte ohne Anſtand dieſe Vorſicht der Spencer,

und nahm ſeiner Gemahlinn Cornwallien. Welcher Schimpf dieſe Prinzeßinn aufs neue zur Rache anreizte.

Eduard, der gerne ſeinen Streit mit Frankreich ohne Waffen geendigt hätte, wendete ſich im Jahr 1325 an den Pabſt, um durch deſſen Vermittelung zu einem Vergleich zu gelangen. Es kamen alſo die päbſtlichen Nuntii und die engländiſchen Geſandten in Paris zuſammen: allein die Unterhandlung gieng ſo langſam von ſtatten, daß die engländiſchen Geſandten wieder nach Hauſe gehen wollten. Jedoch man ließ von Seiten des Hofs durch die Nuntien den Geſandten Eduards den Vorſchlag thun, daß man die Königinn von England bereden möchte, in Frankreich herüber zu kommen; indem es ſehr wahrſcheinlich ſey, daß dieſe Prinzeßinn bey dem Könige, ihrem Bruder, mehr, als ſonſt jemand, in Anſehung eines Friedens, ausrichten werde. Iſabella gieng alſo nach Paris: und es wurde unter ihrer Gegenwart folgender Vergleich geſchloſſen: Guienne ſolle dem Könige von Frankreich völlig überliefert werden: eben dieſer aber ſolle dieſes Land, ſobald ihm Eduard gehuldigt haben würde, auf die Fürbitte der Königinn Iſabella, dem vorigen Herrn wieder zuſtellen; das Land Agenois ausgenommen. So wenig vortheilhaft dieſer Vergleich war, ſo genehmigte ihn Eduard dennoch, um ja keine Veranlaſſung zu fernerer Uneinigkeit mit Frankreich zu machen.

Bald

Bald darauf wurde dem Eduard unter der Hand der Vorſchlag gethan: Wenn er ſeinem älteſten Prinzen Eduard die Landſchaften Guienne und Ponthieu abtreten, und denſelben nach Frankreich ſenden wolle, ſo ſey der König Karl geneigt, die Huldigung wegen jener Länder von dem Sohn, im Namen ſeines Vaters, anzunehmen. Der König Eduard nahm keinen Anſtand, in dieſen Vorſchlag zu willigen. Daher trat er die erſt gedachten Länder ſeinem Sohn feyerlich ab, und ließ ſelbigen ſodann im Jahr 1325 nach Frankreich abgehen.

Sobald der junge Eduard bey ſeiner Mutter angekommen war, verſammelten ſich alle flüchtige Engländer zu derſelben. Unter dieſen war auch Roger Mortimer, von dem ſchon vorher geſagt worden. Man beſchuldiget die Königinn nicht ohne Grund eines unerlaubten Liebesverſtändniſſes mit dieſem Mann. Mit dieſem Mortimer nun, und andern offenbaren Feinden des Eduard, hielt die Königinn öfters geheime Unterredungen; bey welchen die engländiſchen Geſandten ſelten zugelaſſen wurden. Der Biſchof von Exceter, einer der engländiſchen Geſandten, merkte endlich, daß man wider ſeinen König etwas vorhabe. Dahero machte er ſich in der Stille davon, um ſeinem Herrn von dem, was in Paris vorgehe, Nachricht zu geben.

Nun wurden dem Eduard die Augen geöffnet, und er ſah damals erſt ein, wie übereilt er gehandelt, daß er ſeinen Sohn nach Frankreich gelaſſen habe. Deswegen befahl er ſeiner Gemahlinn

mahlinn und Prinzen, daß ſie unverweilt wieder nach England kommen ſollten. Allein Iſabella und ihr Bruder wußten ſo mancherley Ausflüchte vorzubringen, daß die Rückreiſe von einer Zeit auf die andre verſchoben wurde.

Unterdeſſen waren die Anhänger der Königinn in England nicht müßig, ihre Partie wider den König und die Spencer zu verſtärken. Die Vornehmſten dieſer Anhänger waren, Heinrich von Lancaſter, ein Bruder des oben gemeldten enthaupteten Grafen gleiches Namens; die Biſchöfe von Lincoln und Hereford.

Der König von Frankreich wollte nicht öffentlich an den Unternehmungen ſeiner Schweſter Theil nehmen, oder ſie durch Völker unterſtützen. Dahero wandte ſich die Königinn zu dem Grafen von Hennegau. Damit ſie aber dieſen Herrn genau mit ihr verbinden möge, ſchloß ſie im Jahr 1326 ein Verlöbniß zwiſchen ihrem Sohn Eduard und des Grafen Tochter Philippe.

Eduard merkte wohl, daß in Frankreich Anſchläge wider ihn geſchmiedet würden. Aber er wußte nicht, wie, oder wenn, ſie ſollten ausgeführt werden. In dieſer Verlegenheit ſchob er die Schuld von den mißlungenen Unterhandlungen mit Frankreich und von allem Böſen, das ihn von daher bedrohte, auf ſeine ehemaligen Geſandten am franzöſiſchen Hofe; wodurch er ſich zween neue Feinde, an dem Biſchof von Norwich und dem Grafen von Richemond, machte. Ueberdieß war er ſo unbeſonnen, dem

Könige von Frankreich den Krieg anzukündigen, ob er gleich in gar keiner Verfaſſung ſtund, ein ſolches Vorhaben auszuführen.

Iſabella begab ſich indeſſen nach Valenciennes, wo ſie den mit dem Grafen von Hennegau eingegangenen Vergleich beſtätigte, und ihren Prinzen mit der Philippe wirklich verlobte. Hierauf gieng ſie nach Dordrecht, wo ſie alles zu ihrer Abreiſe bereit fand. Johann von Hennegau, der Bruder des regierenden Grafen, hatte das Commando über die ganze Heeresmacht; die aber nur aus wenig Tauſenden ſoll beſtanden ſeyn. Mit dieſer Mannſchaft ſtieg die Königinn bey Suffolk ans Land, ſich mehr auf die Hülfe ihrer Anhänger in England, als auf ihr mitgebrachtes Volk, verlaſſend. Ihre Hoffnung ſchlug auch nicht fehl. Denn es ſtießen ſofort der Graf von Lancaſter, nebſt andern Herren, zu ihr; wodurch ihre Völker gar bald zu einer anſehnlichen Zahl anwuchſen. Der König wußte ſich bey dieſen Umſtänden nicht zu rathen. Er ſah ſich von jedermann verlaſſen: und mußte ſogar wahrnehmen, daß ſein Bruder, der Graf von Kent, ſich zu dem Gegentheil ſchlug. Er entſchloß ſich alſo, mit den Spencern, dem Kanzler Baldock, und etlichen wenigen, die ihm anhiengen, in die abendländiſchen Provinzen zu entweichen.

Die Königinn ließ indeſſen durch ein Ausſchreiben die Abſicht ihrer Unternehmung bekannt machen, und verſicherte, daß ſie nichts anders im Sinn habe, als das durch des Königs Nach-

läßigkeit und der Spencer Tyranney bedrückte Reich zu befreyen.

Eduard, da es ihm unmöglich war, in England eine Armee aufzubringen, faßte den Entſchluß, nach Irrland zu gehen, um daſelbſt etwan beſſere Umſtände abzuwarten. Er gieng auch wirklich dahin zu Schiffe; wurde aber durch widrige Winde wieder zurück gejagt. Daher er für gut fand, ſeinen Aufenthalt in dem Lande Wallis zu nehmen; wo er ſich auch, nebſt ſeiner kleinen Begleitung, in der Abtey Nethe ſtille aufhielt. Den alten Spencer ließ er in Briſtol. Die Königinn ließ unverzüglich dieſe Stadt angreifen: und der alte Spencer ſah ſich genöthigt, dieſelbe, nach einer kurzen Gegenwehr, zu übergeben. Er ſelbſt wurde, ohne einige Unterſuchung, ſogleich aufgehängt, in einem Alter von neunzig Jahren.

Die Stadt London erklärte ſich hierauf ebenfalls vor die Königinn. Der Towr wurde von dem Pöbel erbrochen, und alle, die auf Befehl der Spencer daſelbſt gefangen ſaßen, auf freyen Fuß geſtellt.

Sobald das Gerüchte entſtund, daß der König nach Irrland zu Schiffe gegangen ſey, ergriefen die Mißvergnügten dieſe Gelegenheit, den Prinz Eduard zum Reichsverweſer oder Regenten zu verordnen.

Hierauf wurde der Graf von Lancaſter mit einiger Mannſchaft abgeſchickt, den König, deſſen Aufenthalt in Wallis man indeſſen erfahren hatte, aufzuſuchen; und inſonderheit ſich des

jungen

jungen Spencers zu verſichern. Dieſes geſchah auch: und der König, nebſt dem Spencer und wenigen andern, wurden gefangen genommen. Hierauf hielt die Königin Rath, was mit den Gefangenen ferner zu thun ſey: und man fand für gut, dem Könige das große Siegel abfordern zu laſſen. Dieſer lieferte es auch ohne Widerſpruch aus. Worauf man ihn in das Schloß Kenelworth brachte.

Sodann eilte die Königinn, an ihren Feinden Rache zu üben. Nachdem von dem außerordentlich verſammleten Parlament ein Urtheil über die Lieblinge und Anhänger des Königs geſprochen worden, mußte der jüngere Spencer an einem ſehr hohen Galgen, und Reading eines gleichen Todes, ſterben.

Im Jahr 1327 verſammlete ſich das Parlament, hauptſächlich, um die Abſetzung des Königs zu beſchließen. Man beſchuldigte ihn, daß er nicht den Landesgeſetzen gemäß regiert, böſen Rathgebern ſich blindlings ergeben, hingegen den guten Rath ſeiner getreuen Unterthanen verworfen habe. Nachdem man nun die Abſetzung des Königs beſchloſſen hatte, wurde der junge Eduard zum König von England, unter dem Namen Eduard III. ausgerufen. Dieſer Prinz aber war ſo gewiſſenhaft und edelmüthig, daß er die Krone bey ſeines Vaters Leben, ohne deſſen Einwilligung, nicht tragen wollte. Dahero beſchloß man, einige Abgeordnete an den alten König abzuſenden, die ihn zur gutwilligen Niederlegung der Krone bewegen ſollten. Der König konnte freylich ſeinen Schmerz, über ein ſolches Verfahren gegen ihn, nicht bergen. Gleichwohl gab er die Krone und übrigen königlichen Zierathen

in die Hände der Abgeordneten. Und ſo endigte ſich die neunzehnjährige Regierung Eduards im drey und vierzigſten Jahre ſeines Alters. Es fehlte dieſem Herrn freylich an der Stärke des Geiſtes, die zur glücklichen Beherrſchung eines ſo anſehnlichen Reichs erfordert wird. Was unter ſeiner Regierung ungerechtes und ſonſt ſchlimmes vorgegangen, hat man mehr der Schwachheit ſeines Geiſtes, als einer Bosheit, zuzuſchreiben: oder man muß es auf die Rechnung der Gottloſigkeit der Lieblinge bringen, denen ſich der König auf eine ſchimpfliche Weiſe ergeben, und eben dadurch ſich bey dem ganzen Volk verächtlich, und zuletzt verhaßt gemacht hatte.

Das zehnte Buch,

das die Regierung Eduards III. enthält.

Eduard III. vom Jahr 1327.

So bald der vorige König ſich ſeiner Gewalt feyerlich begeben hatte, wurde der junge Eduard (f) nochmals als König ausgerufen und gekrönt. Weil er dazumal erſt funfzehen Jahr alt war, mußte man Regenten beſtellen; welche auch aus Biſchöfen, Grafen und Barons, ausgeleſen wurden, deren Haupt der Graf von Lancaſter ſeyn ſollte. Allein da die Königinn die

(f) *Acta publica* Tom. IV.

Es ergab ſich hiezu bald eine Gelegenheit. Der Graf hatte einen Streit mit dem Lord Holland. Und einer der Bedienten des Grafen wollte ſich, durch die Ermordung des Lord, um ſeinen Herrn verdient machen. Nachdem er den Mord vollbracht hatte, flüchtete er ſich in den Pallaſt von Lancaſter: und der Graf weigerte ſich auch, den Thäter auf Befehl des Hofs auszuliefern. Dieſes Bezeigen ſtellten die Königinn und ihr Liebling dem Könige ſo verhaßt und gefährlich vor, daß dieſer beſchloß, den Widerſpenſtigen zu beſtrafen.

Sobald der Graf von Lancaſter erfuhr, daß man gegen ihn Gewalt brauchen wolle, gieng er ein Bündniß ein mit den beyden Oheimen des Königs, nämlich dem Edmund, Grafen von Kent, und Thomas, dem Grafen von Norfolk; ferner dem Lord Beaumont, und mehr andern Herren, die ſich verpflichteten, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Sodann machten ſie in einer öffentlichen Schrift die Urſachen bekannt, die ſie zu einem ſolchen Entſchluß bewogen hatten.

Die Königinn und ihr Liebling, der Graf de la Marche, (ſo werden wir nun den Mortimer forthin nennen) ſahen ſich in dieſem Ausſchreiben der Herren allzu deutlich bezeichnet, als daß ſie dabey hätten ganz gleichgültig bleiben können. Sie bewogen alſo den König durch wiederholte ſchreckliche Vorſtellungen, daß er wirklich Anſtalt machte, wider die Mißvergnügten Gewalt zu brauchen. Allein der Erzbiſchof von

Canterbury ſchlug ſich ins Mittel, und brachte die Königinn, durch Vorſtellung der unglücklichen Folgen, die eine gewaltſame Unternehmung haben würde, dahin, daß ſie dem Könige zu einem Vergleich rieth, kraft deſſen den Mißververgnügten Vergebung wiederfuhr; etliche ausgenommen, die aus dem Reiche mußten.

Im Jahr 1329 ſtarb Robert, der König von Schottland, und hinterließ bey ſeinen Unterthanen den großen Ruhm, Schottland von der Herrſchaft der Engländer befreyt zu haben. Er hinterließ ſeinen achtjährigen Prinzen David, nachdem er die Herren, die während deſſen Minderjährigkeit das Reich verwalten ſollten, ſelbſt ernennt hatte.

Die Königinn und der Graf de la Marche hatten den Untergang des Edmund, Grafen von Kent, beſchloſſen. Sie bewirkten denſelben durch folgenden liſtigen Anſchlag. Man ſuchte den Edmund durch verſchiedene glaubwürdig ſcheinende Perſonen zu bereden, ſein Bruder, der König Eduard II. ſey keineswegs, wie man glaube, geſtorben, ſondern er befinde ſich wirklich in dem Schloß Corfe am Leben, aber in genauer Verwahrung. Edmund hörte dieſe Nachricht aus dem Munde ſo vieler Perſonen, daß er ihr endlich Glauben zuſtellte. Da er nun ſehr wünſchte, ſeinen vermeyntlich noch lebenden Bruder aus dem Gefängniß zu befreyen, ſo begab er ſich endlich in das Schloß Corfe, und begehrte ſeinen Bruder zu ſehen. Der Befehlhaber des Schloſſes, der von der Königinn ſchon abgerichtet

tet war, gab vor, er dürfe den Gefangenen niemanden ſehen laſſen. Weil alſo Edmund ſeinen Bruder nicht ſehen und ſprechen konnte, ſo behändigte er dem Befehlhaber einen Brief an den Eduard, in welchem er ihm Verſicherung gab, ihn aus der Gefangenſchaft loszumachen. Dieſen Brief überlieferte man ſofort der Königinn: die denſelben ferner dem Könige zuſtellte, und dabey die große Gefahr vorbildete, in der er ſich von Seiten ſeines Oheims befinde. Der König willigte darein, daß man den Edmund in Verhaft nehmen, und ſein Verbrechen vor das Gericht der Pairs bringen ſolle. Als Edmund vorgefordert wurde, leugnete er zwar ſeine Handſchrift nicht; ſagte aber zugleich aus, daß noch mehrere Herren den Anſchlag gemeinſchaftlich mit ihm gefaßt hätten. Auf dieſes Geſtändniß wurde er zum Tode verurtheilt; welcher Spruch auch unverzüglich an ihm vollzogen wurde.

In Frankreich (g) begab ſich im Jahr 1308 ein Fall, welcher auch England mit in Bewegung brachte. Der damalige König von Frankreich, Karl der Schöne, ſtarb, ohne männliche Erben; hinterließ aber ſeine Gemahlinn Johanna ſchwanger. Da gab es nun, wegen der Reichsverweſung zween Mitbuhler. Einer war Eduard, welcher, wegen ſeiner Mutter, des vorigen Königs Karl Schweſter, ein Recht zur Regi-

(g) *Mezerai. Acta publica* Tom. IV.

Regimentsführung zu haben meynte. Der andre war Philipp, des Grafen von Valois, Karls, Sohn; der, weil er mit dem verſtorbenen König leiblich Geſchwiſterkind war, ein um ſo näheres Recht zur Reichsverwaltung zu haben glaubte, weil das ſaliſche Geſetz alle Weibsperſonen und ihre Nachkommen, von der Krone ausſchlöſſe. Die Großen des franzöſiſchen Reichs entſchieden dieſen Streit zum Vortheil des Philipp. Eduard brachte dieſe Sache vor ſein Parlament; welches ihm abrieth, ſich, um dergleichen Urſache willen, mit Frankreich zu entzweyen. Eduard widerſetzte ſich damals der Meynung des Parlaments nicht weiter; im Herzen aber war er veſt entſchloſſen, ſein Vorhaben auf Frankreich auszuführen.

Indeſſen brachte die verwittwete Königinn Johanna in eben dieſem Jahr eine Prinzeßinn zur Welt. Eduard ließ durch Geſandte ſeine Anſprüche an die Krone Frankreich ſelbſt bekannt machen. Es wurden aber dieſe Geſandte gar nicht angehört, weil Philipp von Valois ſchon gekrönt war. Eduard aber verband ſich unterdeſſen mit dem Herzog von Brabant, und andern Herren, die ihm zu ſeiner Zeit Völker zu ſenden verſprachen.

Erſt im Jahr 1329 verlangte Philipp von dem Eduard die Huldigung, wegen Guienne. Und dieſer leiſtete ſie auch; wiewohl ſehr ungerne.

Die Aufführung der Königinn fieng endlich an, dem Könige verdächtig vorzukommen. Sobald die Feinde der Königinn an dem Könige

einige

einige Kaltſinnigkeit gegen ſeine Mutter bemerkten, unterließen ſie nicht, ihm die geheimen Streiche, die Ungerechtigkeiten und eigenmächtigen Unternehmungen ſeiner Mutter; beſonders aber den Stolz und faſt königliche Gewalt des Grafen de la Marche, und ſeine ärgerliche Vertraulichkeit mit der Königinn, ſo begreiflich vorzuſtellen, daß er dadurch wider beyde ſehr aufgebracht wurde, und beſchloß, ſie zu beſtrafen. Er bediente ſich auch hiezu der Gelegenheit, da das Parlament ſich ohnehin im Jahr 1331 zu Nottingham verſammelte. Der König kam dahin mit einem kleinen Gefolge: da hingegen die Königinn und ihr lieber Graf, mit einer Begleitung von faſt zweyhundert Rittern, erſchien. Man hat Urſache zu glauben, daß dieſes anſehnliche Geleit vielmehr der Königinn und ihrem Grafen zur Sicherheit, als blos zum Pracht, dienen ſollen. Allein dieſe Fürſicht half nichts. Die Königinn und der Graf hatten ihren Aufenthalt in dem Schloß zu Nottingham. Der König aber, welcher den Aufſeher des Schloſſes gewonnen hatte, kam mit wenigen beherzten Rittern, durch einen unterirrdiſchen Gang in das Schloß, allwo er den Grafen de la Marche, in dem Zimmer der Königinn, ihres Fürbittens ungeachtet, in Verhaft nehmen, und in den Towr nach London bringen ließ.

Der König entließ ſofort das damalige Parlament, welches der Königinn zu ſehr ergeben war, und berief ein andres; welches dann auch in London zuſammen kam, und ganz andre Geſinnun-

ſinnungen, als das vorige mitbrachte. In demſelben trug der König vor, daß er, wegen der bisherigen Ausſchweifungen ſeiner Mutter und des Grafen, Willens ſey, mit Genehmhaltung ſeiner Unterthanen, die Regierung ſelbſt zu übernehmen, ob er gleich das zur Selbſtregierung ſonſt beſtimmte Jahr noch nicht erreicht habe. Das Parlament ließ ſich dieſe Entſchließung gar wohl gefallen.

Hierauf wurde vor allen Dingen die Königinn in das Schloß Riſing eingeſchloſſen, und ihre übermäßig große Einkünfte, der ſie ſich, unter dem Namen eines Wittwengehalts, bemächtigt hatte, wurden auf ein ganz mäßiges jährliches Gehalt herunter geſetzt.

Nach dieſem wurde die Sache des Grafen de la Marche vorgenommen. Worinnen die Beſchuldigungen beſtanden ſeyn, die man wider ihn vorgebracht, kann man aus der hin und wieder beſchriebenen Aufführung dieſes Grafen leicht erkennen. Kurz, die Miſſethaten des Grafen waren ſo groß, daß ihn das Parlament, als einen Verräther, zu der Todesſtrafe, an den gemeinen Galgen zu Tiburn gehängt zu werden, verdammte. Welches Urtheil auch unverweilt vollzogen wurde.

In dieſem Jahr wurde dem Könige ein Prinz gebohren, dem man den väterlichen Namen Eduard beylegte.

Nun

Nun war jedermann begierig, was Eduard (h), deſſen Herzhaftigkeit, Geſchicklichkeit, und Lebhaftigkeit, bekannt genug waren, in ſeiner Regimentsführung vornehmen werde. Inſonderheit waren Schottland und Frankreich die zwey Reiche, die er gerne bekriegt hätte. Weil er dieſes nicht zu gleicher Zeit thun konnte, ſo fand er damals für rathſamer, Schottland, ungeachtet deſſen König ſein Schwager war, zuerſt anzugreifen. Doch wollte er bey dieſer Unternehmung ſicher gehen. Wozu ihm folgender Anſchlag der gewiſſeſte ſchien. Eduard ließ dem Eduard Baillol, einem Sohn des in der vorigen Regierung bekannt gewordenen Johann Baillol, durch den Lord Beaumont, der ſich ſeit ſeiner Verbannung in Frankreich aufhielt, den Vortrag thun, daß er ihm nachdrücklich beyſtehen wolle, wenn er es unternähme nach der ſchottländiſchen Krone zu trachten. Baillol durfte nicht lange gebeten werden, dieſen Vorſchlag einzugehen. Er nahm ſelbigen mit Vergnügen an, und kam nach England, wo er ſein Vorhaben ganz im verborgenen wohl einzurichten ſuchte.

Ein ſo unanſtändiges Unternehmen ſuchte der König von England blos durch den nichtigen Grund bey ſich ſelbſt zu entſchuldigen, daß er bey dem mit dem vorigen Könige von Schottland

(h) *Knyghton. Walſingham* Hiſt.

land gemachten Frieden von ſeiner Mutter und dem Mortimer ſey hintergangen worden.

Nachdem die Bedingniſſe zwiſchen Eduard und Baillol ingeheim waren ausgemacht worden, ſo gab Eduard dem engländiſchen Adel unter der Hand zu verſtehen, daß es ihm lieb wäre, wenn ſie den Baillol in ſeinen Abſichten auf Schottland unterſtützen würden. Weil viele unter demſelben Adel ihren eignen Vortheil bey einer ſolchen Unternehmung ſahen, ſo war es leicht, ſie nach dem königlichen Willen zu lenken. Außerdem fehlte es dem Baillol auch nicht an alten Freunden und Anhängern ſeines Hauſes in dem Königreich Schottland. Eduard aber bezeigte ſich bey dieſer Unternehmung auf eine Weiſe, wodurch er die Leute glauben machen wollte, als nähme er nicht den geringſten Antheil an der ganzen Sache, und verabſcheue dieſelbe vielmehr.

Baillol (i) gieng, nachdem er alles veranſtaltet hatte, mit einem kleinen Haufen von zwey tauſend fünf hundert Mann zu Schiffe nach Schottland. Hier erfuhr er, gleich nach ſeiner Ankunft, daß der ſchottländiſche General Alexander Seton mit zehen tauſend Mann gegen ihn anrücke. Da den Engländern nichts, als Tod, oder Sieg, übrig war, fochten ſie ſo verzweiflungsvoll, daß die Schottländer mit ihrer überlegenen Macht von ihnen geſchlagen wurden.

(i) *Boeth.* Hiſt. Scot. *Buchanan.*

den. Eben dergleichen Schickſal hatte ein noch zahlreicheres Heer der Schottländer, welches ihnen unter dem Grafen von Fyffe entgegen zog. Und ſo gieng es bald darauf noch zwey andern ſchottländiſchen Haufen. Sofort bemächtigte ſich Baillol, bey dem erſten Schrecken ſeiner Siege, der Stadt Perth, bey welcher er zuerſt ans Land geſtiegen war. In dieſem Ort fand er viel Kriegsvorrath und Lebensmittel; welcher beyden Dinge er höchſt benöthigt war.

Nach ſo glücklichen Verrichtungen unterwarfen ſich dem Baillol viele ſchottländiſche Edelleute; worunter auch der Graf Fyffe ſich befand. Und war das Uebertreten zu Baillol ſo ſtark, daß der junge König David ſich genöthigt ſah, mit ſeiner Gemahlinn nach Frankreich zu flüchten. Darauf ließ ſich Baillol als König krönen. Und dann leiſtete er, vermöge des getroffenen Vertrags, dem Eduard die Huldigung wegen Schottland, auf eine Weiſe, die eine völlige Unterwürfigkeit anzeigte, Er erklärte öffentlich, daß er blos durch die Einwilligung Eduards, und die engländiſche Hülfe, in den Stand gekommen ſey, ſein väterliches Recht auf die ſchottländiſche Krone auszuführen. Für die Hülfe, ſo er von Eduard erhalten, räumte er demſelben die Stadt und Schloß Barwick ein. Auch verſprach er, dem Eduard, als ſeinem Oberherrn, auf jedesmaliges Erſuchen, mit Geld und Leuten beyzuſtehen.

Der König verlangte hierauf von dem Parlament ein Hülfsgeld, zu Aufſtellung eines

Heeres, welches er, zu Stillung einiger Unruhen in Irrland, anwenden zu wollen vorgab. Nachdem die Völker beyſammen waren, bekamen ſie Befehl, gegen Schottland zu ziehen.

Nunmehro merkte jedermann, daß Eduard an allem, was bisher mit Schottland vorgegangen, Theil gehabt habe. Im Jahr 1333 gieng er mit ſeiner Armee vor Barwick, unter dem nichtigen Vorgeben, die Schottländer hätten den Frieden gebrochen. Der Regent, den der entflohene König David in Schottland gelaſſen hatte, brachte inzwiſchen eine Armee zuſammen, mit der er auf die Engländer losgieng. Dieſe ließen ſich dann in ein Treffen ein, in welchem ſie, nach einem blutigen Gefecht, den Sieg über die Schottländer erſtritten. Hierauf ergab ſich Barwick an die Engländer.

Eduard gieng, nach dieſer glücklichen Verrichtung, wieder nach England, ließ aber dem Baillol Völker zurück, durch welche er ſich Schottland gar unterwarf. Zur Erkenntlichkeit trat Baillol dem Eduard, außer Barwick, noch etliche Städte, ja ſogar das Schloß Edimburg, ab.

Aus dieſem Verhalten des Baillol ſahen die Schottländer deutlich genug, daß derſelbe nur das Werkzeug ſey, womit Eduard ſich ihres Reichs bemächtigen wolle. Daher beſchloſſen ſie, ſich eines ſo unwürdigen Königs zu entledigen. Es verbanden ſich demnach im Jahr 1334 etliche Herren, verſammelten in der Stille einige Mannſchaft, und überfielen damit den Baillol

ſo plötzlich, daß dieſer kaum Zeit hatte, nach Carlisle zu entfliehen.

Auf die Nachricht von dieſem Vorgange gieng Eduard mit einer großen Armee in Schottland, und rückte ohne Widerſtand bis an die mitternächtigen Provinzen; wo er zwar die Schottländer vor ſich fand, aber in ſolchen Orten, wo man ſie nicht angreifen konnte.

Im Jahr 1335 grief Eduard Schottland zu Waſſer und zu Lande an. Nachdem er alle Länder, die er durchzogen, verwüſtet hatte, gieng er nach England zurück; beſtellte aber vorher den Grafen von Athol zum Statthalter in Schottland.

Der Pabſt und der König von Frankreich ſuchten zwar den Krieg von Schottland dadurch abzuwenden, daß ſie von Eduard begehrten, er möchte, ſeinem Verſprechen gemäß, einen Zug in das heilige Land mit unternehmen. Allein Eduard antwortete kurz: Er wolle einen Feldzug dorthin ganz allein vornehmen, ſobald er Schottland vollkommen werde bezwungen haben. Da dieſer Vorſatz des Königs bekannt wurde, unterwarfen ſich ihm viele ſchottländiſche Herren, weil ſie glaubten, ſie wären doch zu unvermögend, dieſes Vorhaben des Königs zu zernichten.

Der Statthalter von Schottland, Athol, unternahm die Belagerung der Stadt Kildrumney; wurde aber von den beyden ſchottländiſchen Feldherren, Dumbar und Douglas, ungeachtet ſeiner Ueberlegenheit, geſchlagen. Eduard

entrüſtete ſich über dieſe Kühnheit der Schottländer, die er für ganz bezwungen hielt, über die maaßen. Daher unternahm er im Jahr 1336 einen Zug dahin, in welchem er alles auf eine entſetzliche Weiſe verwüſtete, und ſodann wieder nach Hauſe gieng.

Nachdem Schottland, wie Eduard glaubte, genug gedemüthigt war, ſo wollte dieſer Fürſt eine neue und wichtige Gelegenheit, Ruhm im Kriege zu erwerben, haben. Dazu bot ihm nun ein Krieg mit Frankreich Stoff genug an. Der König war alſo entſchloſſen, mit dieſem Reich ſich in Krieg einzulaſſen; wozu ihn Robert von Artois, der wegen einer alten Forderung über den König von Frankreich ſehr entrüſtet war, kräftig aufmunterte.

Um aber den Krieg mit einem ſo mächtigen Reich recht nachdrücklich führen zu können, bewarb ſich Eduard um anſehnliche Bündniſſe: dergleichen er dann im Jahr 1337 mit dem Kaiſer Ludwig von Bayern, und verſchiedener deutſchen und niederländiſchen Fürſten, eingieng.

In eben dieſem Jahr machte der König ſeinen älteſten Sohn Eduard, da ohnehin das Parlament beyſammen war, zum Herzog von Cornwallien.

Inzwiſchen gab ſich der Pabſt Benedictus XII. viele Mühe, einen ſo ſchweren Krieg, als der zwiſchen Frankreich und England werden mußte, zu verhüten. Er ſchickte derohalben im Jahr 1338 zween Cardinäle an den Eduard, die ihn bewegen ſollten, den Weg der Unterhand-

lung

lung einem mißlichen Kriege vorzuziehen. Allein dieſe Bemühungen der päbſtlichen Geſandten hatten wenig Nutzen. Beyde Könige ſuchten ſich nur immer mehr zu verſtärken. Eduard brachte es bey dem Kaiſer, ſeinem Bundesgenoſſen, dahin, daß er ihm den Titel eines Vicarius des deutſchen Reichs ertheilte. Vermöge dieſer Würde bekam er unter andern auch das Recht, die Grafſchaft Geldern zu einem Herzogthum zu erheben, und der Stadt Cölln verſchiedene Freyheiten zu geben. Endlich reiſte er mit einer Flotte von 500 Schiffen aus England ab, und gieng gegen Antwerpen.

Im Jahr 1339, da Eduard in Antwerpen war, gebahr die Königinn noch einen Prinzen, den man Lionnel nennte.

Endlich brach Eduard mit einem Heer von vierzig tauſend Mann auf, um den König von Frankreich, der ihm jenſeit der Schelde entgegen zog, eine Schlacht zu liefern. Allein nachdem beyde Armeen einige Zeit einander im Geſicht geſtanden waren, zog der König von Frankreich ſich unvermuthet zurück, und vermied dadurch ein Treffen. Als Urſachen dieſes Zurückzugs geben etliche eine Wahrſagung an, indem Robert, König von Neapolis, ein berühmter Sternſeher, dem Könige Philipp einen unglücklichen Ausgang aller Treffen, die er den Engländern liefern würde, ſoll angedeutet haben. Andre aber behaupten wahrſcheinlicher, daß dem Philipp ſeine Räthe vorgeſtellt haben, wie gar nicht rathſam es ſey, das ganze Reich auf den

mißlichen Ausgang einer Schlacht zu ſetzen. Doch dem ſey wie ihm wolle. Sobald Philipp gewichen war, zog ſich Eduard ins Hennegau zurück.

Weil Frankreich (k) unter der Hand bemüht war, die Flamländer von dem Bündniß mit Eduard abzuziehen; und die Sache zum Nachtheil Eduards auszuſchlagen ſchien: wurde ihm angerathen, den Namen eines Königs von Frankreich anzunehmen, weil er durch dieſes Mittel die Flanderer leichter auf ſeiner Seite erhalten würde. Eduard folgte dieſem Rath, und ließ auch in ſein Wappen Leoparden und Lilien ſetzen. Den Herzog von Brabant, ſeinen Bundesgenoſſen, hatte er ſchon vorher zum Generallieutenant von Frankreich erklärt.

Indeſſen ſah ſich Eduard durch ſeine eigne Angelegenheiten genöthigt, auf einige Zeit nach England zurück zu gehen. Er hinterließ aber, dem Herzoge von Brabant zur Verſicherung, ſeine Gemahlinn, nebſt dem unlängſt gebohrnen Prinzen, zu Antwerpen. In England aber erhielt er von dem Parlament ein anſehnliches Hülfsgeld: wogegen er den großen Gnadenbrief beſtätigte.

Hierauf fuhr er mit einer Flotte von drey hundert Schiffen, die zur Schlacht tauglich waren, von England ab. Man benachrichtigte ihn zwar, daß eine franzöſiſche Flotte von vier hundert

(k) *Acta publica* Tom. V.

hundert Schiffen auf dem Meer ſey, um ihn zu erwarten: allein dieſe Nachricht brachte ihm vielmehr Vergnügen, als Schrecken; und er beſchloß ſogleich, unmittelbar auf die feindliche Seemacht loszugehen. Da kam es dann an den flandriſchen Küſten zu einer ſo blutigen und hartnäckigen Schlacht, daß man dergleichen Beyſpiele wenige finden wird. Eduard insbeſondre erwies ſich in dieſem harten Streit als einen vollkommenen Kriegsmann; und ertheilte ſeine Befehle mit ſolcher Mäßigung und Klugheit, daß man hätte glauben ſollen, er habe ſchon in vielen Seeſchlachten die Oberbefehlhabung geführt. Ein ſo vortreffliches Beyſpiel reizte die Engländer zu gleichem Eifer: und die Franzoſen mußten, nach einer tapfern Gegenwehr, die ſie einen ganzen Tag hindurch gethan hatten, endlich dem Muth ihrer Feinde nachgeben. Viele Franzoſen ſahen ſich genöthigt, in das Meer zu ſpringen, um dem Grimm der Sieger zu entgehen. Kurz, die Franzoſen litten einen faſt unglaublichen Verluſt: und der Sieg der Engländer wurde dadurch um ſo glänzender und wichtiger. Die Franzoſen verhelten auch die Nachricht eines ſo entſetzlichen Verluſts ihrem Könige geraume Zeit.

Nachdem die engländiſchen Völker ans Land geſetzt waren, brachte Eduard, die Hülfsvölker mit gezählt, ein Heer von hundert und funfzig tauſend Mann zuſammen; mit deſſen größern Theil er Tournay belagerte. Der König Philipp aber kam mit einer noch zahlreichern Armee

angerückt, dieſe Stadt zu entſetzen. Dabey war er nicht Vorhabens, ſich in eine Hauptſchlacht einzulaſſen, ſondern nur Eduards Völker unaufhörlich zu beunruhigen, und den König dadurch zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. In der That wurde Eduard durch dieſen Anſchlag in dem Fortgange der Belagerung ſo gehindert, daß er, da zumal Philipp durchaus nicht zum Schlagen zu bringen war, nicht wußte, was er thun ſolle. Es wurde ihm aber aus dieſer Verwirrung glücklich geholfen durch ſeine Schwiegermutter, Johanna von Valois, Königs von Frankreich Schweſter, und des letzten Grafen von Hennegau Wittwe. Dieſe hatte ſich bisher in der Abtey zu Fontenelle aufgehalten. Und damals faßte ſie den Entſchluß, einen Vergleich zwiſchen beyden Königen zu verſuchen. Dieſes Vornehmen gelung ihr auch, indem ſie einen Stillſtand auf etliche Monate zuwege brachte; welcher hernach, durch päbſtliche Vermittelung, auf zwey Jahr verlängert wurde. Nach getroffenen Stillſtand gieng Eduard nach England zurück.

So wenig rühmlich und nützlich für Eduard (l) der Krieg mit Frankreich geweſen war, ſo wurde dieſer König dennoch bald wieder veranlaßt, mit Frankreich Händel anzufangen. Johann von Montfort, ein Sohn Arthur I. Herzogs von Bretagne, und Johanna, ſeines Bru-

(l) *Argentré* Hiſt. de Bret.

Bruders Guido Tochter, die an Karl, Grafen von Blois, verheyrathet war, machten zu gleicher Zeit Anſprüche auf Bretagne. Karl von Blois wurde vom Könige Philipp unterſtützt. Johann von Montfort aber hängte ſich an den König Eduard, und leiſtete ihm ſogar in der Stille die Huldigung, als einem Könige von Frankreich. Philipp wußte dieſes wohl: wollte aber doch das Anſehen haben, nach den Rechten zu verfahren. Dahero ließ er den Streithandel vor die Pairs bringen; welche die Sache zum Nachtheil des Karl entſchieden. Johann von Montfort aber, welcher merkte, daß Philipp, wegen der dem Eduard gethanen Huldigung, ſich an ihm zu rächen ſuchen werde, gieng in der Stille von Paris weg, und nach Bretagne. Hierauf zog Philipp das Land Montfort ein. Wogegen Eduard dem Johann die Grafſchaft Richemont in England gab. Allein der König von Frankreich ſchickte eine Armee nach Bretagne. Johann hatte ſich in die Stadt Nantes geworfen, in welcher er belagert, die Stadt eingenommen, er ſelbſt gefangen und nach Paris geſchickt wurde.

Man hätte glauben ſollen, daß nunmehro dieſer Streit völlig entſchieden ſeyn müßte. Allein die Gemahlinn des gefangenen Grafen, Margaretha, begab ſich mit ihrem Sohn nach London, um das Bündniß, ſo ihr Gemahl mit Eduard gemacht hatte, zu erneuern. Weil ſie ſich nun hierinn auch anheiſchig machte, den Engländern alle Plätze, die ſie noch in Bre-

tagne

tagne beſaß, einzuräumen; ferner ihren Prinzen an dem engländiſchen Hofe zur Auferziehung, und zugleich als eine Geiſel, zu laſſen: ſo glaubte Eduard, ein ſolches Bündniß, das ihm einen freyen Eingang in Frankreich verſchaffe, ſey für England höchſt vortheilhaft. Daher ſandte er im Jahr 1342 den Robert von Artois mit einiger Mannſchaft nach Bretagne: welcher aber unglücklich war, und geſchlagen, auch ſo verwundet wurde, daß er das Leben laſſen mußte.

Dieſer Einfall in Bretagne machte, daß Philipp den Eduard für den erſten Verletzer des Stillſtandes ausſchrie, und daher einen Vorwand nahm, in Guienne einzubrechen. Hierauf gieng Eduard mit einer Armee nach Bretagne, wo er gleich etliche Städte auf einmal belagerte. Aber Philipp ſchickte ſeinen älteſten Prinzen, den Herzog von der Normandie, mit einem noch zahlreichern Heer in Bretagne. Bey deſſen Anzuge ſah Eduard ſich genöthigt, alle ſeine Belagerungen aufzuheben, um ſein Heer beyſammen zu haben. Es hüteten ſich aber beyde Armeen, eine Schlacht zu wagen, und ſtunden den größten Theil des Winters wohl verſchanzt einander unter Augen. Hier ließ nun der damalige Pabſt Clemens VI. durch ſeine Legaten an einem Stillſtand arbeiten: und beyde Prinzen verſprachen, dieſerwegen Abgeordnete nach Avignon zu ſenden.

Die Abweſenheit Eduards aus England gab den Schottländern Anlaß, neue Verſuche um

um ihre Freyheit zu thun. Robert Stuart, des jungen Königs David Regent in Schottland, nebſt Wilhelm Douglas, ſuchten den Engländern in dieſem Reich möglichſten Abbruch zu thun. Stuart eroberte ſogar die wichtige Veſtung Perth. Und bald darauf nahmen die Schottländer auch Sterlyn ein.

Auf dieſe Nachrichten beſchloß Eduard im Jahr 1343 mit einer anſehnlichen Macht in Schottland einzudringen. Allein ein heftiger Sturm, der ſeine Flotte übel zurichtete, ſetzte ihn außer Stand, noch in ſelbigem Jahr etwas wider Schottland zu unternehmen. Es war demnach ein Glück für ihn, daß die Feinde von ſeinem ſchlimmen Zuſtande keine genaue Nachricht hatten. Denn dadurch geſchah es, daß ſie zuerſt den Eduard ganz demüthig um Stillſtand baten: der aber ſolchen nicht gerne zu bewilligen ſich anſtellte, um ſeine ſchlechte Umſtände dadurch zu verbergen. Daher wurde dieſe harte Bedingung mit veſtgeſetzt, daß die Schottländer den Eduard für ihren Landesherrn erkennen, und deswegen ſich aller Abhängigkeit von dem David gänzlich entſagen ſollten; wenn nämlich dieſer nicht in einer gewiſſen Zeit mit einer hinlänglichen Heeresmacht in Schottland ankommen würde. Dieſe letzte Bedingniß des Stillſtands bewog den König von Frankreich, ſeinem Bundsgenoſſen David nachdrücklicher, als bishero, beyzuſtehen. Er verſah alſo den jungen König mit Völkern und Geld; wodurch dieſer in den Stand kam, ein groſſes Heer, ſo aus

Fran=

Franzoſen, Dänen und Norwegern beſtund, aufzubringen. Mit demſelben that er einen Einfall in England. Da aber Eduard mit einer Armee gegen ihn anrückte, zog er ſich zurück, und bedeckte ſeine Völker durch unzugängliche Wälder, darein er ſich gezogen hatte. Daher Eduard wieder zurück gieng. Und weil die ſchottländiſchen Händel ihm an Ausführung ſeines Vorhabens wider Frankreich gar ſehr hinderlich fielen, ließ er dem David einen Stillſtand anbiethen; den dieſer auch, mit Philipps Einwilligung, annahm.

Sobal Eduard von ſeinen Kriegen ein wenig Ruhe bekommen, richtete er ſeine Sorgen auf Staatsſachen und das Wohl des Königreichs. Es wurden demnach, mit Zuthun des Parlaments, verſchiedene ſehr nützliche Verordnungen gemacht, und manche Mißbräuche abgeſchafft. Unter dieſe gehöret inſonderheit, daß man die ſogenannten Proviſores aufhub. Dieſe waren ſolche Perſonen, die von den römiſchen Päbſten Anwartſchaft auf Pfründen bekamen. Solche Anwartſchaftsbriefe wurden oft noch bey Lebzeiten derer, auf deren Stellen ſie ausgefertigt waren, ertheilt, und dadurch die beſten geiſtlichen Einkünfte großentheils Ausländern gegeben. Als nun der Pabſt dieſen Schluß des Parlaments erfuhr, fand er nicht für rathſam, ſich demſelben mit Gewalt zu widerſetzen; ſondern er ließ die folgenden Anwartſchaftsbriefe mit ſolcher Einſchränkung ausfertigen, daß dadurch faſt allen

allen Mißbräuchen ohnehin genug vorgebeugt wurde.

In eben dieſer Parlamentsverſammlung machte Eduard ſeinen älteſten Sohn zum Prinzen von Wallis.

Bey allen dieſen Staatsbeſchäfftigungen ließ Eduard die Gedanken wegen des franzöſiſchen Kriegs keineswegs fahren. Er dachte vielmehr auf neue Mittel, den Krieg mit beſſerm Erfolg führen zu können. Da er nun bey ſeinen vorigen Verbindungen mit auswärtigen Fürſten mehr Schaden, als Vortheil, gefunden, beſchloß er, ſich vielmehr an Privatperſonen zu machen, und mit denſelben, wegen Verſchaffung Geldes und Volks, Verträge zu ſchließen. Daher er hie und da ingeheim Leute ausſchickte, die ſolche Verbindungen in ſeinem Namen machen mußten. Um aber ſeine Abſicht noch leichter und unvermerkter erreichen zu können, ließ er in ſeinem Reich Turniere anſtellen, und dazu aus allen Ländern Ritter einladen. Es erſchien auch derſelben eine große Anzahl: und der König ließ ſie insgeſammt ſo viel Leutſeligkeit, Gaſtfreyheit und Pracht ſehen, daß ſie des Königs erhabene Art zu denken bewundern mußten. Bey dieſer Gelegenheit nun ſchloß Eduard viele Verträge mit einigen der anweſenden Fremden. Philipp merkte vielleicht Eduards Abſicht mit den Turnieren. Damit er alſo deſſen Vornehmen einigermaaßen hindern möchte, ließ er ebenfalls in ſeinem Reich ſolche Ritterſpiele halten.

Um

Um eben dieſe Zeit, oder, wie einige vorgeben, unter dem Turnier, ließ Philipp etliche bretagniſche Herren, die dem Grafen von Montfort und dem Eduard anhiengen, heimlich umbringen. Dadurch wurde Eduard ſo erzürnt, daß er in der erſten Hitze Willens war, alle gefangene Bretagner, ſo von Philipps Anhang waren, köpfen zu laſſen. Doch ließ er ſich durch Vorſtellungen von dieſem Vorhaben abhalten. Indeſſen kündigte er dem Könige von Frankreich den Krieg förmlich an, weil derſelbe den Stillſtand durch den vorgedachten Mord der bretagniſchen Herren gebrochen habe.

Darauf ſchickte er den Grafen von Derby in Guienne, um daſelbſt einſtweilen wider Frankreich zu ſtreiten, bis er, der König ſelbſt mit der Hauptarmee nachkäme. Hiernächſt berief er den Johann von Montfort, der aus dem Gefängniß entkommen war, nach England, und ließ ſich von ihm wegen Bretagne huldigen.

Im Jahr 1345 bemühte ſich Philipp, die Flanderer oder Flamländer von der Verbindung mit Eduard abzuziehen. Welche Bemühung auch nicht ohne Wirkung blieb; wie ſich hernachmals offenbarte.

Der Graf von Derby hatte indeſſen in Guienne glückliche Verrichtungen.

In eben dieſem Jahr ſtarb Johann von Montfort, welcher dem Eduard die Vormundſchaft über ſeinen Sohn auftrug.

Indeſſen war der Herzog von der Normandie mit einem großen Heer in Guienne eingedrungen;

drungen; wodurch der Graf von Derby genö-
thigt wurde, ſich nach Bourdeaux zu ziehen.
Der Herzog von der Normandie belagerte ſo-
fort das Schloß Aiguillon; welches ſich aber,
unerachtet der heftigen Beſtürmung, ſehr tapfer
vertheidigte.

Hierauf gieng Eduard zu Schiffe, um in
Guienne überzufahren, und nahm ſeinen älteſten
Sohn mit ſich, welcher dieſesmal ſeinen erſten
Feldzug thun ſollte. Nachdem ſeine Flotte et-
liche male durch widrige Winde genöthigt wor-
den, wieder nach England zu fahren, ſo nahm
Gottfried von Harcourt hiebey Anlaß, den
König zu überreden, daß er vielmehr in Nor-
mandie, als einem von Krieg nicht verderbten
Lande, als in Guienne, landen ſolle. Eduard
folgte dieſem Rath, und landete in der Nor-
mandie. Hier verheerte er alles weit und breit:
bis Philipp angerückt kam. Dieſer aber war
nicht geſonnen, mit Eduard zu ſchlagen, ſondern
ihn zwiſchen die Flüſſe Seine und Oyſe, einzu-
ſchlieſſen, um auf dieſe Weiſe ſeinen Feind zu
Grunde zu richten. Jedoch Eduard zog ſich
noch ziemlich gut aus dieſer Klemme heraus, und
gieng mit ſeinem Heer etwas rückwärts. Phi-
lipp ſah dieſes für Zeichen einer Furcht an, und
eilte, ſeinen Feind zu erreichen. Dieſer hielt auch
Stand: und es wurde eines der blutigſten Tref-
fen gehalten. In demſelben erwies inſonderheit
der Prinz von Wallis, dem ſein Vater einen
beſondern Haufen des Heers untergeben hatte,
eine ganz unglaubliche Tapferkeit und Stand-

 haftig-

haftigkeit, im ſechzehenden Jahre ſeines Alters. Er ſchlug an ſeinem Theil die Franzoſen etliche mal; ob er wohl in der größten Gefahr war, gefangen oder getödtet zu werden. Endlich da Philipp ſelbſt, der ebenfalls ſehr tapfer ſtritte, und ſich mitten unter die Feinde warf, um ſeinen Leuten neuen Muth zu machen, ſtark verwundet aus dem Treffen getragen werden mußte, verlohren die Franzoſen vollends allen Muth, und begaben ſich von allen Seiten auf die Flucht. Es wurden ihrer aber dennoch eine große Menge erlegt; und nicht wenige vornehme Herren, worunter auch der König von Böhmen war, blieben ebenfalls auf dem Platz.

Man ſagt, die Engländer hätten ſich in dieſer Schlacht zum erſtenmal der Kanonen bedient, durch deren Losfeuerung die Franzoſen, denen dieſe Erfindung noch unbekannt war, in außerordentlichen Schrecken geſetzt worden.

Nach einem ſo herrlichen Siege erlaubte zwar Eduard ſeinen Leuten, Luſtbarkeiten anzuſtellen; verbot aber dabey ernſtlich, der Ueberwundenen zu ſpotten; und gebot, vielmehr Gott für dieſe Hülfe zu danken.

Hierauf gieng Eduard vor den höchſtwichtigen Platz Calais. Der König aber fand gleich anfangs denſelben ſo ſtark beveſtigt, daß mit Gewalt nichts auszurichten war. Dahero auch der Befehlhaber der Stadt vergeblich aufgefordert wurde. Dieſemnach fand Eduard rathſamer, die Stadt durch Einſchlieſſung und Hunger zu zwingen.

Phi-

Philipp wußte nicht, wodurch er, nach einer ſolchen Niederlage, die Engländer nöthigen könnte, von der Stadt abzuziehen. Endlich aber ſchien ihm der Anſchlag der beſte zu ſeyn, daß er die Schottländer reizte, in England einzufallen. Der junge König David, der Frankreich alles zu danken hatte, ließ ſich hiezu ſo gleich willig finden, und rückte im Jahr 1347 mit einem Haufen Völker in England ein, wo er gar keinen Widerſtand vermuthete. Allein die Königinn Philippe ließ in Eile einige Mannſchaft zuſammen kommen, mit der ſie in Perſon zu Felde gieng. David ließ ſich mit Völkern, die er von einer Frau angeführt ſah, ohne Bedenken in eine Schlacht ein, hatte aber das nicht erwartete Unglück, geſchlagen, ja gefangen zu werden.

Unterdeſſen ließ Eduard ſich die Nachricht von dem Einfall der Schottländer in ſeinen Unternehmungen gar nicht irre machen. Er ſetzte die Einſchlieſſung der Stadt Calais nicht nur zu Land unaufhörlich fort, ſondern es mußte auch eine große Anzahl engländiſcher Schiffe von der Meerſeite her ſorgfältig verhüten, daß nichts in die Stadt gebracht würde. Dadurch wurde nun endlich Calais aufs äußerſte getrieben. Dahero rückte Philipp mit einer Macht von 150000 Mann gegen Eduard an. Allein dieſer hütete ſich gar klüglich, eine Schlacht einzugehen, theils, weil ſeine Armee viel ſchwächer, als die feindliche, war, theils, weil er wohl wußte, daß ihn Philipp in ſeinen Verſchanzungen nicht angreifen könne. Weil

nun die Belagerten ſich bey dieſen Umſtänden ganz hülflos ſahen, fiengen ſie an, wegen der Uebergabe Vorſchläge zu thun. **Eduard** aber übernahm die Stadt nicht anders, als auf Gnade und Ungnade; und verſprach blos, den Einwohnern das Leben zu ſchenken. Doch wollte er haben, daß ſechs aus ihrem Mittel für die übrigen mit dem Leben büßen ſollten. Er war auch von dieſem Entſchluß durch die nachdrücklichſten Fürbitten nicht abzubringen: bis ihn endlich ſeine Gemahlinn **Philippe**, die ihm kurz vorher 17000 Mann zugeführt hatte, durch einen Fußfall bewegte, dieſen Unglücklichen das Leben zu ſchenken.

So kam dieſer wichtige Platz in die Gewalt der **Engländer**. Nach deſſen Einnahme mußten alle Einwohner abziehen und **Eduard** beſetzte die Stadt mit engländiſchen Pflanzvölkern. Hierauf kehrte der König ſiegreich in **England** zurück; nachdem er den angebothenen Stillſtand auf ein Jahr angenommen hatte, um ſeinen ermüdeten Völkern Ruhe zu gönnen.

Im Jahr 1348 boten einige deutſche Fürſten dem **Eduard** die kaiſerliche Würde an. Allein er hatte an **Richards** Beyſpiel gelernt, wie unvortheilhaft dergleichen Ehre für ihn ſeyn würde. Dahero bat er die zugedachte Würde ab.

Philipp konnte leicht erachtlich den Verluſt der Stadt **Calais** nicht ſo bald verſchmerzen. Weil er aber doch leicht begrief, daß dieſer Ort durch gewaffnete Hand nicht wohl wieder erobert werden könne, wollte er ſich eines ſicherern und

nicht

nicht ſo koſtbaren Mittels bedienen. Dieſes war die Verrätherey des Statthalters; welcher ſich bewegen ließ, gegen zwanzig tauſend Thaler die Stadt den Franzoſen in die Hände zu ſpielen. Allein Eduard bekam von dieſem Vorhaben Nachricht, und verſprach dem Statthalter Verzeihung ſeiner Untreue, wenn er hinwiederum die Franzoſen verrathen würde. Der Statthalter gieng dieſen Vorſchlag gerne ein. Dieſemnach begaben ſich Eduard und der Prinz von Wallis, mit achthundert wohl bewaffneten Soldaten, in der Stille nach Calais, gerade den Abend vorher, als Tages darauf die Verrätherey bewerkſtelligt werden ſollte. Eduard und ſein Prinz fochten ſo tapfer, daß der Franzoſen Anſchlag vernichtet und Calais errettet wurde. Weil dieſes Unternehmen mißlungen war, bezeugte Philipp öffentlich, daß er ſolches ſehr mißbillige; und ſuchte damit die Welt zu bereden, daß er keinen Theil daran gehabt habe. Dieſes geſchah im Jahr 1349.

In eben dieſem Jahr wurde von Eduard der berühmte Orden des Hoſenbandes geſtiftet. Von der Veranlaſſung dieſes Ordens findet man ſo mancherley Erzählungen, oder vielmehr Muthmaßungen, daß es vergebliche Arbeit ſeyn würde, hier etwas gewiſſes veſtſetzen wollen. Daher wir uns auch hiebey nicht aufhalten; und nur noch bemerken, daß dieſer Orden vor allen übrigen einen Vorzug hat, theils weil er älter, als der Orden des güldnen Vließes und heiligen Geiſtes, iſt; theils weil er ſich faſt allein

in den Regeln ſeiner Einſetzung bis itzo erhalten, indem nie mehr, als ſechs und zwanzig, Ritter dieſes Ordens geweſen, und das Haupt deſſelben allemal die regierende königliche Perſon in England iſt.

Im Jahr 1350 fuhr Eduard mit einer Flotte wider die ſpaniſchen Seeräuber aus, welche den Handel der Engländer nicht wenig hinderten. Er ſchlug dieſe Räuber, und verderbte ihnen viele Schiffe.

In eben dieſem Jahr ſtarb der König von Frankreich, Philipp (m), und hinterließ als Nachfolger ſeinen Sohn Johann. Dieſer verlängerte den Stillſtand mit England; der aber beyderſeits ſchlecht beobachtet wurde. Der Graf von Derby, und nunmehrige Graf von Lancaſter, wurde von Eduard nach Calais geſchickt, und verheerte das franzöſiſche Land weit und breit.

Im Jahr 1351 fielen die Flamländer miteinander vom Eduard ab, und neigten ſich, nebſt ihrem jungen Grafen, auf die Seite Frankreichs.

Unterdeſſen veranlaßte der König von Frankreich allerhand Friedensunterhandlungen. Man merkte aber wohl, daß er dadurch nur Zeit zu gewinnen ſuche, ſich in eine fürchterliche Verfaſſung zu ſetzen.

Eduard

(m) *Mezeray. Froiſſard.*

Eduard wünſchte aber in der That einen Frieden; zumal da ihm die Schottländer noch immer zu ſchaffen machten. Derowegen beſchloß er, mit ihnen Friede einzugehen. Welches endlich im Jahr 1354 auf die Bedingniß geſchah, daß der König David von Eduard, gegen ein anſehnliches Löſegeld, ſollte in Freyheit geſetzt werden. Doch wurde dieſer Punkt erſt im Jahr 1357 zur Erfüllung gebracht.

Da der Stillſtand mit Frankreich nunmehro zu Ende gieng, belehnte Eduard den Prinzen von Wallis mit dem Herzogthum Guienne: wohin dieſer auch abreiſte, und die Feindſeligkeiten anfieng. Zu gleicher Zeit ſtieg Eduard ſelbſt bey Calais ans Land, und verheerte alles weit um ſich herum. Weil aber die Schottländer indeſſen ſich der Stadt Barwick bemächtigt hatten, wurde Eduard genöthigt, nach England zurück zu kehren, um einen ſo wichtigen Ort den Feinden wieder zu entreiſſen. Das Parlament verwilligte zu dieſem Feldzuge eine große Summe Geldes, und der König brach mit einer anſehnlichen Armee gegen Schottland auf. Bey deſſen Annäherung verließen die Schottländer Barwick, ſchleiften aber vorher die Beveſtigungswerke.

Baillol war, ob er gleich den Titel eines ſchottländiſchen Königs führte, in der That nichts anders, als ein Werkzeug geweſen, deſſen

 ſich

(n) *Boëth.*

ſich Eduard bediente, um ſeine Abſicht auf Schottland bequemer und unvermerkter ausführen zu können. Nachdem aber das wahre Abſehen des Königs nun jedermann in die Augen fiel, ſo ließ derſelbe von dem Baillol ſich alle ſeine Rechte auf die ſchottländiſche Krone abtreten, wogegen er ihm ein jährliches Gehalt zahlte.

Unterdeſſen war der Prinz von Wallis (o) glücklich in Frankreich, und verheerte die benachbarten Länder. Im Jahr 1356 fiel er in Berry ein, und kam bis Bourges, nicht mehr, als zwölf tauſend Mann bey ſich habend. Auf dieſem Weg erfuhr er, daß der König Johann mit ſechzig tauſend Mann gegen ihn anzöge. Der Prinz wollte ſich nach Bourdeaux zurück ziehen, wurde aber von dem Könige genöthigt, bey Poitiers Stand zu halten. Da der Prinz nun ſah, daß ihm der Rückweg verwehrt ſey, ſetzte er und verſchanzte ſich an einem vortheilhaften Ort. Die päbſtlichen Legaten bemühten ſich zwar, zwiſchen beyden Herren einen Stillſtand zu vermitteln: allein Johann war von der Zuverſicht des zu erhaltenden Sieges ſo übermüthig, daß er dem Prinz von Wallis höchſt ſchimpfliche Bedingniſſe vorſchrieb, die dieſer freylich nicht eingehen konnte. Alſo blieb nichts übrig, als daß ein Gefecht den Handel entſchied. Johann grief alſo, wider den Rath etlicher ſeiner Generale, den engländiſchen Prinzen an; wurde

(o) *Mezeray.*

wurde aber von den Engländern zurückgetrieben. Und dieſes geſchah, ſo oft der Anfall wiederholt wurde; indem die Leute des Prinzen, als Verzweifelte, fochten, der Prinz ſelbſt aber eine wunderwürdige Tapferkeit und Gegenwart des Geiſtes blicken ließ. Endlich gieng das ganze franzöſiſche Heer, ungeachtet deſſen König auf das tapferſte fochte, in die Flucht, und König Johann ſelbſt, nebſt ſeinem vierten Prinzen Philipp, wurde gefangen. Eine große Anzahl franzöſiſcher Edelleute, und etliche Prinzen, blieben auf der Wahlſtatt. Nachdem hierauf der Prinz von Wallis, wegen des erhaltenen Sieges, Gott öffentlich danken laſſen, gieng er mit unermäßlicher Beute beladen, nach Bourdeaux. Der Gefangenen hatte er eine ſo große Anzahl bey ſich, daß ihn dieſelben, wenn ſie es hätten verſuchen wollen, mit ſeiner wenigen Mannſchaft gar leicht hätten zu Grunde richten können.

In dem Jahr 1357 wurde, durch die Bemühung der päbſtlichen Legaten, zwiſchen England und Frankreich (p) ein Stillſtand auf zwey Jahr gemacht. Darauf gieng der Prinz von Wallis nach England zurück, und wurde daſelbſt mit unbeſchreiblicher Freude empfangen. Allein er für ſeine Perſon wollte keine Ehrenbezeigungen annehmen, ſondern war vergnügt, wenn man den gefangenen Johann ſeiner Würde gemäß ehrte. Ueberhaupt wurden dieſer Kö-

(p) *Froiſſard. Polydor. Vergilius.*

nig und ſein Prinz von dem Eduard ſo freundlich empfangen, und von jedermann ſo ſorgfältig verehrt, daß ſie keine Urſache hatten, wenigſtens über den Ort ihrer Gefangenſchaft mißvergnügt zu ſeyn. Uebrigens war es eine große Ehre für Eduard, zu gleicher Zeit zween Könige, den von Schottland, und den von Frankreich, als Gefangene in ſeinen Händen zu haben.

Endlich wurde in dieſem Jahr der König von Schottland (q), durch öftere Fürbitte der Königinn von England, in Freyheit geſetzt, nachdem man ein großes Löſegeld für ihn zugeſagt, und deswegen ſchottländiſche Geiſeln gegeben hatte. Es wurde übrigens auf zehen Jahr ein Stillſtand zwiſchen beyden Reichen geſchloſſen.

Unterdeſſen gieng es im Jahr 1358 ſehr unruhig in Frankreich zu. Es rotteten ſich hin und wieder Leute zuſammen, die bey der Unordnung ihren Vortheil fanden. Inſonderheit aber richtete der König von Navarra, Karl der Böſe, ſo viele Verwirrung in Paris ſelbſt an, daß der Dauphin Karl, der, in ſeines Vaters Abweſenheit, unter dem Titel eines Reichsverweſers, regierte, nicht wußte, wie er allen dieſen Unordnungen wehren ſolle. Man wußte alſo faſt nicht, wer eigentlich Herr in Frankreich ſey. Daher that beynahe ein jeder, was ihm beliebte. Die Edelleute inſonderheit und Soldaten begegneten dem Landvolk ſo hart, daß dieſes ſich endlich

(q) *Acta publica* Tom. VI.

lich empörte, in großen Haufen verſammelte, und allen Edelleuten den Untergang bereitete. Man ſah ſich demnach genöthigt, die Völker des Königreichs wider dieſe Unruhige zu verſammeln; welche auch in kurzem zerſtreut wurden.

Der gefangene König Johann wünſchte ſehr, ſeinen damaligen Zuſtand durch einen Vergleich zu ändern. Er ſchloß auch wirklich im Jahr 1359 mit Eduard einen Vertrag, in welchem er ſich freylich harte Bedingniſſe mußte gefallen laſſen. Es waren aber dieſelben ſo beſchaffen, daß die franzöſiſchen Stände ſie nicht genehm halten wollten. Wodurch ſich dann das Friedensgeſchäffte für dieſesmal zerſchlug. Eduard aber hielt für nöthig, den König Johann von ſelbiger Zeit an in engere Verwahrung, und nach dem Towr bringen zu laſſen.

Die vorgedachten Unruhen in Frankreich trieben den Eduard an, daß er mit dem vorhabenden Heereszug wider ſelbiges Reich möglichſt eilte. Der König brachte eine Armee von hundert tauſend Mann zuſammen, mit welcher er im Jahr 1360 bey Calais ans Land ſtieg. Er theilte ſein Heer in drey Haufen, deren einen er ſelbſt, den andern der Prinz von Wallis, den dritten aber der Herzog von Lancaſter, unter ſich hatte; daß demnach die engländiſche Armee von den drey größten Feldherren ſelbiger Zeit angeführt wurde. Eduard durchſtreifte einen großen Strich von Frankreich: und weil er die Franzoſen gerne zu einem Treffen nöthigen wollte, rückte er mit ſeinen

ſeinen Völkern nahe gegen Paris, wo ſich der Dauphin eingeſchloſſen hielt. Allein er konnte ſeine Abſicht nicht erreichen. Der Dauphin war zu klug, als daß er die franzöſiſche Krone auf ein mißliches Treffen geſetzt hätte. Daher mußte Eduard voll Unmuth ſich von dort hinweg ziehen. Weil auch ſein Heer durch Krankheiten und andre Zufälle merklichen Abgang litte, fieng er an, den Friedensvorſchlägen, die ihm von dem Legaten gethan wurden, Gehör zu geben. Es wurde demnach der Flecken Bretigny, bey Chartres, zum Ort der Friedensunterhandlung erkieſt, und es kamen dahin der Dauphin und der Prinz von Wallis, nebſt den ſonſt dabey nöthigen Perſonen. Weil dieſer Friedensſchluß von großer Wichtigkeit in der Geſchichte beyder Reiche iſt, ſo müſſen wir wenigſtens das Weſentlichſte davon hier auszeichnen.

Vergleich von Vertigny,

im Jahr 1360 unterzeichnet.

1) Soll der König von England, außer Guienne und Gaſcogne, für ſich und alle ſeine Nachfolger, noch nachſtehende Städte und Länder, mit eben der Gewalt, als ſie der König von Frankreich beſeſſen, bekommen:

Poitiers, und die Grafſchaft Poitou.
Xaintes und ganz Saintonges.
Agen und das ganze Agenois.
Perigueux und ganz Perigord.

Limo-

Limoges und ganz Limoiſin.
Cahors und das ganze Quercy.
Das ganze Land Bigorre.
Angouleme und ganz Angoumois.
Rhodez und ganz Rovergue.
Die Grafſchaft Ponthieu.
Die Stadt Calais, nebſt ihrem Gebiete, und etlichen andern Herrſchaften.
Alle bey dieſen Ländern liegende Inſeln.

2) Sollen der König von Frankreich und der Dauphin, dem Könige von England alle ihre Rechte, Gewalt, Huldigungen ꝛc. über die eingeräumte Länder, ohne den geringſten Vorbehalt abtreten.

3) Begeben ſich hingegen Eduard, und ſein Kronprinz, aller Anforderungen, die zwar vorher mehrmalen an Frankreich gemacht worden, die aber in dem gegenwärtigen Vergleiche nicht gegründet ſind.

4) Zahlet König Johann dem Könige Eduard drey Millionen göldene Thaler (deren zwey, nach engländiſcher Münze, ein Noble gelten) in etlichen Friſten.

5) Sobald Johann die verſprochenen Geiſeln eingehändigt, und dem Eduard la Rochelle und die Grafſchaft Gisnes wirklich überliefert haben wird, ſoll derſelbe auch unverzüglich in Freyheit geſetzt werden. Doch ſoll er keinen Krieg ehe mit England anfangen dürfen, als bis der ganze Vergleich erfüllt worden.

6) Soll

6) Soll der König von Frankreich innerhalb eines Jahres, von ſeiner Freylaſſung an gerechnet, dem Grafen Johann von Montfort die Landſchaft Montfort wieder zuſtellen; dagegen aber von dem Grafen die Huldigung geleiſtet werden.

7) Der König von Frankreich ſoll innerhalb Jahresfriſt, von ſeiner Freyſtellung an, dem Eduard alle in dieſem Vertrage überlaſſene Länder einräumen.

8) Johann und der Dauphin verſprechen, allen Verbindungen mit Schottland zu entſagen, und dieſem Reich keine Art der Hülfe wider England zu leiſten.

9) Dieſer Vertrag ſoll von dem Pabſt genehm gehalten, und durch Eid, Kirchenſtrafen ꝛc. beſtätigt werden.

10) Zur Verſicherung der Erfüllung, ſoll dieſer geſchriebene Vertrag mit beyder Könige groſſen Siegeln verſehen, von beyden eidlich bekräftigt, und auch durch Prinzen vom Geblüte und andre vornehme Herren beyder Reiche, beſtätigt werden.

11) Wenn einige Unterthanen durch ihre Widerſpenſtigkeit hindern ſollten, daß alle Bedingniſſe dieſes Vergleichs genau beobachtet werden, ſo ſollen die beyden Könige deswegen nicht gleich Feindſeligkeiten gegen einander verüben,

üben, ſondern ſich gemeinſchaftlich bemühen, die Ungehorſamen zu bändigen.

12) Werden durch dieſen Vergleich alle vorhergehende Verträge aufgehoben und ungültig erklärt, ſo daß keiner von beyden Königen ſich auf einen derſelben ſoll berufen dürfen.

13) Soll keiner von beyden Königen geſtatten, daß durch den Pabſt die geringſte Veränderung im gegenwärtigen Vergleich gemacht werde.

Hierauf wurde König Johann nach Calais gebracht, wo er ſich, vermöge des Vergleichs, vier Monate aufhielt, in welcher Zeit die Berichtigung und Ausfertigung der Urkunden dieſes Vertrags geſchah. Nachdem dieſes alles zu Stande gebracht war, kam Eduard ebenfalls nach Calais, und beyde Könige beſchwuren den Vergleich. Johann aber wurde den 26 Oct. völlig in Freyheit geſetzt. Dieſer, wie er zu St. Omer angekommen war, bekräftigte den Vergleich nochmals durch einen freywilligen Eid, und zeigte dadurch, daß er zu Calais nicht aus Zwang geſchworen habe. Wie er dann überhaupt zu erkennen gab, daß er den Vergleich aufs genaueſte zu erfüllen gedenke.

Nachdem nun alles auf beyden Seiten in Erfüllung gebracht war, ſchickte Eduard im Jahr 1361 den Chandos in die von Frankreich erſt abgetretene Länder, um dieſelben in der Würde eines Generallieutenants zu regieren.

Dieſer

Dieſer Herr war, wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften, des Vertrauens ſeines Königs, und einer ſo anſehnlichen Stelle, vor andern würdig. Man mußte in einem neuerlich erworbenen Lande nicht nur einen tapfern, ſondern auch gelinden, Mann zum Regenten haben, um die Herzen der neuen Unterthanen zu gewinnen. Und ein ſolcher war Chandos. Er ſchlug ſeinen Sitz zu Niort in Poitou auf: und der König hatte ihm ſehr anſehnliche Einkünfte angewieſen; auch die Gewalt ertheilt, alle Arten von Verbrechen vergeben, und alſo bisweilen Gelindigkeit, ſtatt der Strenge, brauchen zu können.

In eben dieſem Jahr vermählte ſich der Prinz von Wallis mit Johanna von Kent, verwittweten Gräfinn von Holland, und Tochter Edmunds, Grafen von Kent, der, durch Anſtiften der Königinn Iſabella und Mortimers, enthauptet worden war. Dieſe Johanna war von einer außerordentlichen Schönheit.

Um den Prinzen von Wallis, für ſeine ausnehmende Tapferkeit, einigermaaßen öffentlich zu ehren, erhub Eduard im Jahr 1362 das Herzogthum Guienne zu einem Fürſtenthum, unter dem Titel des Fürſtenthums von Aquitanien, und belehnte damit den Prinzen.

Unter andern nützlichen Verordnungen, die der König, mit Beyſtimmung des Parlaments, um dieſe Zeit machte, war auch dieſe, daß man künftighin ſich der engländiſchen Sprache, ſtatt der ſeit Wilhelm dem Eroberer üblichen franzöſiſchen oder normänniſchen, bedienen ſolle.

Hier-

Hierauf machte er ſeinen zweyten Sohn Lionel zum Herzog von Clarence; den dritten, Johann von Kent, zum Herzog von Lancaſter; den vierten, Eduard, zum Grafen von Cambridge.

Im Jahr 1363 reiſte der Prinz in ſein Fürſtenthum Aquitanien ab, allwo er ſeinen Sitz in Bourdeaux aufſchlug, und einen königlichen Hof hielt; von den Einwohnern aber beſonders geliebt und geehrt wurde.

In eben dem Jahr that der König von Frankreich eine Reiſe nach England. Die Schriftſteller ſind bisher vergeblich bemüht geweſen, die wahren Beweggründe dieſer Reiſe zu erforſchen. Genug, es iſt gewiß, daß Johann nach England gereiſt ſey. Eduard bewillkommte und bewirthete einen ſo großen Gaſt mit außerordentlichern Pracht, der durch die Anweſenheit der Könige von Schottland und von Cypern (wovon letzterer bey dem Eduard Beyſtand wider die Unglaubigen ſuchte) noch glänzender wurde. Jedoch Johann wurde im Jahr 1364 in England von einer Krankheit überfallen, die ihn auch, zu Eduards großem Leidweſen hinwegraffte.

Johann von Montfort, Eduards Tochtermann, ſchlug um dieſe Zeit ſeinen Mitbuhler, Karl von Blois. Weil dieſer auch in dem Treffen umgekommen war, ſo hatte der Streit wegen Bretagne ein Ende, und Johann wurde, durch den Vergleich von Guerande, in den

Beſitz dieſes Herzogthums geſetzt; weswegen er auch dem Könige von Frankreich huldigte.

Im Jahr 1366 ließ Pabſt Urbanus VI. durch Abgeordnete, den von Johann ohne Land dem römiſchen Stuhle bewilligten Zins, der viele Jahre nicht entrichtet worden war, fordern; aber auf eine ſo hochmüthige Art, daß Eduard dadurch aufgebracht werden mußte. Er ließ ſofort dieſe Forderung vor das Parlament gelangen, welches nicht nur die Bewilligung des Johann ohne Land für nichtig erklärte, ſondern auch das päbſtliche Begehren ſchlechthin abſchlug. Worauf auch der Pabſt ſich nicht weiter bewegte.

Der Prinz von Wallis (r) hatte etliche Jahre ruhig in ſeinem Aquitanien zugebracht. In dieſem Jahr aber nahm er die Gelegenheit, ſeine Tapferkeit wieder einmal zu zeigen, gerne an. Peter, König von Caſtilien, hatte ſich, während ſeiner Regierung, als einen der abſcheulichſten Tyrannen erwieſen. Er ließ die vornehmſten ſeiner Bedienten, unverſchuldeter Weiſe, und blos deswegen, umbringen, damit er ihrer Güter habhaft werden möge. Er ſchonte ſogar des Lebens ſeiner Gemahlinn, der Blanche von Bourbon, und Schweſter der Königinn von Frankreich, nicht, blos um eine andre heyrathen zu können. Von ſeinen unehlichen Brüdern hatte er ſchon den älteſten aus dem Wege geſchafft.

(r) *Froiſſard. Mezeray.*

ſchafft. Einer der übrigen, Heinrich, Graf von Traſtamare, der ohnehin ein gleiches Schickſal befürchtete, zog etliche caſtiliſche Herren, wie auch den König von Arragonien, auf ſeine Seite; und ſtund ſodann öffentlich wider den Peter auf. Allein er war unglücklich, und mußte bey dem Könige von Frankreich, Karl, Zuflucht ſuchen. Dieſer verſprach ihm ſofort ſeinen Beyſtand; ließ eine Armee zuſammenbringen, und trug die oberſte Gewalt darüber dem Johann von Bourbon, Grafen de la Marche, der Königinn Geſchwiſterkind, auf. Sobald dieſes Heer in Caſtilien eingerückt war, wurde Peter von dem ganzen Adel auf einmal verlaſſen. Daher ſich der Tyrann über Bayonne nach Bourdeaux zu dem Prinz von Wallis begab, und ihn um ſeinen Beyſtand anflehte. Der Prinz entſchloß ſich, dieſem unwürdigen Fürſten zu helfen: und vermuthlich wurde er hauptſächlich durch die Hoffnung, hier neue Ehre zu erſtreiten, bewogen, ſich zum Dienſt eines ſolchen Mannes anzuwenden. Dem ſey, wie ihm wolle, der Prinz gieng mit dreyßig tauſend Mann in Caſtilien. Heinrich, der ſich ſchon hatte krönen laſſen, zog ihm mit einer überlegenen Macht entgegen, lieferte ihm ein Treffen, wurde aber von demſelben völlig in die Flucht gejagt, und genöthiget, zu dem Könige von Arragonien zu fliehen. Dieſes geſchah im Jahr 1367. Auf dieſe Weiſe kam Peter wieder zu dem Beſitz ſeines Throns. An ſtatt nun, daß er den Prinzen von Wallis, und ſeine Völker, für einen ſo wichtigen Dienſt hätte

belohnen ſollen, lieferte er ihnen nicht einmal die verſprochenen Lebensmittel: welcher Mangel große Krankheiten unter den engländiſchen Soldaten verurſachte, und der Prinz ſich gezwungen fand, im Jahr 1368 in ſein Land zurück zu kehren. Er hatte ſich überdieß in Spanien eine Krankheit zugezogen, der er niemalen gänzlich los worden iſt.

Doch diese Undankbarkeit wurde bald an Peter gerächt. Heinrich und du Gueſelin bemühten ſich, noch einmal ein Heer zuſammen zu bringen, und damit dem Peter auf den Leib zu gehen. Sie drangen auch in der That in Caſtilien ein, und nöthigten Peter, ſich von Toledo nach Montiel zu flüchten. Hier wurde er unverzüglich belagert. Wie er nun keinen Weg zum Entrinnen vor ſich ſah, gieng er zu dem Gueſelin hinaus in das Lager, traf aber in deſſen Zelt ſeinen Bruder Heinrich an. Beyde Brüder geriethen bald in einen heftigen Wortwechſel miteinander: worüber endlich beyde ſo entrüſtet wurden, daß ſie einander anfielen. Heinrich warf endlich den Peter zu Boden, und in der Hitze des Zorns erſtach er ihn. Worauf er dann die königliche Regierung in Caſtilien antrat.

Nun kommen wir endlich wieder auf den König von England: der in den letzten Jahren ſeines Lebens ein Schickſal erfahren, das dem vorherigen ganz unähnlich war.

Erſt-

Erſtlich erlebte er den ſchmerzlichen Fall, daß ſein zweyter Sohn, Lionel, in einem blühenden Alter ſtarb.

Der Vergleich von Vertigny (s) mußte Frankreich allezeit ein Dorn in den Augen ſeyn. Daher war auch der damalige franzöſiſche König Karl nicht geſonnen, den Vergleich ſogar genau in Erfüllung zu bringen. Er war ſehr ſaumſelig, die rückſtändigen Friſten des Löſegelds für ſeinen Vater zu entrichten: lieferte auch die Grafſchaft Gaure nicht an England aus ꝛc. Indeſſen war er beſorgt, unter dem Vorwande des Löſegelds für ſeinen Vater, ſo viel Geld zuſammen zu bringen, daß er ſich in eine fürchterliche Verfaſſung möchte ſetzen können. Bey dem allen war Eduard nicht im geringſten beſorgt, daß Karl den Vergleich zu brechen trachten werde.

Bey dem vorigen Kriege mit Frankreich hatte Eduard einige Herren in Guienne durch Geſchenke auf ſeine Seite gebracht; ſogleich nach geſchloſſenen Frieden aber dieſelben wiederrufen. Dieſes erbitterte dieſe Herren nicht wenig: und ſie warteten nur auf einen Vorwand, ihr Mißvergnügen öffentlich zu erkennen zu geben; zumal da Karl ſie unter der Hand ſeines Beyſtandes vergewiſſern ließ. Ein Vorwand zum Hader war leicht aufzutreiben. Es hatte der Prinz von Wallis auf jede Feuerſtätte in

(s) *Walſingham. Froiſſard. Mezeray.*

Guienne eine Auflage gemacht, um von dieſem Gelde der Mannſchaft, die er zu dem caſtiliſchen Kriege geworben hatte, den rückſtändigen Sold zu zahlen. Ueber dieſe Abgabe mußten einige guienniſche Herren bey dem Prinzen Klage führen. Weil ſie nun dieſes auf eine ziemlich trotzige Weiſe verrichteten, ſo ließ ſie der Prinz nicht zum beſten an. Und dieſes wollten ſie haben. Demnach ergriefen ſie von dieſer ungünſtigen Aufnahme ihrer Klagen den Vorwand, ſich an den König von Frankreich, als höchſten Landesherrn von Guienne, zu wenden, und ihre Klagen an ihn zu bringen. Karl erklärte ſich zwar nicht gleich öffentlich, daß er ihr Beyſtand ſeyn wolle; behielt ſie aber doch eine Zeitlang zu Paris. Dieſer lange Aufenthalt wurde dem Prinz von Wallis endlich verdächtig. Er meldete ſeinem Vater, daß man zu Paris etwas wider ihn anzettele: fand aber kein Gehör.

Nachdem aber der König Eduard ſelbſt anfieng, wegen Alters kraftloſer zu werden, legte Karl ſeine bisherige Verſtellung auf einmal ab. Er nahm die klagenden Herren aus Guienne nun öffentlich, als anmaßlicher Oberherr dieſes Landes, in Schutz; ließ auch den Prinzen von Wallis fordern, vor dem Gericht der Pairs, wegen der wider ihn geführten Klagen ſeiner Unterthanen, Rechenſchaft zu geben. Der Prinz, den dieſer Schimpf ſehr verdroß, gab zur Antwort, er wolle erſcheinen; aber an der Spitze eines Heeres. Nach dieſem gieng Karl gar ſo weit, daß er den Vergleich von Vertigny für

ganz ungültig erklärte, ja dem Eduard den Krieg ankündigte. Sodann urtheilte das franzöſiſche Parlament, daß alle Länder, die den Engländern in Frankreich zuſtändig wären, ſollten eingezogen, und wieder mit dieſem Reiche vereinigt werden.

Eduard wurde durch ein ſo unerwartetes Verfahren des Königs von Frankreich in Erſtaunen geſetzt. Da er nun ſich in die Nothwendigkeit geſetzt ſah, Frankreich zu bekriegen, um das Eigenthum ſeiner Krone zu erhalten, berief er ein Parlament, welches ihm ein großes Geld, zu Führung eines ſo nothwendigen Kriegs, bewilligte.

In dieſem Jahr ſtarb Eduards Gemahlinn, zu ſeiner innigſten Kränkung, da er mit ihr in einer vollkommenen Einigkeit gelebt hatte.

Inzwiſchen wurden immer mehr Anſtalten zum Kriege gemacht, und Eduard nahm, auf des Parlaments Anrathen, den Titel eines Königs von Frankreich wieder an. Der Herzog von Lancaſter, zweyter Sohn des Eduard, wurde mit einer zahlreichen Armee nach Calais geſchickt; richtete aber nichts erhebliches aus. Hingegen führte Chandos, Statthalter in Saintonge und Poitou, die engländiſchen Waffen mit beſſerm Glück, im Jahr 1370. Sobald aber dieſer rechtſchaffene Herr in einem Treffen umgekommen war, ſo giengen die Sachen ſelbiger Gegenden merklich ſchlimmer.

In Guienne ſah es ebenfalls nicht zum beſten für die Engländer aus. Denn es empörte

ſich eine Stadt nach der andern, und ſchlug ſich auf franzöſiſche Seite. Dieſe Unruhen vermehrten ſich ohne Zweifel auch deswegen ſo merklich, weil der Prinz von Wallis in einem ſo ſchlimmen Leibeszuſtand ſich befand, daß er ſich bey der Belagerung der Stadt Limoges in einer Sänfte mußte tragen laſſen. Nach Wiedereroberung dieſer Stadt, entſchloß ſich der kranke Prinz, nach England zu gehen, ob ihm etwan die daſige Luft, der er von Jugend an gewohnt geweſen, zu Wiedererlangung ſeiner Geſundheit zuträglich ſeyn möchte. Er reiſte auch im Jahr 1371 in ſein Vaterland zurück, und übergab die Anführung des Heeres dem Herzog von Lancaſter. Vor ſeiner Abreiſe aber verlohr er durch den Tod, zu ſeiner großen Betrübniß ſeinen älteſten Sohn, der ausnehmend viel Gutes von ſich hoffen ließ.

Das Jahr vorher war David, König von Schottland aus der Welt gegangen, und hatte die Regierung dem Robert Stuart, ſeiner älteſten Schweſter Sohn, hinterlaſſen. Dieſer neue König gieng gleich anfangs ein Vertheidigungs- und Angriffsbündniß mit Frankreich ein; welches aber damals noch geheim gehalten wurde.

Nach des Prinzen von Wallis Abreiſe ſah es ſehr ſchlecht für England in Guienne aus. Der Herzog von Lancaſter und der Graf von Cambridge erkannten, daß ſie mit der wenigen zurückgelaſſenen Mannſchaft, wider ſo vielerley

außer-

äußerliche und innerliche Anfälle und Unruhen, nichts ausrichten könnten. Daher giengen ſie im Jahr 1372 ebenfalls nach England, um mehrere Soldaten daſelbſt abzuholen. Vor ihrer Abreiſe aber heyratheten dieſe Herren die zwo Töchter des entleibten caſtiliſchen Königs Peter, worauf der Herzog von Lancaſter, der die älteſte geehligt hatte, gleich den Titel eines Königs von Caſtilien und Leon annahm. Dieſes Beginnen bewog den damaligen König dieſer Länder, Heinrich, ſich aufs engſte mit Frankreich zu verknüpfen, und dieſer Krone allen erdenklichen Beyſtand wider England zu leiſten.

Der franzöſiſche Feldherr Guesclin hatte in Guienne den glücklichſten Fortgang der Waffen. Er ſchlug die Engländer überall: und trieb in kurzem ſeine Eroberungen ſo weit, daß er Rochelle, durch Hülfe der caſtiliſchen Flotte, belagern konnte. Auf dieſe Nachricht ſchickte Eduard den Grafen von Pembrook mit einer Flotte dorthin, um friſche Völker in die Stadt zu werfen. Allein er wurde von der ſpaniſchen Flotte geſchlagen, und ſelbſt gefangen genommen. Und endlich gieng Rochelle durch Verrätherey an die Franzoſen über.

Sofort rückte Guesclin in Poitou ein, und belagerte darinn die Stadt Thouars, in welcher die vornehmſten Herren des Landes beyſammen waren. Die Belagerung wurde ſo hitzig geführt, daß die Belagerten ſich zu der Bedingung bequemen mußten, die Stadt an Frankreich zu

übergeben, wenn innerhalb einer gewiſſen Zeit keine engländiſche Hülfe erſcheinen würde. Ob nun gleich Eduard mit einer anſehnlichen Flotte wirklich ausgelaufen war, um dieſe Stadt zu entſetzen, ſo wurde er doch durch widrige Winde ſo lange von den poitouiſchen Küſten abgehalten, daß unterdeſſen die vorgedachte Friſt verſtrich, und die Stadt ſich, dem Vergleich nach, Frankreich ergeben mußte.

Eben ſo unglücklich gieng es auch in Bretagne. Die Einwohner waren des Kriegs müde, in den ſie, um Englands willen, waren verwickelt worden. Und die von Frankreich beſtochene bretagniſche Herren begegneten den aus England angekommenen Völkern feindſelig. Der Herzog, Eduards Eidam, ſtellte ſeinem Schwäher mündlich vor, in was vor einem hülfdürftigen Zuſtande er ſich befinde; bekam aber von demſelben, weil er an ſo verſchiedenen Orten angegriffen wurde, blos leere Vertröſtungen. Dieſes geſchah im Jahr 1373.

Im Jahr 1374 ſchickte Eduard, der vornehmlich Guienne zu retten ſuchte, den Herzog von Lancaſter mit einer Armee in Frankreich, um jenes Herzogthum den Franzoſen wieder zu entreiſſen. Allein da es eben zu einem Treffen zwiſchen dem Grafen und dem Herzoge von Anjou kommen ſollte, wurden beyde Feldherren von dem Stillſtand benachrichtigt, der, durch Vermittelung der päbſtlichen Legaten, unter beyden Reichen geſchloſſen worden war. Daher giengen ſie im Frieden von einander.

Unter⸗

Unterdeſſen daß England durch dieſen Still⸗ſtand einige Ruhe genoß, verfiel der alte Eduard auf Dinge, die ihm wenig Ehre brachten. Er verliebte ſich in ſeinem hohen Alter in eine Weibs⸗perſon, Alix Pierce oder Perrers. Dieſe ver⸗leitete den König zu vielen Unanſtändigkeiten: und der König verſchwendete an ihr erſtaunliche Sum⸗men. Er ſtellte, ihr zum Vergnügen, die koſt⸗barſten Luſtbarkeiten an, bey welchen er die Alix mit einer übermäßigen Anhänglichkeit bediente; ſich auch bey ſeinen Unterthanen ſehr verächtlich machte. Weil nun durch ſolchen übermachten Aufwand des Königs Schatzkaſten geleert wur⸗de, verlangte er von dem Parlament eine Geld⸗ſteuer. Allein dieſes weigerte ſich, dem Könige zu Willen zu ſeyn, es ſey dann, daß er die Pierce, ſodann den Grafen von Lancaſter, der bey dem Könige allzuviel vermochte, und noch etliche andre Herren, von ſich entferne. Der König ſah, bey ſeinen damaligen Umſtänden, faſt eine Nothwendigkeit vor ſich, in des Parla⸗ments Geſuch zu willigen. Es iſt nicht unwahr⸗ſcheinlich, daß der Prinz von Wallis dem Par⸗lament dieſe Anſchläge ingeheim an die Hand ge⸗gegeben habe, um auf dieſe Weiſe zu verhüten, daß ſein Bruder, der Graf von Lancaſter, nicht in der künftigen Zeit ſich des engländiſchen Throns, bey der Unmündigkeit ſeines zweyten Prinzen, Richard, bemächtigen möge.

In eben dieſem Jahr begieng Eduard das funfzigſte Jahr ſeiner Regierung, durch eine all⸗gemeine Verzeihung.

Aber bald darauf ſtarb, zu allgemeinen Leidweſen, der Prinz von Wallis. Dieſer Fürſt hat überall den Ruhm erhalten, daß er ein gleich guter Soldat, als Feldherr; ſehr leutſelig und beſcheiden; ſeinem Vater jederzeit gehorſam; großmüthig, freygebig, und ein Belohner wahrer Verdienſte; mit einem Wort, ein mit allen erhabenen Geſinnungen begabter Herr, geweſen ſey. Um die ausnehmende Liebe und Ehrerbietung zu erkennen zu geben, welche England gegen dieſen großen Prinzen trug, wohnte das ganze Parlament dem Leichenbegängniß deſſelben bey. Der Prinz ſtarb im ſechs und vierzigſten Jahre ſeines Alters. Endlich war es für dieſen Herrn gewiß keine geringe Ehre, daß der König von Frankreich für denſelben eine feyerliche Meſſe zu Paris halten ließ.

Im Jahr 1377 ließ Eduard, zu der Engländer großen Verdruß, den Herzog von Lancaſter, und andre Herren, die er auf Anhalten des Parlaments entlaſſen hatte, wieder an den Hof, und in ihre vorigen Bedienſtungen, kommen. Doch trieb er ſeine Gunſt gegen den Herzog von Lancaſter nicht ſo weit, daß er, in Anſehung der Reichsfolge, zum Nachtheil ſeines Enkels, Richard, etwas verfügt hätte. Vielmehr machte er dieſen Sohn des verſtorbenen Prinzen von Wallis, erſtlich zum Grafen von Cheſter, und hernach zum Prinzen von Wallis. Auch brachte er es dahin, daß der ganze Adel dieſem Prinzen, als dem nächſten Erben der Krone, den Eid leiſtete.

Um

Um dieſe Zeit trat Johann Wiclef, ein Lehrer der Gottesgelehrtheit zu Oxford, mit ſeiner Lehre auf, die mit der damals herrſchenden nicht durchgängig übereinſtimmte. Dahero befahl Pabſt Gregorius XI. der ſchon etliche von den wicleſiſchen Lehrſätzen verdammt hatte, dem Erzbiſchof von Canterbury und dem Biſchof von London, daß ſie dem Wiclef entweder die Wiederrufung ſeiner Lehren, oder eine Reiſe nach Rom, befehlen ſollten. Allein Wiclef hatte ſchon viele und mächtige Anhänger. Daher konnte in der ſeinetwegen berufenen Synode nichts wider ihn ausgerichtet werden: und die beyden Biſchöfe begnügten ſich, ihm ein Stillſchweigen aufzulegen.

Bald darauf erkrankte der König Eduard: und in kurzem erſchien ſeine Krankheit tödlich. Hier mußte dieſer große Fürſt den tödtenden Verdruß empfinden, daß er von jedermann, auch von ſeinen Lieblingen, gänzlich verlaſſen wurde. Sogar die Alix machte ſich, nachdem ſie alle Koſtbarkeiten, die ſie fand, zu ſich genommen, bey Zeiten davon. Alle Geiſtlichen blieben von ihm entfernt: und kaum mochte ihm in den letzten Zügen ein ſchlechter Pfarrer etliche Troſtworte zurufen.

Auf eine ſo elende Weiſe verließ die Welt im fünf und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, und ein und funfzigſten ſeiner Regierung, Eduard, einer der größten Fürſten, die je gelebt haben. Er war groß und wohlgeſtaltet, und von einem majeſtätiſchen Anſehen. Sein Umgang war freund-

lich, und doch mit Ernſthaftigkeit begleitet. Gegen rechtſchaffene Leute war er gelinde; gegen Böſewichter aber unerbittlich. Wer ohne ſein Verſchulden in elende Umſtände gerathen war, der fand an ihm einen gewiſſen Beſchützer. Die Aemter beſetzte er mit großer Vorſicht, und achtete dabey vornehmlich auf wahre Geſchicklichkeit und Verdienſte. Seine Siege ſchrieb er niemalen ſich, ſondern allein Gott, zu. Von ſeiner ungemeinen Tapferkeit ſind die größten Beweiſe vorhanden. Unter ſeiner Regierung ſind recht viele Parlamentsverordnungen, zum Beſten des Volks gemacht worden. Wider den römiſchen Hof hatte er ſeine und des Reichs Rechte allezeit behauptet. Im Glück erhub er ſich nicht: ſank aber auch im Unglück nicht nieder. Endlich vermehret ſeinen Ruhm auch die liebreiche Ehe, ſo er mit ſeiner Gemahlinn geführt hatte. Doch hat er dieſes gute Gerüchte, durch ſeine unziemliche Liebe mit der Alix ziemlich gemindert. Wie man dann auch ſein Verhalten gegen die Schottländer nicht ſo leicht billigen kann.

Mit ſeiner Gemahlinn hatte er zwölf Kinder erzeugt. Außer denen, die ſchon aus der Geſchichte bekannt, oder geſtorben, ſind, nennen wir noch den fünften Sohn, **Edmund**, Grafen von Cambridge, nachmaligen Herzog von York; und Thomas von **Woodſtok**, den ſiebenden, Herzog von Buckingham, hernach Herzog von Glouceſter.

Richard II.

mit dem Beynamen, von Bourdeaux.

Ob man gleich hätte vermuthen ſollen, es würde der Herzog von Lancaſter, oder einer ſeiner Brüder, ſich bemühen, die königliche Würde an ſich zu bringen, den Richard aber, der erſt eilf Jahr alt war, zu verdrängen; ſo geſchah doch dieſes keinesweges, ſondern es waren die drey Oheimen des Richard die erſten, ſo ihm huldigten. Alſo war keine Hinderniß vorhanden, daß Richard nicht hätte können gekrönt werden. Welches auch den 16 Jul. vier und zwanzig Tage nach Eduards Abſterben, geſchah.

Bald nach der Krönung ernannte der König ſeinen Oheim, Thomas von Woodſtok, zum Grafen von Buckingham.

Der Stillſtand mit Frankreich war ſchon bey Eduards Abſterben zu Ende gegangen. In England dachte niemand daran, weder Frankreich zu bekriegen, noch auch ſich wider dieſes Reich in einige Verfaſſung zu ſetzen. Aber ſo ſorglos war der König von Frankreich, Karl V. nicht; als welcher, da er nur von der Krankheit hörte, ſogleich viele Völker zuſammen bringen ließ. Dahero er in dem Stande war, nach Eduards Abſcheiden fünf Heere ins Feld zu ſtellen: deren eines in Guienne, ein andres in Auvergne, ein drittes in Bretagne, und noch ein andres in Artois, die Feindſeligkeiten anfangen mußte. Die fünfte Armee hielt der König

in

in Bereitſchaft, mit ſelbiger, da, wo es nöthig ſeyn möchte, Hülfe zu ſchaffen. Außer dieſer Landmacht, hatte Karl auch eine anſehnliche Flotte ausgerüſtet, mit der er die engliſchen Küſten verheerte, ohne daß ihm faſt nur einiger Widerſtand wäre gethan worden. Dieſes geſchah im Jahr 1377.

Weil nun Richard ſelbſt noch nicht im Stande war, bey ſo verwirrten Umſtänden Rath zu ſchaffen, ſo war das Parlament darauf bedacht, taugliche Reichsverweſer zu beſtellen. Daſſelbe verordnete alſo zu Regenten die drey Oheime des Königs; ſetzte ihnen aber, zur Vorſicht, etliche Biſchöfe und weltliche Herren an die Seite; welches freylich dem Herzoge von Lancaſter, der gerne allein regiert hätte, gar nicht gefallen wollte.

Hierauf wurde dem Könige von dem Parlament, zu Führung des Kriegs mit Frankreich, ein Hülfsgeld bewilligt; die Verwaltung dieſer Gelder aber zween berühmten Aldermännern zu London, Namens Philpot, und Walworth, aufgetragen.

Der Herzog von Lancaſter, der aus oben angezeigter Urſache mißvergnügt war, erwies ſich ſehr ſaumſelig, von dem vorhandenen Gelde die nöthigen Kriegszurüſtungen machen zu laſſen, vorgebend, er wiſſe ja nicht, ob er durch ſeine Anſtalten den Beyfall derer, die das Geld in Händen hätten, finden werde. Dahero ſah man ſich endlich genöthigt, dem Herzoge die Gelder in die Hände zu liefern. Allein auch alsdann

eilte

eilte er nicht ſehr mit der Ausrüſtung einer Flotte.

Indeſſen wurden im Jahr 1378 der Graf von Arundel und von Salisbury in die Normandie geſchickt, um daſelbſt Cherbourg in Beſitz zu nehmen, welches der König von Navarra den Engländern auszuliefern verſprochen hatte.

Endlich brachte der Herzog von Lancaſter die Zurüſtung der Flotte zum Ende. Dieſelbe war beſtimmt, den von Frankreich verjagten Herzog von Bretagne wieder in ſein Land einzuſetzen; da derſelbe zumal ſich erbothen hatte, den Engländern, währenden Kriegs die Stadt Breſt einzuhändigen, wenn man ihm zu dem Beſitz ſeines Landes wieder verhelfen würde. Man ſchloß demnach mit dem Herzoge einen Vergleich, und machte alle Anſtalten, ihm kräftig beyzuſtehen. Der Herzog hatte auch noch einen ziemlichen Anhang unter den bretagniſchen Herren; die aber ihre Geſinnung nicht blos geben durften, ehe ſie von einer auswärtigen Macht unterſtützt wurden.

Der König von Frankreich, dem dieſe Anſchläge der Engländer nicht unbekannt blieben; hatte den König von Schottland durch große Geſchenke und Verſprechungen bewogen, die Engländer zu bekriegen. Die Schottländer eroberten auch Barwick. Jedoch der Graf von Northumberland brachte in Eile Völker zuſammen, und jagte die Schottländer, denen er auch Barwick wieder entriſſen hatte, in ihr Reich zurück. Weil zu gleicher Zeit die Peſt

in Schottland zu wüten anfieng, wurden beyde Völker ohnehin gezwungen, ruhig zu ſeyn.

Um die Kriegszurüſtungen wider Frankreich beſtreiten zu können, wurde im Jahr 1379 von dem Parlament ein neues anſehnliches Hülfsgeld ausgeſetzt, welches blos von der Geiſtlichkeit und den übrigen weltlichen Herren in England, geſteuert wurde.

Der König von Frankreich empfand es ſehr übel, daß der Herzog von Bretagne bey England Hülfe geſucht hatte. Deswegen ließ er ihn vor das Gericht der Pairs fordern; und da er nicht erſchien, das Urtheil fällen, daß Bretagne von dem Könige von Frankreich eingezogen werden könne. Hieraus merkten die Bretagner gar deutlich, daß Frankreichs Abſicht bishero mehr auf die Erwerbung dieſes Herzogthums, als wider die Perſon des Herzogs, gerichtet geweſen ſey. Dahero errichteten die Vornehmſten des Landes eine Verbindung unter einander, ſich dem Vorhaben Frankreichs entgegen zu ſtellen, und beriefen den Herzog einmüthiglich wieder in das Land. Dieſer gieng ſodann in Bretagne zurück, wo ihn ſeine Unterthanen mit Freuden aufnahmen. Allein die Völker, ſo er aus England mit ſich brachte, waren freylich gar nicht hinlänglich, die Wiedereinſetzung des Herzogs vollführen zu helfen.

Im Jahr 1380 beſchloß das Parlament eine neue Geldhülfe für den König, zur nachdrücklichen Fortſetzung des Krieges.

Im

In eben dieſer Verſammlung wurde verordnet, daß kein ausländiſcher Geiſtlicher einige Pfründe in England genießen ſolle. Ja es wurde der König erſucht, alle ausländiſche Mönche zu verjagen.

Auch wurde der Graf von Warwick allein zu des jungen Königs Hofmeiſter verordnet.

Unterdeſſen ſandte man dem Herzoge von Bretagne noch mehr Hülfsvölker zu, welche der Herzog von Buckingham anführte. Allein der König von Frankreich hatte dem Herzoge von Bretagne Hoffnung zu einem Vergleich gemacht, um ihn durch dieſes Mittel von England abzuziehen. Ob nun gleich dieſer König indeſſen geſtorben war, ſo ergrief doch der Herzog das gethane Erbieten, und gieng mit dem neuen Könige von Frankreich einen vortheilhaften Vergleich ein. Hierauf gab er den Engländern zu verſtehen, daß er ihrer Hülfe nicht mehr bedürfe, und ließ ſie durch ſeine Schiffe wieder nach England bringen.

Zu dieſer Zeit mengte ſich England in einen Krieg, deſſen es gar wohl hätte überhoben ſeyn können. Es kriegten nämlich wider einander Ferdinand, König von Portugall, und Johann, König von Caſtilien. Da Ferdinand hiebey den kürzern zog, ſuchte er Beyſtand bey den Engländern. Ob nun gleich England nicht die geringſte Urſache hatte, ſich in dieſen Krieg einzumiſchen, ſo brachte es doch der Herzog von Lancaſter, der vielleicht ſeinen beſondern Vortheil, als vorgeblicher König von Caſtilien,

dabey zu finden hoffte, dahin, daß das Parlament beſchloß, dem Ferdinand Hülfsvölker zu ſchicken, über welche dem Grafen von Cambridge die Oberbefehlhabung anvertraut wurde.

Jedoch die Engländer bekamen im Jahr 1381 in ihrem Reiche ſelbſt ſo viel zu ſchaffen, daß ſie an auswärtige Händel nicht denken durften. Es wurde nämlich das von dem Parlament auferlegte Kopfgeld mit vieler Nachſicht von dem Volk eingetrieben. Dahero fanden ſich Leute, die dem königlichen Rathe vorſtellten, man könne ungleich anſehnlichere Summen von dieſer Auflage einbringen, wenn ſie etwas genauer geſucht würde. Dieſe Leute waren vermuthlich Flamländer: und eben dieſe boten ſogar ein gewiſſes Stück Geld an, daß man ihnen die Reſte der Auflage pachtweiſe zu übernehmen erlaubte. Von dieſen Pachtern nun wurde, wie leicht zu erachten, alles mit der äußerſten Strenge erpreßt. Darüber nun gerieth das Volk in eine große Erbitterung. Als derowegen ein ſolcher Pachtbedienter einem Dachdecker, Namens **Walther**, das Kopfgeld für ſeine Tochter abforderte, ſtellte der Vater vor, daß ſeine Tochter das von dem Parlament zur Abgabe beſtimmte Alter nicht habe. Da aber der Einfoderer ſich nicht befriedigen laſſen wollte, ſchlug ihn der Dachdecker mit ſeinem Hammer todt. Die Umſtehenden hießen dieſe That gut, und verſprachen dem Thäter, den man gemeiniglich **Wattyler**, d. i. **Walther** den Dachdecker, nennte, ihren Schutz. In kurzer Zeit ſammelte ſich zu

dieſem Manne eine große Menge des aus allerhand Urſachen mißvergnügten Volks, und derſelbe wurde bald von einem Haufen 100000 Mann ſtark, begleitet, mit welchen er gerade auf London zugieng. Als ſie annäherten, ließ der König ſie befragen, was ſie wollten. Sie antworteten: ſie hätten mit dem Könige ſelbſt wichtige Dinge zu reden: ſie erſuchten ihn, daß er zu ihnen kommen möchte. Dieſes Begehren wurde von einigen königlichen Räthen als ſehr beleidigend für den König angeſehen, und dahero abgeſchlagen. Darüber gerieth das Volk in eine Wuth. Das ganze Heer gieng unverweilt auf London zu, und bemächtigte ſich der Vorſtadt Southwark. Hierauf drangen ſie alle in London ſelbſt ein, weil ihnen von dem Volke der Stadt die Thore waren geöffnet worden. Daſelbſt verbrannten ſie zuvorderſt den Palaſt des Herzogs von Lancaſter, und dann die Häuſer aller Richter, Herren, und der vornehmſten Bürger. Die Flamländer inſonderheit mußten ein Opfer ihrer Wuth abgeben, indem alle, die dem erzürnten Volk in die Hände geriethen, ermordet wurden. Darauf bemächtigten ſie ſich des Towr. Kurz, es ſah gefährlich aus.

Der königliche Rath hielt hierbey für das beſte Mittel, daß ein Gnadenbrief ausgefertigt, und in demſelben eine allgemeine Verzeihung für die Aufrührer, und eine Beſtätigung der Rechte des Volks, verſichert würde.

 Eini-

Einige unter den Unruhigen nahmen dieſes Erbieten an. Aber Wat-tyler war mit dieſen Bedingungen nicht zufrieden, und verlangte deswegen mit dem Könige zu ſprechen. Dieſer ließ ſichs auch gefallen, ſich in einem dritten Ort mit ihm zu unterreden. Allein Wat-tyler erwies ſich hier ſo trotzig, und that ſo übertriebene und unverſchämte Forderungen, daß der König faſt nichts darauf antworten konnte. Der Aufwiegler hatte zugleich die Verwegenheit, unter dem Geſpräch mit dem Könige öfters den Degen aufzuheben, und dem Könige gleichſam damit zu drohen. Dieſe unbegreifliche Keckheit brachte den Maire von London, Walworth, dergeſtalt auf, daß er den Wat-tyler mit einem Degenhieb auf der Stelle, und an der Spitze ſeiner Völker, tödtete.

Man hätte glauben ſollen, eine ſo kühne That müßte ſowohl dem Thäter, als dem Könige und ſeinen Begleitern, augenblicklich den Tod gebracht haben. Es machten auch in der That einige der Aufrührer Mine, nach dem Walworth und dem Könige zu ſchießen. Jedoch der König Richard faßte in der Eile einen Entſchluß, den man von einem Herrn von funfzehn Jahren nicht erwartet hätte. Er ſchrie nämlich, ohne einiges Zeichen der Beſtürzung zu geben, den Aufrühren zu: **Was? meine Freunde, wollet ihr euern König tödten? Machet euch über den Verluſt eures Anführers keinen Kummer, denn ihr ſollet forthin mich zum Feldherrn haben. Folget mir.** Gleich nach

dieſen

dieſen Worten ſtellte er ſich zu Pferde an ihre Spitze. Dieſe ganz unerwartete That hatte in in den Gemüthern der Aufrührer eine ſolche Wirkung, daß dieſe Leute meynten, der König trete in der That auf ihre Seite, und ihm alſo ohne ohne Bedenken folgten. Sobald ſie an einen gewiſſen Ort gekommen waren, ſahen ſie tauſend gewaffnete Bürger auf ſich anziehen, welche der Maire auf allen Fall in Bereitſchaft gehalten hatte, und die Robert Knolles, ein berühmter Feldherr, anführte. Dieſer Anblick machte die Aufrührer beſtürzt, indem ſie glaubten, die ganze Bürgerſchaft ſey in den Waffen, und werde ſie nun angreifen. Von dieſer Furcht übermannt, warfen die vorderſten ihr Gewehr hinweg, und baten um Gnade. Die Hintern, welche die Urſache dieſes Verhaltens nicht wußten, machten es eben ſo.

In andern Provinzen Englands empörten ſich ebenfalls große Haufen, unter verſchiedenen Anführern. Allein ſie wurden überall bald wieder in Ordnung gebracht.

Weil die Einwohner von Kent, welche eben den erſten Lärmen gemacht hatten, wieder anfiengen, ſich zu regen, ſo gieng der König ſelbſt mit Soldaten dahin: und es war ihm ſehr leicht, dieſe Leute, die ſich ſeines Anzuges nicht verſehen hatten, zu bezwingen. Alsdann wurde zur peinlichen Beſtrafung der Rädelsführer geſchritten, und derſelben eine große Anzahl durch den Scharfrichter hingerichtet. Man erfuhr von dieſen Aufrührern, daß ihre Abſicht geweſen ſey,

den König, den Adel, und die Geiſtlichkeit, zu ermorden; die alten Geſetze abzuſchaffen, und neue zu machen, und dergleichen. Uebrigens iſt es ganz unerweislich, daß Wiclef, oder ſeine Lehre, die Urſache dieſes Aufſtandes geweſen ſey. Eben ſo ungegründet wurde der Herzog von Lancaſter einer Theilnehmung an dieſem Aufruhr beſchuldigt; wie er ſich dann deswegen vollkommen rechtfertigte.

Noch in dieſem Jahr wurde eine Vermählung geſchloſſen zwiſchen dem Könige Richard, und der Anna von Luxenburg, Kaiſers Wenzeslaus Schweſter.

Im Jahr 1382, da Richard ſiebenzehen Jahr erfüllte, fiengen die wahren Geſinnungen des jungen Königs an, ſich zu entdecken. Er hatte von ſich ſelbſt eine große Meynung, obgleich ſein Geiſt ſonſt keine wahre Größe zeigte. Er war ein Liebhaber des Prachts, und verwendete dadurch ſeine Einkünfte auf eine unanſtändige Weiſe. Von Kriegen war er gar kein Liebhaber; und er trug bey allen Gelegenheiten auf gütliche Unterhandlungen an. Auch fieng er an, ſich gewiſſen Lieblingen, worunter Alexander Newill, Erzbiſchof von York, und Robert von Were, Graf von Oxford, waren. Gegen dieſe Günſtlinge ließ er eine verſchwenderiſche Freygebigkeit ſehen. Hiernächſt aber offenbarte ſich auch an ihm eine Neigung zur Gewaltthätigkeit. Denn als einſtmalen der Kanzler, Richard Scroop, etliche ſolche Schenkungsbriefe des Königs ſiegeln ſollte, weigerte er ſich, ſolches zu thun,

thun, weil ihm das Siegel von dem Parlament ſey anvertraut worden, welchem er für eine ſolche übereilte Siegelung würde Rechenſchaft thun müſſen. Weil der Kanzler das Siegel, ob es gleich der König begehrte, nicht aus den Händen gab, gieng der König ſelbſt zu ihm; da ſich dann freylich der Kanzler nicht entbrechen konnte, demſelben das Siegel einzuhändigen. Darauf ſiegelte der König etlichemal ſelber; übergab aber bald darauf das Siegel dem Robert Baybrook, Biſchof von London, weil Scroop ſich von allen Bedienſtungen des Königs losgeſagt hatte. Dieſe That machte den Engländern begreiflich, daß ihr König der ausſchweifendſten Unternehmungen fähig ſey, wenn ihm nicht Einhalt gethan würde. Ueber dieſes ſtund dem Parlament gar nicht an, daß Richard den Biſchöfen die Gewalt ertheilt hatte, die Ketzer in Verhaft nehmen zu dürfen. Derowegen lag das Parlament dem Könige an, dieſe Vergünſtigung zu wiederrufen, welches auch der König eingieng, aus Beyſorge, das Parlament möchte ihm andernfalls die Geldhülfe verſagen.

Um dieſe Zeit lagen beyde Päbſte, Urbanus VI. und Clemens VII. einander immer in den Haaren. Als endlich Urbanus, der die meiſten Anhänger hatte, ſah, daß mit geiſtlichen Waffen wider ſeinen Gegner nichts auszurichten ſey, fand er für gut, ſich der zeitlichen Waffen zu bedienen. Er ſchrieb alſo einen Kreuzzug wider den Clemens aus. Als derſelbe auch in England bekannt gemacht wurde, machten ſich

eine große Menge Leute von allerley Stand ein Vergnügen daraus, demſelben beyzuwohnen.

Der Graf von Cambridge kam um eben dieſe Zeit mit ſeinen Völkern ſehr mißvergnügt aus Portugall zurück, indem der König von Portugall ſich der Engländer blos dazu bediente, um mit dem Könige von Caſtilien einen vortheilhaften Frieden machen zu können. Er gab dieſem Könige ſogar ſeine einige Tochter Beatrix zur Ehe. Durch dieſen Frieden und Verlöbniß verlohr gedachter Graf die Hoffnung ganz und gar, ſeinem Sohn Portugall, und dem Herzog von Lancaſter, Caſtilien zu verſchaffen.

Im Jahr 1383 wurde der Kreuzzug, zu welchem das Parlament ſogar anſehnliche Gelder bewilliget hatte, wirklich unternommeu, und zwar unter Anführung Heinrich Spencers, Biſchof von Norwich. Der erſte Einfall geſchah, aus ganz unbegreiflichen Urſachen, in Flandern; nahm aber auch ein ſchlimmes Ende. Denn als der Graf von Flandern den König von Frankreich zu Hülfe rief, und dieſer mit einer Armee auf die Kreuzbrüder anrückte, wurden ſie ſo in die Enge getrieben, daß ſie froh ſeyn mußten, durch Fürbitte des Herzogs von Bretagne einen freyen Abzug erhalten zu haben.

Unterdeſſen daß die Engländer ſich ohne Noth außer ihrem Reich zu ſchaffen machten, wurden ihre Länder von den Schottländern zum öftern verheert. Das Parlament beſchloß demnach den Krieg wider Schottland, deſſen Führung

rung dem Herzog von Lancaſter übertragen wurde. Der König von Schottland verlangte zwar, auf die Nachricht von dem Parlamentsſchluß, Friede zu machen: es wurde aber ſein Begehren abgeſchlagen, und der Herzog ſtreifte mit ſeinen Völkern bis in die Nachbarſchaft Edimburgs. Dieſes bewog den König von Schottland, zu bitten, daß er in den Stillſtand, der indeſſen zwiſchen Frankreich und England war gemacht worden, möchte mit eingeſchloſſen werden; welches ihm auch, auf Fürbitte des Herzogs von Burgund, bewilligt wurde.

Wider den Herzog von Lancaſter thaten ſich im Jahr 1384 verſchiedene Anzeichen hervor, aus welchen man Grund zu haben glaubte, zu argwohnen, daß er dem Könige Richard nach dem Leben trachte. Doch konnte mit Gewißheit keine Schuld auf ihn gebracht werden.

Indeſſen bedienten ſich doch die übrigen Lieblinge des Königes, die den Herzog gerne entfernt gehabt hätten, im Jahr 1385 dieſer Gelegenheit, bey dem Könige einen Argwohn wider ſeinen Oheim zu erwecken. Der König war leicht wider den Herzog einzunehmen. Daher billigte der König den von ſeinen Staatsbedienten gefaßten Schluß, wider den Herzog eine Klage der beleidigten Majeſtät anzuſtellen, und dabey mit demſelben, als mit einer Privatperſon, zu verfahren, da ein ſolcher Herr blos vor das Gericht der Pairs gefordert werden konnte. Wie der Herzog von dieſen Anſchlägen benachrichtigt

wur-

wurde, fand er nicht für rathſam, ſich der Willkühr ſeiner Feinde Preiß zu geben, ſondern begab ſich in ſein Schloß Pontfract, wo er Völker zuſammen brachte, in dem Vorſatz, ſich wider alle Angreifer zu wehren. Es verſammelten ſich auch ziemlich viele Leute zu ihm: und es hätte vielleicht einen blutigen bürgerlichen Krieg gegeben, wenn nicht die verwittwete Prinzeßinn von Wallis des Königs Mutter, Mittel gefunden hätte, den Herzog mit dem Könige auszuſöhnen.

Da der Stillſtand ſowohl mit Schottland als Frankreich um dieſe Zeit zu Ende gieng, ließ der König Karl eine Armee gegen Guienne anrücken, in der Hoffnung, dieſes Land den Engländern, die damals gar nicht auf einen Krieg gefaßt waren, leicht zu entreiſſen. Zu gleicher Zeit ſchickte er auch dem Könige von Schottland einige Hülfsvölker, um ſich derſelben wider die Engländer zu bedienen. Allein ſo wenig die Engländer damals zu einem Kriege gerüſtet waren, ſo geſchwind wurde gleichwohl ein mächtiges Heer auf die Beine gebracht. Ein Theil davon wurde dem Herzoge von Lancaſter untergeben, um damit die ſtreifenden Schottländer nach Hauſe zu weiſen. Mit dem größten Theil aber erwartete der König Richard ſelbſt in den mittägigen Gegenden die franzöſiſchen Anfälle. Jedoch der König Karl, der eine ſo geſchwinde Rüſtung der Engländer nicht vermuthet hatte, ließ für dieſesmal die Ausführung ſeines Vorhabens fahren. Weil alſo auf dieſer

Seite nichts für England zu beſorgen war, gieng der König mit einem auserleſenen Heer gegen Schottland: welches Reich zu erobern damals ſehr leicht geweſen wäre, wenn nicht der König, auf Anſtiften der Feinde des Herzogs von Lancaſter, die ſchönſten Gelegenheiten, den Schottländern Abbruch zu thun, unverantwortlicher Weiſe aus den Händen gelaſſen hätte; worüber auch großes Murren wider den König entſtund.

Nachdem von den Franzoſen für damalige Zeit nichts zu beſorgen war, und eben damals ſich beſonders günſtige Umſtände für den Herzog von Lancaſter, in Anſehung Caſtiliens, zu ergeben ſchienen: ſo bekam der Herzog aufs neue Luſt, ſein Heil, wegen ſelbigen Reichs, zu verſuchen. Es machte nämlich der König von Caſtilien, nach Abſterben Ferdinands, Königs von Portugall, einen Anſpruch auf Caſtilien, wegen ſeiner Gemahlinn Beatrix, des einigen rechtmäßigen Kindes, ſo der verſtorbene König hinterlaſſen hatte. Weil aber die Portugieſen keinen Caſtilier zum Könige haben wollten, hatten ſie den Johann, einen natürlichen Sohn des verſtorbenen Königs, auf den Thron erhoben. Der König von Caſtilien wollte ſein Recht durch die Waffen geltend machen, und fiel in Portugall ein; woraus er ſich doch bald wieder zurück ziehen mußte. Er hoffte aber, durch den Beyſtand Frankreichs, bald glücklicher zu ſeyn. Dieſes veranlaßte den König von Portugall, daß auch er ſeiner Seits ſich bey England um Hülfe bewarb: wobey er ſich erbot, den Herzog von Lancaſter

caſter nicht nur für einen König von Caſtilien zu erkennen, ſondern ihm auch aus aller Macht, zur Erhaltung dieſes Reichs, beyzuſtehen. Weil nun der König Richard ſowohl, als die Engländer, den Herzog von Lancaſter, als einen unruhigen Kopf, gar gerne aus dem Reich entfernt ſahen, ſo wurde von dem Parlament eine beträchtliche Geldhülfe zu dem vorhabenden Kriege zugeſtanden. Dieſemnach ſchloß der Herzog von Lancaſter, als König von Caſtilien, mit dem Könige von Portugall einen Vergleich.

Zu dieſer Zeit wurde Roger Mortimer, Graf de la Marche, zum Reichsnachfolger in England erklärt, wenn Richard ohne Erben ſterben ſollte. Es war derſelbe ein Sohn der Philippe, der einigen Tochter Lionels, Herzogs von Clarence, der Eduards II. zweyter Sohn war.

Sodann machte der König ſeinen Oheim, den Grafen von Cambridge, zum Herzog von York; und ſeinen andern Oheim, den Grafen von Buckingham, zum Herzoge von Gloceſter.

Im Jahr 1386 gieng der Herzog von Lancaſter mit zwanzig tauſend Mann, und in Begleitung ſeiner Gemahlinn und Töchter, zu Schiffe, landete zu Corogne, und brachte etliche Städte in Gallicien unter ſeine Gewalt. Im Winter dieſes Jahres ſchloß er eine Eheverbindung zwiſchen ſeiner älteſten Tochter, Philippe, und dem Könige von Portugall.

Der

Der Aufenthalt des Herzogs von Lancaſter (t) in Spanien, und die Abweſenheit ſo vieler Völker von England, erweckten bey dem Könige von Frankreich eine Begierde, etwas wider England ſelbſt zu wagen. Zu dieſer Abſicht machte er erſtaunliche Zurüſtungen. Und der Anfall würde vermuthlich für England unglücklich ausgegangen ſeyn, wenn die Franzoſen mit der Ausführung ihres Vorhabens weniger gezaudert hätten. Denn durch dieſes Verweilen bekamen die Engländer Zeit, eine große Heeresmacht aufzubringen; welches den König von Frankreich nöthigte, ſeine Unternehmung noch einige Zeit auszuſetzen.

Als nun der König Richard, zur Unterhaltung einer ſo anſehnlichen Macht, von dem Parlament Geld verlangte, weigerte ſich daſſelbe, dem Könige zu Willen zu ſeyn, wenn er nicht den Großſchatzmeiſter, und den Großkanzler, Grafen von Suffolk, ihrer Aemter entſetzen; und auch diejenigen, ſo öffentliche Gelder unter Händen gehabt, zur Rechenſchaft ziehen würde. Dieſe Forderungen brachten den König ſehr in die Hitze, und er ſchlug das Begehren des Parlaments rund ab; verließ auch ſogleich das Parlament, und gieng nach Eltham. Nach etlichen Tagen ſchickte er ſeinen Kanzler an das Parlament, und ließ demſelben befehlen, das verlangte Hülfsgeld zu verwilligen. Das Parlament, das ſchon ſehr aufge-

(t) *Mezeray.*

aufgebracht war, ließ ihm zurück ſagen, daß es nichts beſchließen werde, ehe der König wieder in dem Parlament erſchiene. Durch dieſe Antwort wurde der König noch mehr erzürnt. Man ſchickte von Seiten des Parlaments Abgeordnete an den König, die ihm ſagen mußten, daß der König zwar das Recht habe, ein Parlament zu verſammeln, das Parlament hingegen auch berechtigt ſey, die Gegenwart des Königs zu begehren. Hernach ſey es einer alten Verordnung gemäß, daß das Parlament, wenn der König, ohne wichtige Urſache, in vierzig Tagen nicht in deſſen Verſammlung erſchiene, aus einander gehen könne; welches von dem Parlament auch dieſesmal geſchehen würde, wofern der König länger nicht in demſelben erſcheinen ſollte. Dieſe dreiſte Erklärung brachte den König außer aller Faſſung ſeines Gemüths, und er ſagte in der Zornhitze heraus: Weil er ſähe, daß ſeine Unterthanen ſich wider ihn empören wollten, ſo ſey er genöthigt, den König von Frankreich um Hülfe anzuſprechen. Die Abgeordneten aber antworteten hierauf nichts, ſondern nahmen Abſchied, nachdem ſie den König nochmals ſehr gebethen hatten, ſich wieder in ſein Parlament, das es gewiß gut mit ihm meyne, zu begeben.

Nach dem Hinweggehen der Abgeordneten beſann ſich Richard eines beſſern. Er gieng in die Parlamentsverſammlung, und bewilligte die Forderungen des Parlaments an ihn durchgängig. Der Kanzler wurde abgeſetzt: man forderte ihn zur Rechenſchaft, und verlangte, er ſolle

alle

alle empfangene Geſchenke herausgeben. Dieſe betrugen dann eine ſo ungeheure Summe, daß Richard darüber erſtaunte. Der Marggraf von Dublin, ein andrer Liebling des Königs, der zum Herzog von Irrland war gemacht worden, wurde verurtheilt, auf dieſer Inſel, mit einem Gnadengehalt, zu bleiben.

Unterdeſſen verſchwand die Furcht vor einem franzöſiſchen Einfall gänzlich, nachdem der König Karl ſeine Armee aus einander gehen laſſen, und ſeine fürchterliche Flotte durch einen Sturm großen Theils eingebüßt hatte.

Sobald von außenher nichts für England zu befürchten war, fieng es an, in dieſem Reiche ſelbſt wieder unruhig zu werden. Der König nämlich ließ ſich in den Kopf kommen, ſeine vorigen Lieblinge wieder zu ſich zu rufen. Er that dieſes mit dem Herzoge von Irrland, dem Grafen von Suffolk, und dem Biſchof von York. Dieſe Herren wurden nicht nur mit ihren vorigen Ehrenſtellen bekleidet, ſondern mit noch gröſſern Gunſtbezeigungen, als vorhin, überhäuft. Hier waren ſie nun vornehmlich auf Rache an ihren Feinden bedacht. Sie bemühten ſich zu dieſem Ende, den König zu überreden, daß er ſich von aller Abhängigkeit von dem Parlament los machen möge. Der König faßte unüberlegt den Schluß, dieſes zu thun. Weil aber ſeine Räthe glaubten, daß ſie ihren Endzweck nicht leicht erreichen könnten, ſo lange der Herzog von Glocester nicht beyſeite geſchafft würde; und ſie dieſes dem Könige ebenfalls vorſtellten: gab

ihnen der König Vollmacht, mit dieſem Herzoge nach ihrem Gutbefinden zu handeln. Darauf beſchloſſen ſie, dem Herzoge bey einem Gaſtmahl Gift beybringen zu laſſen. Jedoch der Herzog wurde gewarnt, und erſchien auf die Einladung nicht.

Die Günſtlinge des Königes ſahen wohl, daß ſie durch Gewalt an ihren Feinden nicht würden Rache üben können. Daher wollten ſie ihnen nur nach und nach, und heimlich, den Untergang bereiten. Sie bemühten ſich deswewegen, dem Könige unvermerkt ein Mißtrauen gegen ſeine rechtſchaffenſten Diener und Unterthanen beyzubringen. Welches auch leicht zu erregen war. Aus dieſer Urſache geſchahe es, daß die Grafen von Arundel und Nottingham, Admirale von England, als ſie im Jahre 1387 viele franzöſiſche, ſpaniſche und flandriſche Kauffardeyſchiffe weggenommen, ja ſogar den Hafen von Breſt, den der Herzog von Bretagne belagert hielt, entſetzten, nicht nur keine Belohnung oder Ehrenbezeugung von dem Könige erhielten, ſondern noch den Vorwurf hören mußten, ſie würden durch ſolche Unternehmungen der Krone England vermuthlich Verdruß zuziehen. Dieſes ganz unerwartete Bezeigen verdroß beyde Herren ſo, daß ſie unverzüglich ihr Amt niederlegten; welches ſodann dem Grafen von Northumberland gegeben wurde.

Bald hernach verſtieß der Herzog von Irrland ſeine Gemahlinn, die eine Enkelinn Eduards III. war; an deren Stelle er ein Frauenzimmer

mer von weit geringerer Herkunft heyrathete. Der König machte aus dieſer dem königlichen Hauſe angethanen Beſchimpfung gar nichts. Deſto empfindlicher war hingegen der Herzog von Gloceſter: der ſich auch verlauten ließ, er werde dieſen Schimpf über kurz oder lang ſchon zu rächen wiſſen. Dieſe Drohung bewog den Herzog von Irrland, daß er ſich beſtrebte, ſeinem Feinde zuvor zu kommen. Derohalben beredete man den König, vor allen Dingen eine Armee zu werben, um ſich furchtbar zu machen; ſodann ein Parlament zu berufen, von deſſen Ergebenheit gegen den König man ſich voraus verſichern müßte. Und alsdann würde der König ſeine Abſichten leicht durchtreiben können.

Der König machte in der That Anſtalten, eine Armee aufzuſtellen. Allein es fanden ſich ſo wenige Leute, die ihm dienen wollten, daß er mit Schande von ſeinem Vorhaben abſtehen mußte. Wobey er überdieß einen noch größern Haß des Volks ſich zuzog, weil er ſeine feindſelige Abſicht wider den Herzog von Gloceſter und in Anſehung des Parlaments, dadurch öffentlich bekannt machte.

Nun erkannte der Herzog von Gloceſter deutlich genug, was wider ihn, und die andern Herren ſeines Theils, beſchloſſen ſey. Ehe er aber doch nebſt den übrigen Gleichgeſinnten die Waffen, zu ſeiner Beſchützung ergrief, wollte er noch einen Verſuch, zu einer unblutigen Abthuung dieſes Handels machen. Er ſchickte daher den Biſchof von London an den König, und

erbot ſich durch denſelben, daß er durch einen Eid ſich von allen auf ihn geworfenen Beſchuldigungen reinigen wolle. Ob nun ſchon der König zu einer Ausſöhnung geneigt war, ſo hintertrieb doch der Graf von Suffolk dieſe gute Geſinnung, durch die Vorſtellung, daß der König niemals ſicher genug auf dem Thron ſeyn werde, ſo lange Gloceſter am Leben ſey. Der Biſchof von London machte hierauf dem Grafen bittere Vorwürfe; welches den König ſo verdroß, daß er dem Biſchof befahl, ihm aus den Augen zu gehen. Sobald die Sachen ſo weit gekommen waren, nahmen die verbundenen Herren weiter keinen Anſtand mehr, ſich zu waffnen. Sie brachten auch, weil ſie bey dem Volk ſehr beliebt waren, leicht eine anſehnliche Macht zuſammen, mit der ſie auf London zu giengen.

Der König hatte, wie ſich hernach durch aufgefangene Briefe entdeckte, den böſen Entſchluß gefaßt, dem Könige von Frankreich Calais und Cherbourg in die Hände zu liefern, damit dieſer ihm mit einer mächtigen Hülfe wider ſeine Unterthanen beyſtehen möchte. Allein die geſchwinde Rüſtung der mißvergnügten Herren hinderte damals die Ausführung dieſes unverantwortlichen Vorhabens.

Indeſſen ſuchte der König die Mißvergnügten durch die Hoffnung eines Vergleichs ſo lange aufzuziehen, bis der Herzog von Irrland eine hinlängliche Macht in dem Lande Wallis, zum Dienſte des Königs, würde geſammelt haben.

Die

Die verbundenen Herren kamen auch wirklich zu dem Könige, von dem ſie verlangten, daß er den Herzog von Irrland, den Grafen von Suffolk, den Erzbiſchof von York und den Richter Treſilian, die es weder mit ihm, noch mit dem Vaterlande, gut meynten, zur verdienten Strafe ziehen ſolle. Uebrigens verſicherten ſie den König ihrer vollkommenen Treue und Ehrfurcht. Der König gab hierauf den Beſcheid, daß er in der nächſten Parlamentsſitzung dieſen Klagen abzuhelfen ſuchen werde. Durch dieſe Antwort hoffte der König die verbundenen einzuſchläfern, und dahin zu bringen, daß ſie ihre Völker auseinander gehen ließen. Allein dieſe waren zu klug, als daß ſie dem bloßen Wort des Königs hätten trauen, oder ihre Völker entlaſſen ſollen. Als dahero der Herzog von Irrland mit ſeiner in Wallis geworbenen Armee angezogen kam, ſchickten die Verbundenen den Grafen von Derby, älteſten Sohn des Herzogs von Lancaſter, mit einem Theil ihres Heers dem Herzog von Irrland entgegen. Der Graf ſchlug den Herzog, der ein ſchlechter Kriegsmann war, leicht in die Flucht. Der König, der durch dieſen widrigen Zufall alle ſeine Abſichten zernichtet ſah, ſuchte ſeine Sicherheit in dem Towr.

Nun hatte der König ſich und ſeine böſe Abſichten gänzlich blos gegeben. Daher rückte im Jahr 1388 das Heer der mißvergnügten Herren wirklich in London ein. Hier verlangten ſie mit dem Könige zu ſprechen. So ungerne derſelbe hieran kam, ſo wenig konnte er es

damals umgehen. In dieſer Unterredung nun hielten die Herren dem Könige alle ſeine böſe Anſchläge vor. Der König antwortete auf alles nicht das geringſte, ſondern vergoß nur Thränen. Dieſes erweichte die Gemüther der Herren: und man nahm die Abrede, daß der König ſich folgenden Tages nach Weſtmünſter begeben ſolle, um daſelbſt mit den Herren gemeinſchaftlich die Regierungsangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Jedoch es waren die Herren kaum hinweggegangen, als ihnen der König ſagen ließ, er könne ſich zu der vorſeyenden Unterredung nicht entſchließen. Dieſe Unbeſtändigkeit erzürnte die Verbundenen dergeſtalt, daß ſie dem Könige alſobald zurück ſagen ließen, wenn auch er nicht in Weſtmünſter erſcheinen würde, ſo gedächten doch ſie um die beſtimmte Zeit daſelbſt ſich einzufinden, um einen andern König zu wählen. Dieſe ernſthafte Erklärung ſchreckte den Richard ſo, daß er nicht nur den folgenden Tag im Weſtmünſter erſchien, ſondern auch ohne Anſtand in die Verbannung ſeiner vornehmſten Günſtlinge, des Erzbiſchofs von York, der Biſchöfe von Durham und Chicheſter, und außer dieſen noch andrer Herren, willigte.

Im Jahr 1389 wurden vor dem Parlament verſchiedene Perſonen des Hochverraths angeklagt, und verurtheilt. Treſilian und etliche andre Richter, wurden gehängt. Andre wurden mit der Landesverweiſung beſtraft; welches auch dem Erzbiſchof von York wiederfuhr. Nach dieſem ließ das Parlament eine allgemeine Verzeihung

hung für beyderſeitige Anhänger bekannt machen. Alsdann wiederholte der König den Eid, den er bey ſeiner Krönung abgelegt hatte: und die Herren huldigten auch dem Könige aufs neue.

Die Schottländer wollten ſich die Unruhen in England zu Nutzen machen, und fielen unter dem Ritter Douglas in England ein. Allein nach dem Ende der Unruhen gieng Heinrich Percy, des Grafen von Northumberland Sohn, auf die Schottländer los, ſchlug ſie, und tödtete den Douglas mit eigner Hand. Als aber der Graf von Dumbar mit friſchen Völkern ankam, hatte Percy das Unglück, geſchlagen und gefangen zu werden.

Um dieſe Zeit hat der Graf von Arundel, den das Parlament zum Großadmiral von England gemacht, den König von Frankreich genöthigt, nicht nur mit dem Herzoge von Bretagne Friede zu machen, ſondern auch mit England einen Stillſtand von drey Jahren einzugehen, in welchem auch Schottland mit begriffen war.

Dem Könige, der nun in ſein ein und zwanzigſtes Jahr getreten war, wurde die Zeit ſehr lange, bis er die Regierung ſelbſt antreten ſollte. Weil er ſich nun für vollkommen geſchickt hielt, das Reichsruder ſelbſt zu führen, ſo ließ er ſeinen Rath zuſammen kommen, dem er den Vortrag that, daß er geſonnen ſey, die Regierung nunmehro ſelbſt zu übernehmen. Sofort ließ er ſich von dem Kanzler das große Siegel wiedergeben, welches er ſogleich dem Biſchof von Winchester

überreichte. Zu gleicher Zeit ſetzte er den Biſchof von Hereford von ſeinem Großſchatzmeiſteramte ab; und entließ aus ſeinem Rath den Herzog von Glocester, den Grafen von Warwik, und andre, die ihm nicht gefielen; deren Stellen er mit gefälligern Perſonen beſetzte. Ob übrigens gleich der König zu dieſem allem die Gewalt hatte, ſo war doch dieſes ſein Verhalten kein gutes Vorzeichen von dem, was künftig geſchehen könnte.

Im Jahr 1390 kam der Herzog von Lancaſter von ſeinem Feldzuge in Spanien zurück. Er hatte daſelbſt ſo glücklich Krieg geführt, daß der König von Caſtilien gezwungen wurde, dem Herzog, außer einer jährlichen anſehnlichen Summe, ſogleich ein ſehr großes Geld zu bezahlen. Außer dieſem wurde eine Vermählung der Catharina, des Herzogs Tochter, mit Heinrich, des Königs von Caſtilien älteſten Sohn, verabredet.

Der König empfieng den Herzog von Lancaſter, dem Anſehen nach, ganz freundlich. Indeſſen wünſchte er doch immer deſſen Entfernung. Um alſo denſelben auf eine gute Art aus dem Reich zu bringen, belehnte er ihn mit dem Herzogthum Guienne, mit eben den Rechten, die der verſtorbene Prinz von Wallis gehabt hatte.

Im Jahr 1391 erneuerte das Parlament eine Verordnung, ſo ſchon unter Eduard III. war gemacht worden, nach welcher alle diejenigen des Hochverraths ſchuldig erklärt wurden, welche, ohne des Königs Erlaubniß, Anwartſchafts-

ſchaftsbriefe auf engländiſche Pfründen vom römiſchen Hofe bringen würden. Der Pabſt widerſetzte ſich zwar dieſem Schluß durch einen deswegen abgeſchickten Nuntius; richtete aber durch alle Drohungen nichts aus.

Der König trieb unterdeſſen eine erſtaunliche Verſchwendung. Seine Ergötzlichkeiten waren unmäßig koſtbar; und die Anzahl ſeiner Hofbedienten unglaublich groß. Außer dem, daß er durch eine ſolche Aufführung ſich bey dem ganzen Volk verhaßt machte, wurde er in die Nothwendigkeit geſetzt, auf allerhand Mittel, Geld zu bekommen, zu denken, die ihm gar wenig Ehre brachten.

So verlangte er im Jahr 1392 von der Stadt London ein Darlehn von tauſend Pfund Sterling: mußte aber erfahren, daß ihm dieſes Geld abgeſchlagen wurde. Der König, ſo durch dieſe Keckheit ſehr aufgebracht war, fand bald eine Gelegenheit, dieſe Beleidigung zu rächen, indem er die Stadt London, bey Gelegenheit eines von einem Beckerjungen erregten geringen Aufſtandes, aller ihrer Freyheiten beraubte, und die Gerichtshöfe nach York verlegte. Der König ſetzte zwar die Stadt, in Anſehung dieſer Dinge, wieder in den vorigen Stand, nachdem ſie dieſe Gefälligkeit durch ein Geſchenk von zehen tauſend Pfund Sterling erkauft hatte: Allein der König verlohr durch dieſes Verhalten die Zuneigung dieſer Hauptſtadt, und erfuhr hernach zu ſeinem Schaden, wie viel er daran verlohren habe.

Im Jahr 1393 kamen Abgeordnete von den Engländern, die in Irrland wohnten, an den König, wider die Einwohner dieſer Inſel um Hülfe zu bitten. Es ſchien überhaupt, daß die Irrländer das Joch der Engländer abzuſchütteln ſuchten, ſo viele Empörungen fiengen ſie ſeit einiger Zeit an. Allein Richard dachte für lauter Luſtbarkeiten an dieſe Inſel gar nicht. Nunmehro aber war es nicht mehr Zeit, die Sache länger zu vernachläßigen. Das Parlament bewilligte Geld genug zu dieſem Kriege: und der König wollte in Perſon zu Felde ziehen.

In dieſem Jahr wurde der König von Frankreich, Karl, mit einer Krankheit befallen, die ihn zum öftern ſeines Verſtandes beraubte. Dahero auch das Vorhaben, von Seiten Englands mit Frankreich wegen eines dauerhaften Friedens zu handeln, unterbleiben mußte.

Im Jahr 1394 ſtarb die Königinn von England. Obgleich Richard ſeine Gemahlinn ſehr betrauerte, ſo ſetzte er doch ſeinen Feldzug wider die Irrländer ins Werk; war auch in ſeinen Verrichtungen ziemlich glücklich.

Allein im Jahr 1395 wurde der König von dem Erzbiſchof von York und Biſchof von London ſehr gebethen, eiligſt nach England zurück zu kommen, weil in der Religion große Verwirrung zu beſorgen ſey. Dieſer große Lerm wurde blos deswegen gemacht, weil die Wiclefiten oder Lollarden, die viele Anhänger unter den Vornehmen und dem Volk hatten, in dem letzten Parlament darauf drangen, daß man eine Verbeſſe-

beſſerung der Kirche vornehmen ſolle. Weil nun aber der Geiſtlichkeit mit dieſer Verbeſſerung nicht gedient ſeyn mochte, ſo machte ſie dem Könige eine ſo fürchterliche Vorſtellung von der hiebey zu beſorgenden Gefahr, daß derſelbe unverzüglich nach England abgieng, und die Befehlhabung über das Heer dem Grafen de la Marche überließ. Zu London unterredete er ſich mit den Geiſtlichen wegen der Maasregeln, die bey dieſer Sache zu nehmen ſeyn möchten.

In dieſem Jahr ſtarb auch der Herzog von Irrland, den wohl niemand, als der König bedauerte.

Der Herzog von Lancaſter, der von dem Herzogthum Guienne Beſitz nehmen wollte, fand im Jahr 1396 viele Schwierigkeiten. Die Einwohner ſtellten vor, daß ſie mit der Krone England genau verbunden wären, und folglich dieſes Land an niemand veräußert werden dürfe. Sie könnten alſo keinen beſondern Herrn erkennen. Durch dieſe gegründete Vorſtellungen wurde der König bewogen, die Schenkung an den Herzog von Lancaſter zu wiederrufen.

Im Jahr 1396 wurde durch die engländiſchen Geſandten ein Verlöbniß zwiſchen König Karls Tochter, Iſabella, und dem Könige Richard, geſchloſſen; auch ein Stillſtand von acht und zwanzig Jahren verabredet.

Noch in dieſem Jahr kamen beyde Könige zwiſchen Andres und Calais zuſammen, allwo das Beylager mit einer erſtaunlichen Pracht und Verſchwendung vollzogen wurde.

Der

Der unmäßige Aufwand, den Richard zu machen nie aufhörte, ſtürzte dieſen Herrn in einen ſolchen Abgrund der Schulden, daß weder die gewöhnlichen Mittel, noch auch das vom Parlament bewilligte Hülfsgeld, hinreichten, denſelben aus ſeinem mittelloſen Stande zu ziehen. Daher ſah er ſich genöthigt, unanſtändige Mittel zu gebrauchen, um etwas Geld zu bekommen. Unter andern nahm er von geiſtlichen und weltlichen Herren, auch reichen Bürgern, Gelder als Darlehen: die Darleiher aber wußten wohl voraus, daß ſie nie würden bezahlt werden.

Der König Richard hatte dem Könige von Navarra, Cherbourg, und dem Herzog von Bretagne, Breſt, gegen ein geringes Geld wieder ausgeliefert; da doch die Engländer dieſe Orte, als ein Unterpfand, wegen der jenen beyden Herren mit großen Koſten geleiſteten Hülfe, zu behalten wünſchten. Ueber dieſe Zurückgabe entſtund ein großes Murren. Inſonderheit unterließ der Herzog von Gloceſter nicht, dem Könige deswegen einen ernſtlichen Vorhalt zu thun. Dieſe Freymüthigkeit machte den alten Groll, ſo der König wider den Herzog trug, aufs neue rege; und er dachte nunmehro ernſtlich darauf, den Herzog ſich von der Seite zu ſchaffen. Er ergrief hiezu ein ſchleuniges Mittel. Er begab ſich nämlich in eigner Perſon auf das Landgut des Herzogs von Gloceſter, und ſagte zu ihm, er möchte eilends mit ihm nach London kommen, weil er daſelbſt wichtige Dinge mit ihm abzu-

abzuhandeln habe. Der Herzog gieng ohne Bedenken mit. Unterwegs aber wurde er unvermuthet von einem Haufen Reuter umringt, die ihn mit ſich führten, und hernach weiter nach Calais ſchafften. Gleich darauf ließ der König auch die Grafen von Arundel und Warwick in den Towr ſetzen. Dergleichen Schickſal auch andern wiederfuhr, denen der König abgeneigt war.

Hierauf berief der König ſeinen Rath zuſammen, um deſſen Meynung wegen der Beſchuldigten zu vernehmen. Der Rath aber, um alle Verantwortung bey einer ſo empfindlichen Sache zu vermeiden, ſagte, der gegenwärtige Handel ſey von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß er durch ein Parlament entſchieden werden müſſe. Dieſe Antwort war dem Könige gar anſtändig. Denn dieſer hatte ſchon ſolche Verfügungen gemacht, daß er ein Parlament zuſammen rufen konnte, das ihm ergeben war.

In dieſem neuen Parlament that der Biſchof von Exceter den Vortrag, in welchem er zuvorderſt behauptete, die Gewalt des Königs ſey ganz unumſchränkt. Nachdem dieſer Satz gut geheißen worden, ſo fieng man an, alle die Verzeihungen zu wiederrufen, welche dem Herzoge von Glouceſter und den übrigen ſeines Theils, vor neun Jahren waren ertheilt worden.

Hernach wurde der Erzbiſchof von Canterbury des Landes verwieſen; der Graf von Arundel enthauptet; und der Graf von Warwick in die Inſel Man verbannt. Den Herzog von

von Glocester ließ der König zu Calais in der Stille umbringen.

Dieſe Strenge würde unter dem Adel vielleicht gefährliche Bewegungen verurſacht haben, wenn nicht der König geſucht hätte, die Vornehmſten, und beſonders die vom königlichen Hauſe, durch allerhand Gnadenbezeugungen zu gewinnen. Dieſemnach machte er den Grafen von Derby, des Herzogs von Lancaſter älteſten Sohn, zum Herzog von Hereford; den Grafen von Rutland, des Herzogs von York älteſten Sohn, zum Herzog von Albemarle; den Grafen von Kent zum Grafen von Surrey; den Grafen von Huntington, des Königs Stiefbruder, zum Herzog von Exceter; den Lord Scroop zum Grafen von Gloceſter ꝛc. Auch theilte er die Güter des Herzogs von Gloceſter, und andrer Verurtheilten, unter dieſe Herren aus.

Im Jahr 1398 trieb der König ſeine Macht, mit Hülfe des damaligen Parlaments, noch viel weiter. Dieſes Parlament machte lauter ſolche Verordnungen, welche die Gewalt des Königes auf den höchſten Grad erhuben. Denn es wurden durch dieſe Parlamentsſchlüſſe die Fälle des Hochverraths ſo vervielfältigt, daß man dieſes Verbrechens faſt ſchuldig werden mußte; es ſey dann, daß man ſich entſchloß, dem Willen des Königs einen unbeſchränkten Gehorſam zu erweiſen. Endlich ernennte das Parlament zwölf Pairs, und ſechs Abgeordnete von den Gemeinen, denen daſſelbe ſeine ganze Gewalt übertrug.

Der

Der König glaubte nunmehro, ſeine Gewalt ſo beveſtigt zu haben, daß ſie durch nichts könne wankend gemacht werden. Er gab auch von dieſer ſeiner Geſinnung etliche ſehr deutliche Beyſpiele. Als nämlich der Herzog von Hereford und der Herzog von Norfolk in Händel mit einander geriethen, befahl ihnen anfänglich der König, ihren Streithandel durch einen Zweykampf auszumachen. Wie ſie aber, dieſes zu thun im Begriff ſtunden, ließ der König ihnen den Streit verbiethen, und verbannte ſie beyde, alſo den Schuldigen, wie den Unſchuldigen, aus dem Reich; den Herzog von Norfolk auf ſein ganzes Leben; den Herzog von Hereford aber auf zehen Jahre. Der erſtere ſtarb bald darauf zu Venedig; der andre hielt ſich in Frankreich auf.

Kurz darauf ſtarb der Herzog von Lancaſter, faſt von niemand bedauert. Anfänglich hatte der König ſich gegen deſſen Sohn, den Herzog von Hereford, wieder etwas gelinder zu bezeigen angefangen; vier Jahre von ſeiner Verbannungszeit vermindert, und ihm andre Vergünſtigungen erwieſen. Allein gleich nach des Herzogs von Lancaſter Abſterben wiederrief der König alles, was er zum Beſten des Herzogs von Hereford beſchloſſen hatte, und zog alle deſſen Güter ein.

Nun ſchien es um die Freyheit und den Wohlſtand Englands geſchehen zu ſeyn. Der König der ſich vor niemand zu fürchten hatte, überließ ſich ſeiner gewöhnlichen Ueppigkeit. Die

kö-

königlichen Räthe ließen alles durcheinander gehen, ohne an eine Verbeſſerung zu denken. Daher thaten die Schottländer eine Streiferey über die andre in England, ohne daß man einige Vertheidigungsanſtalten vorgekehrt hätte. In Frankreich gieng faſt alles verlohren, was daſelbſt der Krone England zuſtändig war. Der Handel wurde durch die franzöſiſchen und niederländiſchen Seeräuber ſehr gehindert. Kurz, das Elend war über die Maaſſen groß: da zumal der Gelderpreſſungen für den König, der alles verſchleuderte, kein Ende und Maaß war.

Die Irrländer fiengen auch an, ſich zu regen, da nur eine geringe Anzahl Engländer in dieſer Inſel ſich befand. In einer Schlacht, die ihnen die Engländer lieferten, wurde der Graf de la Marche, Statthalter dieſer Inſel, getödtet.

Der König Richard wurde durch dieſe Künheit der Irrländer ſehr in den Harniſch gejagt. Daher beſchloß er, dieſes Volk in Perſon zu züchtigen. Zu dieſem Ende warb er ein zahlreiches Heer an. Und weil dieſes neue Koſten erforderte, ſo mußte auf das Volk, zu deſſen großer Beſchwerniß, eine neue Auflage gemacht werden.

Als der König im Jahr 1399 nach Irrland überfahren wollte, ließ er den Grafen von Northumberland, auf den er einen Argwohn geworfen hatte, fordern, unverzüglich zu ihm zu kommen. Wie aber dieſer ſich damit entſchuldigte, daß ſeine Gegenwart in dieſen Gegenden

ſchlech-

ſchlechterdings nöthig ſey, erklärte ihn der König, ohne weiteres Bedenken, für einen Verräther, und ließ alle ſeine Güter einziehen. Hierauf beſtellte er, auf ſeine Abweſenheit, den Herzog von York, ſeinen Oheim, zum Reichsverweſer, und gieng ſodann nach Irrland über. Hier war er verſchiedenemale glücklich, und bewies bey einigen Fällen eine ziemliche Tapferkeit.

Allein dieſe Entfernung aus dem Königreich bereitete dem Könige ein großes Uebel. Da alle Engländer, die wenigen Hofſchmeichler ausgenommen, wider Richard, ſchon einige Zeit her, aufs höchſte erbittert waren, ſo bedienten ſie ſich der Abweſenheit des Königs, und berathſchlagten in heimlichen Zuſammenkünften, wie man ſich den damaligen Beherrſcher vom Halſe ſchaffen könne. Man fand für gut, an den verbannten Erzbiſchof von Canterbury zu ſchreiben, ihm die gegenwärtigen Geſinnungen der Engländer zu entdecken, und zu melden, daß man zu einem Anführer den gleichfalls verwieſenen Herzog von Hereford für den tauglichſten halte: daß dieſer Herr, wenn er ſich in England begeben wolle, einen großen Zulauf und allgemeinen Beyſtand finden werde. Der Herzog, dem der Erzbiſchof dieſes Schreiben zeigte, war gleich ſchlüßig, dieſer Einladung zu folgen. Doch beſchloß er, ſeine Unternehmung ſo einzurichten, daß ſie kein gar großes Aufſehen machen, und er allenfalls dieſelbe, ohne Schwierigkeit, fahren laſſen könne. Demnach fuhr er, nur mit drey Schiffen, und

etwan achtzig Mann, von dem Erzbiſchof von Canterbury begleitet, von Bretagne ab, und ſtrich an den engländiſchen Küſten herum, ohne irgendwo zu landen, ſondern blos, zu erkunden, was ſeine Annäherung bey den Engländern für eine Wirkung thun werde. Sobald man in England erfuhr, daß er in der Nähe ſey, empörte ſich das Volk an vielen Orten; welches dann den Herzog veranlaßte, in der Provinz York anzulanden. Hier ſtieß ſogleich der Graf von Northumberland, und ſein Sohn, Heinrich Percy, mit einiger Mannſchaft zu dem Herzog von Hereford; in kurzer Zeit aber war der Zulauf ſo groß, daß ein Heer von ſechtzig tauſend Mann zuſammen kam.

Der Herzog von York, als Reichsverweſer, berathſchlagten ſich über dieſen Umſtänden mit dem königlichen Rath. Allein weil der Zulauf zu dem Herzog von Hereford ſo gar groß war, ſo wußten ſich die Räthe nicht zu helfen, ſondern faßten den unbedachtſamen Entſchluß, ſich von London hinweg, und nach St. Aban, zu begeben. Dieſe unzeitige Entfernung des Raths, aus der Hauptſtadt, gab Gelegenheit, daß ſich dieſe Stadt unverweilt für den Hereford erklärte; welchem anſehnlichen Beyſpiel ſogleich viele andere folgten.

Der Herzog von Hereford hatte bey ſeiner Ankunft den Namen eines Herzogs von Lancaſter angenommen, und in einem Ausſchreiben

be-

bekannt gemacht, daß er blos gekommen ſey, ſich, wegen der angethanen Ungerechtigkeiten, Genugthuung zu verſchaffen. Dieſes Ausſchreiben machte einen großen Eindruck in die Gemüther der Engländer. Als dahero der Reichsverweſer Völker werben laſſen wollte, fand ſich ſchier niemand, der Dienſte hätte thun mögen. Als die königlichen Räthe dieſes ſahen, glaubten ſie, auf ihre Sicherheit bedacht ſeyn zu müſſen. Dahero giengen ſie aus einander, ein jeder, wohin es ihm beliebte. Der Herzog von York, da er ſich von allen Räthen verlaſſen ſah, legte ſeine Reichsverweſung endlich auch nieder, und überließ das Königreich ſeinem Schickſal.

Der Herzog von Hereford ſäumte ſich nicht, nach London zu gehen, wohin ihn die Einwohner berufen hatten. Sein Einzug in dieſe Stadt war einem Triumph ähnlich; ſo allgemein war die Freude. Der Herzog hielt ſich hier nur wenige Tage auf, und rückte mit ſeiner Armee vor Briſtol, wohin einige der königlichen Räthe ſich geflüchtet hatten. Die Stadt ergab ſich freywillig: das Schloß aber, welches ſich wehrte, wurde durch heftige Beſtürmungen genöthigt, ſich nach wenig Tagen zu ergeben. Das erhitzte Volk ruhte hier nicht, bis der Herzog befahl, den Grafen von Wiltshire, nebſt andern Herren des königlichen Raths, hinzurichten. Hierauf neigte ſich das ganze Königreich auf des Herzogs Seite. Selbſt der Herzog von York

ſtellte ſich ein, um dem Herzog von Hereford, ſeinem Neffen, mit Rath beyzuſtehen.

Inzwiſchen wußte der König, welcher ſich in Irrland befand, drey Wochen lang nichts von den großen Veränderungen in England, weil, wegen widrigen Windes, keine Nachricht nach Irrland kommen konnte. Sobald er aber von der Empörung benachrichtigt wurde, beſchloß er, nach England überzufahren; ſchickte auch den Grafen von Salisbury voraus, um in Wallis Völker anzuwerben. Der Graf befolgte ſeinen Auftrag mit einem ſolchen Eifer, daß er in kurzer Zeit vierzig tauſend Mann zuſammen brachte. Wäre hier Richard zeitlich genug angekommen, ſo hätte wenigſtens der Streit noch zweifelhaft werden können. Allein da widrige Winde den König aufhielten; auch unter dem Heer des Grafen von Salisbury das Gerücht entſtund, der König ſey in Irrland geſtorben: ſo verlief ſich dieſe Armee, unerachtet aller Mühe, die ſich Salisbury gab, ſie beyſammen zu erhalten.

Als Richard bey ſeiner Anländung in England erfuhr, daß das für ihn verſammelte Heer auseinander gegangen ſey, ſo gerieth er in die äuſſerſte Verlegenheit. Seine Feldherren thaten ihm zwar allerhand Vorſchläge: allein es ſchien ihm keiner ſicher genug zu ſeyn. Dahero machte er ſich in der Stille von ſeinen Leuten hinweg, und begab ſich in das Schloß Conway, welches zwar eine ſehr ſtarke Veſtung, aber dazu-

mal

mal ſchlecht verſehen war. Sobald der König ſich entfernt hatte, zerbrach der Oberhofmeiſter, Graf von Worceſter, in Gegenwart der königlichen Bedienten, ſeinen Stab (u), und trat zu dem Herzog von Lancaſter (welchen Namen der Herzog von Hereford, wie ſchon gedacht, angenommen hatte) über.

Richard ſah ſich in ſeinem Schloß faſt von jedermann verlaſſen. Dieſer betrübte Zuſtand bewog ihn, in der Großmuth ſeines Feindes Zuflucht zu ſuchen. Er ließ demnach dem Herzog von Lancaſter ſagen, daß er bereit ſey, ſich den Bedingungen, die derſelbe für billig halten würde, zu unterwerfen; und bat, jemand zu ihm zu ſchicken, mit dem er dießfalls ſich beſprechen könne. Der Herzog ſchickte den Erzbiſchof von Canterbury, nebſt dem Grafen von Northumberland, an den König, welcher gegen dieſe Herren ſich verlauten ließ, daß er zufrieden ſeyn wolle, wenn man ihm ein anſtändiges Gehalt für ſich, und etliche wenige Perſonen, gäbe; da er dann als eine Privatperſon zu leben geſonnen ſey. Indeſſen bat er, mit dem Herzoge ſelbſt ſprechen zu können. Dieſe Zuſammenkunft geſchah wirklich zu Flint. Von da reiſten beyde Fürſten

 mit

(u) Der weiße Stab, den die Bedienten des königlichen Hauſes führten, war ein Zeichen ihrer Würde. Zerbrachen ſie denſelben, ſo hörte ihre Gewalt auf.

mit einander nach London, allwo der König in dem Towr verwahrlich aufbehalten wurde.

Unterdeſſen berathſchlagte ſich der Herzog mit ſeinen Freunden, was man in dieſer Sache weiter zu thun habe. Die Meynungen wurden endlich dahin vereinigt, daß man erſtlich den Richard zu vermögen ſuchen ſolle, ſich von der Krone feyerlich los zu ſagen; daß ihn ſodann das Parlament abſetzen, und hernach den Herzog von Lancaſter, wegen ſeiner großen Verdienſte, zum Könige machen ſolle.

Nach dieſem gefaßten Entſchluß begab ſich der Herzog mit vielen Herren in den Towr, woſelbſt ihm Richard die Krone, den Zepter und die übrigen Reichskleinodien, übergab, und zugleich durch eine von ihm unterſchriebene Erklärung ſich der königlichen Regierung unwürdig bekannte.

Hierauf wurde das Parlament verſammelt. In demſelben wurde für gut befunden, gewiſſe Punkte aufzuſetzen, welche die Urſachen enthalten ſollten, warum man zur Abſetzung des Königs geſchritten ſey. Wir finden für unnöthig, dieſe Beſchuldigungen nach der Reihe hier einzurücken. Man kann einen guten Theil davon ſchon aus der Regierung Richards ſelbſt vermuthen.

Nachdem dieſe Artikel dem Parlament überreicht und von demſelben gut geheißen worden,

ſo wurde Richard feyerlich abgeſetzt, und ihm dieſe Abſetzung zu wiſſen gethan.

Hierauf hielt der Herzog von Lancaſter um die königliche Würde an. Ohne die Gültigkeit der Gründe, worauf der Herzog ſeinen Anſpruch baute, gehörig zu unterſuchen, erkannte das Parlament ihm die Krone zu; und er wurde den 30 Sept. als König von England, Frankreich und Herr von Irrland, ausgerufen.

So endigte ſich die Regierung Richards; von deſſen Gemüthsart gleich beym Anfang ſeines Regiments ſchon ſo viel angemerkt worden iſt, daß es überflüßig ſeyn würde, weiter etwas davon zu ſagen.

Zuſtand der Engländiſchen Kirche.

Von der Regierung Eduards I. alſo vom Jahr 1272 an, bis an das Ende der Regierung Richards II. alſo bis an das Jahr 1399.

Von der Zeit des Johann ohne Land, ſahen die Päbſte England für ein erobertes Land an, und trieben dahero in demſelben ihre Gewalt auf das höchſte. Man kann ſich von dieſem ausſchweifenden Mißbrauch der päbſtlichen Gewalt, theils aus der Geſchichtserzählung ſelbiger Zeiten, theils aus den Klagen der Engländer, die ſie über dieſe Mißbräuche geführt haben, eine hinlängliche Vorſtellung machen. Wir wollen hier nur etliche der wichtigſten Beſchwerden, ſo die Engländer wider den römiſchen Hof geführt haben, melden.

Die Engländer klagten alſo

1) über die häufigen Appellationen aus England an den römiſchen Hof, und daß man ſie daſelbſt ohne Unterſchied annehme.

2) Daß

2) Daß der Pabſt, wider die Gerechtſame des Königs, der Capitel und Patronen, ſich die Vergebung faſt aller Pfründen anmaaße; und noch dazu dieſelben meiſtens Ausländern ertheile.
3) Daß der engländiſchen Geiſtlichkeit von dem Pabſt ſo häufige Abgaben zugemuthet werden.
4) Ueber die Eintreibung des Peterpfennigs.
5) Daß die Geiſtlichkeit ihre Gewalt viel zu weit ausſtrecke: und bey allen Gelegenheiten ſich, zum Nachtheil Englands, auf die Seite des Pabſts neige ꝛc.

Der Pabſt hingegen unterließ ebenfalls nicht, über die Engländer Klagen zu führen, und beſchwerte ſich unter andern: daß man ſeine Nuntien an der Ausrichtung ihrer aufhabenden Befehle hindere: daß die Könige oftmals der Geiſtlichkeit in ihrer Gerichtsbarkeit Eingriffe thäten: daß man die Geiſtlichen in weltlichen Gerichten verurtheile: daß die Steuer von tauſend Mark, die England dem heiligen Stuhl ſchuldig ſey, nicht richtig bezahlt werde ꝛc.

Jedoch die Engländer, welche dieſes Jochs müde werden mußten, fanden nach und nach Mittel, die übertriebene Gewalt des Pabſts in ihrem Reich einzuſchränken.

Erſtlich waren ſie darauf bedacht, den Zuwachs der Reichthümer der Geiſtlichkeit zu hindern. Dahin gehört zuvörderſt Eduards I. löbliche Verordnung, von der todten Hand,

 nach

nach welcher jedermann verbothen wurde, ohne des Königs Erlaubniß, ſeine Güter an ſolche Geſellſchaften zu vermachen, welche nicht ausſterben oder abgehen; dergleichen ja die Klöſter und dergleichen ſind. Ferner war zu jener Abſicht gar dienlich, daß Eduard I. die Biſchöfe nöthigte, der Bedingung der Bulle von den Anwartſchaftsbrieſen, welche ihnen die zeitlichen Güter ihrer Stifter ertheilte, zu entſagen.

Dem Könige Eduard II. fehlte es nur an Muth, das, was ſein Reichsvorfahrer wohl angefangen hatte, auszuführen. Gewiſſe Umſtände nöthigten ihn, des römiſchen Hofs möglichſt zu ſchonen. Dahero die muthigen Entſchlieſſungen des Parlaments unkräftig blieben.

Eduard III. zeigte mehr Herzhaftigkeit in dieſer Sache. Er verordnete erſtlich, daß derjenige, ſo einen Anwartſchaftsbrief von Rom verlangen würde, ins Gefängniß geworfen, und von dem Könige nach Gutdünken beſtraft werden ſolle. Hernach gab er eine Verordnung heraus, nach welcher alle königliche Unterthanen, die eine vor die Richter in England gehörige Sache an einem auswärtigen Gerichtshof anhängig machen würden, gefangen, und ihre Güter von dem Könige eingezogen werden ſollen.

Unter Richard wurde der Geiſtlichkeit auf das ſchärfſte verbothen, an den Pabſt einige Abgabe zu bezahlen.

Der Pabſt Johann XXII. mengte ſich auch in die weltlichen Händel der Engländer, indem er zwiſchen England und Schottland einen Still-

Stillſtand bekannt machen ließ, ohne daß die ſtreitenden Häupter darein gewilligt hätten; und zugleich ſeinem Legaten befahl, die beyden Könige, nebſt ihren Unterthanen, durch die Strafe des Bannes, zur Beobachtung des zu ſchlieſſenden Friedens anzuhalten.

Im Jahr 1286 oder 1287 verdammte Peckam, Erzbiſchof von Canterbury, etliche Sätze, welche von einem Dominicanermönch, Namens Knapwell, behauptet wurden. Wir wollen etliche davon anführen, um die Denkungsart der damaligen Gelehrten kennen zu lernen.

1) Der todte Leib Chriſti hat nicht eben die weſentliche Bildung gehabt, als ſein lebendiger Leib.
2) Nach der Auferſtehung des Heilandes, wird das Brod, durch die Worte, das iſt mein Leib, in den ganzen lebendigen Leib deſſelben verwandelt.
3) In Glaubensſachen ſoll man nicht bey dem Anſehen des Pabſts, oder irgend eines Prieſters, ſtehen bleiben; ſondern die heilige Schrift, und die daraus vernünftig gezogene Folgen, ſind der Grund unſers Glaubens ꝛc.

Nun iſt es Zeit, auf die Wicleſiſchen Streitigkeiten zu kommen, welche in dem vierzehenden Jahrhundert in England ſo großes Aufſehen gemacht haben.

Johann Wiclef, oder vielmehr Wiclif, war zu Oxford, wo er erzogen worden, Lehrer

der Gottesgelehrtheit. Seine Fähigkeit, ſchöner Geiſt und Gelehrſamkeit machten ihn bey Jolip, dem Erzbiſchof von Canterbury, ſo beliebt, daß er ihn in dem von ihm geſtifteten Collegium zu Oxford zum Rector machte. Obgleich Wiclef ſein Amt ohne Tadel verwaltete, ſo wurde er doch von dem folgenden Erzbiſchof Langham abgeſetzt, und einem Mönch, Woodhull, dieſe Stelle gegeben. Weil aber das Collegium ſeinen Wiclef nicht laſſen wollte, ſo wurde die Sache nach Rom gebracht, und daſelbſt zum Vortheil des Woodhull entſchieden. Bald hernach bekam Wiclef den Pfarrdienſt Lutterworth, in dem Stift Lincoln. Hier fieng er nun an, ſowohl in Predigten, als Schriften, ſolche Meynungen auszuſtreuen, welche ſich mit der herrſchenden Lehre damaliger Zeiten nicht wohl reimen wollten. Wir wollen die vornehmſten hieher ſetzen:

1) Das heilige Abendmahl iſt, nach der Einſeegnung, nicht der wahre Leib Jeſu Chriſti, ſondern nur ein Sinnbild deſſelben.
2) Petrus hat keine größere Gewalt gehabt, als die andern Apoſtel. Und weder die römiſche, noch irgend eine andre Kirche, iſt das Haupt der allgemeinen Kirche.
3) Der Pabſt hat, bey Verwaltung des Amts der Schlüſſel, nicht mehr Gewalt, als ein jeder andrer Prieſter.

4) Wenn

4) Wenn eine Kirche ihre Güter übel anwendet, ſo iſt des Landesherrn Pflicht, ſie derſelben zu berauben.

5) Der Pabſt und ſeine Geiſtlichkeit ſollen keine Gefängniſſe haben, um diejenigen, ſo wider die Kirchenzucht ſich verſündigen, zu beſtrafen: d. i. die Geiſtlichkeit ſolle zwar die Gewalt zu löſen und zu binden, aber keinesweges das Recht haben, den Sündern zeitliche Strafen aufzulegen.

Es werden zwar die Lehren des Wiclef von andern immer etwas verändert vorgetragen. Allein dieſe, ſo wir angeführt haben, ſind die erſten, ſo heraus gekommen. Und unſre Abſicht erlaubet ja nicht, uns in einige Unterſuchung von Streitſätzen einzulaſſen.

Die Lehrſätze Wiclefs wurden eifrig behauptet, und fanden nicht nur unter den Gelehrten, ſondern auch unter den Großen vielen Beyfall. Unter den letztern befanden ſich, der Herzog von Lancaſter, und der Lord Percy, Graf Marſchall.

Sobald Pabſt Gregorius XI. erfuhr, daß Wiclefs Lehren ſich ſehr ausbreiteten, befahl er dem Erzbiſchof von Canterbury, und dem Biſchof von London, den Wiclef in Verhaft nehmen zu laſſen, ihn um ſeine Lehre zu befragen, und davon nach Rom Bericht zu erſtatten. Weil es aber, wegen der mächtigen Beſchützer Wiclefs, nicht rathſam war, Gewalt zu brauchen, ſo wurde Wiclef von beyden Prälaten nur

in

in die Kirche St. Paul vorgefordert; wohin ein ungemeiner Zuſammenlauf von Großen, und dem Volk, war. Jedoch es wurde dieſe Verſammlung, durch die allzu große Hitze des Biſchofs von London und der beyden oben gedachten Herren, zerriſſen.

Unterdeſſen wurden der Anhänger Wiclefs immer mehrere. Der Pabſt befahl der Univerſität Oxford, den Wiclef zu ſtrafen. Aber dieſes geſchah nicht. Hernach ſchickte er neue Befehle an die vorgedachten Prälaten, den Wiclef auf alle Weiſe zu verfolgen. Allein, auch nach Eduard III. Tode getrauten dieſelben ſich nicht, wegen des Herzogs von Lancaſter, etwas gewaltthätiges mit ihm vorzunehmen.

Man gieng alſo abermal den gelindern Weg, und Wiclef wurde nach Lambeth, einem Landhauſe des Erzbiſchofs, berufen. Vor dieſen Geiſtlichen erklärte Wiclef ſeine Meynungen in ſehr allgemeinen und zweydeutigen Ausdrücken. Indem man aber ſich über dieſe Sache beſprach, trat ein Edelmann, Namens Clifford, unvermuthet in die Verſammlung ein, und verbot den Biſchöfen mit einer gebietheriſchen Art, in dieſer Sache weiter zu gehen. Die Dreiſtigkeit, womit Clifford ſein Verbot ausſprach, machte die ganze Verſammlung aufmerkſam: und die Biſchöfe, weil ſie nicht wußten, von wem dieſes Verbot herrühre, getrauten ſich nicht, etwas weiter zu thun; zumal da das Volk ebenfalls nicht leiden wollte, dem Wiclef zu nahe zu treten. Wiclef wurde alſo abermals entlaſſen, ihm aber unter-

unterſagt das Volk mit ſo bedenklichen Meynungen anzuſtecken. Von dieſer Zeit an lebte er ruhig auf ſeiner Pfarre. Doch hielt einige Zeit hernach der Erzbiſchof von Canterbury, Courtney, zu London eine Verſammlung der Geiſtlichkeit, in welcher Wiclefs Lehre verdammt wurde. Dieſe aber breitete ſich dem ungeachtet erſtaunlich aus, und ganz England wimmelte von Lollarden; denn ſo nennte man, wie ſchon gedacht worden, Wiclefs Anhänger. Wiclef für ſeine Perſon blieb unangetaſtet bis an ſeinen Tod, der im Jahr 1384 erfolgte.

Seine Schüler pflanzten die Lehren ihres Meiſters, zu denen ſie vielleicht hie und da etwas von dem ihrigen mögen angehängt haben, mit allem Muth und Eifer fort.

Im Jahr 1389 trennten die Wicleſiten ſich gänzlich von der römiſchen Kirche.

Im Jahr 1395 erſuchten ſie das Parlament, daß es ihre Lehre öffentlich genehm halten möge. Sie hatten zu dieſem Ende gewiſſe Sätze abgefaßt, welche ſie dem Parlament vorlegten, und welche zugleich die Beweggründe enthalten ſollten, warum ihre Meynungen eine gute Aufnahme verdienten. Wir wollen, nach unſrer Gewohnheit, die merkwürdigſten davon hieher ſetzen.

1) Die römiſche Prieſterſchaft, die ſich über alles erhebet, iſt nicht diejenige, die Jeſus eingeſetzt hat.

2) Das Geſetz vom eheloſen Leben richtet unendliche Unordnungen und Aergerniſſe in der Kirche an.

3) Die

3) Die Lehre von der Transſubſtantiation verführet die meiſten Chriſten zu einer Abgötterey.

4) Die Ohrenbeichte dienet zu nichts, als die Prieſter hochmüthiger zu machen, und ihnen Gelegenheit zu geben, daß ſie an vielen Ränken Theil nehmen.

5) Wallfahrten und Opfer, ſo man den Bildern der Heiligen bringet, ſind eine Abgötterey.

6) Das Gelübde der Keuſchheit, welches von Weibsperſonen gethan wird, verurſachet die größten Unordnungen, und die Ermordung vieler Kinder.

7) Alle Handwerker, ſo nur die Ueppigkeit unterhalten, ſoll man aus der bürgerlichen Geſellſchaft verbannen ꝛc.

Dieſe Vorſtellung beunruhigte die engländiſche Geiſtlichkeit ſo ſehr, daß ſie deswegen den König aus Irrland herüber zu gehen erſuchen ließ; wovon ſchon in der Geſchichte Richards II. geſagt worden.

Weiter iſt, in Anſehung dieſer Streitigkeit, nichts erhebliches vorgefallen. Nur iſt noch zu bemerken, daß einige gebohrne Böhmen, ſo damals zu Oxford der Wiſſenſchaften ſich befließen, Wiclefs Lehren nachmals auch in ihrem Vaterlande ausgeſtreut haben.

Nun wollen wir auch einiger Kirchenverſammlungen gedenken.

Un=

Unter Eduard I. wurde von Johann von Peckam, Erzbiſchof von Canterbury, eine Kirchenverſammlung angeſtellt, in welcher faſt lauter Verordnungen, die den königlichen Vorrechten nachtheilig waren, gemacht wurden; weswegen auch der Erzbiſchof ſie nachgehends wiederrufen mußte.

Im Jahr 1281 hielt eben dieſer Erzbiſchof zu Lambeth eine Provincialverſammlung ſeiner Geiſtlichkeit, in welcher z. E. verordnet wurde: Man ſolle das Volk belehren, daß der Leib und Blut Jeſu in der Geſtalt des Brodes allein enthalten, und das, was die Laien in dem Kelch bekämen, bloßer Wein ſey, vermittelſt deſſen man die andre Geſtalt des Sacraments hinab ſchwemme: die Prieſter ſollen ihre Zuhörer in einer denſelben bekannten Sprache unterrichten ꝛc.

Endlich wollen wir auch der Geiſtlichen Meldung thun, welche in dieſem Zeitabſchnitte ſich durch Verdienſte und Gelehrſamkeit hervorgethan haben.

Robert Kilwarby, ein Franciſcaner, war ein für damalige Zeiten ſehr gelehrter Mann; der auch einige theologiſche Abhandlungen geſchrieben hat. Er wurde unter Eduard I. Erzbiſchof von Canterbury, und zuletzt Cardinal.

Robert Burnel, Biſchof von Bath, wurde ebenfalls für ſehr gelehrt gehalten, zumal in

dem bürgerlichen und Kirchenrechte. Er hat Auslegungen über die heilige Schrift herausgegeben.

Robert Winchelſey ,Erzbiſchof von Canterbury, wird vornehmlich wegen ſeiner Gutthätigkeit erhoben, indem er wöchentlich zweymal vier tauſend Arme geſpeiſt, und ſonſt auch mittelloſe Studenten, auf beyden engländiſchen Univerſitäten, unterhalten.

Johann Button, Biſchof von Hereford, war des Rechts vortrefflich kundig. Man rühmet ſehr ſeine Schrift: De Iuribus Anglicanis. Er ſtarb im Jahr 1275.

Johann Duns Scot, der unter Eduard I. lebte, iſt viel zu bekannt, als daß man hier erſt Nachricht von ihm geben müßte. Er war Lehrer der Gottesgelehrtheit zu Oxford und Paris: und ſtarb im Jahr 1309 oder 1310.

Walther Stapleton, Biſchof von Excester, iſt ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit, als auch wegen ſeiner Geſchicklichkeit in Staatsgeſchäfften, beſonders aber wegen ſeiner Treue gegen Eduard II. bekannt.

Bradwardin, Erzbiſchof von Canterbury, war in der Weltweisheit, Mathematik und Gottesgelehrtheit ſehr erfahren. Er ſchrieb wider die Pelagianer ein Buch, das man rühmet, unter dem Titel: Cauſa Dei. Außerdem lobet man

man ſeine große Demuth und Eifer für das Wohl der ihm anvertrauten Seelen.

Wilhelm Occam, ein Schüler des vorgedachten Scot, iſt ebenfalls in der gelehrten Geſchichte ſo bekannt, daß wir hier nicht nöthig haben, etwas mehrers von ihm zu ſagen.

Richard Fitz-Ralph, Erzbiſchof von Armagh in Irrland, iſt vornehmlich wegen der Feindſchaft, die er gegen die Mönche getragen, bekannt. Er grief ſie öffentlich in Predigten an. Der Pabſt, welcher ſich damals zu Avignon befand, forderte ihn deswegen vor ſich. Er erſchien, und behauptete ſeine vorige Meynung unerſchrocken: ſtarb aber vor Ausgang der Sache im Jahr 1360. Er hat die Bibel in die engländiſche Sprache überſetzt.

Das eilfte Buch.

Welches

die Regierungen Heinrichs IV. und Heinrichs V. enthält.

Heinrich IV.

mit dem Zunamen, von Bullingbrook,

vom Jahr 1399.

Heinrich von Lancaſter, der ſeinen Beynamen von dem Ort ſeiner Geburt erhalten, wurde den 30 Sept. des angezeigten Jahrs zum Könige ausgerufen, und trat auch die Regierung alſogleich an.

Edmund Mortimer, Graf de la Marche, fand nicht rathſam, mit ſeinen Anſprüchen auf die engländiſche Krone hervor zu treten, ſondern begab ſich auf ſein Landgut zu Wigmor, an den Gränzen von Wallis.

Der König Heinrich hatte indeſſen das Parlament zuſammenkommen laſſen, in welchem der Erzbiſchof von Canterbury, im Namen des neuen Königs, lauter Gutes verſprach. Worauf das Parlament verlängert wurde.

Inzwi-

Inzwiſchen vergab der König (a) einige Aemter, die entweder gar erledigt, oder mit Perſonen beſetzt waren, die ihm nicht anſtunden. Den Heinrich Percy, Grafen von Northumberland, der ihm bekanntlich große Dienſte gethan hatte, machte er zum Großconnetable; und den Radulph Newil, Grafen von Weſtmorland, zum Grafmarſchall. Dem Percy ſchenkte er kurz darauf auch die Inſel Man. Damit verknüpfte er noch das Vorrecht, bey der königlichen Krönung, das Schwerd, Lancaſter genannt, zur Linken des Königs zu tragen. Dieſes Schwerd trug der König, als er in England ans Land ſtieg. Ueberdies beehrte er dieſes Herrn zweyten Sohn, Thomas von Lancaſter, mit dem Amt eines Großſeneſchal; welche Stelle nothwendig noch vor der Krönung beſetzt werden mußte, weil alle, die bey der Krönung Dienſte zu thun hatten, an das Gericht des Großſeneſchal angewieſen waren.

Den 13 Oct. gieng die königliche Krönung, mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten, vor ſich.

Hierauf machte der König ſeinen älteſten Sohn, von dreyzehen Jahren, zum Herzog von Cornwallien, Prinzen von Wallis, und Grafen von Cheſter.

Bald nach der königlichen Krönung wurde das Parlament wieder verſammelt; welches ſehr merkwürdige Verordnungen abfaßte, die wir nicht übergehen dürfen.

(a) *Acta publica* Tom. VIII.

Es wurde alſo in dieſer Verſammlung unterſucht, was inſonderheit von dem Parlament, das im Jahr 1397 zu Weſtmünſter angefangen, und bis ins Jahr 1398 zu Shrewsbury gewährt, zu unrechtmäßiger Ausdehnung der königlichen Gewalt, war beſchloſſen worden. Alles nun, was hierinn von dieſer Verſammlung war verordnet worden, nebſt allen Verurtheilungen gewiſſer Perſonen, wurde von dem gegenwärtigen Parlament für gänzlich ungültig erklärt. Hingegen wurden die von jener Verſammlung aufgehobenen Verordnungen von dem dießmaligen Parlament aufs neue beſtätigt. Zugleich wurde veſtgeſetzt, daß das Königreich England von aller auswärtigen Macht, beſonders des römiſchen Hofs, unabhängig ſey. Weil auch das Parlament zu Shrewsbury die Fälle, den Hochverrath zu begehen, ſo ſehr vermehrt hatte, daß man ſich vor dieſem Verbrechen faſt nicht frey halten konnte: ſo ſchränkte hingegen das gegenwärtige Parlament das Verbrechen des Hochverraths, der Verordnung, ſo unter Eduard III. gemacht worden, gemäß, viel enger ein.

Hierauf wurde eine Unterſuchung wider die Günſtlinge des vorigen Königs, als die Urheber der unter der vorigen Regierung zu Schulden gekommenen Unordnungen, angeſtellt. Man erklärte das von jenem Parlament wider den Grafen von Arundel und von Warwick geſprochene Urtheil für nichtig. Hernach wurde der Spruch wider die Ankläger gethan, daß ſie ſowohl der

neuen Namen, mit denen ſie der vorige König beehrt hatte, als auch der ihnen gegebenen Länder, verluſtig ſeyn ſollten. Jedoch der König milderte bey einigen Herren die Schärfe dieſes Urtheils. Bald darauf ließ Heinrich, auf Anſuchen des Parlaments, eine allgemeine Verzeihung bekannt machen; von welcher aber die Mörder des Herzogs von Glouceſter ausgeſchloſſen waren.

Hiernächſt machte das Parlament eine Verordnung, nach welcher die Reichsnachfolge bey dem Hauſe Lancaſter veſtgeſetzt wurde, ſo daß erſtlich des Königs älteſter Sohn, der Prinz von Wallis; und wann hier alles ausgienge, die Brüder des Königs und ihre Nachkommen, auf dem Thron nachfolgen ſollten.

Ehe dieſes Parlament aus einander gieng, wollte der König deſſen Meynung, wegen des abgeſetzten Königs Richard, vernehmen. Man kann leicht erachten, daß ſich ein jeder werde gehütet haben, ſeine eigentlichen Gedanken darüber zu entdecken. Daher war es ſehr unerwartet, als Thomas Merks, Biſchof von Carlisle, aufſtund, und in einer öffentlichen Rede die Unrechtmäßigkeit ſowohl der Abſetzung Richards, als der Erwählung Heinrichs, darzuthun ſich erkühnte. So wohlgegründet vielleicht manches in dieſer Rede geweſen, ſo wenig Wirkung that dieſelbe bey der Verſammlung, weil am Ende der Rede eine unanſtändige Leidenſchaft, und Bitterkeit gegen den neuen König, ſich deutlich offenbarte. Der Biſchof erhielt alſo mit ſeinem

unüberlegten Eifer nichts, als daß er auf einige Zeit ins Gefängniß geſetzt, hernach aber wieder losgelaſſen wurde.

Nach Verwerfung der Meynung des Biſchofs, wurde von dem Parlament, wegen des abgeſetzten Königs, dieſer Schluß abgefaßt; daß Richard Zeit Lebens im Gefängniß behalten, und auf eine anſtändige Weiſe daſelbſt ernährt, aber alſogleich ſollte hingerichtet werden, wenn jemand zu ſeiner Befreyung Hand anlegen würde.

Indeſſen währte die Synode zu **London** noch fort. Der König wollte gleich anfangs ſich die Zuneigung der Geiſtlichkeit erwerben. Dahero ſchickte er in dieſe Verſammlung die Grafen von **Northumberland** und **Weſtmorland**, welche der verſammelten Geiſtlichkeit im Namen des Königs die Verſicherung gaben, daß der König ſie bey ihren Vorrechten und Freyheiten ſchützen, und inſonderheit wider die Ketzer ihr kräftig beyſtehen wolle. Ueber welche Erklärung die Geiſtlichkeit ſehr vergnügt war.

Nachdem **Heinrich** ſich des Beſitzes der königlichen Würde, in Abſicht auf ſein Volk, verſichert hielt, war er nunmehro darauf bedacht, wie er die Rechtmäßigkeit ſeiner Gelangung zum Thron auch auswärtigen Fürſten darlegen möge. Er ließ alſo an die vornehmſten Höfe von **Europa** Geſandte gehen, welche ſeiner Sache einen guten Anſchein geben ſollten. Inſonderheit war er beſorgt, den franzöſiſchen König zu beruhigen, als welcher freylich das ſeinem Eidam angethane

Un-

Unrecht nicht gleichgültig anſehen konnte. Es wurden alſo der Biſchof von Durham und der Graf von Worceſter an den König von Frankreich abgeordnet.

Um dieſe Zeit fiengen die Einwohner von Guienne an, ſich zu empören. Die Stadt Bourdeaux inſonderheit, wo Richard gebohren war, ſetzte die ganze Provinz in Bewegung. Und die Gaſcogner drohten bereits, daß ſie ſich an Frankreich ergeben wollten. Der König von Frankreich, der dieſe Geſinnungen wußte, ließ auch dieſe Unruhen, ſo viel möglich, unterhalten. Jedoch die Klugheit und Herzhaftigkeit des Robert Knolles, und die Mäßigung des zu Paris befindlichen engländiſchen Geſandten, Grafen von Worceſter, ſtillten für dießmal eine ſo gefährliche Unruhe.

Heinrich hatte ſich vorgeſetzt, mit den auswärtigen Staaten ein gutes Verſtändniß zu unterhalten, bis er ſich auf dem engländiſchen Thron genug würde beveſtigt haben. Indeſſen ließen ſich doch um dieſe Zeit die Schottländer in den Sinn kommen, England anzufallen, aber in der Hoffnung, daß von Seiten Frankreichs zu gleicher Zeit etwas wider die Engländer würde unternommen werden. Da nun aber Frankreich in Ruhe blieb, willigte Robert um ſo leichter in den Stillſtand, den Heinrich angebothen hatte.

Dieſer König dachte nun alles Ernſtes dahin, auf ſeinem Thron ſich veſt zu ſetzen. Um alſo zuvorderſt die Liebe der Unterthanen zu gewin-

nen, ließ er die weißen unterzeichneten Papiere, welche Richard von den Unterthanen, die er verurtheilen laſſen, erpreßt hatte, insgeſammt verbrennen. Eben ſo machte er es mit den Schuldverſchreibungen; von denen in dieſes Königs Geſchichte geſagt worden.

Den gefangenen König Richard ließ er in das Schloß Pontfract einſchließen.

Noch in dieſem Jahr ſtarb der Herzog von Bretagne, Johann der Tapfere, deſſen erſte Gemahlinn eine Tochter Eduard III. geweſen war.

Im Jahr 1400 wurde wider Heinrich eine gefährliche Zuſammenverſchwörung angeſponnen. Es waren unter den Verbundenen, die Herzoge von Albemarle, von Surrey und von Exceter, die Grafen von Glocester und von Salisbury, der Biſchof von Carlisle, und der Ritter Thomas Blunt. Dieſes waren eben diejenigen Herren, die kurz vorher, als Lieblinge Richards, von dem Parlament waren verurtheilt, die Strenge des Urtheils aber von Heinrich merklich war gemildert worden. Ueberdies war Albemarle, des Königs Vetter, und Exceter, ebendeſſelben Schwager. Dieſe Herren nun hatten den Vorſatz gefaßt, den König Heinrich zu ermorden, und den gefangenen Richard wieder auf den Thron zu ſetzen. Sie wollten auch zu ihrem Vorhaben einen Bedienten Richards, Namens Magdalen, gebrauchen, als welcher ſeinem Herrn ſo ähnlich ſah, daß viele ſich an dieſen Perſonen irrten. Uebrigens war der Mordanſchlag ſo gefaßt,

gefaßt, daß der Herzog von Exceter und der Graf von Salisbury ſich anſtellen ſollten, als hätten ſie einander zu einem Gefecht, wie man es damals nennte, heraus gefordert. Man hatte hiezu Oxford beſtimmt. Zu dieſem Gefecht nun ſollte man den König einladen, und bey dieſer Gelegenheit zu tödten ſuchen. Um ihren Anſchlag deſto gewiſſer auszuführen, hatten ſie die ganze Vorſchrift des Verhaltens eines jeden aufgeſetzt, und einem jeden der Mitverſchwornen ein ſolches Verhaltungspapier zugeſtellt. Sodann wurde der König von dem Herzoge von Exceter zu dem Gefecht eingeladen. Und der König, der ſich nichts Böſes von Leuten, die ihm theils ſo nahe verwandt waren, verſah, war entſchloſſen, zu kommen.

Auf den beſtimmten Tag kamen viele Herren nach Oxford, um dieſe Handlung mit anzuſehen. Der Herzog von Albemarle allein war nicht zugegen, weil er einige Tage vorher ſeinen Vater, den Herzoa von York, gewiſſer Angelegenheiten wegen, beſucht hatte. Hier geſchah es, daß der alte Herzog bey ſeinem Sohn ein Papier wahrnahm. Er verlangte, ſolches zu ſehen. Als ſich aber Albemarle weigerte, es heraus zu geben, bemächtigte ſich der alte Herzog deſſelben mit Gewalt. Er erſtaunte über dieſer Entdeckung: gab ſeinem Sohn einen Verweis wegen der Abſcheulichkeit dieſes Vorhabens: ließ aber ſofort ſeine Pferde ſatteln, um dem Könige von dieſer Nachſtellung noch bey Zeiten Nachricht zu geben. Der Herzog von Albemarle begrief wohl, daß

es

es beſſer für ihn ſey, wenn er ſelbſt die Anzeige von dem vorgehabten Mord thun würde. Daher kam er ſeinem Vater noch zuvor, und eröffnete dem Könige fußfällig, was man wider ihn angezettelt habe. Der König wollte eine ſo entſetzliche Nachricht gar nicht glauben. Nachdem aber der Herzog von York die Gewißheit der Sache, durch den erwiſchten Zettel, außer Zweifel geſetzt hatte, ſo beſchloß der König, ſeine Reiſe nach Oxford einzuſtellen.

Das Ausbleiben des Königs und des Albemarle beunruhigte die Mitverſchwornen über die Maaße. Da ſie nun mit Grund vermutheten, daß ſie entdeckt wären, ſchritten ſie zu dem Entſchluß, ihr Vorhaben mit Gewalt durchzutreiben. Sie zogen zu dem Ende dem vorgedachten Magdalen königliche Kleider an, und gaben ihn für den gefangenen Richard aus, der aus ſeinem Gefängniß entwiſcht ſey.

Hier fand ſich nun ein großer Zulauf von Engländern, die unter dem Richard dienen wollten, daß die mißvergnügten Herren in kurzer Zeit ein Heer beyſammen hatten, mit dem ſie ſich getrauten, dem Könige zu Leibe zu gehen, und ihn bey Windſor zu überfallen. Der König war aber, zu ſeinem Glück, etliche Stunden vor der Ankunft der Mißvergnügten von Windſor abgereiſt. Dieſe unvermuthete Abreiſe verwirrte die Anſchläge der Verſchwornen nicht wenig. Indem ſie ſich aber berathſchlagten, was ſie weiter anfangen ſollten, bekam der König Zeit, ein Heer von zwanzig tauſend Mann, welches kaum die Hälfte der

Armee der Mißvergnügten ausmachte, zu ſammlen. Er hoffte, noch größern Zulauf zu bekommen. Worinn er auch nicht irrte. Denn da er ſich in der Heide Honslow geſetzt hatte, und entſchloſſen war, den Angriff der Feinde zu erwarten, ſo machte dieſes nicht nur ſeinem Volk neuen Muth, ſondern es mehrte ſich auch der Zulauf merklich.

Die Zuſammenverſchwornen getrauten ſich nicht, mit dem königlichen Heer ein Treffen zu wagen. Sie ſuchten vielmehr auf der Seite auszuweichen, des Vorhabens, dem Lande Wallis, wo Richard viele Anhänger hatte, ſich zu nähern. Sie lagerten ſich endlich bey Cirenceſter, und die Feldherren nahmen Quartier in der Stadt; waren aber ſo unvorſichtig, daß ſie nicht einmal die Thore bewachen ließen. Der Maire der Stadt, ein verſtändiger und beherzter Mann, machte ſich dieſe Sicherheit der Verſchwornen zu Nutz, und ließ durch vierhundert Mann die Häuſer, in denen die Feldherren lagen, überfallen, war auch ſo glücklich, ſich des Herzogs von Surrey und des Grafen von Salisbury zu bemächtigen. Der Herzog von Exceter und der Graf von Gloceſter entkamen zwar unter dem Lärmen aus der Stadt. Als ſie aber zu ihrem Heerlager kamen, fanden ſie daſſelbe verlaſſen. Denn als dieſe Völker Feuer in der Stadt geſehen hatten, welches von den Bedienten der überfallenen Feldherren war angeleget worden, meynten ſie, die königlichen Völker wären in die Stadt gedrungen, welche Vorſtellung ſie ſo ſehr erſchreckte,

daß

daß ſie ihr Lager eiligſt verließen. Der Herzog von Exceter und der Graf von Gloceſter ſuchten ſich durch die Flucht zu retten; hatten aber das Unglück, ergriffen, und bald darauf enthauptet zu werden. Magdalen wurde ebenfalls gegriffen, und gehängt.

Vermuthlich hat der unglückliche Ausgang dieſer Unternehmung auch Richards Tod, der um dieſe Zeit erfolgte, befördert. Die Art ſeines Endes wird verſchiedentlich erzählt. Darinn aber ſind alle Erzählungen einſtimmig, daß Richard eines gewaltſamen Todes geſtorben ſey, im drey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters.

Noch in dieſem Jahr erhub ſich ein Krieg zwiſchen England und Schottland. Die Urſache war dieſe. Der König von Schottland, Robert Stuart, der Dritte dieſes Namens, wollte ſeinen älteſten Prinzen David mit einer Tochter Georg Dumbars, Grafens de la Marche, vermählen. Der Graf machte ſich, wie leicht zu erachten, aus dieſer Verbindung eine Ehre; ja er gab ſogar einen Theil der Mitgift voraus her. Gleichwohl heyrathete der ſchottländiſche Prinz hernach eine Tochter des Grafen von Douglas. Der Graf de la Marche wurde durch dieſen Schimpf ſehr erbittert; zumal da Robert ſich auch weigerte, die bereits empfangene Mitgiſt wieder heraus zu geben. Damit er ſich nun an Robert rächen möge, beſchloß er, ſich dem Könige von England zu ergeben; der ihm auch durch den Grafen von Northumberland einen ſichern Geleitsbrief ſchickte. Worauf

Dum=

Dumbar mit dem Könige Heinrich öftere Unterredungen hielt. Robert, der dieſes erfuhr, ließ den Grafen, als einen Ueberläufer, durch Geſandte von dem Könige von England zurück fordern; und da dieſer das Begehren abſchlug, ihm gleich den Krieg ankündigen.

Heinrich gieng, ſo bald es thunlich war, mit ſeinen Völkern ins Feld: und ließ, da er zu Newcaſtle war, den Robert fordern, ihm, wegen Schottland, die Huldigung zu leiſten. Da dieſer aber ſich weigerte das Begehrte zu thun, rückte Heinrich in Schottland ein, und zog bis vor Edimburg, wo er das Schloß belagerte. Weil aber die Jahreszeit ſchon zu ſtreng war, gieng er mit ſeiner Armee in England zurück. Nach des Königs Abzuge fielen die Schottländer hinwiederum in England ein; wurden aber von dem Grafen von Northumberland auf dem Rückzuge geſchlagen und ihnen alle Beute abgejagt. Worauf ein Stillſtand zwiſchen beyden kriegenden Reichen beliebt wurde. Heinrich bot hiezu um ſo williger die Hände, weil man in gewiſſe Erfahrung gebracht hatte, daß die Walliſer mit einer Empörung umgiengen.

Dieſes Volk meynte, daß es bey den damaligen Unruhen in England vielleicht eine günſtige Gelegenheit finden könne, ſich in die vorige Freyheit zu ſtellen. Der damalige Anführer des Volks und Haupt des ganzen Anſchlags war Owen Glendor, oder vielmehr, Glendourdy; ein Mann von zwar geringer Herkunft, doch mit allen zu dieſem Vorhaben erforderten Eigen-

ſchaften begabt. Den Anfang ſeiner Unterneh- mung wollte er ſchon damals machen, als die Empörung wider den Heinrich ausgebrochen war. Weil aber dieſe unglücklich ausgieng, ſo hielt er noch ſo lange an ſich, bis der Krieg zwiſchen England und Schottland angegangen war. Alsdann aber brach er los. Die Walliſer ent- ſagten einmüthig dem Gehorſam gegen England, und machten ihn zu ihrem Landesherrn, unter dem Namen eines Fürſten von Wallis.

Glendourdy that einen Einfall in die Pro- vinz Hereford. Edmund Mortimer, Graf de la Marche, hoffte dem Könige, der mit Schottland zu ſchaffen hatte, einen beſondern Dienſt zu erweiſen, indem er den Adel ſeiner Provinz verſammelte, und dem Glendourdy ent- gegen gieng. Allein er wurde geſchlagen und ſelbſt gefangen. Er konnte auch ſeine Freyſtel- lung durch das angebothene anſehnliche Läſegeld nicht erlangen, weil Glendourdy glaubte, der König werde nichts ſparen, einen ſolchen Gefan- genen frey zu machen. Allein dieſe Rechnung ſchlug fehl. Denn Heinrich, der immer auf Mortimer eiferſüchtig war, ſah vielmehr gar gerne, daß derſelbe auf dieſe Weiſe in einem Stande war, darinn er wenig von ihm zu beſor- gen hatte. Glendourdy behielt alſo den Mor- timer gefangen, und verheerte, währenden ſchott- ländiſchen Kriege, die engländiſchen nächſten Provinzen.

Im Jahr 1401 wurde ein Parlament ge- halten, von welchem die ſchon ehemals gemachten

Ver-

Verordnungen, die Anwartſchaftsbriefe betreffend, beſtätigt wurden, weil über denſelben nicht ſorgfältig genug war gehalten worden. Dieſe Verordnungen hießen Praemunire. Unter dieſem Wort verſtehet man entweder die Verordnung ſelbſt, oder die in derſelben aufgeſetzte Strafe. Wenn nun jemand, entweder um einen Anwartſchaftsbrief zu Rom anhielt, oder eine Sache, die vor die königlichen Gerichte gehörte, vor ein geiſtliches Gericht zog, ſo ſchickte man ihm ein Writ, d. i. Befehl, zu, der ſich mit den Worten Praemunire facies, anfieng, kraft deſſen der Uebertreter ſich vor dem königlichen Gericht ſtellen mußte. Und von dieſen Anfangsworten haben ſowohl die Verordnungen ſelbſt, als auch die dadurch beſtimmten Strafen, den Namen bekommen. Die Strafe beſtund in Einziehung der Güter und Gefangennehmung der Uebertreter.

Allein dieſe Verordnungen waren nicht vermögend, den Mißbräuchen in dieſem Stück zu ſteuern. Der König Heinrich glaubte, zumal ſeit der wider ihn entſtandenen Empörung, daß er ſich der Liebe der Geiſtlichkeit wohl verſichern müſſe. Daher ſah er nicht nur, wie etliche ſeiner Vorfahren, in Anſehung dieſer Verordnungen, durch die Finger, ſondern er verband ſich die Geiſtlichkeit auch noch durch andre Gefälligkeiten.

Die Geiſtlichkeit hatte ſchon unter Richard II. eine allgemeine Erlaubniß erhalten, die Ketzer gefangen nehmen zu dürfen, ohne vom Hof jedes-

mal um Erlaubniß anhalten zu müſſen. Weil aber die Gefangennehmung allein nicht zulänglich war, den ſogenannten Ketzereyen zu ſteuern, ſo erſuchte der König das Parlament, für das Beſte der Religion ernſtlich beſorgt zu ſeyn; welches, nach dem Vorgeben der Geiſtlichen, damals durch die Lollarden oder Wiclefiten Noth zu leiden ſchien. Die Kammer der Gemeinen hatte zwar nicht Luſt, dieſe Leute zu verfolgen. Doch drang das Anſehen des Hofs und die Ränke der Geiſtlichkeit durch, daß vom Parlament eine Verordnung abgefaßt wurde, vermöge welcher die Ketzer zum Feuer verdammt wurden. Bald nach dieſer Verordnung wurde ein Prieſter, Namens Wilhelm Sautre, von der Geiſtlichkeit als ein Ketzer verurtheilt; und, auf königlichen Befehl an den Maire zu London, lebendig verbrannt. Dieſer Vorgang iſt deswegen zu bemerken, weil man vor demſelben kein Beyſpiel hat, daß jemand, der Religion wegen, hätte das Leben laſſen müſſen.

Man hatte von Seiten Frankreichs ſchon mehrmalen bey dem engländiſchen Hofe um die Zurückſendung der Iſabelle, Wittwe Richards II. angehalten, aber vergebens. Heinrich hatte Gründe, dieſe Prinzeßinn, wo möglich, im Reich zu behalten. Er trug nämlich zu wiederholtenmalen darauf an, daß man die Iſabella mit ſeinem älteſten Sohn vermählen möchte; durch welches Band er den franzöſiſchen Hof zu einem beſtändigen Frieden mit England zu verknüpfen hoffte. Allein dieſer Antrag wurde

alle=

allezeit von Frankreich, unter allerhand ſcheinbaren Vorwand, abgewieſen. Hernach beſorgte Heinrich, daß Frankreich, bey Auslieferung der Iſabella, auch zugleich die Mitgabe, ſo Richard von ihr bereits empfangen hatte, fordern möchte. Dem allen ungeachtet willigte Heinrich endlich in die Heimreiſe der Iſabella, und ließ ſie einen Theil ihrer Kleinodien mitnehmen.

Um dieſe Zeit wurde die Verheyrathung der Blanche, älteſten Tochter des Königs Heinrich, mit dem neuerwählten Kaiſer, Ludwig von Bayern, zu großem Vergnügen Heinrichs, zu Stande gebracht. Zugleich ſchloſſen Ludwig und Heinrich ein ewiges Bündniß mit einander.

Die Walliſer fuhren indeſſen fort, die engländiſchen benachbarten Gegenden durch unaufhörliche Streifereyen zu beunruhigen. Heinrich aber machte gar keine Anſtalt dieſer Freyheit Einhalt zu thun, weil er ſich in den Kopf geſetzt hatte, mit Frankreich ein Bündniß zu machen, um den Aufrührern von dieſer Seite her alle Beyhülfe zu benehmen. Weil aber dieſes Vorhaben nicht ſo geſchwind konnte ausgeführt werden; Glendourdy aber ſeine Ausſchweifungen immer weiter trieb: ſo mußte er endlich mit einer Armee wider die Walliſer ausziehen. Er rückte auch in ihr Land ein. Glendourdy aber wich dem Könige aus, und zog ſich in das Gebirge, wo ihm nicht beyzukommen war. Dahero der König wieder nach London zurück gieng, nachdem er das feindliche Land verheert hatte.

Um dieſe Zeit ſtarb Edmund, Herzog von York, des Königs Oheim. Er hinterließ zween Söhne; Eduard, der den Namen eines Herzogs von York annahm; und Richard, Grafen von Cambridge.

Im Jahr 1402 legte der König (b), ohne Vorbewußt des Parlaments, eine Abgabe auf, wegen der Vermählung ſeiner älteſten Tochter. Er that zwar hierinn nichts, als was ſeine Reichsvorfahrer in ähnlichen Fällen zu thun berechtigt waren. Gleichwohl empfand dieſes das ſchwierige Volk übel. Es wurde auch auf einmal wieder das Gerücht verbreitet, daß Richard noch am Leben ſey. Ingleichen ſah man an den Kirchenthüren läſterliche Zettel wider den König angeſchlagen. Welches alles den König zu einer heftigen Rachbegierde anflammte, ſo daß er ſchwur, alle Schuldigen nach der Strenge zu beſtrafen. Der König hielt auch ſeinen Schwur. Denn er ließ den Ritter Clarendon, einen natürlichen Sohn des berühmten Prinzen von Wallis, als einen Verräther hinrichten. So wurden auch verſchiedene Geiſtliche, von höhern und niedrigern Range, umgebracht.

Indeſſen wurde ein Verlöbniß der Philippe, zweyten Tochter des Heinrich, mit Erich; König in Dänemark, der unter ſeiner Mutter Margaretha Vormundſchaft ſtund; und dann zwi-

(b) *Walſingham.*

zwiſchen Heinrich ſelbſt und der Johanna von Navarra, Wittwe des Herzogs von Bretagne, geſtiftet.

Frankreich ſah dieſe Heyrath der verwittweten Herzoginn nicht gerne, weil man zu beſorgen hatte, es möchte Heinrich, durch dieſe Verehlichung, einen Vorwand ſuchen, die Vormundſchaft der bretagniſchen Prinzen zu führen. Um dieſes zu verhüten, brachte man dieſe Prinzen nach Paris.

In dieſem Jahr that Heinrich abermals einen Feldzug wider die Walliſer; der aber ſich auf eben die Weiſe, als der vorige, endigte.

Die Schottländer (c) ließen ſich um dieſe Zeit abermal in den Sinn kommen, in England einzufallen. Der Graf von Northumberland aber brachte in Eile Völker zuſammen, mit welchen er die Feinde ſchlug.

Allein, damit war der Streit keinesweges am Ende. Denn der Graf Douglas kam mit einer weit anſehnlichern Macht in England. Der Graf von Northumberland war anfänglich zu ſchwach, dem feindlichen Heer unter Augen treten zu können. Nachdem er ſich aber verſtärkt hatte, ſuchte er, in Begleitung ſeines Sohns Heinrich, mit dem Beynamen Warmſporn, eines tapfern Herrn, den Feind ſelbſt auf. Es kam zu einer Schlacht, in der die Englän=

(c) *Buchanan.*

länder den Sieg erfochten. Der ſchottländiſche Feldherr wurde gefangen, und mit ihm etliche vornehme Herren.

Noch in dieſem Jahr wurde der Stillſtand zwiſchen England und Frankreich beſtätigt.

Im Jahr 1403 hielt der König von England ſein Beylager mit der bretagniſchen Wittwe, die auch ſofort zu London gekrönt wurde.

Der Herzog von Orleans ließ in dieſem Jahr den König von England zu einem Zweykampf heraus fordern. Man kann die wahre Bewegurſache dieſer Herausforderung bey den Geſchichtſchreibern nicht finden; außer daß einige unter den Franzoſen vorgeben, der Herzog habe durch dieſen Streit den Tod Richards II. rächen wollen. Kurz, Heinrich hielt ſichs für ſchimpflich, mit dem Herzog ſich zu ſchlagen, und lehnte den Streit ab. Zugleich wurden die franzöſiſchen Geſandten befragt, ob dieſe Ausforderung mit ihres Königs Vorbewußt geſchehen ſey? Dieſe antworteten aber niemalen ſo, daß man hinter die Wahrheit hätte kommen können: und Heinrich ſtellte ſich an, mit der Antwort zufrieden zu ſeyn.

Der Graf von Northumberland hatte, durch ſeine oftmaligen glücklichen Treffen wider die ſtreifenden Schottländer, ſich um den König und das Reich gewiß nicht wenig verdient gemacht. Der König hatte ihn auch anſehnlich belohnt: und jedermann glaubte, das gute Verſtänd-

ſtåndniß zwiſchen beyden Herren ſey auf einen unbeweglichen Grund gebaut. Allein dem ungeachtet erhub ſich eine Veranlaſſung zum Mißverſtåndniß, da man es am wenigſten vermuthete.

Es hatte der Graf von Northumberland in dem letzten über die Schottlånder erfochtenen Sieg, wie gedacht, etliche vornehme Herren, und unter andern den Grafen von Fyffe, des Königs von Schottland Schweſterſohn, zu Gefangenen gemacht. Dieſe Gefangene ſah Heinrich nicht gerne in des Grafen Hånden; zumal da er hoffte, durch den Anverwandten des Königs vielleicht einen dauerhaften Frieden mit Schottland zuwege zu bringen. Er ließ alſo dieſe gefangene Schottlånder dem Graf von Northumberland abfordern. Dieſen verdroß ein ſo nachtheiliges Anſinnen: und er begab ſich ſelbſt zu dem Könige, ihm die Unbilligkeit dieſes Begehrens begreiflich zu machen. Der König aber beharrte auf ſeinem Begehren: welches dann den Grafen, der ſich vieler Verdienſte um den König bewußt war, ſo erhitzte, daß er ſich gegen denſelben in ziemlich harten Ausdrücken herausließ. Dieſes empfand nun der König ſo übel, daß er dem Grafen den fernern Zutritt verbot. Damit war der Zunder der Uneinigkeit gelegt. Der Graf, ſein Sohn Heinrich, und ſein Bruder, der Graf von Worceſter, berathſchlagten ſich, nebſt etlichen andern Herren, zum Sturz des Königes. Ihr Anſchlag war, den Grafen de la Marche, der, wie gemeldt, damals des

Glendourdy Gefangener war, auf den Thron zu erheben. Man beſprach ſich über dieſes Vorhaben mit dem Glendourdy, welcher zu deſſen Ausführung alle ſeine Macht anbot; und der Graf de la Marche machte ohnehin keine Schwierigkeit. Damit aber auch ein jeder dieſer drey Herren ſeinen Vortheil bey dieſer Unternehmung finden möchte, ſo vertrugen ſie ſich unter einander, daß der Graf de la Marche zum König ſollte gemacht; dem Grafen von Northumberland alles Land jenſeit der Trente abgetreten; und dem Glendourdy die Ländereyen, ſo der Saverne gegen Abend liegen, überlaſſen werden.

Nach dieſem gemachten Entwurf, ließ der Graf von Northumberland ſich ſeinen Verdruß gar nicht mehr anmerken. Er gieng vielmehr wieder an den Hof, und bat den König Heinrich, er möchte, zur Freymachung des Grafen de la Marche, Geld oder andre Mittel anwenden. Allein der König gab, aus oben angezeigten Urſachen, eine abſchlägige Antwort. Der Graf von Northumberland, der dieſen Beſcheid voraus geſehen hatte, gieng ſofort wieder von dem Hof. Hernach gieng er mit etlichen ſchottländiſchen Herren ein Verſtändniß ein. Etliche gefangene Schottländer, die er unentgeldlich frey ließ, übernahmen, Völker in ihrem Vaterland zu werben. Glendourdy machte große Zurüſtungen. Der König erfuhr es, und ſetzte ſich, auf allen Fall, ebenmäßig in Bereitſchaft.

Nach-

Nachdem die Verbundenen ihre Anſtalt gemacht hatten, brachen auf einmal die drey Percy los, und ſtießen zu den Walliſern, die ſchon bis Shrop gerückt waren. Hierauf wurden von den Verbundenen in einem Ausſchreiben die Beſchwerden öffentlich dargelegt, welche ſie bewogen hätten, ſich wider den König zu erheben. Ja man ſprengte aufs neue aus, Richard lebe noch, und ſtehe mit einem Heer bey Cheſter. Der Graf von Northumberland aber war damals, wegen einer Unpäßlichkeit, nicht gleich bey der verbundenen Armee.

Der König war über dieſen ſchnellen Einbruch ſeiner Feinde anfänglich ziemlich verlegen. Er blieb aber in ſeiner guten Faſſung: Und weil er ſchon einige Völker beyſammen hatte, ſo gieng er auf die Verſchwornen los, die bey Shrewsbury ſtunden.

Hier ließ der König den Mißvergnügten Vorſchläge zu einem Vergleich thun. Es zerſchlug ſich aber die Unterhandlung fruchtlos, und es wurde ein Treffen gehalten; in welchem der König zwar anfänglich mit Verluſt zurück weichen mußte, doch aber ſich wieder faßte, und in einem wiederholten Angriff die Feinde völlig in die Flucht trieb, wobey der junge Percy umkam.

Indeſſen war der Graf von Northumberland von ſeiner Krankheit geneſen, und mit ſeinen Völkern im Anzuge, das Heer der Mißvergnügten zu verſtärken. Allein auf die Nach-

richt von der Niederlage der Seinigen, blieb er zurück, und ließ ſeine Soldaten auseinander gehen. Der König zog hierauf nach York, und ſuchte die Einwohner ſelbiger Gegend zu gewinnen. Nachdem er hierinn ſeinen Zweck erhalten zu haben glaubte, forderte er den Grafen von Northumberland vor ſich; verſicherte denſelben einer unbedingten Verzeihung, wenn er unverweilt erſcheinen, drohte ihm aber im Gegentheil die ſchärfſte Ahndung, wenn er nicht kommen würde. Der Graf wählte das erſtere: warf ſich dem Könige zu Füßen, und erhielt auch Vergebung von ihm. Der König ließ ihm ſogar alle ſeine Güter, die Inſel Man ausgenommen.

Die öffentlichen engländiſchen Urkunden bezeugen unwiderſprechlich, daß die Regenten von Frankreich, welche währender Krankheit Königs Karl VI. beſtellt waren, ſich die um dieſe Zeit entſtandenen Unruhen in England zu Nutzen machen, und, ungeachtet des ſo oft beſtätigten Stillſtandes, einen Einfall in dieſes Reich thun wollen. Nachdem aber dieſe Empörung von Heinrich glücklich gedämpft worden, verlohr die franzöſiſche Regierung zwar die Luſt, etwas wider England zu unternehmen: doch hetzte ſie heimlich die Bretagner an, mit ihren Schiffen die engländiſchen Küſten zu beunruhigen. Heinrich ſtellte ſich, als wäre er mit den Entſchuldigungen der Bretagner zufrieden: aber er erlaubte ebenfalls unter der Hand den Einwohnern von Plymouth, mit einer Flotte, unter dem

Ad-

Admiral Wilhelm Wilfort, die Bretagner in ihrem Lande heimzuſuchen.

Ungeachtet Heinrich gegen die, welche den Richard für lebendig ausſchrien, ſehr ſtrenge verfahren hatte, ſo breitete ſich doch im Jahr 1404, aufs neue eben dieſes Gerüchte aus, und zwar vornehmlich durch Serlow, einen der ehemaligen Bedienten des Richard. Allein Serlow wurde ertappt und aufgehängt: und ſo zerſtreute ſich dieſer Ruf nach und nach von ſelbſten.

In eben dieſem Jahr landeten die Bretagner abermal zu Portland; wurden aber, als ſie weiter ins Land giengen, von einem Haufen Engländer wieder in ihre Schiffe gejagt. Heinrich ahndete auch dieſe Feindſeligkeit nicht, weil er, aus Staatsabſichten, Bretagne möglichſt ſchonen wollte.

Weil England ſowohl von Seiten der Schottländer, als der Walliſer, nichts Gutes zu erwarten hatte, und inſonderheit Glendourdy immer weiter um ſich grief: ſo berief der König ein Parlament, von welchem er zu dieſem zweyfachen Krieg eine Geldhülfe begehrte. Die Gemeinen thaten dem Könige den Vorſchlag, daß man ſich der Einkünfte der Geiſtlichkeit bemächtigen ſolle; als durch welches Mittel dem Könige, ohne Beſchwerung ſeines Volks, geholfen werden könne. Der König ſchien dieſen Vorſchlag nicht zu mißbilligen. Dieſes nun bewog den Erzbiſchof von Canterbury, daß er vor der Verſamm-

ſammlung auftrat, und die Gründe vorſtellte, warum man der Geiſtlichkeit einen ſolchen Beytrag keinesweges zumuthen könne. Er drohte auch bisweilen: und zuletzt bat er den König fußfällig, den Vorſchlag der Gemeinen nicht genehm zu halten. Der König und das Oberhaus des Parlaments traten auch der Vorſtellung des Erzbiſchofs bey: und die Kammer der Gemeinen mußte ſich gefallen laſſen, auf Mittel, zu Befriedigung des Königes, zu denken.

Im Jahr 1405 bekam der König abermals Urſache, zu argwöhnen, daß man was gefährliches wider ihn vorhabe. Es hatte der König nicht nur dem Grafen de la Marche niemalen zur Freyheit zu helfen verlangt, ſondern, um ſich von dieſer Seite her von aller Nachſtellung ſicher zu halten, auch ſogar des Grafen Kinder in Verhaft nehmen laſſen. Dieſe Kinder aber wurden, der genauſten Bewahrung ungeachtet, wieder entführt. Doch fand der König endlich Mittel, ſie zu entdecken; da ſie dann aufs neue in die Gefangenſchaft mußten. Indeſſen konnte der König, der genaueſten Unterſuchung ungeachtet, die Urheber dieſer Entführung niemals erforſchen. Es wurde zwar der Herzog von York, als verdächtig, in Verhaft genommen: allein er mußte auch, nach Darthuung ſeiner Unſchuld, wieder freygeſtellt werden.

Inzwiſchen beſorgte Heinrich nicht ohne Grund, es dürften ſich ſeine Feinde zum Vortheil des de la Marche verbinden. Weil nun

Glen=

Glendourdy allezeit willig war, den Mißvergnügten beyzuſtehen, ſo beſchloß Heinrich, zuvörderſt den Glendourdy zu ſchwächen. Er ſchickte dahero ſeinen älteſten Prinzen Heinrich mit einem Heer in Wallis; und dieſer war ſo glücklich, die walliſiſchen Völker zu ſchlagen. In einem zweyten Siege, den er über ſie erhielt, bekam er ſogar den Sohn des Glendourdy gefangen. Jedoch die Walliſer ließen deswegen den Muth nicht ſinken. Sie verließen ſich auf eine Verſchwörung unter den Engländern wider ihren König; und dann auf Frankreichs Unterſtützung.

In der That hatte man von Seiten Frankreichs alles Böſe zu erwarten. Denn mitten in den Zeiten des zwiſchen beyden Reichen oft erneuerten Stillſtandes, hatten die Franzoſen den Engländern eine große Anzahl Oerter in Guienne abgenommen. Dergleichen Feindſeligkeiten mitten im Frieden machten dem Heinrich bange: und er wünſchte, die walliſiſchen Unruhen endigen zu können. Deswegen hatte er auch ſeinen Prinzen wider die Walliſer zu Felde geſchickt. Das Parlament hatte ihm damals eine anſehnliche Geldhülfe geleiſtet. Nun aber brauchte er wieder Geld. Er wendete ſich an den Adel; der ſchlug ihm ſein Begehren ab. Er erſuchte die Geiſtlichkeit um eine Steuer: aber auch dieſe, wo er wohl am wenigſten eine abſchlägige Antwort vermuthet hatte, weigerte ſich, ihm was zu geben.

Da nun Heinrich ſeinen Verdruß, den er darüber empfand, nicht verbergen konnte; ſo nahmen daher einige Gelegenheit, das Vorhaben auszuführen, welches ſie ſchon lange im Sinne haben mochten.

Richard Scroop, Erzbiſchof von York, und der Graf von Northumberland, der die Gnade ſchon vergeſſen hatte, die ihm der König in einem ähnlichen Falle erwieſen, verbanden ſich, den König von Throne zu ſtoßen. Viele angeſehene Herren und unter dieſen Thomas Mowbray, Graf Marſchal, die Lords Bardolf, Haſtings und Falconbridge traten dieſem Bündniß bey, und brachten eine große Anzahl Völker nach York. Hierauf ließen die Häupter der Verſchwörung eine Schutzſchrift öffentlich anſchlagen, worinne ſie ihr Verfahren zu rechtfertigen ſuchten. Ihre vornehmſten Gründe waren folgende:

1) Hätte Heinrich ſein eidlich Verſprechen nicht gehalten, daß er keine Anſprüche auf die Krone machen wollte.

2) Hätte er ſeinen Landesherrn auf eine verrätheriſche Weiſe der Krone und des Lebens beraubet.

3) Gehöre von Rechtswegen die Krone dem Grafen de la Marche.

4) Hätte er verſchiedene vornehme Perſonen aus keiner andern Urſache umbringen laſſen, als daß ſie wider die Mißbräuche der Regierung geeifert.

5) Hät-

5) Hätte er das Volk durch unnöthige Auflagen unterdrückt, und ſeine Freyheiten verletzet.

6) Hätte er eine von dem Parlament zu Winchester gemachte Verordnung gebilliget, die dem römiſchen Stuhl ſehr nachtheilig wäre.

7) Hätte er ſich aller Bitten ohngeachtet geweigert, den Grafen de la Marche aus der Gefangenſchaft zu erlöſen.

Der König entgieng aber dennoch der Gefahr glücklich durch eine Liſt des Grafen von Weſtmorland. Dieſer war mit einigen Völkern wider die Schotten im Anzuge, die den Krieg zu erneuern ſuchten. Nicht weit von York erfuhr er den gefährlichen Anſchlag. Er fand ſich zu ſchwach, denſelben mit Gewalt zu hintertreiben. Er ſtellte ſich alſo, als ob er das Unternehmen billigte, und ſchickte einen Vertrauten an den Erzbiſchof von York und den Graf Marſchal ab, der ihnen ſeine Geſinnungen bekannt machen mußte. Er gab ihnen dabey zu verſtehen, daß, ob er ſchon ihre Abſichten gut hieße, ſo glaubte er doch, daß ſie ſich darinn übereilt hätten, daß ſie dieſen Schritt gewagt, ohne ſich zuvor der Einwilligung des größten Theils der Vornehmen verſichert zu haben. Er vor ſeine Perſon würde es gerne ſehen, wenn ſie mit ihm eine Unterredung eingehen wollten, da er ſich nicht getrauete, alle ſeine Gedanken einem dritten zu eröffnen. Der Erzbiſchof, welcher

keine

keine Verſtellung vermuthete, überredete endlich den Grafen Marſchal, der ſchon mehr Mißtrauen äußerte, in dieſes Verlangen zu willigen. Der Ort der Zuſammenkunft wurde auf einer freyen Ebene veſtgeſetzt, und man brachte von beyden Seiten eine Bedeckung mit. Wie der Graf von Weſtmorland ſah, daß man an ſeiner Aufrichtigkeit gar nicht zweifelte, die er durch ſeine Vorſchläge ſcheinbar genug zu machen wußte; ſo gab er, um allen Argwohn zu entfernen, ſeinen Leuten, die er zu ſeiner Sicherheit mitgebracht hatte, Befehl ſich zurück zu ziehen. Man that von der andern Seite ein gleiches, um nicht mißtrauiſcher zu ſcheinen. Dieſes war kaum geſchehen, ſo kamen jene in aller Eil zurücke, und bemächtigten ſich des Erzbiſchofs und des Mowbray, und brachten ſie zu dem Heer des Königs. Worauf ſich die Verſchwornen zerſtreueten; und der Graf von Northumberland ſchloß ſich in Barwick ein. Die beyde Gefangene wurden dem Könige in Pontfract vorgeſtellet und zum Tode verurtheilet; die Einwohner von York aber hart geſtrafet. Und da der König auf Barwick losgieng; ſo bekam er unterwegs die Lords Haſtings und Falconbridge gefangen, die er ebenfalls enthaupten ließ. Der Graf von Northumberland und der Lord Bardolf entflohen nach Schottland, und fanden ihre Sicherheit bey dem Lord Fleming; der König aber gieng nach der Einnahme von Barwick und andrer Schlöſſer wieder nach London.

Die

Die meiſten Geſchichtſchreiber wollen den Grund dieſer Verſchwörung in den Drohungen ſuchen, welche der König dem Adel und der Geiſtlichkeit wegen der abgeſchlagenen Geldhülfe gethan hat. Allein aus der Landung, die der franzöſiſche Marſchall von Montmorenci mit einer anſehnlichen Flotte, auf der ſich 12000 Mann befanden, in dem Lande Wallis zu eben der Zeit gethan hat, da ſich der König noch in den mitternächtigen Gegenden aufhielt, läßt ſich vermuthen, daß die Sache ſchon vorhero angeſponnen geweſen. Die Franzoſen nahmen mit Beyhülfe des Glendourdy, mit dem ſie ſich vereinigten, viele Orte ein, machten anſehnliche Beute, und ſchifften ſich wieder ein, ehe der König herbeyeilen konnte, und überließen den Glendourdy ſeinem guten Glücke. Dem ungeachtet konnte der König nichts wider die Walliſer ausrichten, weil die Jahreszeit ſchon zu ſpäth war, und er auf dem Zuge ſein meiſtes Geräthe verlohren hatte.

Da die Verſchwörung in England unglücklich abgelaufen, ſo begnügte ſich Frankreich mit dieſem Verſuch, ohne den Krieg öffentlich zu erneuern. Doch mußte es dem Könige ſehr empfindlich fallen, daß man von Seiten des franzöſiſchen Hofes mitten unter den Feindſeligkeiten vorgab, wie man nichts wider den geſchloſſenen Frieden zu unternehmen gedenke. Die Beleidigungen ſuchte man mit dem ſcheinbaren Grunde zu bedecken, daß der Herzog von Orleans wegen der Ermordung Richards II. mit Heinrich

in einen beſondern Streit verwickelt ſey, dem man es nicht wehren könnte, ſich zu deſſen Entſcheidung der franzöſiſchen Macht zu bedienen, ohne dadurch dem Frieden zu nahe zu treten. So trug man kein Bedenken, Heinrichs bey aller Gelegenheit zu ſpotten. Doch ſein Sohn Heinrich V. wußte ſich deswegen zu rächen.

Philippine, eine Tochter des Königs, wurde gegen das Ende dieſes Jahrs, oder, wie andre wollen, erſt den 25ſten October des Jahrs 1406 mit dem König von Dänemark vermählet.

Da nun in England die Ruhe wieder hergeſtellet war; ſo verſammelte ſich ein Parlament, das der König berufen hatte, den 1ſten März 1406. In demſelben beſtätigte der König die Wahlfreyheit der Abgeordneten dem Hauſe der Gemeinen, welche er bey dem vorigen einzuſchränken geſucht hatte. Er glaubte dadurch mit ſeiner Geldforderung deſto leichter durchzudringen. Es wurde ihm aber ſolche abgeſchlagen. Indeſſen behielt der König das Parlament ſo lange beyſammen, bis es ihm dasjenige aus Ungeduld zugeſtand, was er mit gutem Willen von demſelben nicht erhalten konnte. Eben daſſelbe machte eine Verordnung, welche das weibliche Geſchlecht von der Thronfolge ausſchloß, die aber noch in eben dem Jahre wieder aufgehoben wurde. Der König wollte durch jene ſein näheres Recht auf die Krone wider den Grafen de la Marche behaupten; er zog aber durch die Wiederrufung derſelben ſeinen Nachkommen viel Nachtheil zu, weil er eben dadurch die Anſprü-

che des Hauſes York geltend machte, das ſolche von dem Grafen ererbte.

Währender Zeit ſuchte Heinrich den Grafen von Northumberland und den Lord Bardolf in ſeine Hände zu bekommen. Er hatte allerdings von jenem, als einem tapfern und rachgierigen Mann, alles ſchlimme zu beſorgen. Um ſich dieſer Unruhe zu entledigen, verſprach er einigen ſchottländiſchen Herren, daß er ihre Verwandte, die er gefangen hielte, frey laſſen wollte, wenn ſie ihm die nur eben genannte Perſonen auslieferten. Sie waren bereitwillig dazu. Allein kaum bekam der Lord Fleming davon Nachricht; ſo rieth er ihnen, auf ihre Sicherheit bedacht zu ſeyn; und ſie entflohen in das Land Wallis, und begaben ſich unter den Schutz des Glendourdy. Dieſes koſtete dem Lord Fleming das Leben. Die Rache, die ſein Sohn an einigen von den Mördern nahm, erregte nebſt andern Urſachen viele Unruhen in Schottland, in welchem damals Robert III. aus dem Hauſe Stuart regierte. Dieſer Herr, der keine große Eigenſchaften hatte, mußte ſich faſt ganz von ſeinem Bruder Robert, Herzogen von Albanien, beherrſchen laſſen, der ſo gar auf Mittel dachte, die Krone an ſich zu bringen. In dieſen Abſichten ſtunden ihm die beyden Prinzen David und Jakob im Wege. Sein Ehrgeiz war zu groß, als daß er ſich hätte ſcheuen ſollen, eine unmenſchliche That zu unternehmen, um deſto leichter ſeinen Zweck zu erhalten. Er ließ den älteſten Prinzen Hungers ſterben, nachdem er von dem

Könige die Erlaubniß erhalten, ihn wegen einer begangenen Ausſchweifung einſperren zu laſſen. So ſehr er auch dieſes grauſame Verfahren zu verbergen ſuchte; ſo konnte er doch nicht hindern, daß es der König erfuhr, der aber zu ſchwach war, ſich deswegen an ſeinem Bruder zu rächen. Er war alſo nur darauf bedacht, wie er den Jakob vor einem ähnlichen Schickſal verwahren möchte. Zu dem Ende entſchloß er ſich, ihn zu Waſſer nach Frankreich zu ſchicken. Als aber dieſer junge Prinz wegen einer ihm zugeſtoßenen Unpäßlichkeit an den Küſten von Norfolk ans Land ſtieg; ſo wurde er gefangen genommen, und auf Befehl Heinrichs, ſeines mitgebrachten Empfehlungsſchreibens ungeachtet, in den Tour geſetzet. Der König von Schottland grämte ſich über dieſe unangenehme Nachricht zu Tode, und der Herzog von Albanien übernahm während der Gefangenſchaft des Prinzen die Regierung.

In eben dem Jahre ſuchten die Franzoſen wieder eine Landung in Wallis zu thun, vermuthlich eine neue Verſchwörung zu unterſtützen, weil man in London ausbreitete, daß Richard noch am Leben wäre; ein Sturm aber machte ihr Vorhaben zu nichte, in welchem ſie ihre meiſte Schiffe verlohren.

Eine Seuche rieb in dieſem Jahre mehr als dreyßig tauſend Einwohner in London auf. Der König begab ſich, um nicht angeſteckt zu werden, auf ſein Schloß zu Leeds in der Landſchaft Kent. Nachdem er ſich hier eine Zeitlang aufgehalten, wollte

wollte er zu Waſſer in ein andres ſeiner Luſtſchlöſſer in Norfolk gehen. Weil er aber nicht mehr als vier Schiffe zur Begleitung hatte; ſo wurde er von franzöſiſchen Seeräubern angegriffen; die ſich oben gedachter Schiffe bemächtigten; er ſelbſt rettete ſich mit dem ſeinigen mit genauer Noth. Auch dieſes geſchah nicht ohne Verdacht einer Verrätherey, deren Urheber aber ſo wenig, als die vorigen, bekannt wurden.

Robert Knolles, deſſen wir oben gedacht, ſtarb in eben dem Jahre in einem hohen Alter. Ob er ſchon nur von mittelmäßiger Herkunft war, ſo hoben ihn doch ſeine Verdienſte zu den höchſten Stufen der Ehre. Beym Anfang dieſer Regierung war er Großſenechal von Guienne. Den Reſt ſeiner Tage brachte er auf ſeinen Gütern in Kent zu, wo er ſich durch Uebungen der Gottſeligkeit berühmt machte.

Heinrich, der ſeinen Unterthanen nie recht trauete, ſchickte ſeit dem Anfang ſeiner Regierung keine Völker nach Guienne, um ſich in England nicht zu ſchwächen. Dieſes veranlaßte die Franzoſen ihm von einer Zeit zur andern einige Plätze in dieſem Lande wegzunehmen. Und auch in dieſem Jahre ſuchte ſich der Herzog von Orleans, wiewohl vergebens, ſich der Städte Bourg und Blay zu bemächtigen. Der Herzog von Burgund hingegen war willens, Calais zu belagern. Er fand aber Hinderniſſe, die er dem Herzog von Orleans zur Laſt legte, den er um dieſer und andrer Urſachen willen ermor-

den ließ. Ob er ſchon kein Geheimniß aus dieſer grauſamen Handlung machte, ſo wurde er doch um ſeiner Macht willen losgeſprochen, ungeachtet der Entleibte des Königs leiblicher Bruder war.

England hatte zwar mit Bretagne keinen offenbaren Krieg. Doch glimmte das Feuer immer, daß ein offentlicher Ausbruch unvermeidlich ſchien. Der Herzog von Bretagne hatte am franzöſiſchen Hofe widrige Geſinnungen gegen England eingeſogen, welche die guten Eindrücke zernichteten, die er von ſeinem Vater bekommen. Die innerlichen Unruhen Frankreichs aber, die über den Tod des Herzogs von Orleans entſtunden, hielten ihn zurück, etwas wider England zu wagen. Er willigte alſo in den ihm angebotenen Frieden, der aber nur auf ein Jahr geſchloſſen wurde, weil er glaubte, daß dieſe Zeit lang genug wäre, den Ausgang der Sachen in Frankreich abzuwarten.

Ob nun ſchon Heinrich die Abſichten der Bretagner merkte; ſo hielt er es doch für rathſamer, denen auswärtigen Feinden nachzugeben, als ſeinen einheimiſchen Gelegenheit zu verſchaffen, ihre Anſchläge auszuführen. Denn die Art, wie er zur Regierung gekommen, ließ ihn immer das Schlimme fürchten. Der Graf von Northumberland war ihm beſonders gefährlich, ſo ſehr er auch entkräftet ſchien. Er gieng mit dem Lord Bardolf, während ſeinem Aufenthalt in dem Walliſerlande, beſtändig damit um, durch Hülfe

des

des Glendourdy den König vom Throne zu bringen. Dieſer ſtund mit Heinrich in einem offenbaren Krieg, und verſtärkte ſich durch viele franzöſiſche und niederländiſche Ueberläufer, die er durch Verſprechung einer guten Beute an ſich zog. Der Graf, welcher ſich heimlich des Beyſtandes der mitternächtigen Einwohner verſichert hatte, gieng mit Bardolf wieder nach Schottland, und von da durch die mitternächtige Lande nach England. Da ſeine Macht in kurzer Zeit ſehr angewachſen, und der König ſich dieſes Ueberfalls nicht vermuthend war; ſo fiel es ihm leicht, ſich der Schlöſſer wieder zu bemächtigen, die er bey ſeinem erſten Aufſtand verlohren hatte. Darauf drang er in die Provinz York ein, in der Hoffnung, ſich mit den Wallisern zu vereinigen. Hier gab er in einer Schutzſchrift die Urſachen an, warum er die Waffen ergriffen, die faſt eben das enthielt, was er in der vorigen angebracht hatte. Der König verlohr mit ſeiner Gegenrüſtung viel Zeit; darum hielt ſich Thomas Rokeby, Großſherif von York verbunden, einige Völker zu werben, und ſie dem Könige bey ſeiner Ankunft darzuſtellen. Der Graf, welcher wohl ſah, daß er dieſe Völker zerſtreuen müßte, ehe ſie verſtärkt würden, wenn er ſein Vorhaben glücklich ausführen wollte, näherte ſich denſelben; er fand aber einen hartnäckigen Feind, als er ſich vorgeſtellt hatte. Er griff mit ſeiner überlegenen Macht denſelben an, Rokeby fochte aber ſo tapfer, daß die Aufrührer in Unordnung kamen. Der Graf ſelbſt verlohr in

der Schlacht ſein Leben, und der Lord Bardolf wurde gefangen, und ſtarb einige Tage darauf an ſeinen Wunden. Man ſchickte ihre Köpfe nach London, wo ſie öffentlich über der Brücke aufgeſteckt wurden. Weil der König nach dieſem glücklichen Siege ſchon unterwegs war; ſo gieng er vollends nach York, und beſtrafte die Aufrührer theils am Leben, theils an Gelde.

Ehe der König ſich von London entfernte, ließ er eine Flotte ausrüſten, die denen Seeräubereyen der Franzoſen Einhalt thun ſollte. Edmund Holland, Graf von Kent, führte dieſelbe an. Nachdem er die Freybeuter lange vergebens aufgeſucht hatte; ſo fand er ſie endlich auf der Inſel Brehac, und griff ſie in der Stadt gleiches Namens an, worinn ſie ſich eingſchloſſen hatten. Er ſelbſt bekam beym erſten Sturm eine Wunde, an welcher er fünf Tage darnach ſtarb. Seine Völker aber eroberten die Stadt, und machten alles nieder, was ſie darinn fanden.

Die Franzoſen thaten immer neue Verſuche auf England, obſchon der Friede zum öftern erneuert worden. Der König ſah ſich alſo gezwungen, einen neuen beſondern Stillſtand mit der Picardie und Guienne auf einige Jahre zu ſchließen, worunter Poitou ausdrücklich begriffen war, weil die Franzoſen dieſe Provinz von Guienne unabhängig wiſſen wollten.

Die Spaltung in der Kirche, welche im Jahr 1378 durch die doppelte Wahl Urbans VI. und Clemens VII. entſtanden war, hatte noch kein Ende. Die Stelle des Urbans, der 1390 geſtor-

ſtorben, wurde durch Bonifacium IX. erſetzt, welcher die Hand zur Einigkeit bot. Der franzöſiſche Hof ſuchte den Clemens zu gleichen Geſinnungen zu bringen. Als er aber nicht zu bewegen war; ſo ſchlug die Univerſität zu Paris vor: daß entweder beyde Päbſte ihre Würde aufgeben, oder gewiſſe Schiedsrichter erwählt werden ſollten, oder aber eine allgemeine Kirchenverſammlung den Streit entſcheiden ſollte. Clemens ärgerte ſich über dieſen Schluß zu Tode, und ſtarb 1394. Obſchon der König von Frankreich hierauf die Kardinäle ſchriftlich bat, daß ſie zu keiner neuen Wahl ſchreiten möchten; ſo öffneten ſie doch das Schreiben, deſſen Innhalt ſie errathen konnten, nicht eher, bis ſie den Cardinal von Lune, einen Arragonier, erwählt hatten, welcher den Namen Benedict III. annahm. Noch vor der Wahl verbanden ſich die Kardinäle eidlich, daß derjenige, den die Wahl träfe, ſeiner Würde entſagen ſollte, wenn es das Beſte der Chriſtenheit erforderte. Benedict ſagte ſich aber als Pabſt von dem los, was er als Kardinal beſchworen hatte. Von der Gegenpartey wurde Innocentius VII. an die Stelle des Bonifacius II. der 1404 ſtarb, erwählet, und als auch dieſer das Jahr darauf mit Tode abgieng, ein Venetianer, Angelo Corario, der ſich Gregorius XII. nannte.

Keiner von den neuerwählten Päbſten wollte ſeine Würde niederlegen, und beyde wollten vor gut geſinnt gehalten ſeyn. Endlich fanden die chriſtlichen Fürſten Mittel, die Kardinäle bey-

der Parteyen zu gewinnen, daß ſie eine allgemeine Kirchenverſammlung nach Piſa auf den 25ſten März des Jahrs 1499 ausſchrieben.

Die Verſammlung lud die beyden Päbſte vor, da ſie aber nicht erſchienen; ſo wurden ſie als Meyneidige abgeſetzt. Hierauf wählten die Kardinäle den Peter Philorgi d), aus Candia, welcher ſich nachher Alexander V. nannte. Heinrich hatte noch vor der Verſammlung in einem Schreiben den Gregorius ermahnet, freywillig nachzugeben. Weil es aber ohne Wirkung war, ſo befahl er allen ſeinen Unterthanen, den neuerwählten Pabſt für rechtmäßig zu erkennen. Dadurch glaubte man die ärgerliche Spaltung, die ſeit dreyßig Jahren gedauert hatte, geendigt zu ſehen, allein ſie währete doch noch wegen der Hartnäckigkeit Benedicts einige Zeit fort.

Die Lehrſätze Wiclefs breiteten ſich immer aus, und fanden auch ſelbſt zu Oxford Beyfall. Dies bewog auch die Biſchöfe, ſich einen königlichen Befehl auszuwirken, daß ſie in einer gemeinſchaftlichen Verſammlung Wiclefs Lehren unterſuchen ſollten; nachdem ſie ſolchen erhalten, ſo haben ſie dieſelben verdammt und verordnet, daß, wer ſie andern beybringen würde, ſeines Amts dadurch verluſtig ſeyn ſollte.

In eben dieſem Jahre wurde der Stillſtand mit Bretagne bis auf den 1ſten Julius des Jahrs 1411 verlängert.

Der Krieg, welcher in Frankreich zwiſchen den Häuſern Orleans und Bretagne entſtund, war

d) Acta publica T. VIII.

war vor England ſehr vortheilhaft. Caſtilien und Schottland wurden geneigter, mit Heinrichen einen Stillſtand einzugehen. Die Walliſer, die von dortaus keine Hülfe mehr erwarten durften, entzogen ſich nach und nach ihrem vorgegebenen Fürſten, und Heinrich nahm ſich in ſeinem Reich mehr Gewalt heraus, weil er von außen ſicher war. Dies that er beſonders bey der Wahl der Glieder des Parlaments, die er ſo anzuſtellen wußte, daß die Freyheit der Stimmen dadurch ſehr geſchwächt wurde. Die Sherifs waren ihm hierinn am meiſten behülflich. Als aber das Parlament die Abſichten des Königs merkte; ſo überreichte es demſelben eine Schrift, worinn die Sherifs vor eine jede Betrügerey, die ſie in den Wahlverzeichniſſen begangen, zu einer Strafe von hundert Pfund Sterling verdammt wurden. Der König mußte hier wider ſeinen Willen nachgeben, weil er ſich nicht gar zu bloß ſtellen wollte, und wieder Geld brauchte.

So bald er die Verordnung unterzeichnet hatte, verlangte er eine Steuer von den Gemeinen, welche bey dieſer Gelegenheit eine neue Bittſchrift wegen der Geiſtlichkeit übergaben, und derſelben eine andre zum Beſten der Lollarden beyfügten. In jener ſtellten ſie den Mißbrauch vor, den die Geiſtlichen von ihren Reichthümern machten. Sie glaubten, daß man ſolche zum Beſten des Staats verringern, und ſie dadurch zu Beobachtung ihrer Pflichten ſorgfältig machen müßte. In dieſer begehrten ſie, daß die wider die Lol-

lar-

larden ergangene Verordnung aufgehoben, oder wenigſtens gemildert werden ſollte.

Die Geiſtlichkeit ſah dieſen Vorſchlag vor die Religion höchſt gefährlich an, und machte dem Könige deswegen ſehr ernſthafte Vorſtellungen. Der Vortheil des Königs erforderte, es mit der Geiſtlichkeit nicht zu verderben, die allein im Stande war, das Volk wider ihn aufzuhetzen. Er wies alſo mit einer zornigen Miene die Gemeinen ab, und antwortete ihnen wegen der Lollarden, daß, an ſtatt ihnen eine Erleichterung zu verſchaffen, er ſie gern noch mehr gedruckt ſehen möchte, um die Ketzerey in ſeinem Reiche völlig auszurotten.

Als die Gemeinen hierinnen nichts erhalten konnten; ſo verlangten ſie nur, daß die Geiſtlichen, die ſich grober Vergehungen ſchuldig machten, nicht durch die geiſtlichen Gerichte verurtheilt werden möchten, weil ſie dadurch allemal der Strafe entgiengen. Allein Heinrich ſchlug ihnen auch dieſe Bitte ab, um ſich bey der Geiſtlichkeit recht beliebt zu machen. Und, um zu zeigen, wie wenig er Wiclefs Lehren geneigt wäre; ſo ließ er einen Lollarden, Namens Thomas Badby verbrennen, der den Tod mit großer Standhaftigkeit erduldete.

Die Gemeinen hielten ſich dadurch ſo ſehr beleidiget, daß ſie dem Könige ſeine neue Geldforderung abſchlugen; und er würde auch nicht einmal das nothwendige von ihnen erhalten haben, wenn er nicht das Parlament ſo lange beyſam-

men behalten hätte, bis er ſein Geſuch erfüllet geſehen.

Der innerlichen Unruhen ungeachtet, in welche ſich Frankreich verwickelt ſah, machte der Herzog von Burgund einen neuen Anſchlag auf Calais, der aber fruchtlos ablief, weil die Zurüſtungen, die er zu St. Omer zu dieſer Belagerung gemacht hatte, im Feuer aufgieng.

In eben dieſem Jahre brachte der engländiſche Viceadmiral große Beute, beſonders ſehr viel Getraide, aus Schottland zurück, und die Stillſtandsverträge wurden 1411 mit Frankreich erneuert.

Wir halten uns hierbey weiter nicht auf, ſondern gedenken nur mit wenigen der Angelegenheiten in Frankreich, die keinen geringen Einfluß in die folgenden Begebenheiten gehabt haben.

Der Herzog von Burgund gieng nach dem Mord, den er an dem Herzoge von Orleans begangen, in ſeine Lande nach Flandern, um ſeinen Schwager wieder in das Bißthum Lüttich einzuſetzen, woraus er von den Einwohnern vertrieben worden. Dieſe Abweſenheit machte ſich die Gemahlinn des Herzogs von Orleans zu Nutze, und warf ſich mit ihren drey Söhnen dem Könige zu Füßen, und bath ihn, den Tod ihres Gemahls zu rächen. Die Feinde des Herzogs brachten es durch ihr Anſehen dahin, daß die Begnadigungsbriefe, die er erhalten hatte, wiederrufen wurden. Er war eben damals im Begriff Maſtricht zu entſetzen, worinn die Lütticher ihren Biſchof belagerten. Dieſe hoben

bey ſeiner Annäheruug die Belagerung auf. Als ſie aber hörten, daß der Herzog nur 16000 Mann ſtark wäre; ſo griffen ſie ihn mit einer dreymal überlegenen Macht an, wurden aber mit einem Verluſt von 30000 Mann in die Flucht geſchlagen. Dieſer Sieg ſetzte ſeine Feinde in Frankreich in ſo großes Schrecken, daß ſie Paris verließen, und zu dem Könige nach Tours giengen. Der Herzog, der die Lütticher genug gedemüthiget hatte, zog mit 4000 Reutern in Paris gleichſam im Triumph ein. Auf ſeine Veranlaſſung ſchickten die Einwohner Abgeordnete an den König, und ließen ihn bitten, daß er in die Stadt zurückkehren möchte. Karl hielt nicht für rathſam, ſich dieſem Begehren zu widerſetzen, und arbeitete nach ſeiner Ankunft an einem Vergleich zwiſchen dem Herzoge von Burgund und den Kindern des Herzogs von Orleans, den er auch endlich glücklich zu Stande brachte. Die beleidigte Herzoginn ſtarb hierüber vor Verdruß; der Herzog aber hatte ſeit der Zeit das Ruder von Frankreich in Händen, weil der König zu ſchwach war, daſſelbe zu führen.

Heinrich dachte nun ernſtlich darauf, den Prinzen von Wallis mit einer von den Töchtern des glücklichen Herzogs von Burgund zu vermählen, welches er als das beſte Mittel anſah, mit Frankreich in Frieden zu leben. Indem er aber damit umgieng; ſo machten die Herzoge von Berri, von Orleans, von Alenzon, von Bretagne, und die Grafen von Clermont und von Armagnac im Auguſt 1410 zu Gien ein

Bünd-

Bündniß wider denſelben, und näherten ſich kurz darauf Paris. Der Herzog ſetzte ihnen gleiche Kräfte entgegen. Eine Schlacht ſchien unvermeidlich, die, auf welche Seite der Sieg gefallen wäre, Frankreich höchſt verderblich geweſen ſeyn würde. Zu gutem Glück fand man ein Mittel, einen Vergleich zwiſchen dieſen Prinzen zu ſtiften. Man wurde einig, daß der Herzog Paris verlaſſen, und daß weder er, noch die vereinigte Prinzen ohne ausdrücklichen königlichen Befehl daſſelbe wieder betreten ſollten.

Der Herzog gieng alſo in die Niederlande. Seine Gegenpartey aber näherte ſich zum andernmal Paris. Jener ſuchte in dieſen Umſtänden Hülfe bey dem Könige von England, der ihm auch eine zahlreiche Mannſchaft ſchickte. Mit dieſer zog der Herzog durch das feindliche Heer, und kam den 30ſten October unter dem Jauchzen des Volks, welches ihm ergeben war, in Paris an.

Während dieſer Zerrüttung in Frankreich bath das Parlament von England den König, daß er ſeinen Unterthanen eine allgemeine Verzeihung zugeſtehen möchte, die es auch erhielt, doch wurde Glendourdy mit ſeinem Anhange davon ausgeſchloſſen, von dem man nicht ſagen kann, wenn er geſtorben, weil ihn die Furcht nöthigte, ſich an unbekannten Orten aufzuhalten. So viel iſt gewiß, daß er wenigſtens bis in das Jahr 1412 gelebet.

In Frankreich wurden die Umſtände immer verwirrter. Der Haß beyder Parteyen ſtieg auf

den

den höchſten Grad. Heinrich verwandelte deswegen ſeine Furcht, die er ſonſt von dieſer Seite hatte, in dem kühnen Vorſatz, ſich die Unruhen Frankreichs zu Nutze zu machen.

Er fand hiezu gar bald eine gute Gelegenheit. Die vereinigten Prinzen, die vor ſich zu ſchwach waren, faßten den Entſchluß, ſich durch den Beyſtand des Königs von England zu verſtärken. Weil ihnen aber der Herzog von Burgund hierinn ſchon zuvorgekommen war, ſo dachten ſie auf Mittel, ihn von dieſem ab und auf ihre Seite zu ziehen. Nachdem ſie ſich der Anerbietungen wegen verglichen hatten, ſo ſchickten ſie Abgeordnete an ihn, mit ihm Unterhandlung zu pflegen.

Der Herzog in Burgund erfuhr nicht ſo bald das Vorhaben ſeiner Feinde, als er anfieng, die Heyrath einer ſeiner Töchter mit dem Prinzen von Wallis, die er bis dahin ausgeſchlagen hatte, ſelbſt zu betreiben. Heinrich ſtellte ſich, als ob er den Antrag mit Vergnügen hörte, um dadurch der Partey von Orleans Bedingungen nach ſeinem Verlangen abzunöthigen. Der Vergleich wurde auch mit dieſer den 18ten May 1412 nach ſeinem Wunſche geſchloſſen, in welchem ſich die vereinigte Prinzen verbindlich machten:

1) Dem Könige von England gegen 1500 Städte, Schlöſſer oder Ritterſitze, welche ſie in Guienne und Poitou beſaßen, abzutreten.

2) Ihm alles, was von dieſen beyden Provinzen noch in franzöſiſchen Händen wäre, und Guien-

Guienne in eben dem Zuſtande zu verſchaffen, wie es ſeine Vorgänger inne gehabt.

3) Der König verſtattete, daß der Herzog von Berri Poitou lebenslang beſitzen ſolle, doch mit der Bedingung, ihm die Huldigung davon abzulegen, und ihm die Städte Poitiers, Niort und Luſignan einzuräumen. Der Herzog von Orleans ſollte das Herzogthum Angouleme, und der Graf von Armagnac gewiſſe Burgvoigteyen in Guienne unter der Bedingung behalten, daß ſie nach ihrem Tode dem Könige von England heimfielen.

4) Der König verpflichtete ſich ſeines Orts den Prinzen Hülfsvölker von 1000 bewaffneten Leuten und 3000 Bogenſchützen zu geben, welche ihnen zu Blois geſtellt werden ſollten.

Heinrich übergab die Anführung dieſer Völker ſeinem zweyten Sohn Thomas, den er gleich darauf zum Herzog von Clarence ernannte, und ſie giengen im Monat Julius ab. Ehe ſie aber an dem Ort ihrer Beſtimmung ankamen, war der Friede zwiſchen beyden Parteyen geſchloſſen. Der Herzog von Burgund belagerte Bourges. Die Belagerten wehrten ſich tapfer. Jener bot den Frieden an, weil er ſich vor der engländiſchen Hülfe fürchtete, und dieſe nahmen ihn an, weil ſie beſorgten, ihre Befreyer möchten nicht zur rechten Zeit ankommen.

Unterdeſſen war der Herzog von Clarence in der Normandie ans Land geſtiegen, und gieng in aller Eil nach Blois, ohne die geringſte Feindſeligkeit auszuüben. Als er aber erfuhr, daß die

Vereinigten den Frieden angenommen, ſo richtete er große Verwüſtungen an. Der Herzog von Orleans als das Haupt der Partey, die ihn nach Frankreich gerufen, mußte ihn ſchadlos halten. Weil es ihm aber an Geld fehlte, ſo überlieferte er ſeinem Bruder den Grafen von Angouleme als Geißel. Der Herzog, der ſich in einem feindlichen Lande befand, bedung ſich weiter nichts aus, als daß man ihm den freyen Zug nach Guienne verſtattete, wo er ſeine Leute zur Eroberung einiger Orte gebrauchte.

Nach dieſer Begebenheit lebte Heinrich in Ruhe, weil alle Urſachen gehoben waren, die ſie bishero geſtört hatten. Nun ſuchte er ſich die Neigung ſeines Volkes zu erwerben. Und er war darinnen ſo glücklich, daß er für einen großmüthigen, leutſeligen und gemäßigten Fürſten gehalten wurde. Dieſes ſein letzteres Verhalten hat ohne Zweifel die Geſchichtſchreiber bewogen, ihm Lobeserhebungen beyzulegen, wozu man in ſeinen vorigen Handlungen keinen Grund findet.

Der Prinz von Wallis hatte von Natur ein großes und edles Herz, welches aber durch eigennützige Leute und Schmeichler vergiftet wurde. Man hörte von nichts, als von Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten, die er, oder ſeine boshafte Freunde begiengen. Eine ſolche Aufführung eines Prinzen, der einmal den Thron beſteigen ſollte, machte dem Volk viel Nachdenken. Doch legte er bey einer gewiſſen Begebenheit eine Mäßigung an den Tag, die da machte, daß man noch nicht alle gute Hoffnung verlohren

gab.

gab. Einer ſeiner Lieblinge wurde eines großen Verbrechens wegen vor Gericht gezogen. Der Prinz wohnte dem Gerichte ſelbſt bey, um die Richter furchtſam zu machen. Da er aber dem ohngeachtet verurtheilt wurde, ſo gab er dem Richter, der das Urtheil geſprochen, eine Maulſchelle. Die beſchimpfte Verſammlung gab ſo gleich Befehl, ihn ins Gefängniß zu führen. Der Prinz, den ſeine Uebereilung ſchon reuen mochte, ließ ſich ohne Murren und Widerſtand in daſſelbe bringen, und that damit etwas, das man niemals von ihm erwartet hätte.

Die Schärfe des Richters, und die Mäßigung des Prinzen, waren dem Könige gleich angenehm. Nichts deſto weniger gab dieſer Herr Leuten Gehör, die ihn von ſchlimmen Abſichten ſeines Sohnes überreden wollten. Und dieſer Verdacht hätte dem Prinzen gefährlich werden können, wenn er nicht, ſo bald er die Geſinnungen des Königs erfahren, ſich zu den Füßen deſſelben geworfen, und ſich mit einer Freymüthigkeit gerechtfertiget hätte, die dem Könige alle unruhige Gedanken benehmen mußte.

Zu Anfange des Jahres 1413 verfiel Heinrich in eine Krankheit, über deren Art man nicht einig iſt, an der er nach drey Monaten ſtarb. Ehedem hatte ihm jemand vorhergeſagt, daß er zu Jeruſalem ſterben würde. Dieſes legte er dahin aus, als ob ihn Gott beſtimmet hätte, dieſe Stadt von den Ungläubigen zu befreyen. Er glaubte deswegen, ſeinem Tode noch nicht ſo nahe zu ſeyn, nahm das Kreuz, machte in einer

großen Rathsverſammlung ſein Vorhaben bekannt, und ließ an den nöthigen Zurüſtungen zu ſeiner Reiſe arbeiten. Gleich darauf nahm ſeine Krankheit zu, und er merkte wohl, daß er Vorbereitungen zu einer ganz andern Reiſe zu machen hätte. Die Furcht, die Krone zu verlieren, verdoppelte ſich in ſeinen letzten Tagen. Er wollte dieſelbe beſtändig neben ſich haben. Als er einmal eine ſo ſtarke Ohnmacht bekam, daß es ſchiene, als würde er ſich von derſelben nicht wieder erholen, ſo trug der Prinz von Wallis die Krone in ſein Zimmer. Wie der König wieder zu ſich ſelbſt kam, fragte er gleich nach derſelben, und wurde ſehr empfindlich, als man ihm ſagte, daß ſie der Prinz weggetragen hätte. Er ließ ihn rufen, und ſagte zu ihm: ob er ihn denn ſo kurz vor ſeinem Ende noch ſeiner Würde berauben wollte? Der Prinz antwortete: daß er nur aus nöthiger Vorſichtigkeit als rechtmäßiger Erbe ſie zu ſich genommen hätte, er lobe Gott, daß er ihn noch am Leben ſehe, und wünſche ihm von ganzen Herzen die Verlängerung deſſelben. Hierauf holte er die Krone, und ſetzte ſie wieder an ihren Ort.

Heinrich fühlte in des heil. Eduards Kapelle, wo er vor deſſen Sarge ſeine Andacht verrichtete, die letzten Anfälle ſeiner Krankheit. Man brachte ihn in das Zimmer des Abts von Weſtmünſter. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſo fragte er, wo er wäre, und als man ihm antwortete, in einem Zimmer, welches Jeruſalem hieße, ſo erinnerte er ſich an die mir erzählte Weißagung

gung, und dachte an nichts, als an ſeinen Tod. Noch vor ſeinem Ende ließ er ſeinen älteſten Sohn rufen, und gab ihm viel gute Ermahnungen, und äußerte einige Bedenklichkeiten der Krone wegen, die er getragen. Er ſagte weiter, wie er befürchtete, ſein Bruder, der Herzog von Clarence, möchte ihn in dem ruhigen Beſitz der Krone ſtören. Worauf der Prinz antwortete, daß er ſie auf eben die Art zu behaupten ſuchen würde, mit welcher er ſie ſein Leben hindurch erhalten hätte. Er würde ſeinem Bruder, ſo lange er ſich in Schranken hielte, allezeit freundſchaftlich begegnen, außer dem aber ihn ſeiner Schuldigkeit ſchon zu erinnern wiſſen. Der König empfahl ihn hierauf dem Schutz Gottes, und ſtarb kurz darauf den 20ſten Merz 1413. im 46ſten Jahre, nachdem er 13 Jahr, 5 Monate, und 21 Tage regieret hatte.

Die meiſten Geſchichtſchreiber haben ſich bemühet, dieſen Fürſten ſo zu ſchildern, wie er vielleicht nie geweſen. Sie bewundern an ihm ſeine Gelindigkeit, Gnade, Großmuth, Tapferkeit und andre Tugenden. Er war aber vornehmlich eiferſüchtig auf die Krone, die er eben nicht durch die beſten Mittel erlanget, und über deren Erhaltung er viel Blut ſeiner Unterthanen aufgeopfert hatte. Der Tod Richards II. wird ihm allezeit zum Vorwurf gereichen, wenn er ſich auch mit Recht auf den Thron geſchwungen hätte. Sonſt hat er eben nicht viel merkwürdige Thaten gethan. Wenn man die einige Schlacht ausnimmt, welche er wider den jungen

Perci gewonnen, ſo trifft man keine große Handlungen in ſeiner Regierung an. Seine einzige und vornehmſte Sorge gieng auf die Erhaltung ſeiner Krone, ohngeachtet er Richarden abſetzen laſſen, weil er ſeine Gewalt zu weit ausgedehnet, ſo findet man doch nicht, daß er dieſes Laſter ſo gar ernſtlich verabſcheuet. Gegen das Ende ſeines Lebens wollte er zwar ſeine Fehler gut machen, hatte aber nicht viel Zeit mehr, die Früchte ſeiner Veränderung zu ſehen. Der Eifer gegen die Ketzer, und die Neigung, die er vor die Geiſtlichkeit blicken ließ, mag wohl der Hauptgrund zu den ausſchweifenden Lobeserhebungen geweſen ſeyn, die man dieſem Fürſten beygeleget hat.

Unter ſeiner Regierung haben ſich inſonderheit Robert Knolles, Wilhelm Wikam, und Richard Wittington durch Liebeswerke und öffentliche Stiftungen berühmt gemacht.

Gottfried Chaucer und Johann Gower, zwey berühmte Dichter, werden insgemein für die erſten Verbeſſerer der engliſchen Sprache gehalten. Mit der Maria Bohun, einer Tochter des Grafen von Hereford, zeugte er 4 Söhne und 2 Töchter, nämlich Heinrich, der ihm folgte, Thomas, Herzog von Clarence, Johann, Herzog von Bedford und Humfried, welcher von ſeinem Bruder Heinrich zum Herzog von Gloceſter gemacht wurde. Blanca, die älteſte unter den beyden Töchtern, ward an Ludwig den bärtigen, Churfürſten von der Pfalz, ver-

mäh-

mählet, und Philippe, die zweyte, an Erich, König von Dänemark und Norwegen.

Heinrich V.

mit dem Zunamen von Monmouth,

vom Jahr 1413.

Heinrich IV. wurde von ſeinen Unterthanen gar bald vergeſſen, weil ſie ſich mehr von ſeinem Sohne verſprochen. Die Unruhen Frankreichs boten England die ſchönſte Gelegenheit dar, ſeinen alten Ruhm zu erneuern. Es wünſchte alſo einen geſchäfftigen und kriegeriſchen König, der ſich dieſelbe zu Nutze machte. Dieſen hoffte es in der Perſon Heinrichs V. zu erhalten.

Dieſer Herr, der von dem Ort ſeiner Geburt den Zunamen von Monmouth bekam, hatte von Natur einen großen Geiſt, welcher zu Oxford unter der Aufſicht des Biſchofs von Winchester, Kanzlers dieſer Univerſität, noch mehr gebildet wurde. Er zeigte gar bald eine ſtarke Neigung zum Kriege. Um ſolche zu unterhalten, übergab ihm der König, ſein Vater, die Anführung eines Heers wider die Walliſer, die er auch in zwo kleinen Schlachten überwand. Dadurch erregte er aber die Eiferſucht ſeines Vaters ſo ſtark, daß er ihn vom Kriege entfernte, wie er ihn ſchon zuvor von den Regierungsgeſchäfften ausgeſchloſſen hatte, weil er ſeinem zu großen Unternehmungen aufgelegten Geiſte nicht trauete. Der Prinz, der nicht müßig ſeyn

konnte, verfiel daher auf Anſtiften gewiſſer Leute, in eine wilde Lebensart, und unternahm Dinge, die ſeinem Stand und ſeiner Ehre nachtheilig waren. Doch behielten die Eindrücke der Tugend, die er in ſeiner Jugend bekommen, noch oft die Oberhand. Er blieb ſeinem Vater, der ſeine Fähigkeiten kannte, immer fürchterlich, und die Engländer ſchwebten wegen ſeiner künftigen Regierung zwiſchen Furcht und Hoffnung, weil er mitten unter ſeinen Ausſchweifungen Proben der Großmuth und einer edlen Seele gab, die noch allemal eine glückliche Veränderung in den Gemüthscharakter des Prinzen erwarten ließen.

Gleich nach ſeines Vaters Tode wurde er zum Könige ausgerufen. Der Graf de la Marche übergab ſich freywillig ſeinen Händen, um ihn zu überzeugen, daß er ihn in dem ruhigen Beſitz des Throns nicht zu ſtören ſuchte. Die Engländer wollten ihm noch vor der Krönung den Eid der Treue ablegen. Er weigerte ſich aber, dieſes ungewöhnliche Zeichen ihres Zutrauens anzunehmen, ehe er ſich verbindlich gemacht, ſie nach den Geſetzen zu regieren. Dieſe Mäßigung löſchte alle die nachtheilige Gedanken aus, die ſeine vorige Aufführung gezeiget hatte.

Den 9ten April wurde er feyerlich gekrönet. Den Anfang ſeiner Regierung machte er damit, daß er die Mitgenoſſen ſeiner Ausſchweifungen ermahnte, den Weg zu verlaſſen, den ſie mit ihm betreten hatten, und gab ihnen einige Geſchenke,

ſchenke, mit dem Befehl, ſich nicht weiter bey Hofe ſehen zu laſſen.

Hierauf wählte er eine Rathsverſammlung aus den tugendhafteſten und geſchickteſten Männern, und ſetzte Richter, die mit der Wiſſenſchaft der Geſetze einen unſträflichen Wandel verbanden. Auch bey der Wahl der Unterobrigkeiten ſah er auf Leute von guten Grundſätzen und bekannten Verdienſten.

Nun fehlte zur Beveſtigung der guten Hoffnung, die man ſich von ihm gemacht hatte, weiter nichts, als daß er ſeine kriegeriſche Eigenſchaften zeigte, und Beweiſe ſeiner Gottesfurcht ablegte. In jenen gab er keinem ſeiner Vorgänger etwas nach, wie wir aus der Folge ſeines Lebens ſehen werden, und dieſe bewies er theils dadurch, daß er der Geiſtlichkeit erlaubte, die Wicleſiten zu verfolgen, welches wenigſtens damals für eine Probe eines Herzens gehalten wurde, das die Ehre Gottes zu befördern ſuchte, ob ſie ſchon ſehr zweydeutig war; theils damit, daß er den Leichnam Richards II. aus dem Kloſter **Langley** holen, und zu **Weſtmünſter** auf eine anſtändige Weiſe neben ſeiner Gemahlinn, Anna von Luxemburg, beyſetzen, und nahe bey Shene drey Klöſter bauen ließ, worinne man beſtändig für die Seele dieſes Fürſten bitten mußte.

Das Parlament, welches ſich zum erſtenmal unter dieſer Regierung verſammlete, machte verſchiedne Verordnungen zum Beſten des Staats, und zur Abſtellung der Betrügereyen, die bey

der Wahl der Abgeordneten des Unterhauſes eingeſchlichen waren, wozu der neue König ſeine Einwilligung ertheilte.

Zu gleicher Zeit wurde eine Synode unter der Aufſicht des Erzbiſchofs von Canterbury, Thomas Arundel, gehalten. Eben dieſer war es, der unter der vorigen Regierung den Befehl ausgewirket, Abgeordnete nach Oxford zu ſchicken, um nicht nur die Lehren der Wicleſiten zu unterſuchen, ſondern auch die vornehmſten Anführer dieſer Secte zu entdecken. Nachdem bey ihrer Zurückkunft ihre mitgebrachte Nachrichten der Verſammlung übergeben worden, ſo hielt dieſe für das beſte Mittel, der Ketzerey Einhalt zu thun, wenn man zum Schrecken andrer die berühmteſten Anhänger derſelben nachdrücklich beſtrafte. Johann Oldcaſtle, Baron von Cobham, wurde unter derſelben vor den gefährlichſten gehalten. Weil aber dieſer königl. Bediente bey Heinrichen viel galt; ſo bat der Erzbiſchof den König um Erlaubniß, wider ihn nach der Schärfe verfahren zu dürfen. Der König gab ihm zur Antwort, daß er die Strenge gar nicht für das rechte Bekehrungsmittel hielte, und daß er ſuchen wollte, den Oldcaſtle mündlich auf beſſere Wege zu bringen. Dieſes that er auch einige Tage darauf; da er ihn aber unbeweglich fand; ſo übergab er ihn dem Willen der Geiſtlichkeit.

Darauf wurde Oldcaſtle vorgeladen, der aber keine Gerichtbarkeit der Biſchöfe erkennen wollte. Dieſes verdroß den König, und er befahl,

fahl, ihn gefänglich in den Tour zu ſetzen. Den 28ſten Septemb. wurde er vor das geiſtliche Verhör gezogen; als man aber keine gewünſchte Antworten von ihm erhalten konnte; ſo wurde er dem weltlichen Arm übergeben. Seine Hinrichtung würde bald darauf erfolgt ſeyn, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, aus dem Gefängniſſe zu entfliehen.

Es iſt nöthig, daß wir von den Umſtänden reden, in denen ſich Frankreich befunden, ehe wir den Krieg ſelbſt erzählen, den Heinrich mit dieſem Reiche angefangen.

Karl VI. den ſeine Gemüthskrankheit die meiſte Zeit zur Regierung untüchtig machte, hatte 3 Söhne, nämlich Ludwig, Johann und Karl. Der erſtere, als der Dauphin, war in ſeinem 16ten Jahre ſchon vielen Ausſchweifungen ergeben. Seine Lieblinge beveſtigten ihn in ſeinen laſterhaften Grundſätzen. Insbeſondre flößten ſie ihm die Begierde ein, das Ruder des Reichs zu führen. Sie ſagten ihm, daß der Herzog von Burgund ſich deſſelben zu ſeinem Nachtheil bemächtigt hätte, indem er ſchon mehr Jahre hätte, als nach der Verordnung Carls V. zur Regierung erfordert würden (*). Er ſollte alſo ſuchen, den Herzog zu vertreiben. Der junge Prinz ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und machte wirklich einen Verſuch, denſelben auszuführen, der aber fruchtlos ablief. Unter dieſen Unruhen beſtieg Heinrich V. den Thron.

Indem

*) *Acta publ.* T. IX.

Indem dieſer neue König mit ſeinen häuslichen Anordnungen beſchäfftiget war, erneuerten ſich die Unruhen in Frankreich. Die Aufrührer fiengen an zum Unterſchied weiße Hüte zu tragen. Sie nöthigten den Dauphin und den König ſelbſt dergleichen anzunehmen. Ja ſie trieben ihre Verwegenheit noch weiter. Sie nahmen viele Vornehme des Hofes in Verhaft, und verſchonten auch ſogar der Königinn Bruder, Ludwig von Bayern, nicht. Der König mußte der Gewalt nachgeben, und geſchehen laſſen, daß einige von den Gefangenen verurtheilet wurden.

Der Dauphin, welcher ſich von dem Herzoge von Burgund, ſeinem Schwiegervater, der die Aufrührer unter der Hand lenkte, ſehr eingeſchränkt ſah, dachte auf Mittel zu ſeiner Befreyung. Er ſah aber kein andres vor ſich, als ſich die Partey von Orleans zu Freunden zu machen. Da ſie von Paris und vom Hofe entfernet leben mußten; ſo gieng er ſelbſt zu ihnen, unter dem Vorwande, zwiſchen beyden Parteyen einen Vergleich wegen einiger Uebertretungen des Friedens zu Bourges zu ſtiften. Die wahre Urſache aber war, mit ihnen eine geheime Unterhandlung zu pflegen. Als er ſich ihres Beytritts verſichert hatte, ſo brachte er es dahin, daß erſtbeſagter Friede beſtätiget wurde, und dadurch bekamen die von Orleans Erlaubniß, nach Paris zu kommen, und dem König aufzuwarten.

Der Herzog von Burgund, der dem Dautphin nur halb trauete, ließ durch eine Geſandſchaft,

ſchaft, Heinrichen ein Bündniß vorſchlagen, und ihm zugleich eine Verbindung anbieten, wie er ſchon unter Heinrich IV. gethan hatte. Heinrich, der dieſes als eine gute Gelegenheit anſah, die Unruhen in Frankreich zu unterhalten, ſchickte einige Zeit darauf Geſandte nach Paris. Ihre öffentliche Vollmacht war, alle Streitigkeiten zwiſchen England und Frankreich beyzulegen. Der König mochte wohl durch dieſe Geſandtſchaft eine genaue Erkundigung von den Umſtänden Frankreichs einziehen wollen. Sein Hauptgrund aber war, die vorgeſchlagene Verbindung mit dem Herzoge von Burgund zu Stande zu bringen. Dieſes entdeckte ſich durch eine beſondre Vollmacht, ein gegenſeitiges Bündniß zwiſchen ihm und dem Herzoge zu ſchließen. Dies geſchah im Monat Julius des Jahrs 1413.

Der folgende Monat brachte in den Angelegenheiten Frankreichs Veränderungen, welche für Heinrichen ſehr vortheilhaft waren. Die Partey von Orleans hatte ſich auf erhaltene Erlaubniß der Stadt Paris genähert. Zu gleicher Zeit hatte der Dauphin viele Bürger in Paris heimlich auf ſeine Seite gezogen. So bald er ſich ſtark genug ſah, zog er an der Spitze von 30000 Mann durch die Gaſſen von Paris. Die Gegenpartey verließ das Louvre, das Rathhaus und die Baſtille, ohne ſich zu wehren, und der Herzog von Burgund gieng zurück nach Flandern, weil er ſich zu ſchwach fand, dieſer Gewalt zu widerſtehen.

Da-

Dadurch bekam die Partey von Orleans bey Hofe wieder die Oberhand, wovon der Dauphin wenig Nutzen hatte. Der König war wieder beſſer, und verwaltete die Regierung ſelbſt, und ließ ſich ganz von dem Herzoge von Orleans, ſeines Bruders Sohn, beherrſchen. Dieſer junge Prinz machte verſchiedene Verordnungen wider den Herzog von Burgund bekannt. und ließ die Urheber der vorhergehenden Empörung verfolgen, und viele davon hinrichten.

Kurz darauf verglichen ſich die Geſandten von England und Frankreich, die ſich zu Lelingham in der Picardie verſammlet hatten, daß der Friede bis auf den Junius des folgenden Jahres heilig ſollte gehalten werden. Während dieſen Unterhandlungen verlangten die engländiſchen Abgeſandten, im Namen ihres Herrn, alles das von Frankreich zurück, was ihnen ſeit dem Vergleich zu Bretigny abgenommen worden. Dies ſetzte den franzöſiſchen Hof in große Verlegenheit. Er ſchickte unverzüglich Geſandten nach London, an dem Frieden zu arbeiten, in der That aber zu entdecken, was Heinrich im Schilde führe.

Unterdeſſen ſetzte der franzöſiſche Hof ſein Verfahren wider den Herzog von Burgund fort, von deſſen Anhängern viele hingerichtet wurden, Ludwig von Anjou, König von Sicilien, that ihm auch den Schimpf an, und ſchickte ihm ſeine Tochter wieder zurück, die mit ſeinem älteſten Sohn verſprochen war. Nicht lange darauf verheyrathete dieſer König eine von ſeinen Töchtern an

Karl, den dritten franzöſiſchen Prinzen, der noch nicht 13 Jahr alt war. Dieſe Heyrath war Frankreich ſehr ſchädlich. Der junge Prinz wurde dadurch auf die Seite ſeines Schwiegervaters gezogen, und ein tödtlicher Feind von dem Herzoge von Burgund.

Der Dauphin ſah den Herzog von Orleans, als das Haupt der Regierung, mit ſcheelen Augen an. Er willigte alſo gerne in das Anerbieten des Herzogs von Burgund, der ihm zu der Stelle verhelfen wollte, wozu ihm ſeine Geburt das Recht ertheilte. Sie machten eine Art von Verbindung unter ſich, den Herzog von Orleans von der Seite des Königs zu trennen. Hierauf kam der Herzog von Burgund mit einem Heer vor Paris, in der Hoffnung, daß es ſich vor ihn erklären würde. Er betrog ſich aber. Der König, der ſich wieder von ſeiner gewöhnlichen Krankheit erholet hatte, machte eine Erklärung wider ihn bekannt, darinnen er ihn einen Verräther und Feind des Reichs nannte. Beydes bewog den Herzog, wieder nach Flandern zurückzukehren. Wir verlaſſen auf einen Augenblick die franzöſiſchen Händel, und ſehen, was ſich mit dem Anfange des Jahrs 1414 in England zugetragen.

Die Geiſtlichkeit ſah die beyden Verſuche, welche das Unterhaus des Parlaments gemacht hatte, ſie um einen Theil ihrer Einkünfte zu bringen, als eine Frucht der wiclefitiſchen Lehre an. Sie war alſo nicht allzuwohl mit dem Könige zufrieden, daß er den Weg der Schärfe

nicht

nicht billigte, und keine Anſtalten machte, den entkommenen Oldcaſtle aufſuchen zu laſſen. Darum bemühete ſie ſich, dem Könige einen recht großen Haß wider die Lollarden einzuflößen. Zu dem Ende gab ſie vor, daß ihm dieſe nach dem Leben ſtünden. Weil ſie ihre Verſammlungen nicht öffentlich halten durften; ſo kamen ſie gemeiniglich auf dem Felde an einem wüſten Orte zuſammen, ihren Gottesdienſt zu pflegen. Einige von ihnen hatten ſich vorgenommen, ihre Zuſammenkunft außer dem Thore von London, an einem Orte, Namens St. Gilles, zu halten, welches damals ein mit Geſträuchen bewachſener Platz war, gegenwärtig aber ein Viertheil von der Stadt ausmachet. Sie wurden aber durch falſche Brüder verrathen. Der König war damals auf ſeinem Schloß zu Eltham. Auf einmal kam die Nachricht, daß Oldcaſtle mit 20000 Mann ſeines Anhangs zu St. Gilles ſey, und daß ſeine Abſicht dahin gienge, den König und alle Vornehmen, die ihnen nicht gewogen wären, umzubringen. Obgleich dieſe Nachricht ſehr unwahrſcheinlich war, ſo wurde ſie doch mit ſo viel Umſtänden unterſtützet, daß ihr der König Glauben zuſtellen mußte. Sogleich verſammlete er ſo viel Leute, als möglich war, und gab Befehl, die Thore von London verſchloſſen zu halten, damit der Pöbel ſich nicht zu den Aufrührern ſchlagen möchte. Er entſchloß ſich, ſie unverſehens zu überfallen. Er kam um Mitternacht zu St. Gilles an, und fand etwa 80 oder 100 Leute.

Er

Er ließ ſie angreifen. Zwanzig von ihnen wurden getödtet, und gegen 60 gefangen genommen. Zum Unglück hatten ſie Waffen bey ſich, und dadurch wurde der König bewogen, das zu glauben, was man ihnen Schuld gegeben hatte. Ja er konnte nicht mehr daran zweifeln, da einige von den Gefangenen entweder aus Furcht, oder durch Verſprechungen verleitet, die Sache bekräftigten. Einige geſtanden ſo gar, daß ſie, wenn der König und die Prinzen aus dem Wege geräumt geweſen, den Oldcaſtle zum Regenten des Reichs würden gemacht haben, welcher der Anſtifter dieſer Verſchwörung wäre. Man kann es kaum begreifen, wie ſich der König, als ein ſcharfſinniger Herr, durch eine ſo grobe Erdichtung hintergehen laſſen können. Wie war es doch immer möglich, daß ſo wenig Leute, unter denen ſich kein einiger von Stande befunden, ein ſo gefährlich Abſehen gehabt haben ſollten? Der König kannte überdies den Oldcaſtle als einen klugen Mann. Wie konnte er ſich überreden, daß er ein ſo großes Vorhaben auf eine ſo thörichte Weiſe würde unternommen haben? Dem ohngeachtet hielt ihn der König für ſchuldig, und verſprach dem, welcher ihn entdecken würde, 500 Mark; dem, welcher ihn in Verhaft nehmen würde 1000 Mark, und wenn es eine Stadt oder Flecken ſeyn ſollte, eine beſtändige Befreyung von allen Abgaben und Dienſten. Es iſt indeſſen ſehr zu vermuthen, daß der König nach der Hand die Falſchheit dieſer Anklage ſelbſt eingeſehen, weil man aller Unterſu-

 chung

chung ohngeachtet keine Mitſchuldige entdecken konnte, und der König die Gefangenen ſelbſt, auſſer einigen wenigen, die er in der erſten Hitze hinrichten laſſen, begnadiget, ob er gleich ſonſt von Natur ſehr zur Strenge geneigt war. Die Lollarden hatten überdies ſolche Grundſätze, mit denen ein ſo grauſames Verfahren gar nicht übereinſtimmte, und man gab ihnen aller Wahrſcheinlichkeit nach daſſelbe nur deswegen Schuld, um ſie bey dem Könige verhaßt zu machen.

Im Februarius des Jahrs 1414 ſtarb der Erzbiſchof von Canterbury, Thomas Arundel, und ihm folgte der Biſchof von St. David, Heinrich Chicheley, der aber wider die Lollarden eben ſo aufgebracht war, als ſein Vorgänger.

Die Geſandten, welche der franzöſiſche Hof nach London geſchickt hatte, erkannten gar bald die Abſichten des Königs, deſſen Abgeordnete eben die Forderung wiederholten, die ſeine Geſandtſchaft zu Lelingham gethan hatte. Um einem neuen Krieg auszuweichen, ſchlugen ſie in ihrem Namen Heinrichen die jüngſte Tochter Karls VI. Katharina, zur Gemalinn vor, weil ſie dieſe Heyrath vor das beſte Mittel zum Frieden hielten. Der Vorſchlag wurde nicht ganz verworfen, doch beharrete der König von England auf ſeiner Forderung, weil er glaubte, daß beydes neben einander beſtehen könnte. Da aber die Geſandten keine Vollmacht hatten, dieſe Sache in Richtigkeit zu ſetzen, ſo begnügte man

ſich

ſich damit, daß der Stillſtand bis auf Mariä Reinigung des Jahrs 1415 verlängert würde.

Gleich nach der Abreiſe der franzöſiſchen Geſandten, ſchickte Hrinrich fünf Abgeordnete nach Frankreich, welche die angefangene Unterhandlung fortſetzen ſollten. Dieſe mußten im Namen des Königs verſichern, daß er ſich vor dem 15ten May in keine andre Heyrath einlaſſen wollte.

Karl, dem dieſe Verſicherung nicht hinreichend ſchien, ſchrieb ſelbſt an den König, daß er ſich gerne weiter einlaſſen wollte, wenn er ihm andre Geſandten mit mehreren Vollmachten ſchicken würde. Hierauf fertigte Heinrich fünf andre ab, nämlich den Biſchof von Norwich, die Grafen von Dorſet, von Warwick, von Salisbury, und den Lord Gray, denen ihre Bedienungen und ihre Geburt Anſehen genug gaben.

Dieſe traten mit denen Bevollmächtigten Karls, unter welchen der Herzog von Berri der vornehmſte war, ſogleich in Unterhandlung. Anfangs forderten ſie das ganze Königreich Frankreich für ihren Herrn, der als ein Erbe Eduards ein Recht darauf hätte. Einige Zeit darauf ſetzten ſie hinzu, weil ſie ſahen, daß dieſe Forderung einiges Mißvergnügen erweckte, ſo wollten ſie einen andern Vorſchlag thun, doch ohne Nachtheil der Rechte ihres Königes.

1) Verlangten ſie die Normandie, Anjou, Maine, und Touraine, mit aller landesherrlichen Gewalt.

2) Das Recht der Oberherrſchaft über die Grafſchaft Flandern, und über das Herzogthum Bretagne.
3) Alles, was Frankreich in Guienne beſitze.
4) Ueberhaupt alles, was Eduard III. in dem Vergleiche von Bretigny abgetreten worden.
5) Das ganze Land, welches Frankreich zwiſchen der Somme und Graveline beſitze, mit allen oberherrſchaftlichen Vorrechten.

Ehe dieſe Forderungen beantwortet wurden, wollte der Herzog von Berri den Punkt wegen der Heyrath ausgemacht wiſſen. Er bot ſogar ein großes Heyrathsgut für die Prinzeßinn Catharina an. Die Engländer wollten aber erſt die Friedensbedingniſſe in Richtigkeit ſehen. Endlich nach vielen Streitigkeiten verlangten die Geſandten Heinrichs vor allen Dingen eine beſtimmte Antwort auf folgende Stücke:
1) Forderten ſie alles, was in dem zu Bretigny geſchloſſenen Vergleich an England abgetreten worden.
2) Die halbe Provence, nebſt der Grafſchaft Beaufort und Argent.
3) Sechsmalhunderttauſend Thaler, als das noch rückſtändige Löſegeld des Königs Johann.

Wegen der Heyrath verſicherten ſie, daß ihr König nicht eher daran denken würde, bis ein dauerhafter Friede mit Karl geſchloſſen wäre, und daß man ihrer Meynung nach nicht weniger, als

als zwey Millionen Goldes zum Heyrathsgut für die Prinzeßinn anbieten könnte.

Einige Tage hernach händigte ihnen der Herzog von Berri eine Beantwortungsſchrift ein, folgenden Innhalts:

1) Biete der König von Frankreich, Agenois, Baſadois, einen Theil von Auch, Perigord, Eſcarre, Oleron, Bigorre, den jenſeit der Charente gelegenen Theil von Saintonge, Quercy, Montauban ausgenommen, nebſt dem ganzen Lande zwiſchen der Tarn und Aveiron, ausgenommen Augoumois und Rouergue an.

2) Könne der König in Abſicht der Provence nichts vergeben, weil er nicht Herr derſelben ſey.

3) Da er erbötig wäre, ſo ſchöne Landſchaften des Friedens wegen abzutreten, ſo ſolle der König von England auch von allen weitern Forderungen abſtehen.

4) Wolle er ſeiner Prinzeßinn 600,000 Thaler geben, obſchon der Brautſchatz der Töchter Frankreichs auf eine weit geringere Summe eingeſchränkt ſey.

Man berathſchlagte ſich hierüber viele Tage lang. Endlich ſchränkten die Engländer alle ihre Forderungen auf den Vergleich zu Bretigny, und auf eine Million Thaler zur Mitgabe für die Prinzeßinn ein. Da aber auch dieſes Geld denen Franzoſen noch zu viel war, ſo wollten es die Engländer unter der Bedingung vermindern laſſen, wenn man, im Fall zwey Söhne aus die-

ſer Ehe kämen, dem jüngſten Montreuil und Ponthieu einräumen würde. Auf dieſen Vorſchlag antworteten die Franzoſen nichts, und die Berathſchlagungen giengen mit dem 13ten Merz 1414 zu Ende.

Während dieſer Zeit brachten es die Feinde des Herzogs von Burgund dahin, daß König Karl ihn als einen Reichsfeind anſah, und ihn bekriegte. Er führte ſein Heer ſelbſt an, und nahm Soiſſons und Compiegne wieder ein, deren ſich der Herzog bemächtigt hatte, und weil dieſer keine Hülfe von den Niederländern bekam; ſo verlohr er auch Bapaume. Man würde noch weiter gegangen ſeyn, wenn Karl nicht wieder mit ſeiner gewöhnlichen Krankheit wäre befallen worden.

Der Dauphin übernahm nun die Regierung, weil ihm niemand mehr im Wege ſtund. Er führte den König, ſeinen Vater, nach Arras, um dieſe Stadt zu belagern. Der Herzog hatte aber Zeit gefunden, dieſelbe mit einer ſtarken Beſatzung zu verſehen, und dieſe machte die Eroberung des Platzes ſchwer. Dieſe Schwierigkeit, und die Bitten der Gräfinn von Hennegau, einer Schweſter des Herzogs, brachten es dahin, daß ihm gegen das Ende des Septembers der Frieden, doch unter harten Bedingungen, bewilliget wurde. Der Herzog erhielt, mit Ausſchluß 500 ſeiner Anhänger, Verzeihung. Seine Freunde mußten den Hof verlaſſen, er ſelbſt aber durfte ohne Befehl nicht an demſelben erſcheinen, und mußte geſchehen laſſen, daß die Fahnen des Königs auf den Mauren von Arras aufgepflanzet wurden.

Indem

Indem ſich Frankreich zu dem eben erzählten Kriege rüſtete, ſchickte der Herzog von Burgund den Probſt von St. Donas nach England, um den mit Heinrich angefangenen Vertrag zu erneuern. Dieſer Geſandte hatte Vollmacht, nicht nur Frieden mit ihm zu ſchließen, ſondern ſich auch wegen der Heyrath mit der Prinzeßinn Katharina einzulaſſen. Vermuthlich verlangte er Hülfe vom Könige, um die Regierung des franzöſiſchen Reichs zu übernehmen. Daraus erkennet man die Abſichten dieſes Herrn. Mezeray hatte alſo Grund zu ſagen, daß die engländiſchen Waffen durch Leute, welche ihr Vaterland verrathen, nach Frankreich gezogen worden. Der zu Arras geſchloſſene Friede unterbrach dieſe Unterhandlung auf eine Zeitlang.

Heinrich dachte beſtändig, ſich die Unruhen Frankreichs zu Nutze zu machen. Er wußte, daß er es nur mit der einen Hälfte des Reichs zu thun habe, und ihn die andre unterſtützen würde. Ueberdies hoffte er nun bald mit dem Herzoge von Burgund eine Verbindung zu ſchließen, die ihm vortheilhaft ſeyn könnte. Er berief daher das Parlament nach Leiceſter auf den 30ſten April, um von ihm die nöthige Hülfe zu ſeinem Vorhaben zu erhalten. Die Zuſammenberufung geſchah im Merz, da der Probſt von St. Donas ſich zu London befand. Die Geiſtlichkeit ließ durch ihre Abgeordnete dieſem Parlament vorſchlagen, die Verordnungen wider die Ketzer zu erneuern und zu ſchärfen. Das Unterhaus widerſetzte ſich nicht, weil es hierinne ein Mittel zu

finden glaubte, ſeinen zweymal mißlungenen Vorſchlag wegen Verminderung der Einkünfte der Geiſtlichkeit durchzuſetzen. Dieſe bezeigte ſich ſehr vergnügt über den guten Willen des Unterhauſes, und legte dieſer Verſammlung die größten Lobeserhebungen bey. Die Verordnung wurde alſo beſtätiget, und vermöge derſelben mußten alle, die öffentliche Aemter bekleideten, vom Oberſten bis zum Niedrigſten, ſich eidlich verbinden, alles zur Ausrottung der Ketzer beyzutragen. Darauf wurden die Lollarden heftig verfolgt. Viele wurden lebendig verbrannt, einige verließen das Reich, und andre ſchwören aus Furcht vor der Marter ihre Religion ab.

Der Auftritt änderte ſich aber in Anſehung der Geiſtlichkeit gar bald. Eben die Leute, die ihren Eifer für die Religion ſo deutlich an den Tag legten, gaben dem Könige, der eine Steuer begehrte, eine Bittſchrift ein, worinne ſie um die Verringerung der geiſtlichen Einkünfte anhielten. Dies war ein tödtlicher Streich für die Geiſtlichkeit, weil ſie dieſes Verlangen aus keiner Ketzerey herleiten konnte.

Der König, der einen weitläuftigen Krieg vorhatte, und bey der Bewilligung dieſe Bitte ſeine eigene Rechnung fand, gab einem ſo vortheilhaften Vorſchlag gerne Gehör.

Die Vornehmſten der Geiſtlichkeit, die ihren Untergang vor Augen ſahen, berathſchlagten ſich, wie ſie demſelben ausweichen könnten, und faßten einen doppelten Entſchluß. Sie wollten erſtlich dem Könige einen Theil ihrer Güter abtreten; dar-

darnach ihn in einen auswärtigen Krieg einzuflechten ſuchen, damit er die einheimiſchen Angelegenheiten darüber vergeſſen möchte. Der Erzbiſchof von Canterbury that wegen des erſten dem Könige eine weitläuftige Vorſtellung, und bot ihm die anſehnlichen Einkünfte der auswärtigen Klöſter an, deren Zahl ſich auf hundert und zehen belief. Der König ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und die Güter dieſer Klöſter wurden ihm durch eine Parlamentsverordnung zugeſchlagen.

Wegen des andern hielt er in Gegenwart des Königs vor dem Parlament eine mit Fleiß ausgearbeitete Rede, worinn er dem Könige ſchmeichelhafte Lobeserhebungen machte, und ihn würdig erkannte, nicht nur die Krone von England zu tragen, ſondern auch über die ganze Welt zu herrſchen. Er war bemühet, ihn von ſeinem Rechte auf die franzöſiſche Krone zu überreden, und ihm begreiflich zu machen, daß itzo der ſchönſte Zeitpunkt vorhanden wäre, daſſelbe geltend zu machen. Er ermahnte den König, ſeine ihm von Gott verliehene Fähigkeiten in einer unrühmlichen Ruhe nicht ungebraucht zu laſſen, und verſprach, daß die Geiſtlichkeit ihn mächtig unterſtützen würde.

Dieſe Rede beveſtigte nicht nur den König in ſeinem ſchon gehabten Vorſatze, ſondern brachte auch das Parlament dahin, daß es den Entwurf gut hieß, und dem Könige zu Ausführung deſſelben eine Steuer von 300,000 Mark bewilligte. Die Geiſtlichkeit erhielt aber dadurch ihren Endzweck. Man dachte nicht mehr an die wider ſie

gerichtete Bittſchrift, weil die Gemüther nun auf andre Dinge gelenket waren.

Die übrige Zeit des Jahrs giengen die Geſandten von London und Paris häufig ab und zu. Frankreich ſuchte beſtändig durch die Heyrath Heinrichs mit der Prinzeßinn Catharina einen großen Theil der Forderungen Englands abzuweiſen; und man wiederholte von dieſer Seite, daß vor allen Dingen die Friedensbedingniſſe ausgemacht werden müßten. Man ſetzte die Unterhandlungen immer fort, und man hatte dabey in der That keine andre Abſicht, als Zeit zu gewinnen. Heinrich merkte, daß man ihm ſeine Forderungen nicht eher bewilligen würde, bis er Frankreich einen empfindlichen Streich beygebracht hätte. Und dieſes wollte ihn durch ſeine Kunſtgriffe ſo lange aufhalten, bis die Zeit die Umſtände beyder Reiche ändern würde. England hatte indeſſen immer den Vortheil in ſeinen Händen. Im ganzen Reiche war nichts, das Heinrichen an der Vollziehung ſeines Vorhabens hindern konnte. Frankreich war hingegen in ſich ſelbſt getheilet. Der Dauphin, welcher die Angelegenheiten beſorgte, hatte mehr Feuer, als Fähigkeit. Und weder er, noch die Partey von Orleans konnte ſich einfallen laſſen, daß Heinrich im Ernſt daran denken würde, ſeine Anſprüche auf Frankreich auszuführen. Als er zum erſtenmal um das franzöſiſche Reich anſuchen ließ, ſo ſchickte ihm der Dauphin aus Spott ein Faß voll Kugeln zum Ballſpiel. Er wollte ihm ohne Zweifel dadurch zu verſtehen geben, daß er

er ihn für geſchickter zum Spiel, als zum Kriege halte. Allein er änderte bald ſeine Meynung.

Der im Parlament zu Leiceſter gefaßte Entſchluß machte Frankreich aufmerkſamer. Man glaubte, nun ſey es Zeit, Heinrichen eine Genugthuung zu verſchaffen. Man ſchickte den Secretarius Col mit neuen Anerbietungen an ihn ab, die aber mit ſeiner Erwartung nicht übereinkamen. Heinrich, der ſich vom Parlement unterſtützt ſah, ſprach nun aus einem höhern Ton. Inzwiſchen ſtellte er ſich doch immer, um Frankreich aufzuhalten, als ob er die Sache zwar durch Unterhandlungen geendiget ſehen möchte. Er verlängerte deswegen ſeine Verbindlichkeit, die er wegen der Vermählung von ſich gegeben hatte, bis auf den 15ten Auguſt. Doch wurden die Kriegszurüſtungen nicht ausgeſetzt.

Die Unterhandlungen mit dem Herzoge von Burgund hatten ebenfalls ihren ununterbrochenen Fortgang. Heinrich ſchickte im Julius den Philipp Morgan an ihn ab, der zu Geſchäfften von dieſer Art ſehr viel Geſchicklichkeit beſaß. Seine öffentlichen Verhaltungsbefehle hatten nur den Stillſtand mit den Flamländern zur Abſicht. Allein, alle Umſtände der Zeit geben zu erkennen, daß es hier nicht bloß darum zu thun geweſen, und die Folge wird uns lehren, womit der Herzog damals umgegangen. Doch wollte er nicht eher, als in der äußerſten Noth ſeine Zuflucht zu Heinrichen nehmen, vor den es ſehr vortheilhaft war, daß er dieſen Fürſten auf ſeine Seite gebracht hatte. Unterdeſſen verſtrich das Jahr 1414.

Im Anfange des folgenden wurde der Stillſtand mit Frankreich zu verſchiedenenmalen verlängert, nachdem der franzöſiſche Hof den Erzbiſchof von Bourges mit eilf andern Geſandten nach England geſchickt hatte. Während ihrer Anweſenheit in London erklärte Heinrich den geiſt- und weltlichen Herren des Königreichs, daß er Willens ſey, in Perſon nach Frankreich zu gehen, und ſich ſeine alte Rechte durch die Gewalt zu verſchaffen. Dieſes that er vermuthlich, um die franzöſiſchen Geſandten zu nöthigen, ihm ihre letztere Vorſchläge ohne Zurückhaltung zu eröffnen. Als nun der Erzbiſchof von Bourges an der Geſinnung des Königs nicht länger zweifeln konnte, ſo bat er ſich aus, neue Verhaltungsbefehle einholen zu dürfen; und der Stillſtand wurde bis auf den 15ten Julius verlängert. Nach ſeiner Zurückkunft aus Frankreich fügte er noch etwas zu den vorigen Anerbietungen, das aber nicht hinreichend war. Heinrich wollte nichts hören, als was mit dem Vergleich von Bretigny übereinkam. Der Erzbiſchof verlangte die Antwort des Königs ſchriftlich, und als er ſolche erhalten, ſo ſoll er dem Könige vorgeworfen haben, daß er nicht mit einer Krone zufrieden ſey, welche ſein Vater dem Richard II. geraubet, ſondern auch noch die von Frankreich an ſich reißen wolle, dabey er aber mehr Schwierigkeiten finden werde, als er denke.

Nachdem alles zur Abreiſe fertig war, ließ Heinrich ſeine Völker zu Southampton verſammlen, wo ſie eingeſchifft werden ſollten, und begab ſich, um die nöthigen Befehle ertheilen zu kön-

können, ſelbſt dahin. Zu eben der Zeit gab er dem Morgan neue Vollmacht, mit dem Herzoge von Burgund einen Bündnißvergleich zu ſchließen, der aber erſt nach zwey Jahren zu Stande kam.

Heinrich hatte ſchon ſeine meiſten Völker eingeſchiffet, als er eine Verſchwörung wider ſeine Perſon entdeckte. Darf man den engländiſchen Geſchichtſchreibern glauben, ſo wurde ſolche durch die franzöſiſchen Beſtechungen von Leuten angeſponnen, in welche der König am wenigſten Mißtrauen ſetzte. Dieſe waren Richard, Graf von Cambridge, Heinrich Scroop, Großſchatzmeiſter, der gemeiniglich in dem Zimmer des Königs ſchlief, und Thomas Gray, geheimer Rath. Man weis nicht gewiß, ob ſie den Vorſatz gehabt, den König zu tödten. Aus dem Bekenntniſſe des Grafen von Cambridge, welches in den öffentlichen Urkunden enthalten, läßt ſich ſolches nicht ſchließen. Man findet nur ſo viel, daß ſie den Grafen de la Marche in das Land Wallis führen, und daſelbſt ein Heer werben wollen, unter dem Vorwande, als wenn Richard II. noch am Leben wäre. Weil dieſes nicht ohne Vorwiſſen des Grafen geſchehen konnte, ſo gaben ſie ihm von ihrem Anſchlage Nachricht. Er war darüber ſehr verlegen. Eine Krone, auf die er einen rechtmäßigen Anſpruch zu haben glaubte, war reizend genug, um ihren Beſitz etwas zu wagen. Dagegen machte ihn der ungewiſſe Ausgang furchtſam. Er bath ſich daher Bedenkzeit aus, und er konnte mit Mühe den Reſt des Tages dazu erhalten. Währender Zeit entſchloß er

ſich, dem Könige die Verſchwörung zu entdecken. Heinrich ließ ſogleich die Schuldigen in Verhaft nehmen, und da ſie ihr Verbrechen geſtanden, insgeſammt hinrichten. Dies war gleichſam der erſte Funke von dem Feuer, welches nach der Hand die beyden Häuſer Lancaſter und York aufgerieben. Da der Graf von Cambridge eine Schweſter des de la Marche zur Gemahlinn hatte, ſo wollte er ohne Zweifel auf ſeinen Sohn Richard die Krone bringen, welcher der nächſte Erbe des Grafen war, der keine Kinder hatte.

Dieſes machte, daß Heinrich erſt den 19 Aug. unter Segel gehen konnte. Er wurde von dem Grafen von Dorſet, von Kent, von Cornwallien, von Salisbury und vielen Edelleuten begleitet. Den 21ſten landete er zu Havre de Grace, und belagerte gleich darauf Harfleur, einen veſten und mit allem wohl verſehenen Ort, den er aber bald einnahm, und ein engländiſches Pflanzvolk hineinlegte, nachdem er die Einwohner daraus verjagt hatte.

Heinrich ſetzte dieſen Ort, ehe er weiter gieng, in den beſten Vertheidigungsſtand. Indem man damit beſchäfftiget war, forderte er den Dauphin zu einem Zweykampf heraus, der alle ihre Streitigkeiten entſcheiden ſollte. Hier wurde das ganze Königreich Frankreich auf die Spitze geſetzt. Weil aber der Dauphin bey Lebzeiten ſeines Vaters nicht Herr von der Krone war, ſo erbot ſich Heinrich, daß, wenn er ſiegen ſollte, er dem Könige Karl dieſelbe ſo lange laſſen wollte, als er lebte. Man findet nicht, daß der Dauphin auf dieſe Herausforderung geantwortet hätte. Der Vorſchlag

war auch in der That für ihn zu nachtheilig, weil er die gewiſſe Erbſchaft einer Krone auf die bloße Anſprüche Heinrichs geſetzt haben würde.

Das Vergnügen, welches Heinrich über die Eroberung von Harfleur empfand, wurde durch eine Seuche unterbrochen, die unter ſeinem Heer ſehr gewütet. Davon wurden nicht nur die gemeinen Soldaten angegriffen, ſondern es blieben auch die Vornehmſten nicht frey. Sie raffte ihm über drey Theile ſeines Heeres weg, und legte den Biſchof von Norwich und den Grafen von Suffolk ins Grab. Verſchiedne Feldherren mußten ihre Geneſung in England ſuchen.

Da Frankreich ſah, daß Heinrich Ernſt machte, ſo brachte es in der Eil alle ſeine Völker zuſammen, in der Abſicht, ihn anzugreifen. Dieſe Zurüſtung Frankreichs, der ſchlechte Zuſtand des engliſchen Heeres und die Annäherung des Winters nöthigten den Heinrich, auf ſeinen Abzug zu denken. Ohngeachtet er ſich zu Harfleur hätte einſchiffen können, ſo faßte er doch den Entſchluß, um den Schein einer Flucht zu vermeiden, zu Lande nach Calais zu gehen.

Die häufigen Regen machten dieſen Zug ſehr beſchwerlich. Er wurde es aber noch mehr, da die Franzoſen in aller Geſchwindigkeit die Brücken und Dämme abbrechen, und die Lebensmittel zu Grunde richten ließen. Der Connetable Albert beunruhigte die Engländer auch beſtändig mit einem Haufen Völker, die er zuſammen gebracht hatte.

Unter allen dieſen Beſchwerlichkeiten nahm Heinrich ſeinen Weg nach der Somme, in der Hoffnung, über dieſen Fluß gehen zu können. Allein,

lein, er fand den Uebergang wegen der Pfäle, die ins Waſſer geſchlagen worden, unmöglich, die andre Seite war überdies von feindl. Völkern beſetzt. Heinrich hatte hiebey Mühe, durch ſein Beyſpiel ſeinen Leuten Geduld einzuflößen, indem er mit ihnen alles Ungemach theilte. Seine Beſorgniß wurde aber größer, als er erfuhr, daß der König von Frankreich ſelbſt zu Rouen angekommen, und dem Connetable 14000 bewaffnete Leute, nebſt allen Prinzen und den vornehmſten Herren des Königreichs zugeſchickt habe. Dieſer hielt auf die erhaltene Verſtärkung einen Kriegsrath, in welchem beſchloſſen wurde, den Engländern eine Schlacht zu liefern. Weil man ſie aber ſchon als überwunden anſah, ſo wurde ihnen der Uebergang über die Somme nicht weiter verwehret. Die Franzoſen erwarteten ihre Feinde in der Grafſchaft St. Pol, um ſie an einen Ort zu ziehen, wo ſie nicht wieder zurück könnten.

Heinrich, der keine andre Wahl mehr vor ſich hatte, als zu ſiegen, oder zu ſterben, gieng zwiſchen St. Quentin und Peronne über den Fluß. Nun wartete ſeiner eine ſechsmal ſtärkere Macht. Nach dem Berichte der franzöſiſchen Geſchichtſchreiber hat er ſich erbothen, Harfleur wieder herzugeben, und allen Schaden zu vergüten, wenn man ihm einen freyen Durchzug verſtattete. Er fand aber kein Gehör. Man ſchickte vielmehr 3 Herolde an ihn, die ihm die Schlacht anbieten mußten, wenn und wo er ſie liefern wollte. Heinrich antwortete: er wäre entſchloſſen, ſeinen Zug nach Calais fortzuſetzen, und ſie würden ihn bereit finden, ſie

möchten ihn angreifen zu welcher Zeit und an welchem Orte ſie es vor gut fänden.

Sein Weg führte ihn auf das feindliche Lager. Er machte ſich dahero zu einer Schlacht gefaßt. Den 22ſten Octobr. ließen ihm die franzöſiſchen Feldherren wieder durch einen Herold ſagen, daß ſie ihm auf den 25ſten die Schlacht liefern wollten. Heinrich nahm die Ausforderung an, und beſchenkte den Herold mit einem koſtbaren Kleide. Er bediente ſich die noch übrige Zeit aller Mittel, um ſeinen Völkern einen Muth einzuſprechen. Seine Ermahnungen hatten die gewünſchte Wirkung. Als Heinrich den Tag vor der Schlacht durch einen Walliſchen Hauptmann, Namens David Game, Nachricht von den Feinden einzog, hinterbrachte ihm dieſer, daß ihrer genug wären, getödtet und gefangen zu werden, und daß noch genug zum fliehen übrig blieben. Den König vergnügte dieſe Bothſchaft, die Franzoſen aber ſtellten wegen dem eingebildeten gewiſſen Siege Luſtbarkeiten in ihrem Lager an. Sie waren ungleich ſtärker, als die Engländer, und dieſe durch Krankheiten und einen höchſtbeſchwerlichen Zug ſehr geſchwächet. Sie hatten beſtändig Mangel an Lebensmitteln, und würden ohne Zweifel alle Hungers geſtorben ſeyn, wenn nicht durch die genaue Kriegszucht, die der König hielte, die Landleute wären bewogen worden, ihnen einige, wiewohl um einen ſehr hohen Preiß, herbeyzuſchaffen. Die Franzoſen hingegen waren friſch und geſund, und hatten an allem einen Ueberfluß. Darf

man den Engländiſchen Geſchichtſchreibern glauben, ſo trieben dieſe ihren Stolz ſo weit, daß ſie den König fragen ließen, wie viel er nach ſeiner Gefangennehmung für ſeine Loßlaſſung zahlen wollte? Heinrich antwortete, dieſen Hohn verachtend, es würde ſich bald zeigen, wer ſich der Auslöſung wegen werde vergleichen müſſen.

Mit Anbruch des zum Treffen beſtimmten Tages ſtellten ſich beyde Heere in Schlachtordnung. Der Connetable Albert begieng hierbey einen unverantwortlichen Fehler. Er wählte einen engen Strich Landes zum Schlachtfelde, wo er ſeine überlegene Macht nicht brauchen konnte. Es ſcheinet, daß ſeine Abſicht geweſen, denen Engländern den Weg ganz zu verlegen, ohne daran zu denken, daß dieſe Vorſicht nur dem ſchwächſten Theil vortheilhaft ſeyn könne. Er theilte ſein Heer in drey Haufen, davon er den erſten ſelbſt aufführte, in welchem ſich auch die Prinzen und vornehmſten Befehlshaber befanden, weil ſie glaubten, daß die beyden andern nichts zu thun bekommen würden. Der Herzog von Alenzon führte den zweyten Haufen an. An der Spitze der dritten Linie waren die Grafen von Marle, von Dampmartin und andre.

Heinrich konnte wegen der kleinen Anzahl ſeiner Völker nicht mehr als zwo Linien machen. Eduard, Herzog von York, führte die erſte an, und der König begab ſich an die Spitze der zweyten, und hatte eine Krone von Gold auf ſeinem Helme. In dieſer Stellung erwartete er den Angriff. Er gieng durch die Glieder, und munterte ſeine Völker zur Tapferkeit auf, und ſtellte

ihnen vor, daß das Glück der Schlachten nicht von der Menge, ſondern von dem Beyſtande Gottes abhange. Als er ſah, daß die Franzoſen ruhig blieben, ſagte er zu einigen ſeiner vornehmſten Feldherren: **Meine Freunde, weil ſie nicht anfangen wollen, ſo müſſen wir uns mit den Waffen einen Durchgang öffnen. Laſſet uns im Namen der heiligen Dreyfaltigkeit den Angriff thun.** Darauf gab er das Zeichen zur Schlacht. Das Heer gerieth in Bewegung, und erhob das gewöhnliche Kriegsgeſchrey. Es rückte in etwas vor, und machte wieder Halte. Als die Franzoſen ſich noch nicht regten, ſo ſetzte es ſeinen Zug fort, und ſo bald dieſelben mit dem Bogen erreicht werden konnten, pflanzten die erſten Glieder ihre Pfäle, um die feindliche Reuterey abzuhalten. Zugleich fieng ein auserleſener Haufe von Bogenſchützen an, auf die Feinde drey Fuß lange Pfeile zu ſchießen, welche ein großes Loch machten. Als die franzöſiſche Reuterey wider ſie anrückte, zogen ſie ſich mit der beſten Geſchicklichkeit hinter die Pfähle. Der König hatte vor dem Treffen zweyhundert Armbruſtſchützen auf eine mit Gebüſche bedeckte Wieſe geſtellet. Dieſe brachen nun hervor, und brachten die Reuterey in Unordnung, die um ſo viel größer wurde, da die Pferde bis an die Knie in die Erde ſanken. So bald die Engländer dieſe Verwirrung ſahen, giengen ſie mit dem Degen in der Fauſt auf den Feind loß. Inzwiſchen wurden ſie doch mit einigem Verluſt zurückgetrieben. Sie ließen ſich aber dieſes nicht abſchrecken. Sie erneuerten den Angriff mit ſo viel Muth, daß ihn die

Feinde unmöglich aushalten konnten. Dieſe kamen völlig in Unordnung. Der Connetable blieb mit vielen andern Befehlshabern auf dem Platz; der größte Theil der Prinzen und Feldherren wurde gefangen, und der Reſt ergrief die Flucht.

Nun ſahen ſich die Engländer durch die zweyte Linie aufgehalten. Der König rückte vor, ſtieg vom Pferde und zeigte ſich ſeinen Feinden mit einem beherzten Geſichte. Der Herzog von Alenzon, Prinz vom Geblüte, ſetzte ſich ihm entgegen, in der Hoffnung, den Verluſt wieder gut zu machen. Er ſchickte achtzehn tapfere Leute ab, mit dem Befehl, nicht eher nachzulaſſen, bis ſie den König von England entweder getödtet, oder gefangen bekommen. Heinrich grief dieſe zweyte Linie mit einer Tapferkeit an, die ihn unter die berühmteſten Helden ſetzet. Er fochte zu Fuß, und mengte ſich unter die Feinde, als ob an ſeinem Schickſal wenig gelegen wäre. Die achtzehn Ritter hatten ſich unterdeſſen durchgehauen und einer von ihnen gab dem König mit der Streitaxt einen Hieb auf den Kopf, der ihn eine Zeitlang betäubte. Die andern drangen auf ihn ein, und er würde wohl ſchwerlich entkommen ſeyn, wenn ihm nicht der tapfere David Game und zween andre Befehlshaber das Leben mit dem Verluſt des ihrigen gerettet hätten. Der König machte ſie, da ſie noch einige Zeichen des Lebens von ſich gaben, auf der Stelle zu Rittern, weil er ihre Treue auf keine andre Weiſe zu belohnen wußte. Zu eben der Zeit wurden die 18 Franzoſen mit einander getödtet.

Je hitziger die Schlacht wurde, deſto feuriger wurde der König. Als der Herzog von Gloceſter, ſein Bruder, an ſeiner Seite durch einen empfangenen Schlag auf die Erde fiel, bedeckte er ihn lange Zeit mit ſeinem eignen Leibe. Hierbey bekam er ſelbſt einen Schlag auf den Kopf, wovon er auf die Knie fiel. Doch wurden die Feinde zurück getrieben, und er bekam Zeit, wieder aufzuſtehen. Die Gefahr, der ſich der König ausſetzte, und ſeine entſchloſſene Tapferkeit, flößten ſeinen Völkern eine Art von Wuth ein. Sie warfen ſich einmüthig mit gebücktem Haupt über ihre Feinde her, und brachten dieſelben völlig in Unordnung. Der König ließ ihnen keine Zeit, ſich wieder zu erholen, und brachte ſie zum Weichen.

Der Herzog von Alenzon faßte voller Verzweiflung den Entſchluß, lieber rühmlich zu ſterben, als die Schande Frankreichs zu überleben. Er nahm einige tapfere Leute zu ſich, hieb ſich mit großen Schwerdtſtreichen durch die Engländer, bis er den König fand, der an nichts wenig dachte, als ſich zu verbergen. Er lief auf ihn zu, und indem er ſich zu erkennen gab, hieb er in den König ein mit einer Gewalt, die ihm die Hälfte ſeiner Krone nahm. Heinrich war nicht faul zur Rache. Er warf mit einem Gegenſtreich den Herzog zur Erde, und tödtete zween von ſeinem Gefolge. Der Herzog wurde umringt, und des Lebens beraubt, ſo viel ſich der König Mühe gab, ihm ſolches zu erhalten. Nach dieſem wichtigen Verluſt machten ſich die Feinde offenbar auf die Flucht.

Die dritte Linie der Franzoſen, die noch nicht zum Gefecht gekommen war, hätte die Schlacht

aufs neue anfangen können. Allein der Anblick des greulichen Blutbades ſchreckte ſie ab. Sie zog ſich zurück, und überließ die Flüchtigen von der zweyten Linie der Wuth ihrer nachſetzenden Feinde. Inzwiſchen ließ ſie ſich noch in einer Entfernung ſehen, und ſchien ihre abgemattete Feinde zu erwarten. Der König, welcher ſah, daß ihre Anzahl noch größer wäre, als ſein Heer, ließ ihnen durch einen Herold ſagen, daß, wofern ſie nicht ſchleunig zurück zögen, keine Gnade vor ſie zu hoffen wäre. Dieſe Drohung that ihre Wirkung, und Heinrich blieb im Beſitze des Schlachtfeldes.

Da ſich dieſer Fürſt des Sieges verſichert ſah, bekam er auf einmal Nachricht, daß ſeine Feinde hinter ihm wären, und ſchon das Lager geplündert hätten. Er nahm ſelbſt den Augenſchein davon auf einem kleinen Hügel ein. Er erſchrack, und vermuthete, daß ſich die Feinde wieder geſetzet hätten. Darauf ließ er unter dem Heer bekannt machen, daß man die Gefangenen, die Vornehmſten ausgenommen, tödten ſollte. Der Befehl wurde vollzogen, und er gieng mit ſeinen wieder vereinigten Völkern auf die Feinde loß, die ihn aber nicht erwarteten. Es waren ſolches nur ein Haufen Flüchtige, unter Roberts von Bournonville Anführung, die während der Schlacht das engländiſche Lager plünderten. Der Herzog von Burgund wollte den Anführer, der ein Unterthan von ihm war, am Leben ſtrafen laſſen, allein der Graf von Charolois, ſein Sohn, rettete ihm daſſelbe. Man ſagt, daß dieſer Prinz einen mit Edelgeſteinen beſetzten

ten Degen, der unter dem Geräthe des Königs gefunden worden, von ihm geſchenkt bekommen. Es iſt Schade, daß dieſer herrliche Sieg durch ein übereiltes Blutbad beflecket worden, welches aber doch mit der Noth, in welcher ſich der König befunden, entſchuldigt werden kann.

Nachdem nun Heinrich von allen Seiten ſicher war, dankte er Gott für den ihm verliehenen Beyſtand und unerwarteten glücklichen Ausgang der Schlacht, die er nach dem nahe bey dem Schlachtfelde gelegenen Schloß Azincour nannte.

In dieſer merkwürdigen Schlacht blieben von den Franzoſen, ein Erzbiſchof, drey Herzoge, ſechs Grafen, achtzig Barons, funfzehnhundert Ritter, und zehntauſend gemeiner Soldaten, und die Menge der Gefangenen würde überaus groß geweſen ſeyn, wenn nicht viele nach der Schlacht wären niedergehauen worden. Die Vornehmſten darunter waren die Herzoge von Orleans und von Bourbon, die Grafen von Eu, von Vendome, von Richemont, von Etouteville und der Marſchal von Boucicaut. Auf Engländiſcher Seite blieben außer dem Herzog von York und dem jungen Grafen von Suffolk, nur vier Ritter, ein Edelmann und vierhundert gemeine Soldaten. Die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſetzen der Engländer Verluſt auf ſechshundert, und den ihrigen auf ſechstauſend Mann.

Heinrich hatte ſich nach dem Treffen in ſein voriges Nachtlager bey Masconcelles gezogen, den folgenden Tag ſetzte er aber ſeinen Weg nach Calais fort. Als er an das Schlachtfeld

kam, legte er ſeinen Völkern große Lobſprüche bey, warnete ſie aber auch für allen hochmüthigen Gedanken, weil der Sieg allein Gott zuzuſchreiben wäre.

Einige Tage darauf ſchickte ihm der Herzog von Burgund ein Ausforderungsſchreiben zu, weil er den Tod ſeiner Brüder des Herzogs von Braband und des Grafen von Bevers rächen wollte, die vermuthlich bey dem Niederhauen der Gefangenen getödtet worden. Heinrich, der die Freundſchaft des Herzogs nicht gerne verlohr, antwortete ihm mit vieler Mäßigung. Er ſagte dem Herolden, die Franzoſen müßten ſelbſt Zeugniß geben, daß er an dem Tode der Brüder des Herzogs nicht ſchuld ſey, ſondern daß er ihr Blut von ſeinen eigenen *Unterthanen* fordern müſſe.

Gegen die Mitte des Novembers gieng Heinrich mit den vornehmſten Gefangenen nach England zurück, wo er nach einem ausgeſtandenen harten Sturm den 16den ankam. Er wurde mit allen Freudensbezeugungen und Lobeserhebungen empfangen, und ſeine erſte Sorge gieng dahin, Gott ein Dankfeſt anzuordnen, der ihm einen ſo glücklichen Sieg verliehen. Darauf ließ er die Leichname des Herzogs von York und des Grafen von Suffolk anſtändig beerdigen. Richard, ein Sohn des enthaupteten Grafen von Cambridge wurde der Erbe des Herzogs, der ſeines Vaters Bruder war, und keine Kinder hinterlaſſen hatte.

Ende des erſten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruner, Johann Michael, / Schlegel, Johann Rudolph, / Weisert, Jakob Melchior,

Allgemeine Geschichte derer bekannten Staaten von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten aus sichern Schriften verfaßt

Bd.: 1

1760

Coburg, Landesbibliothek -- Cas A 3756(1)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11929028-3